Fr. Chr. Schlosser's
Weltgeschichte
für
das deutsche Volk.

Zweite Ausgabe.

Mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk
besorgt von
Dr. Oscar Jäger und Prof. Dr. Th. Creizenach.

Mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart.

Zehnter Band.

Oberhausen und Leipzig.
Ad. Spaarmann'sche Verlagshandlung.
1872.

Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen.

Geschichte der neueren Zeit.

II. Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

IV. Die Türken, Ungarn und Böhmen, Heinrich VIII. von England und das deutsche Reich bis zum Ende des Schmalkaldischen Krieges.

1. Die Türken von Mohammed II. bis auf Selim I.

Wir haben früher die Errichtung und Ausbreitung des türkischen Reiches in Europa bis auf die Einnahme von Constantinopel ausführlich erzählt, damit man dem Verfalle der Griechen und dem Wachsthum des neuen, ganz militärischen Staates der Osmanen Schritt vor Schritt folgen könne. In der gleichen Weise die nachherige Geschichte der Türken fortzusetzen, ist für unsern Hauptzweck nicht erforderlich; wir werden daher aus derselben nur ausheben, was für die allgemeine und für die deutsche Geschichte wichtig scheint.

Für die Begründung der türkischen Macht in Europa war Sultan Mohammed II. unmittelbar nach der Einnahme von Constantinopel nicht blos als Eroberer und Feldherr, sondern auch als schlauer Staatsmann und Gesetzgeber thätig. Dies erkennen wir nicht etwa in der Verzeihung und Duldung, welche er nach den türkischen Gräuelthaten in Constantinopel den übrig gebliebenen Griechen verkündigte, die ja nur ein armseliger Rest der Nation waren; wohl aber zeigt es sich in Mohammed's Benehmen gegen den Patriarchen. Er sah nämlich, daß dieser die Seelen der Griechen beherrsche, während der türkische Säbel nur physisch schreckte; er zog daher die Ernennung und folglich auch die Absetzung des Patriarchen an sich und ließ einen Mönch zum Patriarchen wählen, von dem er nicht nur überzeugt sein konnte, daß er sich nie mit den römischen Christen in ein Verständniß einlassen könne, sondern vermittelst dessen er auch die griechischen Christen zu beherrschen gedachte. Die Ernennung und Absetzung der Patriarchen ward später für die Sultane und ihre Minister ein Mittel, Geld von den Griechen zu erpressen, weil das Patriarchat käuflich war und oft den Meistbietenden überlassen wurde.

Schon unter den griechischen Kaisern hatte der scheinbar frei gewählte Patriarch der kaiserlichen Bestätigung bedurft, ehe er sein Amt antreten konnte; dies behielten Sultan Mohammed und seine Nachfolger bei. Unter den griechischen Kaisern war dem neuerwählten Patriarchen ein goldener, mit Edelsteinen und Perlen besetzter Hirtenstab, der als geistliches Scepter galt, sowie ein Pferd aus dem kaiserlichen Stall, welches mit einer kaiserlichen Schabracke und einer weißen Decke geschmückt war, zum Geschenke gemacht worden. Auf diesem Pferde war der Patriarch aus dem kaiserlichen Palast in das Patriarchat gezogen, wo ihm dann von allen Erzpriestern gehuldigt worden war und der Kaiser, auf einem Throne sitzend, ihm den Stab feierlich übergeben hatte. Um den Thron pflegte sich bei dieser Feierlichkeit der ganze Senat mit entblößtem Haupte aufzustellen, der erste Hof-Kaplan sprach den Segen, der Groß-Domesticus aber stimmte den Hymnus und die Gloria an. Hiernach erhob sich der Kaiser von seinem Sitze, und während zu seiner Rechten der Cäsar, zur Linken der Patriarch von Heraklea stand, verbeugte sich der neue Patriarch dreimal gegen die Versammlung und warf sich vor dem Kaiser nieder. Der Letztere hatte dann aufzustehen und, indem er das Scepter ein wenig emporhielt, die Worte zu sprechen: „Die heilige Dreifaltigkeit, welche mir das Kaiserthum geschenkt hat, verleiht dir das Patriarchat des neuen Rom."

Mohammed ließ durch die wenigen Erzpriester, welche dem Tode oder der Sklaverei entronnen waren, jenen Georgius Scholarius oder Gennadius zum Patriarchen wählen, der im entscheidenden Augenblicke statt der Eintracht unversöhnlichen Zwist zwischen Griechen und Lateinern gestiftet und dadurch dem Sultan die Eroberung von Constantinopel erleichtert hatte. Er setzte denselben nicht blos feierlich zum Patriarchen ein, sondern er ertheilte ihm auch ein Diplom, in welchem es hieß: der Patriarch solle von Niemandem belästiget oder gestört werden, und durch keinen Gegner gekränkt oder erschüttert, nebst allen ihm untergebenen Erzpriestern für ewige Zeiten von Steuern und Abgaben frei sein. Bei der Einsetzung lud der Sultan den Patriarchen zu einem freundlichen Mahle und Gespräche im Serail ein und behandelte ihn mit Auszeichnung. Er überreichte ihm, dem alten Herkommen gemäß, einen prachtvoll geschmückten Stab und begleitete ihn sogar in den Hof, wo der Patriarch das ihm nach alter Sitte geschenkte Pferd besteigen sollte. Anstatt der Sophien-Kirche, welche in eine Moschee umgewandelt worden war, wies der Sultan demselben die Kirche der seligen Jungfrau nebst einem angrenzenden Palast an und alle Großen des türkischen Hofes mußten ihn zur Synode des Patriarchats begleiten. — Auch die ganze verödete Hauptstadt suchte der Tyrann, der so viele Menschen hatte niederhauen oder zu Sklaven machen lassen, wieder

mit einer Anzahl Griechen zu bevölkern. Viele Tausende mußten unter Androhung der Todesstrafe aus Sinope, Trapezunt und zumeist aus der genuesischen Kolonie- und Handelsstadt Amastris am schwarzen Meere als Colonisten nach Constantinopel wandern.

Die Regierungsgeschichte Mohammed's II. ist eine zusammenhängende Erzählung von mörderischen Kriegen, von Städte-Zerstörungen, von Verwüstungen ganzer Länder und von grausamen Hinrichtungen und Quälereien; wir wollen daher die Unternehmungen nur im Allgemeinen andeuten, ohne in das Einzelne einzugehen. Mit den Venetianern und Albanesen ward von Zeit zu Zeit Friede geschlossen; der Krieg dauerte aber, diese Unterbrechungen abgerechnet, bis zum Tode des tapferen albanesischen Führers Skanderbeg fort. Der Tribut, welchen Ragusa schon vorher entrichtet hatte, ward gleich im Jahre nach der Eroberung Constantinopels verdoppelt, weil die Ragusaner den geflüchteten Sprößlingen der griechischen Kaiserfamilie Schutz und Zuflucht gewährt hatten. Die türkische Flotte, welche Mohammed II. in dem ägyptischen Meere aufgestellt hatte, beunruhigte und verheerte die Inseln, besonders Chios, Lesbos und den Sitz der Johanniter-Ritter, die Insel Rhodus. In Attika herrschte der Herzog Rainer (Nerio) II. aus dem florentinischen Haus Acciajuoli als türkischer Vasall. Im Peloponnes wurden die beiden Paläologen Thomas in Patras und Demetrius in Mistra, welche einen großen Theil der Städte und Landschaften inne hatten, von den dort angesiedelten Albanesen befehdet. Den Ersteren schickte Mohammed ein Heer zu Hülfe, und als sie einen Tribut von 10,000 Dukaten nach Adrianopel sandten, ertheilte er ihnen einen glänzenden Freiheitsbrief. Schon 1458 aber erhielt der Sultan einen neuen Vorwand, sie zu beeinträchtigen und zugleich Attika seinem Reiche einzuverleiben. Neue Streitigkeiten zwischen den Albanesen und den beiden Paläologen führten nämlich im Juli 1458 das Heer des Sultans in den Peloponnes und nun wurden dort nicht allein unerhörte Grausamkeiten und Metzeleien verübt, sondern auch ganze Gegenden entvölkert und die Bewohner fortgeschleppt. Den Frieden erkauften Thomas und Demetrius durch schweren Tribut. Nichtsdestoweniger blieben ihnen nur wenige Plätze; auch Korinth und das Hexamilon oder der Isthmus wurden damals noch von den Türken verschont. Indessen ward den beiden Paläologen, die nun wieder unter sich Streit anfingen, nur eine kurze Frist gewährt. Schon 1460 mußte Demetrius sich mit einem Jahrgelde und einer Besitzung in Thracien abfinden lassen; Thomas, der schon früher mit Pius II. in Verbindung gestanden, begab sich nach Rom, um dort Schutz zu suchen und nahm, um besser aufgenommen zu werden, aus Patras das Haupt des Apostels Andreas als Geschenk für den Papst mit. So endete die

Herrschaft der Paläologen. In Attika war unterdessen Rainer II. Acciajuoli im Jahre 1453 gestorben und seine Wittwe hatte die Verwaltung des Herzogthums für ihren noch unmündigen Sohn übernommen. Die Verbrechen dieser Frau gaben den Türken bald einen erwünschten Vorwand, auch Attika ihrem Reiche einzuverleiben. Die Herzogin liebte einen jungen und außerordentlich schönen venetianischen Patricier, Contarini, dessen Vater Napoli di Romania für die Republik verwaltete, und bot demselben ihre Hand nebst dem Erbe ihres Kindes an, wenn er die Venetianerin, mit der er vermählt war, aus der Welt schaffen und dagegen sie zur Frau nehmen wolle. Der junge Mann willigte ein; aber Franco Acciajuoli, ein Vetter des unmündigen Herzogs von Athen, der sich beim Sultan aufhielt, bewog diesen, ihm zur Bestrafung des verbrecherischen Paares behülflich zu sein. Dies geschah; als aber hierauf Franco sich der Regierung bemächtigte, zog Mohammed's General Omar, der Sohn Turachan's gegen ihn und beendigte den Streit durch eine Uebereinkunft, nach welcher die Stadt Athen und ihr Gebiet von den Türken besetzt wurde und der mit allen Schätzen abziehende Acciajuoli Theben und Böotien in Besitz nehmen durfte (1456); doch behielt er auch dies nur noch vier Jahre. Die Akropolis von Athen hatte nun eine türkische Besatzung; doch war der Ruhm der Stadt auch den Moslemen nicht fremd geblieben und sie wurde verhältnißmäßig mild behandelt.

Auch Servien, dessen Hauptplätze der letzte Kral, Georg Brancowicz, mit Hülfe Hunyad's und der unter dem tapferen Mönch Capistran ihm aus Italien zuströmenden Kreuzfahrer mit Glück vertheidigt hatte, ward ein Raub der Türken. Georg von Servien hatte drei Söhne hinterlassen, von welchen zwei durch ihren Schwager, Sultan Murad II., grausam geblendet worden waren, der dritte aber, Lazarus, nachdem er den ruhigen Besitz des Landes durch einen sehr drückenden Tribut von Mohammed II. erkauft hatte, im Januar 1458 starb. Die Wittwe des Letzteren, Helena, vermählte, um sich des Beistandes der lateinischen Christen zu versichern, ihre Tochter mit dem Thronerben von Bosnien, Stephan Thomasewicz, und nahm ihr Land vom Papste zum Lehen. Dadurch erbitterte sie ihre Bojaren und Popen und diese riefen dann die Türken herbei. Mohammed fiel in das Land ein, eroberte die festen Städte, sowie auch die Hauptstadt Semendria, schleppte nach des Aeneas Sylvius Bericht über 200,000 Einwohner in die Sklaverei und brachte dagegen Mohammedaner als Colonisten nach Servien. Die Wittwe des Lazarus durfte mit allen ihren Schätzen nach Bosnien auswandern (November 1458). Dieses Land ward vorerst noch verschont; denn der Sultan unternahm in den folgenden Jahren Züge an der asiatischen Küste des schwarzen Meeres bis nach Armenien hin.

Er unterwarf, mißhandelte, entvölkerte und plünderte bald diese, bald jene Provinz oder Stadt Kleinasien's, sowie einzelne Inseln des ägäischen Meeres. Auch über die Donau und Drau hinaus nach Steiermark und Oestreich wurden Streifzüge gemacht, die Moldau verheert und sogar an den Küsten Italiens Räubereien geübt.

Ueber die Wlachen herrschte damals der Woiwode Wlad (Wladislav IV.) mit dem Beinamen des Pfahlkönigs, dessen unerhörte Erfindungsgabe in Bezug auf das Quälen und Martern seiner Unterthanen und der Gefangenen von dem grausamen Sultan als Herrschertugend laut bewundert wurde, als derselbe an Wlad's Residenz vorbei zu der eine Viertelstunde langen und breiten Schädelstätte gelangte. Wlad hatte nämlich im Vertrauen auf einen Bund mit Matthias Corvinus von Ungarn die demüthige Haltung aufgegeben, die er lange Zeit gegen die Pforte beobachtet hatte; er ließ zwei türkische Große, darunter Hamsa, den Pascha von Widdin, martervoll hinrichten. Hierauf zog der Sultan (1462) mit einem gewaltigen Heere über die Donau nach den Waldungen, in die Wlad sich zurückgezogen hatte, und sah am Saum derselben jenes Todtenfeld. Hier erblickte Mohammed 20,000 gespießte oder gekreuzigte Türken und Bulgaren; in der Mitte derselben war die in Seide und Purpur gekleidete Leiche Hamsa Pascha's auf einem höheren Pfahle aufgestellt. Neben den Müttern lagen die Kinder, in deren Leibern Vögel nisteten. Mohammed besiegte den Fürsten der Wlachen und setzte seinen Bruder Radul statt seiner ein (1464). Wlad erbot sich nun, dem Sultan gegen die Ungarn beizustehen; doch gerieth er selbst in die Hände der Letzteren und blieb 15 Jahre in Ofen gefangen. Nach Radul's Tode entkam er und herrschte auf's Neue zwei Jahre lang, ward aber endlich von einem Sklaven ermordet; die Walachei blieb unter türkischer Herrschaft.

Auch die Insel Mitylene oder Lesbos eroberte Mohammed II. im Jahre 1462. Der Herzog Nikolaus, aus der genuesischen Familie Gatelusio, unterwarf sich und ward im Gefängniß erdrosselt, die reichsten Leute mußten nach Constantinopel ziehen, die Leute der Mittelklasse wurden zu Sklaven gemacht, 800 Knaben und Mädchen zu des Sultans Dienst abgeführt. Die geraubten Schätze und Menschen gebrauchte Mohammed II..so, wie die orientalischen Despoten seit den ältesten Zeiten gethan haben. Er ließ Riesen-Bauwerke in kurzer Zeit entstehen und schuf da, wo vorher nur Dörfer gewesen waren, volkreiche Städte. Auch ließ er gleich dem Demetrius Poliorketes und den Ptolemäern Schiffe erbauen, welche von aller Welt bewundert wurden, die aber ebenso wenig nützlich zu gebrauchen waren, als die kolossalen Kanonen, welche er gießen ließ. Auf seinen Befehl wurde unter Andern ein Schiff von 3000 Tonnen erbaut, weil er wahrscheinlich dem ara-

gonisch-neapolitanischen Könige es gleich thun und die Trapezuntier überbieten wollte, von welchen jener ein Schiff von 4000 und diese eines von 900 Tonnen hatten erbauen lassen.

Erst im Jahre 1463 dachte Mohammed an die gänzliche Unterwerfung von Bosnien. Er hatte im vorhergehenden Jahre dem Könige dieses Landes, Stephan Thomasewiez, das Anerbieten gemacht, ihn gegen einen jährlichen Tribut als Vasallen anzunehmen, und dieser hatte seine Aufforderung mit trotzigen Worten abgelehnt. Als Mohammed gegen den König zu Felde zog, konnte dieser und sein Neffe ihm kein Heer entgegenstellen, welches in Hinsicht auf Zahl, Uebung und Abhärtung mit den Türken auch nur zu vergleichen gewesen wäre; wohl aber hätten sie ihre Vesten und unwegsamen Gegenden noch lange vertheidigen können. Der Vezier versprach ihnen daher, daß sie mit ihren Anverwandten und Schätzen das Land sollten verlassen dürfen, wenn sie die Vesten übergäben. Dies geschah; doch blieben viele wichtige Plätze und sogar die zweite Hauptfestung des Landes auch noch unter der folgenden Regierung in der Gewalt der Bosnier Die Türken erfüllten außerdem selten, wir möchten fast sagen nie, was sie den Ungläubigen versprachen, und hieben gewöhnlich diejenigen, denen sie irgend ein Versprechen gegeben hatten, vor allen Anderen nieder. Auf solche Weise waren die Kaiser von Trapezunt, sowie die Herzoge von Athen und von Mitylene treulos gemordet worden. In Bosnien schien es anfangs, als wenn der Sultan das Versprechen halten wollte, welches sein Vezier zu seinem großen Verdrusse gegeben hatte; allein er wartete nur, bis drei andere Fürsten, Constantin, Kowadsch und Paul, durch die scheinbare Erfüllung der ertheilten Zusage getäuscht waren. Diesen wurde versprochen, daß ihnen in einer anderen Gegend Burgen und Herrschaften angewiesen werden sollten; sie kamen hierauf in das türkische Lager und übergaben die Burgen, wurden aber dann sogleich nebst dem bosnischen Könige und seinem Neffen eingekerkert. Die Bosnier verleibte hierauf Mohammed ebenso wie die Albanesen seinem Heere ein. 30,000 Knaben wurden ausgehoben, für den Islam fanatisirt und zu Janitschaaren gemacht. In Bosnien trat der größere Theil des Adels allmählich zum Islam über und half bis auf unsere Zeit das christlich gebliebene Landvolk unterdrücken.

Im Peloponnes, an den Küsten des adriatischen Meeres und in den Gebirgen von Albanien ward fortdauernd Krieg geführt und auch die Venetianer wurden zur See und im Lande fast beständig von den Türken beunruhigt. Die Venetianer vertheidigten Skutari, der Albanese Skanderbeg aber Kroja im Gebirge Jahre lang gegen die ganze türkische Macht. Dies verschaffte dem albanesischen Fürsten und vielen venetianischen Patriciern Gelegenheit, sowohl für ihre eigene Ehre

und ihren Vortheil, als für den Glauben zu kämpfen. Die Geschichte der albanesischen Kriege lautet sehr romantisch. Alle Angriffe Mohammed's wurden von Skanderbeg abgeschlagen und das kleine Kroja widerstand dem Eroberer von Constantinopel auch nach Skanderbeg's Tod (Januar 1467). Die Venetianer vertheidigten Negroponte (Euböa) bis 1470; sie sandten eine Flotte nach dieser wichtigen Insel, um die Besatzung der gleichnamigen Hauptstadt und die Einwohner derselben, welche beide mit gleicher Ausdauer kämpften, gegen das See- und Landheer zu unterstützen, das der Sultan selbst befehligte. Der venetianische Admiral that seine Schuldigkeit nicht völlig; am 11. Juli 1470 wurden die Mauern erstürmt, worauf in den mit Ketten gesperrten Straßen ein entsetzlicher Kampf entstand; 6000 Menschen wurden getödtet, die übrigen in die Sklaverei geführt.

Die europäischen Nachbarländer, welche bis nach Steiermark und Oestreich fast in keinem einzigen Jahre völlige Ruhe hatten, wurden längere Zeit hindurch blos durch streifende Raubzüge beunruhigt, weil des Sultans Hauptheer damit beschäftigt war, zuerst ganz Kleinasien zu unterwerfen und dann die Turkmannen am Euphrat und Tigris, sowie das Reich der Karamanen im nördlichen Syrien zu vernichten. In Mesopotamien, in Diarbekr und im östlichen Theile von Kleinasien oder in Kappadocien waren seit Dschingiskhan's Zeit die Turkmannen eingewandert und zwei verschiedene Horden derselben, welche durch die sonderbare Benennung der Horde des weißen und des schwarzen Hammels von einander unterschieden werden, zogen dort nomadisch umher. Als die Mongolen unter Timur oder Tamerlan einbrachen, wurden die Turkmannen einige Zeit hindurch hart mitgenommen; nach dem Abzuge derselben aber ernteten sie, was Timur gesäet hatte. Khan des weißen Hammels war zu Mohammed's II. Zeit Usunhasan (d. h. der lange oder große Hasan), auch Usong genannt, welcher auch die Horde des schwarzen Hammels zum Theile von sich abhängig gemacht hatte. Mit diesem hatte Mohammed, schon als er gegen Trapezunt gezogen war, Streit gehabt, weil Usunhasan den Tribut, welchen früher die Trapezuntischen Kaiser ihm gezahlt hatten, auch vom Sultan verlangte. Damals hatte Usunhasan's Mutter, Sara, welche wahrscheinlich gleich seiner Gemahlin eine Prinzessin aus dem Hause der Komnenen war, den Streit vermittelt. Später aber hatte Usunhasan, der von Khorasan bis nach Karaman hin herrschte, den durch Mohammed vertriebenen Fürsten von Kastamuni und Karaman Zuflucht gewährt, und dies veranlaßte endlich (1472) nach einer Correspondenz, welche von beiden Seiten zuletzt sehr grob ward, einen Krieg mit den Türken. Mohammed schickte zuerst ein starkes Heer unter seinen ausgezeichnetsten Generalen gegen Usunhasan, der am Euphrat stand; als

aber dieses Heer nur wenig ausrichtete, rückte er selbst vor. Usunhasan gewann ein Treffen und machte viele Gefangene; aber nun drang Mohammed vor und lieferte den Turkmannen (Juli 1473) bei Terdschan eine zweite, weit größere Schlacht, in welcher er selbst und seine zwei Söhne die Osmanen, Usunhasan und seine beiden Söhne die vereinigten Turkmannen des schwarzen und des weißen Hammels anführten. Die Letzteren wurden völlig besiegt. Mohammed begnügte sich mit der Ehre des Sieges, in Folge dessen die starke Festung Karahissar sich ergab, Cilicien mit seinen Häfen erobert und so die Unterwerfung Kleinasiens vollendet wurde. Usunhasan erhielt bald nachher in seiner eigenen Familie, sowie in Schah Ismael, dem Stifter der neuen persischen Dynastie der Sofi in Adserbeidschan (dem alten Atropatene, dem jetzigen persischen Armenien mit der Hauptstadt Tabris oder Tauris) neue Feinde. Seine sieben Söhne und sieben Enkel verloren im Bürgerkriege das Leben und im Jahre 1500 ließ Schah Ismael ihm seine Thronbesteigung anzeigen. Dieser war der Enkel eines von Usunhasan beschützten persischen Scheichs, welcher während der Fehden zwischen den Söhnen und Enkeln Usunhasan's ein Reich in Persien gründete, seit 1514 auch über Hamadan und Diarbekr herrschte und in Tabris seinen Sitz nahm, wo ihn dann unter Sultan Selim I. die Osmanen aufsuchten. Uebrigens wandte Mohammed nach der Verfolgung Usunhasan's sich gegen Kastamuni und Karamanien, und setzte, als die letztere Provinz unterworfen war, seinen jüngsten Sohn Dschem als Statthalter dort ein. In Europa aber streiften während dieser ganzen Zeit türkische Schaaren nach Kroatien, Krain, Kärnthen, Steiermark, Slavonien und Ungarn, verwüsteten dort die Städte und das Land mit Feuer und Schwert, und schickten Sklaven und anderen Raub, sowie Säcke voll Köpfe und Ohren nach Constantinopel, wo ein Preis für dieselben gezahlt wurde.

Nach den siegreichen Unternehmungen des Sultans in Asien und Europa glaubte der Statthalter von Rumelien, der Beglerbeg Suleiman, auch die Venetianer aus Skutari vertreiben zu können. Er erschien 1474 vor dieser Stadt, in welcher Anton Loredano commandirte, stürmte dieselbe mit seinem ganzen Heere acht Stunden lang und hatte schon die Mauern erstiegen, als er mit einem Verluste von 7000 Mann zurückgeschlagen wurde. Nachher lag zwar sein Heer noch lange vor der Stadt, er wagte aber nicht den Sturm zu wiederholen und zog endlich ab, als an der Küste die türkische Flotte von der venetianischen geschlagen worden war. Dagegen fand Suleiman nach einem Raubzuge in die Gegenden von Kroja, aus denen er über 20,000 Menschen fortschleppte, die Gelegenheit, in der Moldau und am schwarzen Meere Eroberungen zu machen. Der Fürst der Moldau, Peter Aaron, hatte

bis 1474 den Tribut, zu dem er sich gegen den Sultan freiwillig verpflichtet hatte, 18 Jahre lang nicht allein pünktlich entrichtet, sondern auch stets selbst an den Hof gebracht; sein Nachfolger Stephan dagegen zahlte entweder gar nicht oder wollte wenigstens nicht persönlich erscheinen. Gegen diesen zog daher am Ende des Jahres 1474 Suleiman mit einer Kriegsmacht von 100,000 Mann. Stephan war kühn genug, sich den Türken mit einem Heere entgegenzustellen, welches aus 40,000 schlecht bewaffneten und fast ganz ungeübten moldauischen Bauern, 5000 ungarischen Soldaten, meistens Szeklern, und 2000 Polen bestand. Am See Rakowitsch, in der Nähe des Flusses Berad, wagte sein schwaches Heer am 17. Januar 1475 (nicht 1474, wie Sismondi sagt) den Türken ein Treffen zu liefern, und es erfocht einen so vollständigen und doch so ganz unerwarteten Sieg, daß man ihn allgemein der unmittelbaren und wundervollen Hülfe Gottes zuschrieb. Nur wenige Türken konnten sich durch die Flucht retten; die Pferde waren in der Schlacht oder durch die große Kälte getödtet worden, die Streiter aber blieben theils auf dem Schlachtfelde, theils fanden sie in der Donau ihren Tod, theils endlich kamen sie auf klägliche Weise in der Walachei um, wo Stephan Alles hatte vernichten lassen, was ihnen zur Nahrung oder zum Schutze gegen die Witterung hätte dienen können. Vier Paschas wurden erschlagen und 100 Fahnen erbeutet. Stephan schickte vier türkische Anführer nebst 36 Fahnen dem König Kasimir von Polen, sowie Ehrengeschenke aus der Beute an Matthias Corvinus und an Papst Sixtus IV.

Statt die Unternehmung gegen die Moldau fortzusetzen, in welcher wenig zu rauben war, schickte der Sultan noch in demselben Jahre seine Flotte aus, um die reichen genuesischen Factoreien am schwarzen Meere und in der Krim, besonders Kaffa (Theodosia), die Hauptniederlage des Landhandels, welchen die Genuesen von der Krim aus bis nach China sehr thätig betrieben, zu erobern. Der Krieg mit den Venetianern ruhte einstweilen, obgleich man mit diesen nicht über einen Frieden einig werden konnte. Als die Türken vor Kaffa erschienen und dasselbe am Anfang des Juni 1475 vier Tage und Nächte lang beschossen, fanden sie die Armenier und Genuesen in der Stadt durch Handelseifersucht entzweit und die Ersteren zur Uebergabe geneigt. Der reichste Platz am schwarzen Meere fiel daher schon am vierten Tage in die Gewalt der Türken. Diese vergalten nachher, wie wir weiter unten sehen werden, den armenischen Verräthern ihren Verrath mit treulosem Morden und Plündern. 40,000 Einwohner wurden als Colonisten nach Constantinopel gebracht, 1500 genuesische Knaben mußten ihrem Glauben entsagen und wurden den Janitscharen einverleibt; die Beute, besonders an Seidenwaaren, war unermeßlich. Asow

oder, wie es damals hieß, Tana und andere befestigte Plätze ergaben sich ohne Widerstand, und das in jenen Gegenden bestehende tatarische Reich kam in Abhängigkeit von den Osmanen. In der Krim nämlich und im Kaptschak oder mit anderen Worten in Orenburg und Astrachan herrschten seit Dschingiskhan's Tode (1227) ebenso, wie in Kasan, Khane der Tataren, deren Familien seit der Zeit von Dschingiskhan's Enkel, welcher das Kaptschak, die Krim und den größten Theil von Rußland unterworfen hatte, miteinander in einem ewigen Kampfe waren. Die letzten dieser Streitigkeiten hatten den Prätendenten des Khanats der Krim, Mengli Giraï, genöthigt, sich nach Kaffa zu flüchten, wo die Genuesen ihm Schutz gewährten. Als die Türken Kaffa erobert hatten, wurde Mengli Giraï ebenso, wie die Glieder der genuesischen Regierung, alle Edlen der Stadt und die Häupter der Armenier, welche Kaffa verrathen hatten, nach Constantinopel gebracht. Hier ließ Mohammed sie alle enthaupten und auch Mengli Giraï hatte schon sein Todesgebet nebst dem letzten zweimaligen Niederwerfen zur Erde verrichtet und erwartete bereits den Todesstreich, als der Sultan sich eines Anderen besann. Ein gewisser Enunekbeg nämlich, durch dessen Hülfe Mengli Giraï vor seiner letzten Vertreibung einige Monate Herr des Khanats gewesen war, hatte im Namen der ganzen Krim um die Zurücksendung desselben und um seine Einsetzung als Oberherr gebeten, und die Erfüllung dieser Bitte schien dem Sultan das beste Mittel zu sein, um die Tataren des südlichen Rußland von sich abhängig zu machen. Mengli Giraï wurde daher am Leben gelassen, mit Fahne und Roßschweif belehnt und nebst einer Anzahl Truppen in die Krim zurückgesandt, damit er als Vasall der Türken sich der Herrschaft bemächtige.

Die bei Rakowitsch durch die Moldauer erlittene Niederlage rächte der Sultan erst im Juli 1476. Er erfocht damals im weißen Thale einen Sieg über die Moldauer und ihren Fürst Stephan und ließ nach demselben ganze Pyramiden von Menschenköpfen auf dem Schlachtfelde errichten. Stephan selbst entkam damals, und auch die beiden Festungen desselben behaupteten sich gegen die stürmenden Türken. An den Ungarn und Polen rächte sich Mohammed durch Streifzüge, während zugleich Krain und Dalmatien wiederholt geplündert, die bewohnten Orte dieser Länder verwüstet und die Einwohner zu Tausenden fortgeschleppt wurden.

Die Venetianer führten, als sie nach einer anderthalbjährigen Ruhe wieder angegriffen wurden, den Krieg an den Küsten und in den Gebirgen Albaniens mit jener spartanischen Tapferkeit und Ausdauer, welche ihre Patricier auszeichnete. Der Proveditore Francesco Contarini erfocht im September 1477 einen Sieg über das türkische Heer, wel-

ches Kroja belagerte. Die Türken hoben jedoch deshalb die Belagerung dieser Stadt nicht ganz auf und fielen einen Monat nach Contarini's Siege sogar in Oberitalien ein. Sie verheerten damals das Land am Tagliamento, an der Piave und am Isonzo, und die Venetianer erblickten von ihren Kirchthürmen herab weit und breit ein Flammen-Meer. Behaupten konnten und wollten die Türken sich freilich in Italien um so weniger, als sie jetzt Kroja und Skutari zu erobern beschlossen. Im Januar 1478 nahmen endlich die Venetianer die harten Bedingungen an, unter denen ihnen der Frieden angeboten wurde; denn sie hatten die ganze Last des Krieges allein zu tragen, weil sowohl der König von Neapel, als auch Matthias Corvinus von Ungarn und der König von Polen sich mit den Türken absanden. Der Sultan verlangte die Räumung von Kroja, von Stalimene oder Lemnos, von der Landschaft Maina im Peloponnes und von allen im letzten Kriege eroberten Orten, sowie hunderttausend Dukaten. Zu allem diesem verstanden sich die Venetianer; unglücklicher Weise hatte aber der Gesandte, welchen sie im Januar 1478 nach Constantinopel schickten, keine Vollmacht, auch noch einen jährlichen Tribut von 12,000 Dukaten zu versprechen. Der Gesandte mußte deshalb erst nach Venedig zurückkehren und als er im Mai mit der Einwilligung des Senats zurückreiste, traf er den Sultan schon mit seinem ganzen Heere auf dem Marsche nach Albanien. Jetzt forderte Mohammed auch noch den Besitz von Skutari.

Die Stadt Kroja, welche ein Jahr lang eingeschlossen gewesen und ganz ausgehungert worden war, ergab sich schon am 15. Juni 1478. Die Türken versprachen den tapferen Vertheidigern derselben freien Abzug; kaum waren aber die Letzteren bis in die Ebene geleitet worden, als man die Angesehenen unter ihnen in Fesseln legte und die Anderen zusammenhieb. Auch in der Stadt Skutari (dem Scodra der Alten) vertheidigten sich die Venetianer ebenso damals, wie früher mehrere Jahre lang heldenmüthig und leisteten einen von ganz Europa bewunderten Widerstand. Freilich mußte das Schicksal der Vertheidiger von Kroja die Bürger und die Besatzung Skutaris von jeder Kapitulation abschrecken. Der von den Letzteren geleistete Widerstand ward nachher von Dichtern und Rednern gepriesen, und namentlich hat einer jener Italiener, welche damals in klassischem Latein dichteten, die Vertheidigung von Skutari durch die Venetianer ebenso in einem epischen Gedichte beschrieben, wie Homer die zehnjährige Belagerung von Troja. Die Anstrengungen der Belagerer, ihre ungeheueren Anstalten, ihr kolossales Geschütz und die Wurfmaschinen, aus denen sie Brennmaterialien und schwer zu löschendes Feuer in die Stadt warfen, sowie die Gegen-Anstalten und die Ausdauer der Venetianer

zu beschreiben, ist hier der Ort nicht; wir bemerken nur, daß die Türken in der Zeit vom Juli bis zum September zweimal wüthend stürmten und beide Male zurückgeschlagen wurden. Als endlich in der Mitte des September 1478 die Noth der Belagerten aufs Höchste gestiegen war und ihnen kein Mittel der Rettung übrig zu sein schien, erhielt ihr Befehlshaber die Nachricht, daß ein venetianischer Gesandter nach Constantinopel unterwegs sei, um durch die Bewilligung der türkischen Forderungen den Frieden zu erkaufen. Die heldenmüthigen Vertheidiger der Stadt behaupteten sich hierauf noch einen ganzen Monat lang, und capitulirten erst dann, als sie gewiß wußten, daß man über einen Frieden einig geworden sei. Die Hauptbedingung dieses Friedens war die Uebergabe von Skutari, jedoch mit der Clausel, daß die Bewohner der Stadt entweder ungestört unter türkischer Herrschaft in derselben bleiben oder mit ihrer Habe abziehen dürften. Sie wählten das Letztere, sicherten aber, durch Krojas Schicksal gewarnt, ihr Leben und ihre Freiheit dadurch, daß sie sich Geißeln der Erfüllung jenes Versprechens geben ließen. Auch Alessio, die Stadt, in welcher Skanderbeg sein Leben geendigt hatte, war kurz vorher in die Gewalt der Osmanen gefallen. Nach der Einnahme dieser Stadt stritten die Türken sich um Skanderbeg's Gebeine, die sie als Reliquien verehrten, und vertheilten dieselben in kleinen Stücken unter sich, weil sie sie für Zaubermittel des Sieges im Waffenkampfe hielten.

Der Frieden mit Venedig wurde am 26. Januar 1479 in Constantinopel unterzeichnet. Er war vortheilhafter, als man hätte erwarten sollen, da Skutari schon vor der Unterzeichnung gefallen war. Die Festungen kamen zwar an die Türken, aber die Besatzungen, Geschütze und Waffenvorräthe derselben durfte Venedig an sich nehmen. Die Republik zahlte außerdem nur 100,000 Dukaten, obgleich man vorher 150,000 von ihr gefordert hatte. Sie erhielt ferner Alles, was sie vor dem Ausbruch des Krieges in Albanien, Morea und Dalmatien besessen hatte, mit Ausnahme von Kroja und Skutari zurück, und durfte in Constantinopel einen Bevollmächtigten, Bailo genannt, halten, welcher zugleich die bürgerliche Gerichtsbarkeit über seine Landsleute übte. Als Abfindungssumme für alle von den Venetianern einzuführenden Waaren sollten sie jährlich 10,000 Dukaten zahlen. Dies war das rühmliche Ende des Krieges, welchen Venedig, kurze Unterbrechungen abgerechnet, 16 Jahre hindurch mit dem welterobernden Sultan geführt hatte. Obwohl das christliche Europa mit Einschluß des Papstes Sixtus IV. die Republik in diesem gewaltigen Kampfe nur matt unterstützt hatte, glaubte man ihm doch des Friedens wegen Vorwürfe machen zu dürfen. Im Juli 1480 geschah das lang Gefürchtete, daß die Osmanen in Italien selbst landeten; Otranto wurde

von ihnen erstümt, der Befehlshaber nach einem barbarischen Brauch mit der Säge getödtet, die Geistlichen in der Kirche mißhandelt, auch das Gebiet von Tarent und Brindisi verheert (1480). Gerade um diese Zeit verschafften sich die Venetianer von der Pforte den Besitz der ionischen Inseln Zante (Zakgathos) und Cephalonia; diesmal waren es der Papst und der König von Neapel, welche sich zu Gunsten der Christenheit anstrengten. Vor Allem aber war es dem plötzlichen Tod des Sultans zuzuschreiben, daß diese erste Landung erfolglos blieb und die Türken mit dem Versprechen freier Rückfahrt zufrieden waren, das man ihnen jedoch nicht hielt.

Unter den übrigen Kriegen und Raubzügen, welche Mohammed nach dem Frieden mit Venedig noch unternehmen ließ, verdient hier nur sein Angriff auf Rhodus Erwähnung, weil die Besitzer dieser Insel, die besonders aus Franzosen, Italienern und Spaniern bestehenden Johanniterritter, damals den Ungläubigen und ihrem Helden Trotz boten, nachdem sie schon ein Jahr vorher den Tribut verweigert hatten, der von ihnen früher angeboten und bezahlt worden war. Die Türken hatten 1479 mit dem Orden einen Frieden auf zwei Jahre geschlossen, wahrscheinlich in der Absicht, die Ritter einzuschläfern und sie dann plötzlich anzugreifen; der Großmeister desselben, Pierre d'Aubusson, hatte sich aber nicht täuschen lassen. Er wußte, daß diese wilden Räuber weder Treue, noch Glauben, noch Eide achteten, und schloß deshalb nicht nur mit dem Sultan der Mamlukken von Aegypten, dessen militärisches Reich damals ebenfalls von Mohammed bedroht wurde, sowie mit dem Fürsten von Tunis einen Vertrag, um die Insel Rhodus mit dem nöthigen Getreide versehen zu können, sondern er traf auch zugleich militärische Anstalten, wie wenn die Türken schon vor den Thoren ständen In der That erschien auch, ungeachtet des im Herbst 1479 geschlossenen Friedens, schon im Mai des folgenden Jahres bei Rhodus eine Flotte von 160 großen und kleinen Schiffen, welche ein zahlreiches Heer ans Land setzte, das aber zum Glück für die Ritter von dem geizigen Musih Pascha befehligt wurde. Das Heer der Belagerer soll 100,000 Mann stark, ihr Geschütz unwiderstehlich gewesen sein. Unter den Kanonen werden 16 kolossale aufgeführt, deren jede 18 Schuh lang war und Kugeln von neun bis elf Spannen schoß. In Rhodus führte Pierre d'Aubusson den Oberbefehl unbeschränkt; er hatte sämmtliche Ordensbrüder, die sich in Europa aufhielten, zur Hülfe entbieten lassen und sie kamen meist noch rechtzeitig an.

Die Geschichte der drei Monate lang fortgesetzten Belagerung der Hauptstadt von Rhodus und die von den Rittern und ihrem Großmeister vollbrachten Heldenthaten zu erzählen, erlaubt der Zweck dieses Werkes nicht; doch müssen wir hervorheben, daß das Geschick oder

die Vorsehung den Rittern günstiger war als den Türken, wenn auch nicht, wie man zu erzählen pflegt, die heilige Jungfrau sie durch Wunder unterstützte. Ein deutscher und zwei griechische Renegaten hatten den Türken alle schwachen Stellen bezeichnet, sie zu einem Angriff ermuntert, den sie selbst leiten wollten, und sie auf die von ihnen in der Stadt unterhaltenen Einverständnisse vertröstet; aber die beiden griechischen Verräther kamen gleich beim ersten Angriffe um und der deutsche Werkmeister, welcher unter dem Vorwande, daß er seinen Abfall vom Glauben bereue, zu den Rittern zurückgekehrt war, wurde auf einer neuen Verrätherei ertappt und büßte seine Schuld durch Folterung und Hinrichtung. Nachdem der erste Sturm, welcher am 19. Juni 1480 Statt fand, vereitelt worden war, unternahmen die Türken am 28. Juli einen zweiten, bei welchem die Ritter offenbar durch Musih Pascha's Habsucht gerettet wurden. Die Türken hatten schon den Wall erstiegen und waren im Begriffe, von demselben herab in die Stadt einzudringen, als sie unerwarteter Weise wieder zurückwichen. Die gläubigen Geschichtschreiber der Ritter erzählen, daß im entscheidenden Augenblicke ein goldenes Kreuz in den Wolken gesehen worden sei und daß eine Jungfrau, welche mit Schild und Lanze gerüstet und von einem Gefolge himmlischer Streiter umgeben gewesen sei, in den Reihen der Ritter kämpfend, die Türken zurückgetrieben habe. Nüchterner ist die Erzählung der Türken, welche berichten, es sei nach einem furchtbaren zweistündigen Handgemenge schon ein Theil der Belagerer in die Stadt eingedrungen gewesen, als Musih Pascha plötzlich habe ausrufen lassen, daß alle Beute, welche gemacht werde, allein dem Sultan und ihm gehöre und von diesem Augenblicke an habe keiner mehr den gefährlichen Kampf wagen wollen. Nachdem auch dieser zweite Sturm vereitelt war, schiffte sich das türkische Heer wieder ein. Es hatte nach den Angaben bei Hammer-Purgstall, der uns als Quelle gilt, einen ungeheuren Verlust erlitten; denn es waren während der drei Monate 9000 Mann getödtet und 15,000 verwundet worden. Musih Paschah ward bei seiner Ankunft in Constantinopel vom Sultan degradirt.

Mohammed II. ging gleich darauf mit seinem Heere nach Asien über, obgleich er schon die Krankheit empfand, die ihn bald nachher hinraffte. Er starb am 3. Mai 1481 im Lager bei Gebise in Kleinasien, noch nicht 52 Jahre alt. Ihm folgte sein ältester Sohn, Bajesid II., welcher bis zum Jahre 1512 regierte. Der neue Sultan mußte gleich seinem Vater schon bei seinem Regierungsantritt das Reich den Janitscharen durch ein Geschenk abkaufen, wie es die römischen Kaiser von den Prätorianern hatten kaufen müssen. Diese verderbliche Sitte erhielt sich nachher bis zum Jahre 1774. Bajesid II.

mußte aber der zügellosen Miliz außerdem noch Vergebung dafür ertheilen, daß sie, als sein Vater gestorben war, sich aus Asien nach Europa begeben, alle reichen Leute, sowie die Juden geplündert und den Großwesier erschlagen hatte. Bajesid's Bruder, Dschem, versuchte zwar zweimal, ihm den Thron streitig zu machen, scheiterte aber beide Male. Die weiteren Schicksale dieses unglücklichen Prinzen bis zu seinem Tode in Neapel (1495), welche einem tragischen Roman gleichen, sind von uns bereits früher dargestellt worden. Seine Person war immer ein Schreckbild für seinen Bruder Bajesid, da man ihn als Prätendenten benutzen konnte; aber auch ohnedies war der Sultan mehr von Vorliebe für friedliche Beschäftigungen, als von Ehrgeiz beseelt. Er erneute die Angriffe auf Unteritalien nicht; er sah ruhig zu, wie die Venetianerin Catarina Cornaro als verwittwete Königin von Cypern ihre Rechte auf die große und wichtige Insel an die Republik abtrat (1489). Die Kriege, die seit 1492 in den nördlichen Grenzländern ausbrachen, wurden mit abwechselndem Glücke geführt und mit Venedig im Jahr 1503 ein Friede abgeschlossen, der nachher bei Verträgen zwischen dem Sultan und anderen christlichen Staaten als Muster diente.

Wir glauben für unseren Zweck alsbald zu den beiden letzten Jahren der Regierung Bajesid's II. übergehen zu können, weil hier von der türkischen Geschichte nur so viel aufgenommen werden soll, als zum Verständnisse der allgemeinen Geschichte unentbehrlich scheint. Die Hauptsache in Bajesid's Leben ist der unter ihm recht deutlich in die Augen springende Charakter des Sultanats der Osmanen. Unter Bajesid II. ward es nämlich ganz klar, daß die Janitscharen Herren des Reiches waren, und daß nur ein Prinz, welcher ihre Raubsucht befriedigte und gleich ihnen blutig grausam war, sich auf dem Thron behaupten konnte, daß also das Reich verloren war, sobald sich unter den Söhnen des Sultans kein Wütherich befand, der zum Autokraten wilder Horden tauglich war. Bajesid II. hatte vier Söhne. Diesen allen hatte er Statthalterschaften anvertraut, was nach seinem Tode nothwendig inneren Krieg veranlassen mußte, weil es bei den Türken hergebracht war, daß der Erbe des Reiches seine Brüder hinrichten ließ, und weil also die Letzteren Alles aufbieten mußten, um ihr Leben zu retten. Dieser innere Krieg begann aber schon vor Bajesid's Tode. Der Sultan hatte nicht nur seinen ältesten Sohn, welcher nachher bald starb, für untüchtig erklärt, sondern auch den zweiten, Korkud, einen gebildeten, wissenschaftlichen und weichlichen Prinzen, von der Regierung ausgeschlossen und das Reich dem dritten, Ahmed, bestimmt. Allein nicht dieser, sondern der vierte Sohn, Selim, besaß alle jene furchtbaren Eigenschaften, deren ein Regent der mordenden

und raubenden Türken bedurfte. Selim, ein gelehrter und in theologischer Dichtung bewanderter Mann, war noch unmenschlicher, blutgieriger und treuloser, als sein Großvater Mohammed II. Er hatte die Statthalterschaft Trapezunt erhalten, die ihm keine Gelegenheit darbot, den Augenblick des Todes seines Vaters zu benutzen oder Raubzüge über die Grenzen zu machen. Er forderte daher von seinem Vater drohend ein Sandschack in Rumelien oder doch wenigstens das Recht, den Vater besuchen zu dürfen. Beides ward ihm verweigert. Er begab sich endlich zu seinem Sohne Suleiman, welchem Bajesid in der Krim eine Statthalterschaft gegeben hatte. Mit den Truppen Suleiman's und mit einigen Tataren, die ihm der Khan zu werben vergönnte, machte Selim Streifzüge, brach in Tscherkessien ein und suchte endlich sogar an der Spitze eines kleinen Heeres seinen Vater plötzlich zu überfallen. Das Letztere mißlang jedoch, und der Vater lagerte sich dem Sohne gegenüber bei Adrianopel. Hier vermittelte der Beglerbeg von Rumelien einen Frieden zwischen Beiden. Bajesid ließ zwar seinen Sohn nicht vor sich, gewährte ihm aber die hauptsächlichsten Forderungen. Selim erhielt nicht nur, statt seiner asiatischen Statthalterschaft, Semendria, Widdin und Aladschahhissar, sowie sehr reiche Geschenke, sondern der Vater versprach ihm auch, daß er nicht das Reich noch vor seinem Tode dem unkriegerischen und weichlichen Ahmed übergeben wolle. Die Besorgniß, daß dies geschehen werde, hatte den Selim hauptsächlich zu seinem Zuge nach Adrianopel bewogen.

Vater und Sohn schieden in Frieden von einander. Der Letztere traute jedoch mit Recht dem Vater nicht, weil derselbe große Vorliebe für Ahmed hatte und der Vezier Ali Pascha Alles aufbot, um diesem das Reich zu verschaffen. Er kehrte auf dem Wege nach Semendria wieder um, als er erfuhr, daß Ahmed den Sultanstitel angenommen habe, und daß auch der ältere Bruder, Korkud, aus seiner Statthalterschaft herbeieile, um sein Recht mit den Waffen zu behaupten. Der Letztere ward unterwegs von einer Schaar Schiiten oder mohammedanischer Ketzer überfallen und ausgeplündert; Ahmed aber hatte in Constantinopel den Vezier und eine Partei für sich. Selim bemächtigte sich der Stadt Adrianopel und nahm dort (Juni 1511) eine Art Revolution vor; denn er öffnete die Gefängnisse, leerte die Kassen aus und setzte die Obrigkeiten ab. Dann traf er Anstalten, nach Constantinopel zu marschiren; dadurch ward sein Vater genöthigt, mit einem Heere gegen ihn auszuziehen. Zwischen Constantinopel und Adrianopel, bei Tschorli, trafen Vater und Sohn zusammen und der Letztere erlitt eine Niederlage. Das größtentheils aus Tataren bestehende Heer Selim's verlor einige tausend Mann an Todten, die Uebrigen wurden versprengt, Selim selbst aber erreichte nur mit Mühe die Seeküste.

Er begab sich wieder nach der Krim, wo ihn sein Schwiegervater, der Tatar-Kahn, freundlich aufnahm. Dieser unterstützte ihn auch, als Selim bald darauf von Unzufriedenen nach Constantinopel gerufen wurde.

Korkud war, wie wir wissen, nach Brusa geeilt, um seinem Bruder Ahmed den Thron streitig zu machen, unterwegs aber von Räuberbanden ausgeplündert worden. Diese Schaaren übten furchtbare Räubereien auf türkischem Gebiet und hatten einen Anführer, der sich einen Sklaven des Schah von Persien nannte und daraus den Titel Schahkuli gemacht hatte, welchen die Türken mit einer leisen Veränderung in Schatankuli, d. i. Sklave des Teufels, umwandelten. Sie zogen, als sie Korkud überfallen und geplündert hatten, auch gegen Ahmed zu Felde; der Vezir Ali Pascha rückte ihnen aber entgegen und schlug sie in einem Treffen, in welchem er selbst ebenso wie Schahkuli erschlagen wurde. Jetzt, als Ahmed seinen Schützer verloren hatte, richteten die nach Raub und Beute der Nachbarn, nach Morden und Brennen begierigen Janitscharen ihre Augen auf Selim, dessen beide ältern Brüder unkriegerisch waren. Auch geben in der That die Verheerungen und Plünderungen, welche die Janitscharen im August 1511 unter Bajesid's Augen in Constantinopel verübten, und der Krieg, den Ahmed in Asien mit Rebellen, sowie mit seinen Neffen und Verwandten führte, den Beweis, daß die Janitscharen und alle Freunde des alten Türkenthums Recht haben mochten, wenn sie behaupteten, Selim allein sei im Stande, das türkische Reich durch dieselben Mittel zu erhalten, durch die es gegründet worden war. Selim erhielt einen Wink, und da sein Vater selbst ihn zu sich einlud, so verließ er im Januar 1512 die Krim, begleitet von 3000 Reitern, von denen die Hälfte aus Tataren bestand. Schon im März forderten die Janitscharen ihn von seinem Vater zum Anführer gegen Ahmed, der in Asien den Sultan spielte. Der alte, schwache Bajesid gewährte die Bitte. Hierauf reiste der Aga der Janitscharen dem Selim entgegen und dieser hielt am 19. April 1512 seinen feierlichen Einzug in Constantinopel. Jetzt mußte der Vater dem Sohne weichen.

Schon am 25. April übernahm Selim I. die Regierung, und Bajesid schickte sich an, nach Demotika zu reisen, welches ihm zum künftigen Aufenthalt angewiesen war. Er gelangte jedoch nicht dahin, sondern starb am 25. Mai unterwegs; seine Regierung hatte 31 Jahre gedauert. Die Nachricht, daß er auf Anstiften seines Sohnes von seinem jüdischen Arzt vergiftet worden sei, wird von Vielen geglaubt und auch Hammer findet sie wahrscheinlich. Wir legen keinen Werth auf die Feststellung dieser Sache, da es in dem Leben eines so entsetzlichen Wütherichs, wie Selim war, ganz unbedeutend ist, ob er eine oder

auch hundert Gräuelthaten mehr oder weniger verübt hat. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung (von Mai 1512 bis Mai 1513) vergoß Selim schon unsäglich viel unschuldiges Blut. Seine beiden Brüder Korkud und Ahmed, sowie seines Vaters Großwesier wurden gemordet und außerdem nicht blos die Söhne jener beiden Brüder, die sich gegen ihn wehren wollten, sondern auch die des verstorbenen ältesten Bruders unter seinen Augen geschlachtet. Selbst einen siebenjährigen Knaben, der ihn mit den rührenden Worten, er wolle ihm ja gern für einen Asper täglich dienen, um sein Leben bat, verschonte Selim nicht. Was Ahmed's Ende betrifft, so würde dieser, der Versicherung seiner Zeitgenossen zufolge, nach einem Siege, den er am 14. April über Selim's Heer erfocht, Reich und Leben gerettet haben, wenn er seinen Sieg verfolgt hätte; allein eine Zögerung von acht Tagen stürzte ihn in das Verderben. Selim sammelte nämlich seine Leute schnell wieder und erfocht, durch Tataren verstärkt, 10 Tage nach seiner Niederlage den entscheidenden Sieg bei Jenischehr. Ahmed selbst ward gefangen. Er bat vergebens seinen Bruder um eine Audienz. Selim ließ ihn durch denselben Kämmerer Sinan enthaupten, der auch den älteren Bruder Korkud hingerichtet hatte.

2. Selim I.

Von Selim's I. Zeit an bis in das 18. Jahrhundert hinein ist die Geschichte Ungarns und Oesterreichs mit einander verbunden; wir nehmen daher den Faden der ungarischen und böhmischen Geschichte da wieder auf, wo wir ihn früher haben fallen lassen, nachdem vorher nur noch in der Kürze die großartigen Unternehmungen erwähnt worden sind, welche Selim I. in den wenigen Jahren seiner Regierung (1512—1520) machte. Diese Geschichten werden berichtet, um eines Theils zu zeigen, wie furchtbar die Kriegsmacht war, welche zu Karl's V. Zeiten nach Deutschland vordrang, und um anderen Theils wenigstens anzudeuten, warum Selim's Namen so schreckenerregend ward, und warum dieser Sultan einen Platz neben Timur und anderen Wütherichen verdient, welche viele Tausende von Menschen muthwillig geschlachtet haben.

Selim I. hatte in Asien vor seiner Rückkehr nach Constantinopel zwei Brüder, fünf Neffen und jeden, der mit einem derselben in Verbindung gestanden hatte, aus der Welt schaffen lassen; gegen die Ungarn aber, sowie gegen die Moldauer, Wlachen, Venetianer und Russen, welche Gesandte an ihn schickten, bewies er sich im Widerspruch mit seiner gewöhnlichen Art sehr freundlich. Die Feindseligkeiten mit den Ungarn beschränkten sich während seiner Regierung auf gegenseitige Streif- und Raubzüge. Selim wollte vor allen Dingen den Schah

von Persien, das Haupt der Schiiten oder Ketzer, angreifen und die Länder Diarbekr, Kurdistan und Mesopotamien seinem Reiche einverleiben. In Persien herrschte damals der Stifter der Dynastie der Ssofi's, Schah Ismael. Dieser war ein Eroberer wie Selim. Er hat in den 14 Jahren seiner Regierung vierzehn Provinzen erobert und die Beherrscher derselben, nämlich den Schah von Schirwan, den Schah von Masanderan, den Herrscher des weißen und des schwarzen Hammels (s. oben), den Regenten von Sulkade und den Beherrscher der Usbeken, Scheibeck Khan, hinrichten lassen; die Haut des Letzteren sandte er dem Sultan Bajesid II., den Schädel ließ er in Gold fassen und gebrauchte ihn als Trinkbecher. Mit dem Sultan der Osmanen gerieth Schah Ismael aus mehreren Ursachen in Krieg. Er war nämlich nicht nur in Kleinasien eingefallen, sondern hatte auch zwei Söhne Ahmed's, welche ihm von diesem als Geißeln übergeben worden waren, und einen dritten, Murad, der sich nach seines Vaters Ermordung zu ihm geflüchtet hatte, in Schutz genommen; überdies war er als Kaiser der Ketzer dem Sultan Selim und seinen Osmanen ein Aergerniß. Wie wichtig der letztere Umstand war, geht unter Andern daraus hervor, daß Selim, um die Ketzerei der Schiiten in seinem Reiche nicht aufkommen zu lassen, schon vor seinem Zuge nach Asien eine Art Bethlehemitischen Mordens in seinem Reiche anordnete. Der Sultan ließ nämlich in jeder Statthalterschaft alle Schiiten männlichen Geschlechtes vom siebenten bis zum 70. Jahre aufzeichnen und nachher insgesammt, etwa 40,000 an der Zahl, auf einmal tödten.

Nach einem groben Briefwechsel mit dem Schah führte der Sultan, im Mai 1514, die ganze osmanische Kriegsmacht nach Kleinasien. Schon in Siwas, wo Selim im Juni 1514 Heerschau hielt, war die osmanische Reiterei durch die anstrengenden Märsche und durch die Leiden in wüsten Gegenden zu Grunde gerichtet worden. Obgleich nun die Perser eine vortreffliche Reiterei hatten, so setzte doch Selim seinen Marsch fort, weil er auf die Kurden, welche Sunniten waren, rechnete, und weil die Perser weder Flinten noch Kanonen hatten, mit denen der Sultan reichlich versehen war. Er zog gerades Weges gegen Tabris, die Residenz des persischen Schah, los, und gewann bei Tschaldiran am 23. August 1514 eine entscheidende Schlacht. Nach diesem Siege eroberte er nicht nur die feste Stadt Diarbekr (Amid), sondern auch Tabris. Er hielt jedoch nicht für klug, den Winter über in dem unwirthlichen Gebirge jener hohen Gegenden zu verweilen, zumal da seine Janitscharen murrten und jeder Despot ein Sklave seiner Kriegsknechte ist. So zog er denn durch Armenien nach Amasia und brachte dort den größten Theil des Winters zu. Auf diesem Zuge mißhandelten er und die Janitscharen um die Wette die Bewohner des Landes,

wobei er, wenn die Soldaten es gar zu arg machten, einige seiner Minister und Beamten enthaupten ließ, wie wenn diese Schuld daran wären. Er selbst wüthete gegen Freund und Feind, ließ den Friedensboten des Schah einkerkern und in Amasia Hunderte von ungarischen Köpfen, die ihm dahin geschickt worden waren, vor sich aufthürmen. Von Amasia kehrte er bald nach Adrianopel zurück, wo er gegen einen anderen Feind Rüstungen machte; den persischen Krieg aber überließ er seinen Generalen.

Dieser andere Feind war der alte turkomanische Beherrscher von Sulkader im oberen Mesopotamien, der sich als einen Vasallen des Mamlukkensultans in Kairo betrachtete; er wurde im Frühjahr 1515 in der Nähe des Euphrat von Selim besiegt, sein Kopf als ein Drohungszeichen nach Kairo gesandt und sein Land als osmanisches Lehen einem Gegner des aegyptischen Sultans übergeben. Inzwischen sammelte der besiegte Schah Ismael ein neues Heer, kehrte nach Tabris zurück und ließ Diarbekr, welches Kurden und Osmanen zur Besatzung hatte und von ihnen tapfer vertheidigt ward, belagern. Seine Truppen, welche kein Geschütz hatten, hielten Diarbekr fast ein ganzes Jahr lang fruchtlos eingeschlossen, bis endlich das türkische Heer, das weiter gegen den Euphrat vordringen sollte, eintraf. Die Perser wurden damals von Ismael's Schwager, Karachan, angeführt. Auch dieser war im Vertrauen auf seine vortreffliche Reiterei unvorsichtig genug, gegen die Flinten der Janitscharen und gegen ein von Griechen und Slaven gut bedientes grobes Geschütz im offenen Felde ein Treffen zu wagen. Er wurde unweit der Stadt Kodschhissar geschlagen, sein Heer gänzlich zerstreut und er selbst durch einen Flintenschuß getödtet. Die Folge seiner Niederlage war, daß die Städte am Tigris preisgegeben wurden und die Osmanen die ganze Provinz Diarbekr, sowie die Städte Nisibin (die Hauptstadt Mesopotamiens), Dara, Majafarekin, Roha, Rakka (Circesium), Harran oder Karrhä, Mosul (an der Stelle des alten Niniveh) und andere eroberten. Auch ganz Kurdistan ward dem osmanischen Reiche einverleibt, jedoch nicht als Provinz; denn die Stammhäupter der Kurden behielten ihre Bergschlösser und ihr altes Ansehen.

Durch die Errichtung der Statthalterschaften Diarbekr, Roha (Edessa) und Mosul ward das osmanische Reich mit dem Sultanat von Aegypten in unmittelbare Berührung gebracht. In Aegypten bestand seit den Zeiten der letzten Kreuzzüge das militärische Reich der Mamlukken. Zuerst herrschten dort die Bahariten oder die Mamlukken von der See, die Nachkommen eines kühnen Kriegers, den man von seinem Schlosse am Nil Baheri nannte, dann die tscherkessischen Mamlukken. Das Reich der Letzteren war ein Wahlreich und das Wahlrecht hatte die

Leibgarde der 24 Bege oder Bei's. Diese Bege bekleideten die vornehmsten Aemter und Würden und waren die angesehensten unter den Soldaten des vornehmsten Theiles der Truppen oder mit anderen Worten unter den aus Tscherkessien eingeführten Sklaven, welche ursprünglich von einem der Bege zu seinem besonderen Dienste eingekauft worden waren. Diesen Soldaten zunächst standen die aus dem inneren Afrika nach Aegypten gebrachten kräftigen Sklaven, welche dem Heere einverleibt waren; den dritten Theil der Truppen aber bildete ein Gemisch von Söldlingen. Beherrscher von Aegypten und Syrien war seit 16 Jahren der 80 Jahre alte Kanßu Ghawri. Gegen diesen rüstete Selim 1515 in Adrianopel einen Kriegszug, der ihm das Schutzrecht der heiligen Städte Mekka und Medina, das Geleitsrecht der dahin wallfahrenden Pilger und somit den Osmanen und ihrem Sultan den unbedingt ersten Rang in der mohammedanischen Welt verschaffen sollte.

Selim's Plan galt vorerst nur der Eroberung von Syrien, dessen nördlichen Theil seine Generale bereits den Persern entrissen hatten. Syrien war seit Saladin's Zeit fast beständig mit Aegypten verbunden gewesen. Selbst Timur's Einfall hatte dort nur kurze Zeit hindurch die aegyptische Herrschaft gestört; denn Timur hatte sich begnügt, Syrien zu verheeren und viele tausend Einwohner von Aleppo und Damaskus theils mit dem Schwerte ermorden, theils durch Pferde zertreten zu lassen. Der aegyptische Sultan suchte, als 1516 die Osmanen in Syrien einbrachen, zuerst den türkischen Wütherich durch Gesandte zu besänftigen; dieser war aber schon gewohnt, das den Moslim sonst sehr heilige Gesandtschafts- und Gastfreundschafts-Recht bei jeder Gelegenheit zu verletzen. Kanßu Ghawri schickte einen seiner Generale mit einer glänzenden Begleitung an Selim, um ihn zu ehren. Selim ward über den Glanz dieser Gesandtschaft heftig ergrimmt oder stellte sich, als wenn er es wäre, und befahl, den Gesandten nebst seinem Gefolge zu enthaupten. Hierauf wurden wirklich 10 Begleiter des Gesandten hingerichtet; und auch dieser selbst wäre getödtet worden, wenn ihm nicht Selim's Oberfeldherr durch seine Fürbitte das Leben gerettet hätte. Nur mit Mühe ward der Sultan zur Schonung des Gesandten bewogen; er mißhandelte ihn aber dafür auf schändliche Weise. Er ließ ihm nämlich das Haupthaar und den Bart abscheeren, ihm eine Nachtmütze aufsetzen und ihn dann auf einem lahmen, schäbigen Esel seinem Herrn zurückschicken.

Die Osmanen waren durch Geschütz den Aegyptern überlegen, wenn sie auch nicht, wie einer ihrer Annalisten sagt, 500 kleine und große Kanonen hatten. Außerdem waren die Aegypter, schon ehe es zu einer Schlacht kam, verrathen. Diese Schlacht wurde am 23. August

1516 bei Aleppo (Haleb) geliefert und war in Folge der angegebenen Umstände von kurzer Dauer. Die Aegypter wurden geschlagen und der alte Sultan selbst verlor, vielleicht sogar durch die Treulosigkeit eines seiner Bege, das Leben. Die Besiegten, deren Führer sich in Syrien über die Wahl eines neuen Sultans nicht vereinigen konnten, marschirten alsbald nach Aegypten zurück. Selim zog über Hama und Emesa (Hims) nach Damaskus, wo er am 4. Oktober eintraf, die Erinnerungsstätten aus der Zeit der Ommejaden besuchte und die Statthalterschaften von Syrien und Palästina an seine Generale vertheilte. Die Mamlukken erwählten den durch Tugend und Tapferkeit ausgezeichnetsten unter den Begen, **Tumanbeg**, zum Sultan. Diesem ließ Selim unter der Bedingung Friede anbieten, daß derselbe, zum Zeichen der Anerkennung der osmanischen Oberherrschaft, Selim's in moslemischer Weise verschlungenen Namenszug (die Tughra) auf seine Münzen prägen und das Kanzelgebet (die Chotba) für ihn halten lasse. Tumanbeg gab den beiden osmanischen Gesandten freundlich Gehör; sein General Alanbeg aber hieb denselben, als sie aus der Audienz kamen, die Köpfe ab. Der Krieg wurde daher fortgesetzt. Das aegyptische Heer brach Ende Oktober von Kairo auf, um die Feinde an der Grenze von Aegypten aufzuhalten. Die heranziehenden türkischen Truppen wurden nicht von Selim, welcher bis zur Mitte des December in Damaskus verweilte, sondern von dessen General Sinan Pascha angeführt. Dieser erfocht in der Nähe von Gaza einen Sieg. Nun rückte Selim selbst heran, nachdem er als ein frommer Mann in Jerusalem und Hebron an heiligen Stellen gebetet hatte. Tumanbeg erwartete hierauf das vom Sultan angeführte Heer bei der Stadt Kairo und hier entspann sich dann ein Kampf, welcher den Osmanen zeigte, daß sie es mit der auserlesensten Schaar der tapfersten tscherkessischen Krieger zu thun hatten. Obgleich nämlich Tumanbeg von Verräthern umgeben war und diese seine besten Rathschläge vereitelten, so zog sich der Krieg doch in die Länge, und Selim hielt für gut, zwei- oder dreimal leibliche Friedensbedingungen anzubieten. Endlich kam es am 23. Januar 1517 am Berg Mokattam bei dem nicht weit von Kairo liegenden Dorfe Ridania zu einer neuen blutigen Schlacht. Diese wurde zwar von den Mamlukken wieder verloren, weil Ghasali, welchem Tumanbeg sein Vertrauen geschenkt hatte, sich dem Feinde verkaufte, sie kostete aber den Türken viele Leute; denn die 25,000 Mamlukken, welche im Kampfe fielen, verkauften ihr Leben sehr theuer. Ungeachtet der erlittenen schweren Niederlage besetzte Tumanbeg drei Tage nach derselben Kairo aufs neue, und die türkischen Truppen, welche am 31. Januar gegen diese Stadt geschickt wurden, hatten in den engen Straßen derselben einen schrecklichen Kampf zu bestehen, ehe es ihnen

gelang, den Feind wieder aus Kairo zu treiben. Der bei dieser Gelegenheit erlittene Verlust erbitterte den Sultan Selim so sehr, daß er gegen 50,000 Menschen ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes niedersäbeln ließ.

Schon im Februar fand Tumanbeg Gelegenheit, sich an einer Schaar Osmanen, die ihm nachgeschickt worden war, blutig zu rächen. Auch würde er den Türken bis zum Abzuge ihres Hauptheeres haben trotzen können, wenn er sich nach Ober-Aegypten gewendet hätte, statt in das Delta zu fliehen. Sogar hier brachte er so viele Araber zusammen, daß der türkische Sultan es klug fand, ihm noch einmal den Frieden anzubieten. Als dieser zurückgewiesen ward, zog endlich Selim mit seiner ganzen Macht gegen Tumanbeg. Jetzt mußte der aegyptische Sultan erfahren, daß er ein Beduinen-Heer und keine Tscherkessen mehr anführe. Seine Truppen zerstreuten sich und er war genöthigt, bei dem Araber Hasan Meri, der ihm große Dankbarkeit schuldig war, eine Zuflucht zu suchen. Dieser wies ihm eine Höhle an, in der er sich verborgen halten könnte, verkaufte ihn aber nachher an die Feinde. Selim behandelte den gefangenen Sultan eine Zeitlang sehr gütig, ließ ihn aber bald darauf am Thor Suweila aufknüpfen. Aegypten ward dem osmanischen Reiche einverleibt. Selim blieb bis zum Juni 1518 in diesem Lande, zumeist in Alexandria. Hier empfing er Gesandte von Venedig, die für den Besitz der Insel Cypern die Tributpflicht der Republik an Selim, wie früher an Aegypten, anerkannten. Auch wurde ihm hier der Schlüssel der Kaaba zu Mekka überreicht. Selim überließ, als er endlich abreiste, die Verwaltung Aegyptens dem ehemaligen Mamlukkischen Statthalter von Haleb, Chairbeg, der ihm durch seinen Verrath den ersten Sieg über die Mamlukken verschafft hatte, von dem er aber ebendeshalb forderte, daß seine Weiber und Kinder zum Unterpfand seiner Treue nach Philippopolis gebracht werden sollten.

Auf Selim's Rückmarsch nach Syrien war es eine bei dem bekannten Charakter dieses Sultans unbegreifliche Erscheinung, daß sein Großwesier Junis Pascha wagen konnte, ihm mit dürren Worten die Wahrheit zu sagen. Als nämlich Selim an der Grenze Syriens sich des aegyptischen Feldzuges freute, sagte der neben ihm reitende Großwesier: „Was ist denn die Frucht so vieler Mühen und Beschwerden, als daß die Hälfte des Heeres in der Wüste und auf dem Schlachtfelde zu Grunde gerichtet und Aegyptens Herrschaft in die Hände von Verräthern geliefert worden ist?“ Der Sultan ließ ihm dafür sogleich den Kopf abschlagen. Auf dieselbe Weise behandelte Selim noch sechs andere Großwesiere. Nichtsdestoweniger wird er als großer Regent gepriesen, am meisten von den Gelehrten; denn diese und die Dichter

begünstigte Sultan Selim, der sich selbst mit Dichten abgab. Er organisirte übrigens seine Eroberungen mit eben der Einsicht, wie der Kaiser Napoleon, und verstand gleich diesem die tüchtigsten Leute zu wählen. Er war außerdem ein Beschützer der Mönche, sogar der christlichen auf dem Berge Sinai, und knieete und betete auch auf der Heimkehr vom aegyptischen Feldzuge an den heiligen Orten. Er schützte und hegte ferner den Pomp, die Pracht und auch die Spitzfindigkeit des Ausdruckes in Poesie und Prosa. Man nannte ihn den größten Kaiser der Welt, und doch war er ein Unmensch, eine Pest der Menschheit, die von ihm in harte Fesseln geschlagen wurde, ein Ungeheuer, welches Hunderttausende vernichtete. Er war ein genialer, großer Mann und ein schaffender herrschender Geist, aber nur nach dem Urtheile aller derer, welche die Geschichte so betrachten, wie Napoleon's Lobredner, oder mit anderen Worten, welche vom eigentlichen Adel der Seele, von Wahrheit, Liebe und Treue so, wie die Masse, denken.

Selim verweilte von October 1517 bis zum März 1518 in Damaskus. Er richtete von dort aus die in den letzten Jahren eroberten Provinzen ein, empfing Gesandtschaften, darunter abermals eine von Venedig, und reiste dann nach Aleppo, wo er zwei Monate zubrachte. Ebenso viele Zeit gebrauchte er nachher zur Reise nach Constantinopel, wo er Ende Juli ankam. Er begab sich von hier sogleich in seine Residenz Adrianopel, ward aber bald durch die Pest wieder nach Constantinopel zurückgetrieben. Sein Hauptstreben während der letzten vier Jahre seines Lebens war offenbar die Schöpfung einer Flotte, welche ebenso furchtbar wäre, als sein Heer. Es sollte den Inseln, besonders Cypern und Rhodus, sowie vielleicht auch der Republik Venedig gelten. Die Letztere schonte er, bis er der Seemacht derselben gewachsen sei. Venedig that alles Mögliche, um die Bestätigung des Friedens mit ihm von Zeit zu Zeit zu erlangen. Die Gesandten der Republik suchten den Sultan, wie wir sahen, auf seinen Zügen auf und beobachteten ihn, weshalb denn auch ihre Berichte sehr gute Quellen für Selim's Geschichte sind. Als der Sultan in Alexandria die Zahlung der 8000 Dukaten forderte, welche Venedig jährlich an die Mamlukken für Cypern entrichtet hatte, verstanden sich die Venetianer nicht nur dazu, sondern sie bezahlten dem Sultan auch die noch vom vorigen Jahre her rückständige Summe dieses Tributs. Die Flotte auf dem schwarzen Meere beschäftigte den Sultan besonders während seines Aufenthaltes zu Amasia im Jahre 1514. Der Khan der Krim erhielt von ihm ein Diplom und Sold, weil Selim selbst sagte, daß er die Tataren mehr fürchte, als die Perser, da jene auf ihren Pferden durch die Flüsse schwämmen und weder Brücken, noch Nägel oder Hufeisen gebrauchten. Seinem Admiral, den er mit der Flotte nach Alexandria hatte kommen

lassen, nahm er es ebenso, wie später seinen Vezieren, sehr übel, daß sie ihn zu einem Zuge gegen Rhodus drängen wollten, ehe er gehörig gerüstet sei. Er stellte sich die Schwierigkeit und Dauer einer solchen Unternehmung ganz richtig vor und bewies seinen Ministern, als diese Alles zusammen zu haben glaubten, daß mehr als doppelt so viel erforderlich sei, wenn er nicht wie Mohammed II. mit Schimpf wieder von Rhodus abziehen wolle. Seines Admirals Grobheit gegen den Großmeister der Johanniter zeigte aber, welch furchtbare Feinde der Christen und der Civilisation die Osmanen jener Zeit waren. In dem Schreiben des türkischen Admirals an den Großmeister nämlich, welches der venetianische Annalist Marino Sanuto uns aufbewahrt hat, wird der Großmeister „ein schäbiger Hund, der Sohn eines Hundes aus der Familie der Höllenhunde" genannt. Der Zug gegen Rhodus unterblieb vorerst, weil Selim am 22. September 1520, als er Constantinopel der Pest wegen verließ, auf dem Wege nach Adrianopel in Tschorli starb und sein kraftvoller, in allen barbarischen Eigenschaften ihm ähnlicher Sohn und Nachfolger, Suleiman oder Soliman II., seine ersten Kriegszüge gegen Ungarn richtete.

3. Die Ungarn und Böhmen bis zum Tode Selim's I.

Die Geschichte von Böhmen und Ungarn ist früher bis zum Tode des Kaisers Maximilian I. erzählt worden. Wir wollen jetzt einige Hauptumstände aus derselben in Erinnerung bringen. Der Sohn des polnischen Königs Kasimir II., aus dem Hause der Jagellonen, welcher als Beherrscher von Ungarn Ladislaus VII., als König von Böhmen Ladislaus V. heißt, war 1471 nach Georg Podiebrad's Tode König von Böhmen und 1490 nach Matthias Corvinus Tode auch Schattenkönig von Ungarn geworden. Er hatte dem Kaiser Maximilian längst schon die Nachfolge in seinen beiden Reichen versprochen, als diese Verabredung 1515 in beiden Reichen anerkannt wurde. Ladislaus verlobte seinen Sohn Ludwig mit Karl's V. und Ferdinand's I. Schwester Maria, welche Ludwig nachher auch, sobald er das gehörige Alter erreicht hatte, zur Gemahlin nahm; Ferdinand I. aber verlobte sich mit der damals noch ganz jungen Schwester Ludwig's, welche zuerst bei der Taufe den Namen Elisabeth erhalten hatte und später von ihrem Vater nach dem Tode seiner verstorbenen Gemahlin Anna, einer französischen Prinzessin, Anna genannt wurde. Ferdinand sollte Ludwig's Erbe sein, wenn dieser kinderlos stürbe.

Ladislaus besaß weder in Böhmen, noch in Ungarn, wo er die meiste Zeit zubrachte, eigentliche Macht. Der Beiname des Guten (Dobrze), welchen die Böhmen ihm gaben, drückt hinreichend aus, daß er für die Slaven, Magyaren, Szekler und Kroaten jener Zeit kein

geeigneter Regent sein konnte. Er war ein bloßer Schattenkönig; denn in Ungarn herrschten während seiner Regierungszeit die Magnaten, in Böhmen die Herren und Ritter des Landes. Im letzteren Reiche, in welches Ladislaus während des neunten Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts sieben Jahre hindurch nicht ein einziges Mal kam, herrschte völlige Anarchie. Die Utraquisten beobachteten den König so ängstlich, daß derselbe, als er einst zwei wegen ihrer Kenntniß der klassischen Studien berühmte Italiener nach Prag berufen wollte, diesen Vorsatz wieder aufgeben mußte, weil die Utraquisten alles Römische fürchteten. Daher blieb auch sein Sohn Ludwig, den diese Gelehrten zu Prag hatten bilden sollen, als Prinz in Ungarn. Unter Ladislaus Sohn ward in Böhmen der Lärm noch ärger; denn eines Theils kam Thomas Münzer nach Prag und erweckte daselbst die schlummernde Lehre der Taboriten und Orebiten, und anderes Theils verbreiteten Böhmen, welche in Wittenberg studirt hatten, in ihrer Heimath das Lutherthum. Außerdem war die Ritterschaft mit dem hohen Adel, aber auch mit den Städten gänzlich entzweit, sie riß alle bürgerlichen Gewerbe an sich und ließ dieselben auf ihren Gütern treiben. In Ungarn waren die Magnaten reich, während der König arm war; einzelne derselben, selbst Emporkömmlinge wie Stephan Zapolya, den Matthias Corvinus aus der Stellung eines Heiduckenhauptmanns in Gran zu den höchsten Ehren erhoben hatte, prahlten mit ihrem Reichthum und gaben dem Könige gewissermaaßen Almosen. Das Letztere war z. B. der Fall, als Ladislaus 1494 mit seinem Bruder, dem Könige von Polen, in Leutschau eine Zusammenkunft hielt. Der König von Ungarn, welcher bei dieser Gelegenheit einen ungewöhnlichen Aufwand machen mußte, ließ sich gefallen, daß Stephan Zapolya ihm mit Geld und Lebensmitteln aushalf, und übersah dafür den Hohn, den dieser ihm durch sein Prunken anthat. Zapolya trug nämlich während seines Aufenthaltes in Leutschau kein Kleid, welches unter 3000 Dukaten werth war, und als eines Tages ein Pole sich über und über mit Perlen und Edelsteinen bedeckt hatte, schmückte jener sich mit einem Diamant, der an Größe und Glanz Alles übertraf, was man bis dahin gesehen hatte.

Da ganz Ungarn eigentlich von dem güterbesitzenden Adel, welcher die Gerichtsbarkeit hatte, und von den Prälaten regiert wurde, so flossen auch die Steuern, die den Unterthanen durch die Stände für König und Reich auferlegt wurden, selten in die Staatskasse; es herrschte vielmehr nach dem Zeugnisse der gelehrtesten Geschichtschreiber von Ungarn ein Wetteifer unter den Prälaten und Baronen, wer die Schwäche des Königs am besten zu seiner Bereicherung und zur Erhebung seiner Familie zu benutzen verstehe. Die Ungarn, besonders aber die zu Ungarn gehörenden Kroaten und Siebenbürger sanken daher ganz zu der Roh-

heit herab, welche sie einst in ihren Ursitzen gehabt hatten. Die Bauern litten unter furchtbarem Druck, unter Entwürdigung und Verwahrlosung; auch das verdienstvolle, in drei Abschnitte getheilte Gesetzbuch des Juristen Verböczy, das sogenannte **Tripartitum**, schaffte nach dieser Seite hin wenig oder keine Abhülfe. Die ungarischen Magnaten wetteiferten mit den Sultanen der Türken und mit dem berüchtigten Wlad von der Wallachei in Erfindung von Martern für diejenigen, die in ihre Hände fielen. Die Ungarn und Kroaten wollten sich nämlich an den Türken rächen, welche bei ihren Einfällen wie wilde Thiere wütheten; sie glaubten sie dadurch abzuschrecken, erbitterten sie aber nur noch mehr. Die Gräuel waren daher endlos. Wir würden die Leser ermüden, wenn wir im Einzelnen nachwiesen, wie Türken und Ungarn abwechselnd die schauderhaftesten Grausamkeiten verübten; einige wenige Beispiele mögen genügen. Als 1492 eine große Versammlung zur Wahl eines Palatinus gehalten wurde, brachte der Bruder des Ban von Szöreny zwei Wagen voll Köpfe türkischer Gefangenen mit, welche von der ganzen Versammlung mit Schaudern betrachtet wurden. Als die Türken nachher Dalmatien, Albanien und die Gegenden an der Drau verwüsteten und wie Kannibalen hausten, wurden sie von dem Magyaren Kinizsy überboten, welcher an der Spitze der sogenannten schwarzen Schaar das von ihnen belagerte Szöreny entsetzte. Dieser ließ die gefangenen Türken theils braten, theils zwischen Mühlräder binden, theils ihnen die Haut abziehen und sie dann ausgehungerten Schweinen vorwerfen. Die aus Böhmen bestehende schwarze Schaar ging nachher mit den Magyaren ebenso um, wie mit den Türken, und Kinizsy mußte endlich auf des Königs Befehl einige Hunderte seiner Leute niedersäbeln und die Anderen fortjagen. Im folgenden Jahre wurden mehr als 10,000 Türken, welche unter Alibeg in Siebenbürgen eingefallen waren, ohne Schonung auf verschiedene Weise vernichtet. Als gleich darauf (September 1493) die Ungarn ein Treffen am weißen Berg in Kroatien verloren, in welchem Johann Frangipani getödtet und Niklas Frangipani gefangen wurde, schnitten die Türken den Gefallenen die Nasen ab und schickten diese nach Konstantinopel; dem gefangenen Oberfeldherrn aber setzten sie die abgehauenen Köpfe seines Bruders und seines Sohnes auf einer Schüssel vor. Als hierauf der König durch den Papst einen großen Kreuzzug zusammenpredigen ließ und Gesindel aller Gegenden nach Ungarn strömte, litt das Land ebensoviel von diesen gräßlichen Kreuzfahrern, als von den Türken.

Die angeführten Beispiele können genügen, um zu zeigen, welchen Einfluß die stets wiederkehrenden türkischen Einfälle und die zur Vergeltung derselben unternommenen Streifzüge der Ungarn auf die Civilisation der Letzteren und auf den Anbau des Landes haben mußten.

Dies Alles bildet nur eine der vielen Ursachen der Verwilderung. Dürften wir die ewigen inneren Fehden und Kriege der Magnaten, Barone und Prälaten, sowie den Zustand des Schatzes, die Vergebungen an schlaue oder übermächtige Große und Bischöfe, besonders die leichtsinnige Vertheilung des Kronguts näher bezeichnen, so würde man einsehen, warum die Magyaren unter Ladislaus VII. allmälig zur Stufe der Türken herabsanken, denen sie an roher Tapferkeit nicht nachstanden. Wir müssen dagegen in Beziehung auf die folgende Geschichte den Umstand hervorheben, daß während der ganzen Regierung des schwachen Königs Ladislaus zuerst Stephan Zapolya, der sich mit einer Fürstin von Teschen vermählte, dann sein Sohn, Johann Zapolya, und später neben dem Letzteren Stephan Bathori eine weit bedeutendere Rolle spielten, als der König. Ein Bauernkrieg, welcher in Ungarn zu gleicher Zeit mit dem des armen Konrad in Schwaben und dem des Bundschuhs in Franken wüthete, veranlaßte dort noch größere, die Menschheit empörende Grausamkeiten und machte das Schicksal der armen Bauern noch weit härter, als in Deutschland. Die Kreuzpredigten gegen den Sultan, welche der Erzbischof von Gran auf Ermunterung Leo's X. in Ungarn halten ließ, gaben die Veranlassung zu diesem furchtbaren Aufstande; denn wie in den Zeiten Peter's von Amiens strömten die geplagten Bauern zu dem heiligen Aufgebot, das ihnen Erlösung aus ihrem Elend versprach. Man nannte diese Kreuzfahrer Kuruczen; an ihrer Spitze stand der tapfere Georg Dosza aus Siebenbürgen. Als der Adel gegen die Bewegung einschritt, brachen die Kuruczen los, verlangten Rechtsgleichheit und verübten Gewaltthaten, wie dies bei der Erhebung einer unterdrückten und verwilderten Masse niemals ausbleibt. Doch wurden sie von dem besser bewaffneten Adelsheer unter der Führung Johann Zapolya's und Stephan Bathori's bald unterdrückt. Ihr Oberhaupt Dosza wurde auf einen rothglühenden eisernen Thron gebunden und sein Haupt mit einer glühenden Krone bedeckt; als er so geröstet war, zwang man einige Kuruczenführer, die man vorher fast ausgehungert hatte, sein Fleisch aufzuzehren. Als die Metzeleien vorüber waren, brachte man die Unterdrückung in eine rechtliche Form. Auf dem Reichstage zu Ofen ward nämlich am 17. October 1514 festgesetzt: „Die Bauern (welche vorher rechtlich frei gewesen waren) sollten leibeigen sein und alle Freizügigkeit verlieren; sie sollten ferner außer den seitherigen Auflagen neue entrichten; außerdem solle keiner von ihnen bei Verlust der rechten Hand eine Waffe führen dürfen, und endlich solle fortan keiner aus dem Bauernstande mehr zu den höheren geistlichen Würden gelangen können."

Als am 13. März 1516 Ladislaus zu Ofen starb und sein noch

ganz junger Sohn, Ludwig II., ihm in der Regierung folgte, ward in Ungarn das eigentliche Volk ganz und gar unterdrückt, der niedere Adel aber verwandelte sich in ein bettelndes Dienstgefolge der Großen, die ihn ernährten und zu ihren Zwecken gebrauchten. Die Regierung des Landes war allein in den Händen der hohen Geistlichkeit und der großen Barone, welche zur Regentschaft gewählt waren; die Person des Königs aber und seine Erziehung war einem Fürsten übergeben, den wir aus seinen Briefen nur als einen gemüthlichen, jovialen, lebenslustigen Mann kennen lernen und der durchaus keinen anderen Begriff von Königthum hatte, als daß dasselbe zum lustigen und prunkenden Leben führe. Dieser Prinz war der Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach, ein Schwestersohn von Ladislaus, welcher durch seine Verheirathung mit Johann Corvin's Wittwe (1508) sehr bedeutende Güter in Ungarn erhalten hatte. Er und neben ihm Johann Bornemissa und der Kardinal Erzbischof von Gran sollten, nach des Königs Testament, unter der Oberaufsicht Sigismund's von Polen und des Kaisers Maximilian die Vormundschaft führen; dies änderte aber der ungarische Reichstag ab, indem er verfügte, daß der bereits gekrönte König mit dem ganzen ungarischen Reichsrathe die Reichsgeschäfte verwalten, Markgraf Georg aber, wie ausdrücklich hinzugesetzt wurde, der Verwandtschaft wegen Gesellschafter und Oberhofmeister des Königs sein solle. Auch in Böhmen, Schlesien und Mähren wurde auf gleiche Weise dem Adel, welcher die Reichsgüter und die Rechte an sich riß, die Regentschaft anvertraut.

Der junge König war von schwacher Constitution, man durfte ihn also mit Lernen nicht anstrengen. Dies war dem Markgrafen gerade recht; denn er dachte nur an Lustbarkeiten und Feste, an Turniere und Aufzüge und bedauerte die Armuth des Königs blos aus dem Grunde, weil er in Folge derselben nicht so viele Feste, Jagden und Gastmähler anstellen und nicht eine größere Hofhaltung einrichten konnte. Der Markgraf selbst hielt am Hofe 60 Reiter und versorgte den Tisch des Königs auf eigene Kosten mit Wein. Von der Lebensansicht dieses Erziehers eines Knaben, welcher künftig der mächtigen Aristokratie von Böhmen und von Ungarn Achtung einflößen und einem Feldherrn und Despoten wie Suleiman die Spitze bieten sollte, gibt uns das Bruchstück eines im Jahre 1518 von Georg geschriebenen Briefes, welches Spieß in seinen „Aufklärungen" aufbewahrt hat, eine klare Anschauung. Der Markgraf, welcher besonders auf Reiten, auf Tanzen und auf Kleiderpracht bedacht war, schreibt in diesem Briefe: „Wiewohl der Hof des Königs in einer großen Armuth ist, dennoch habe ich mit ihm eine gute Fastnacht eingerichtet, damit die Herren dennoch sehen, daß, die beim König sein, noch nicht todt sein. Zum Ersten hat

Stiebitz und Zetteritz im Beinharnisch sechs gute Treffer gethan. So habe ich und Krabat gerennt, ist Krabat ein Teufel gewesen und ich ein wilder Mann, bis der Teufel weit über seinen Gaul hinaus geflogen und aufs Antlitz gefallen, und hat sich auch der König beritten fast wohl, und sein alle Frauen aus der Stadt dabei gewest und viel Volk. Nachfolgend hat der König und andere Herren getanzt und bin mit 800 Leuten in Masken gekommen, alle in kurzen Mänteln u. s. w." Dem lebenslustigen deutschen Markgrafen war als ungarischer Mentor Bornemissa beigeordnet; dieser aber war feige und kopflos; was konnte also aus dem Prinzen werden? Johann Zapolya riß alle Gewalt an sich und auch die letzten königlichen Schlösser wurden den Magnaten, welche das Land regierten, um geringe Summen verpfändet. Diese Herren prunkten, der junge König aber entbehrte oft des Nothdürftigsten.

Für die Ungarn war es damals ein großes Glück, daß Selim I. sich vorerst in Persien und Aegypten so viel zu thun machte und deshalb den Waffenstillstand mit ihnen von Zeit zu Zeit erneute, obgleich seine Paschas und die ungarischen Herren ihre Raub- und Mordzüge darum doch nicht einstellten. Nach Böhmen begab sich der junge König in den ersten Jahren seiner Regierung gar nicht. Als er endlich dahin kam, fand er auch dort alle königlichen Güter in der Gewalt des Adels, gerieth mit diesem in heftigen Streit und begünstigte deshalb die Bürgerschaften ganz auffallend. Die Bauern wurden zuerst durch Thomas Münzer aufgeregt, später aber bildeten Luther's Schüler Lutherische Gemeinden, so daß fünf bis sechs christliche Secten im Lande sich zankten und einander verfolgten. Zu der unbeschreiblichen religiösen und politischen Verwirrung bei den Tschechen und Magyaren kam endlich nach Suleiman's II. Thronbesteigung auch noch ein furchtbarer Angriff der Osmanen.

4. Suleiman II. und die Ungarn und Böhmen bis zum Jahre 1532.

Suleiman II., welchen nicht blos seine Unterthanen, sondern auch die Franzosen den Großen oder den Prächtigen zu nennen pflegen, trat, 25 Jahre alt, im October 1520 die Regierung an. Er gewährte dem Heere sogleich die gewöhnliche Sold-Erhöhung und das immer steigende Geldgeschenk. Selim I. hatte jedem Janitscharen nur 50 Dukaten gegeben, Suleiman mußte schon 83 zahlen. Nachdem der neue Sultan, den man anfangs in Europa für einen sehr friedfertigen Herrscher hielt, eine Empörung in Asien glücklich gedämpft hatte, schickte er einen Gesandten (Behramtschauß) nach Ungarn, um einen Tribut zu fordern. Dies geschah ungefähr um dieselbe Zeit, als

im Mai 1521 Ferdinand's I. Verheirathung mit der Schwester des Königs Ludwig endlich vollzogen wurde. Die Vermählung Ludwig's ward wegen des Türkenkrieges noch aufgeschoben. Eilbotschaften, die man von Ungarn aus an den Papst, an den Senat von Venedig, an den Reichstag in Worms sandte, brachten keine Hülfe. Suleiman hatte durch seinen Statthalter in Semendria den Krieg mit Ungarn schon beginnen lassen, ehe er selbst mit dem Hauptheere erschien. Auch wurden zu gleicher Zeit Schabacz und Belgrad enge eingeschlossen. Die erstere Stadt, in welcher eine kleine Schaar Ungarn mit dem Feinde heldenmüthig gefochten und sich einen Platz neben Leonidas verdient hatte, war schon gefallen, Semlin ergab sich und nur der obere Theil von Belgrad behauptete sich noch, als der König von Ungarn mit einem Heere von Ofen aufbrach. Die Besatzung von Belgrad würde das Beispiel ihrer Landsleute in Schabacz befolgt haben; sie ward aber verrathen. Weder Ferdinand, noch die Polen, noch die Böhmen leisteten die versprochene Hülfe; der Woiwode von Siebenbürgen erschien nicht zu rechter Zeit; der Palatinus zog sich nach Tolna zurück; die Serben fingen einen lächerlichen Religionsstreit mit den lateinischen Christen an; der König von Ungarn aber hatte den furchtbaren Sultan dadurch erbittert, daß er Ende Juli den Gesandten desselben als einen Spion behandeln und bei Totis ins Wasser werfen ließ. Die Burg von Belgrad wurde zuletzt durch Franz von Hedervara und Valentin Török den Türken verkauft und das Bollwerk der Christenheit fiel in Suleiman's Gewalt. Zwanzig Stürme hatte die Besatzung Belgrad's abgeschlagen, ehe sie am 29. August 1521 sich ergab; sie wurde nach türkischer Gewohnheit trotz der Capitulation zusammen gehauen. Dagegen erlaubten die Türken den griechisch-frommen serbischen Mönchen die Gebeine der heiligen Piatnizza zu Belgrad mitzunehmen. Nach dem Falle von Belgrad wurden auch die übrigen festen Orte erobert und dann zum Theil mit Moslim bevölkert, Belgrad aber auf eine furchtbare Weise befestigt und die Wälle mit 200 Kanonen ausgerüstet. Suleiman selbst kehrte nach Constantinopel zurück.

Dürften wir hier näher entwickeln, mit welcher Unverschämtheit der streitbare Adel von Ungarn sich gleich darauf vom Kriegsdienste freimachte und welche lächerlichen Verordnungen der ungarische Reichstag in Betreff einer harten Besteuerung der Gewerbe und Industrie erließ, damit Söldner zur Vertheidigung des Landes geworben werden könnten, so würde man einsehen, daß die in Ungarn waltende Oligarchie und Anarchie schon in den Jahren 1521 und 1522 dem Eroberer Suleiman und seinen Türken den Weg in das Innere von Deutschland bahnte. Weder die Ungarn noch die Böhmen, noch auch das deutsche Reich waren damals im Stande, die Frist zu benutzen,

welche Suleiman ihnen dadurch gewährte, daß er, statt seine Siege an der Donau zu verfolgen, zuerst die von seinem Vater Jahre lang vorbereitete Unternehmung gegen Rhodus ausführte. In Deutschland und in Böhmen, welche Reiche gleich dem ungarischen die schlechteste Art von Regierung hatten oder mit anderen Worten scheinbar monarchisch, in Wahrheit aber oligarchisch regiert wurden, waren zu den politischen Parteiungen noch religiöse Spaltungen hinzugekommen. Die ungarischen Stände hatten nach Suleiman's Abzug ihren König bewogen, nach Böhmen zu eilen, wo er gleich nach Weihnachten 1521 sich mit Ferdinand's I. Schwester Maria vermählte. Von dem vielen Gelde, welches damals erhoben wurde, floß fast gar nichts in den Staatsschatz. Uebrigens hatte Ludwig vor seiner Abreise den Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, durch die Begünstigung des Palatinus Stephan Bathori so sehr gekränkt, daß jener sich nach Siebenbürgen begab und Alles, was Bathori unternahm, hemmte.

Suleiman richtete sich im zweiten Jahre seiner Regierung gegen die Johanniter-Ritter, welche für den Kern der europäischen Ritterschaft galten, und gegen deren Insel Rhodus, die als ein Bollwerk der ganzen Christenheit betrachtet wurde. Er würde bei dieser Unternehmung gescheitert sein, wenn er nicht, wie Mohammed II. vor Constantinopel und Selim I. in Aegypten, Leute gefunden hätte, welche gleich dem Judas Ischarioth das Blut edler Helden um Silberlinge verkauften. Es gab nämlich damals in allen Ländern Menschen, die sogar den Türken für Geld dienten; in Rhodus werden uns namentlich der jüdische Leibarzt des Großmeisters und der Großkanzler des Ordens, der Portugiese Andres de Merail, gewöhnlich Amiral genannt, angeführt.

Der Friede des Sultans mit der einzigen bedeutenden Seemacht jener Zeit, der Republik Venedig, entzog den Rittern die Hülfe zur See. Die Venetianer schickten eine Flotte unter dem Admiral Trevisani nach der Südküste von Morea, jedoch blos um ihre Besitzungen auf Cypern zu sichern. Der Krieg, welchen Franz I., Karl V. und ihre Verbündeten in Italien führten, hielt die spanische, französische und italienische Ritterschaft gefesselt. Die deutschen Ritter waren zu sehr durch innere Unruhen und durch die Reformation in Anspruch genommen, als daß sie gegen die Türken hätten ziehen können. Die Summen endlich, welche die Päpste seit einem Jahrhundert unter dem Vorwande des Türkenkrieges erpreßt hatten, waren von Leo X. und von Julius II. für die Künste, für staunenswerthe Bauwerke, aber auch für andere schlimme Dinge so offenkundig verschleudert worden, daß selbst die Allergläubigsten kein Geld mehr in die Hände des Papstes geben wollten, den ein Lutherisches Kirchenlied mit den Türken in

eine Linie setzte*). Unter diesen für die Johanniter bedenklichen Umständen erschien am 18. Juni 1522 Suleiman's Flotte, welche aus 300 Segeln bestand und 10,000 Mann an Bord hatte, unter der Führung des Seraskiers Mustapha Pascha vor Rhodus; Suleiman selbst marschirte mit 100,000 Mann an der kleinasiatischen Küste her bis nach Marmaris, in der Nähe von Rhodus, von wo aus er dann seine Truppen auf die Insel übersetzen ließ. Am 28. Juli begann die Belagerung der Stadt Rhodus mit dem Feuer von 100 Kanonen, deren mehrere so ungeheuere Steinkugeln schossen, daß wir die Angaben über ihre Größe für übertrieben halten würden, wenn nicht noch jetzt viele von ihnen unter den Trümmern der Stadt gefunden würden. Diese Belagerung gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen des 16. Jahrhunderts; unser Zweck erlaubt uns aber nicht, bei derselben ausführlich zu verweilen.

Den ganzen Monat August hindurch machten ebenso die Türken Vorbereitungen zur Erstürmung von Rhodus, wie der Großmeister des Ritterordens, Villiers de l'Isle Adam, zum Abschlagen derselben. Dem Letzteren war dabei der venetianische Ingenieur Gabriel Martinengo behülflich. Dieser zeigte sich in der Leitung der Vertheidigung den Türken weit überlegen. Es waren sieben Forts und außerdem der Hafen zu vertheidigen; in diese Aufgabe theilten sich die acht Nationen oder Zungen des Ordens (die nordfranzösische, auvergnatische, provenzalische; die deutsche und englische; die spanische, portugiesische und italienische). Bis zum 16. September wurden drei Stürme abgeschlagen und die Breschen wieder ausgebessert. Der oben genannte jüdische Verräther ward in dem Augenblicke, als er vermittelst eines Pfeiles einen Brief in das türkische Lager schießen wollte ergriffen und dann geviertheilt. Am 24. September wurde ein neuer allgemeiner Sturm vereitelt, bei welchem die Türken 15,000 Mann verloren. Der Sultan setzte nach demselben den Admiral seiner Flotte ab und schickte Mustapha Pascha als Statthalter nach Aegypten. Im October und November ward mit unsäglichem Menschenverluste noch viermal gestürmt. Am 10. December ließ der Sultan, der, was wir dahin gestellt sein lassen, schon hunderttausend Mann verloren hatte, noch einmal eine Capitulation anbieten; die Ritter zeigten sich aber entschlossen, unter dem Schutt der einstürzenden Gebäude von Rhodus bis aufs Aeußerste zu kämpfen. Sie wehrten sich, bis es ihnen an Pulver fehlte; erst dann capitulirten sie (25. December). Die Ritter sollten mit ihren Waffen und ihrer beweglichen Habe freien Abzug erhalten; den christlichen Einwohnern von Rhodus wurde persönliche

*) „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort, Und steur' des Papst's und Türken Mord!"

Sicherheit, freie Religionsübung und für die nächsten fünf Jahre sogar Steuerfreiheit zugesagt; auch sollte ihnen nie der Knabenzins (Lieferung von Jünglingen für das Janitscharencorps) auferlegt werden; in den zehn Tagen, welche zur Räumung der Insel festgesetzt waren, sollte keine Gewaltthat stattfinden. Letzteres geschah trotzdem; im Uebrigen aber sorgte Suleiman diesmal dafür, daß die Capitulation wenigstens der Hauptsache nach gehalten wurde; der sehr alte Großmeister ward mit den Seinigen am 1. Januar 1523 eingeschifft und nach Kandia gebracht, von wo er mit den meisten Ordensleuten sich bald nach Italien begab. Auch die acht kleinen Inseln, welche außer Rhodus den Rittern gehört hatten, wurden den Türken übergeben, sowie die Burg Petreon, welche ein deutscher Ritter an der Stelle erbaut hatte, wo in alter Zeit das Mausoleum stand (bei Halikarnassos in Karien). Am 29. Januar 1523 kehrte der Sultan nach Constantinopel zurück, wo er unter anderen auch Glückwünsche von Venedig in Empfang nahm.

Die Ungarn zahlten, als sie die Türken das ganze Jahr 1522 hindurch vor Rhodus beschäftigt sahen, durchaus nichts von den Geldern, die sie beschlossen hatten, in die Staatskasse, und als der Palatinus den Adel und die Geistlichkeit dazu anhalten wollte, entstanden unzählige Fehden. Es war ein Glück für sie, daß der Sultan in den Jahren 1523 und 1524 nicht an Ungarn denken konnte, weil er in anderen Theilen seines Reiches, besonders in der Krim, wo er einen Khan absetzte und einen anderen an dessen Stelle erhob, sowie in Aegypten genug zu thun fand. In Ungarn herrschte damals eine fortdauernde Anarchie und auch mit den 4000 Deutschen, welche dem Könige versprochen worden waren, würde man, selbst wenn dieser das Geld zu ihrer Bezahlung und Ernährung gehabt hätte, wenig ausgerichtet haben. Zudem war auch der türkische Sultan damals weit mehr durch die Janitscharen, welche stets unruhig waren und von Zeit zu Zeit einige 100,000 Dukaten als Geschenk von ihm erpreßten, als durch seine auswärtigen Feinde in Anspruch genommen. Er hatte ausdrücklich weder mit den Persern noch mit den Ungarn Friede geschlossen, damit er im Nothfalle seinen tumultuirenden Soldaten durch Bekriegung der Ketzer oder der Ungläubigen Beschäftigung und Beute verschaffen könne. In Persien war Schah Ismael, der Gründer der Dynastie der Ssofi's, gestorben. Sein Nachfolger, Thamasp, setzte sich mit Ludwig von Ungarn und dem Kaiser Karl V. in Verbindung, weil ihm Suleiman einen Brief schreiben ließ, welcher für den Charakter und Ton der Osmanen so bezeichnend ist, daß wir die Anfangsworte desselben mittheilen wollen. „Wäre", so lauten diese, „in deiner durch Irrlehren verkehrten Natur auch nur ein Sonnenstäubchen von Ehre und Eifer,

so müßtest du schon längst zu Grunde gegangen sein. So bist du aber als ein Gegenstand unserer Gnade aufbewahrt und dir ist unter unserem Säbel das Leben geschenkt worden. Warum hast du an unseren Hof, zu dem die Welt ihre Zuflucht nimmt, und der es mit dem Himmel aufnimmt, nicht Jemanden gesendet, um dich pflichtschuldigst zu verneigen und deine Unterthänigkeit zu bezeugen?"

Der Sultan richtete diesmal (1525) seine Waffen zuerst gegen die Ungarn, nachdem er an dem neuen Schah von Persien, der ihm seine Thronbesteigung nicht anzeigte, seinen Zorn dadurch ausgelassen hatte, daß er Hunderte von persischen Gefangenen niedersäbeln ließ. In Ungarn, wo die Türken schon im Herbst 1524 die Grenzfestung Szröny erobert hatten, erhielt man am Ende des Jahres die Nachricht, daß dieselben die Moldau bedrohten und daß der Statthalter von Belgrad Anstalten treffe, um über die Save setzen zu können. Von dort her sollte diesmal der Hauptangriff geschehen; Suleiman machte deshalb auch dem Kriege und den Grausamkeiten seiner Generale in der Moldau und Walachei ein Ende. Er ließ die eingeborenen Fürsten, welche Johann Zapolya von Siebenbürgen her unterstützt hatte, als Vasallen anerkennen und beruhigte sich in Betreff des Khans der Krim mit der Anerkennung der türkischen Oberherrlichkeit. Auch mit dem Könige von Polen schloß er einen Frieden auf sechs Jahre, während zu gleicher Zeit ein Streit mit den Ragusanern von diesen durch Geld abgekauft wurde. In Ungarn geschah nichts zur Abwehr der drohenden Gefahr. Die Magnaten waren beständig unter sich in Fehde und tobten gegen die Fugger, welche ebenso ihrem Könige, wie dem Kaiser Karl V., kleine Summen borgten und dafür von jenem die Bergwerke in Ungarn und dessen Nebenländern, von diesem die von Amerika, Spanien und Tyrol in vortheilhafte Pacht nahmen. Im Jahre 1524 und in der nächsten Zeit hatte König Ludwig mit einer von Zapolya geleiteten Adelsversammlung zu kämpfen; er wurde genöthigt, den Palatin Stephan Bathori abzusetzen, und erst kurz vor dem Einfall der Türken sah er sich durch eine andere Adelsverbindung in den Stand gesetzt, ihm sein hohes Amt wieder zu verleihen. Unter solchen Umständen war es nicht möglich, von dem Adel, welcher die Nation vorstellte, Geld oder Truppen zum Kampfe gegen die Türken zu erhalten. Im Juli 1525 faßte der Reichstag einen Beschluß, dessen Inhalt auch ohne weitere Erläuterung zeigen kann, daß es für eine ungarische Reichsmacht unmöglich war, einem Heere, wie das türkische damals gewesen, zu widerstehen. Der Adel sollte nämlich nicht in das Feld ziehen, sondern es sollte eine bunte Masse von Söldnern geworben, von jedem Besitzer großer Güter aber 50 Reiter gestellt und unterhalten, von dem übrigen Adel dagegen Exercitalgelder gezahlt werden. Mit diesen Geldern

sollte dann jedes Comitat Truppen werben und den von ihm zu erwählenden Kapitän bezahlen. Die Prälaten endlich sollten von ihren Zehnten Banderien oder Söldner unterhalten. Selbst als im Anfange des Jahres 1526 ein ehemaliger Secretär des Beziers, Ferhat, welcher nach Ungarn entfloh und Christ ward, die sichere Nachricht brachte, daß Suleiman entschlossen sei, über die Save und Drave zu setzen und gerade auf Ofen los zu marschiren, geschah vorerst weiter nichts, als daß ein Reichstag auf den 24. April 1526 ausgeschrieben wurde.

Am Tage vor dieser Versammlung, welche die Magyaren zum Berathschlagen angesetzt hatten, rückte Suleiman mit 100,000 Mann und 300 Kanonen von Constantinopel aus. Drei Monate dauerte sein Marsch bis Belgrad. Am 20. Juli wurde nach zehntägiger Belagerung und drei Stürmen Peterwardein genommen. Dann schlugen die Türken in fünf Tagen bei Essek eine Brücke über die Drave, welche nach dem Uebergange zerstört ward. Essek selbst äscherten sie ein. Nirgends fanden sie beim Vorrücken Widerstand; denn die ungarischen Herren stritten sich vom 24. April bis zum Juni mit ihrem Könige oder vielmehr mit dessen Gemahlin herum. Die Letztere führte nämlich das Wort für den König; sie durchstrich die allzu eindringlichen Vorschläge der Deputirten und schrieb einmal auf eine Vorstellung derselben die Worte: „Ein König, Ein Landesfürst.“ Der König selbst schlief stets bis zum Mittag; dann hielt er einen Reichsrath, in welchem die Anwesenden sich herumstritten und sogar einmal Frangipani dem Erzbischof Szalkai, der ihm wegen seines Widerspruches an den Bart gegriffen hatte, eine Ohrfeige gab. Noch am 19. Juni war bei Ofen weder ein Schiff noch eine Kanone in Bereitschaft. Der Palatinus, welcher Essek hatte vertheidigen sollen, entschuldigte sich mit dem Ungehorsam seiner Leute, erpreßte aber von dem leeren königlichen Schatze seine Palatinal-Besoldung. Der Bischof von Erlau ging sogar so weit, daß er im Augenblicke der höchsten Noth alte vergessene Forderungen geltend machte. Der königliche Schatz war gänzlich erschöpft. Sogar als Couriere ausgesandt werden sollten, mußte der päpstliche Legat das Geld dazu vorschießen. Der König blieb ungeachtet aller dieser Umstände sich völlig gleich; denn noch als am 19. Juni nach einer alten Sitte zum Zeichen, daß die höchste Gefahr vorhanden sei, ein blutiger Säbel beim ganzen Adel umhergesandt wurde, hielt er ein Carrousel und am 24. Juni half er die Hochzeit eines seiner Hofbeamten verherrlichen.

Nur Georg Zapolya zeigte sich entschlossen, dem Vaterlande Opfer zu bringen; er erschien, als der König sich mit 4000 Mann bei Tolna lagerte, mit 1200 Reitern, während zugleich ein Pole 1500 herbeiführte. Auch Johann Zapolya war von Siebenbürgen her mit einem

ansehnlichen Heere im Anmarsch. Da nun außerdem endlich von allen Seiten Streiter heranzogen, so rieth man dem Könige, Johann Zapolya's Ankunft zu erwarten, ehe er sich mit den Türken in Kampf einlasse. Diese zogen sich zwischen Sümpfen und Morästen weiter, bis sie endlich unter Regen und Nebel an der westlichen Seite der Donau, einer Insel gegenüber, die Gegend von Mohacz erreichten, in welcher eine Ebene und ein Morast sich den Türken vortheilhaft, den Ungarn aber, die schon am 14. August 20,000 Mann stark dort angekommen waren, nachtheilig zeigte. Obgleich nun alsbald noch etwa 5000 Mann eintrafen, so fand es doch Jedermann thöricht, mit diesem Heere, welches nur 80 Kanonen hatte, die Türken anzugreifen. Auch gab der König dem Rathe der Verständigen nach und wollte bis zur Ankunft Johann Zapolya's, welcher schon bis Szegedin gelangt war und mit seiner Reiterei vorauseilte, dem Kampfe ausweichen. Allein der Palatinus bestand auf dem sofortigen Angriffe und setzte, von allen Gegnern Zapolya's unterstützt, es durch, daß man am 28. August den Kampf beschloß. Am folgenden Tage wurde dann die unglückliche Schlacht bei Mohacz von den Ungarn begonnen, ohne daß diese eine Wagenburg errichtet und die Hügelreihe, welche das türkische Heer vorn bedeckte, besetzt oder auch nur ausgekundschaftet hatten. In der Frühe des 29. August 1526 zogen die Ungarn den Türken entgegen. Diese wichen zurück, bis ihre Gegner unvorsichtiger Weise zu weit vorgegangen waren und in die Mitte genommen wurden; dann wurde das Treffen in anderthalb Stunden zum Verderben der Letzteren entschieden. Das ganze ungarische Heer ward vernichtet; 22,000 Leichen deckten das Schlachtfeld. Unter den Gebliebenen befanden sich sieben Prälaten, darunter ein Erzbischof, und über 500 Männer vom hohen Adel, auch Georg Zapolya; dagegen retteten sich die beiden Männer, welche an der Niederlage Schuld waren, der Palatinus und der Ban Bathyani. Auch der junge König ward anfangs gerettet; ein Satz seines Pferdes aber warf ihn in einen Morast, wo er nebst seinem Begleiter Klapka den Tod fand. Sein Leichnam wurde später, als die Türken wieder abgezogen waren, aufgefunden und zu Stuhlweißenburg bestattet. Die Königin Maria flüchtete nach Preßburg, die Bürgerschaft von Ofen ließ dem Sultan die Schlüssel der Stadt entgegentragen.

Die Türken wütheten nach ihrem Siege wie Kannibalen. Sie hieben die Gefangenen nieder und brachen aus Mordlust, sowie um Pyramiden von Köpfen zu erbauen, selbst die heiligsten Versprechungen. Die Nachricht, daß die Türken damals mehr als 200,000 Ungarn theils gemordet, theils als Sklaven fortgeschleppt hätten, ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Sie brannten außerdem die Dörfer und Städte nieder; Fünfkirchen ging auf Suleiman's Befehl, Ofen ohne sein Zuthun in

Feuer auf. Als die Böhmen, welche unter Adam von Neuhaus und Georg von Brandenburg bis Raab gekommen waren, sich wieder zurückzogen, drangen die Türken raubend und mordend bis nach Gran vor. In Pest soll der Sultan ungarischen Magnaten, die er vor sich ließ, zu verstehen gegeben haben, daß er nicht abgeneigt sei, den Johann Zapolya als seinen Vasallen auf ihren Thron zu setzen. Als er nach 14 Tagen wieder von Ofen aufbrach, führte er von dort die unschätzbare Bibliothek von Handschriften, welche Matthias Corvinus gesammelt hatte, mit sich. Am 24. September begann der Rückmarsch der Türken, welche auf demselben auch nach Szegedin und Bacs kamen. Bei Peterwardein setzte das türkische Heer über eine neu errichtete Brücke. Am Ende des November war der Sultan wieder in Constantinopel, wo er dann in den Jahren 1527 und 1528 durch Staatsgeschäfte und durch Unruhen, welche in Asien ausgebrochen waren, festgehalten wurde.

In dieser Zeit trat Karl's V. Bruder, Ferdinand I., kraft der geschlossenen Verträge und seiner Vermählung mit der Schwester des bei Mohacz gefallenen Ludwig, als König von Ungarn und Böhmen auf. Im Jahre der Schlacht bei Mohacz war Ferdinand durch einen sehr gefährlichen Bauernkrieg in Anspruch genommen, welcher 1525, gleichzeitig mit dem schwäbischen, fränkischen und thüringischen Bauernkriege, im Salzburgischen entstanden war und sich nach Oesterreich verbreitet hatte. Er war daher nicht im Stande, sein Nachfolgerecht in Ungarn und Böhmen mit den Waffen geltend zu machen. Er bestritt aus diesem Grunde auch das Wahlrecht der Böhmen und Ungarn nicht, wie er doch nach dem letzten Vertrage hätte thun können. In Böhmen versammelten sich die drei Stände des Reiches oder mit anderen Worten die Herren, Ritter und Städte am 1. Oktober 1526 zur Wahl. Nachdem jeder Stand acht Wahlherren ernannt hatte, wurde schon am 24. Oktober Ferdinand in voller Versammlung zum böhmischen Könige ausgerufen. Die meisten Stimmen nach ihm hatte einer der bairischen Herzoge gehabt, was die erste Veranlassung zu jener Verstimmung zwischen Baiern und Oesterreich gab, die in den nächsten Jahren für die inneren Kämpfe im deutschen Reich so wichtig wurde. Im Januar 1527 reiste Ferdinand nach Böhmen und im Februar ward er mit der im Schlosse Karlstein verwahrten böhmischen Krone in der Veits-Kirche zu Prag gekrönt. Auch in Mähren und Schlesien wurde er anerkannt.

Die Magyaren waren nicht so geneigt, einem in Spanien erzogenen deutschen Prinzen die Regierung anzuvertrauen. Ganz Ungarn war durch den Streit zwischen dem Palatinus Bathory und dem Woiwoden Johann Zapolya, welcher nach seines Bruders Georg Tode blos in Ungarn 72 Schlösser und Herrschaften besaß, in zwei Parteien getheilt. Zapolya stand an der Spitze eines eigenen Heeres, mit welchem er

anfangs die heimkehrenden Türken hatte beunruhigen wollen, dann aber sich nach Tokay zurückgezogen hatte. Ferdinand's Schwester, die verwittwete Königin von Ungarn, ließ zwar durch den Palatinus einen Reichstag nach Komorn ausschreiben; Zapolya und sein Anhang kamen ihr aber zuvor. Diese hielten nämlich schnell in Stuhlweißenburg einen Reichstag, auf welchem Zapolya am 10. November 1526 zum König gewählt und alsbald vom Bischof von Neutra gekrönt wurde. Die Königin und Ferdinand hatten zwar durch Gesandte gegen diese Wahl protestiren lassen wollen; diese wurden aber erst dann vorgelassen, als Zapolya bereits gekrönt war. Nun erklärte ihnen der Letztere, daß Ferdinand sich nicht unterstehen solle, nach Ungarn zu kommen, einen Reichstag zu berufen und Parteien zu stiften, wenn er nicht als Feind betrachtet und angegriffen werden wolle. Der Reichstag zu Komorn wurde gar nicht gehalten; die Königin-Wittwe berief aber statt dessen ihre Anhänger nach Preßburg. Hier wurde dann Zapolya's Wahl für nichtig erklärt und denen, die in Stuhlweißenburg versammelt gewesen waren, ein Termin von 40 Tagen gesetzt, um sich in Preßburg einzufinden. Als dieselben nicht erschienen, erwählten die in Preßburg Versammelten, an ihrer Spitze Stephan Bathory, Ferdinand zum Könige und luden ihn ein, alsbald nach Ungarn zu kommen. Dies konnte natürlich nicht anders als an der Spitze eines Heeres geschehen.

Vergebens suchte der König von Polen auf einem Kongreß zu Olmütz zwischen Zapolya und Ferdinand zu vermitteln, damit, während ein neuer Türken-Krieg drohte, der Friede zwischen den christlichen Fürsten erhalten werde; vergebens sprach 1527 Papst Clemens VII., welcher damals Karl's V. Gefangener war, den Bann gegen Zapolya aus; der Streit über die ungarische Krone mußte mit dem Schwerte entschieden werden. Ende Juli rückte ein Heer unter Kasimir von Brandenburg-Ansbach und Niklas von Salm gegen Tyrnau, und am 1. August zog Ferdinand selbst mit sächsischen und braunschweigischen Truppen, die der Graf von Mansfeld anführte, gegen Altenburg. Das vereinigte Heer der Deutschen trieb Zapolya aus ganz Ungarn. Christoph Frangipani ward in einem Gefechte getödtet und auch Kroatien durch Franz Bathyani gewonnen; Niklas von Salm aber erfocht einen glänzenden Sieg bei Tokay. Ferdinand vereinigte hierauf den größten Theil des Adels in Ofen und ließ sich dort noch einmal wählen, sowie gleich darauf in Stuhlweißenburg krönen.

Zapolya glaubte sich endlich nicht einmal in Siebenbürgen mehr sicher, weil Ferdinand's Bevollmächtigte, Kaspar Horvath und Reichersperger, zuerst Hermannstadt und dann das ganze übrige Land von ihm abwendig machten. Er flüchtete sich auf das Gut eines Freundes und dann nach Polen. Hier hielt er sich einige Zeit im Kloster Czenstochau

auf, von wo aus er dann in alle Gegenden Gesandte schickte, um Verbündete zu suchen. Er sendete namentlich den Polen Hieronymus Lasczy, welchen er früher schon nach Paris geschickt hatte, nach Konstantinopel. Hier verwandte sich im December 1527 auch ein Agent von Venedig, Luigi Gritti, für ihn. Suleiman machte anfangs Schwierigkeiten, sich mit Zapolya einzulassen, obgleich die Türken damals die sämmtlichen Festungen von Bosnien und viele Plätze in Dalmatien erobert hatten und alle Anstalten zu einem neuen Zuge getroffen worden waren. Endlich brachte aber Lasczy den Großwesier Ibrahim Pascha auf seine Seite, einen geborenen Griechen, der sich erst als geschickter Violinspieler bekannt gemacht hatte, dann aber als Suleiman's Liebling die höchste Würde im Staat, und die Schwester des Sultans zur Gemahlin erhalten hatte. So kam im Februar 1528 ein Bündniß zwischen Suleiman und Johann Zapolya oder, wie die Türken diesen nannten, König Janusch zu Stande. In diesem Bundesvertrage versprachen die Türken nicht blos Kanonen und Munition, sondern auch einen Kriegszug nach Ungarn. Auch König Ferdinand schickte an Suleiman Gesandte. Diese traten jedoch ganz anders auf, als Zapolya's Polacke; denn sie suchten zwar um eine Waffenruhe oder einen Frieden nach, forderten aber zugleich die Zurückgabe von 24 ungarischen Städten, welche noch in Suleiman's Gewalt waren. Wie die Türken dies aufnahmen, zeigt die Antwort, welche der Großwesier am 29. März 1528 den Gesandten Ferdinand's ertheilte. „Mit welcher Stirn", sagte Ibrahim, „vermißt sich dein König, sich den Mächtigsten zu nennen, Angesichts des Kaisers der Osmanen, in dessen Schatten und Huld sich die übrigen Könige empfehlen!" Die Gesandten wurden neun Monate lang in den ihnen zur Wohnung angewiesenen Gebäuden eingeschlossen gehalten und erst am 20. März 1529 entlassen. Man gab ihnen folgenden Bescheid mit: „Euer Herr hat bisher unsere Freundschaft und Nachbarschaft nicht gefühlt, aber er wird sie fortan fühlen. Ihr könnt ihm sagen, daß ich selbst kommen werde mit aller Kraft und Macht; saget ihm also, er möge Alles wohl vorbereiten zu unserem Empfange!"

Am 10. Mai 1529 brach Suleiman von Konstantinopel nach Ungarn auf. Auch Zapolya kehrte damals aus Polen dahin zurück; man wirft ihm aber Feigheit und militärische Unfähigkeit vor. Am 20. Juli ließ Zapolya sich bei Mohacz dem Sultan vorstellen, welcher gegen Ofen hin marschirte, da er kein Heer vorfand, das sich ihm im Felde hätte gegenüberstellen können. Zapolya schämte sich also nicht, daß er vom Sultan gerade an der Stelle als König empfangen wurde, an welcher sein Vorgänger und der Kern seiner Landsleute untergegangen waren; er küßte Suleiman's dargebotene rechte Hand und dasselbe that der Erzbischof von Gran unter dem lautem Jubel und Allah-Rufen des mo-

hammedanischen Heeres. Am 14. September wurde Zapolya, nachdem die Türken in Ofen eingezogen waren, von einem General vierten Ranges durch Janitscharen in der Königsburg der Magyaren eingesetzt. Sogar die für heilig gehaltene Krone Stephan's, des apostolischen Königs, wurde dem Sultan überbracht, der sie auf dem Heimwege seinem Vasallen Janusch zurückstellte.

Suleiman selbst marschirte sogleich gegen Wien und belagerte diese Stadt, während Ferdinand in Linz erwartete, daß sich die deutschen Fürsten um ihn sammelten. Die Vertheidigung von Wien gegen ein türkisches Heer, welches aus 250,000 Mann bestand, 300 Kanonen bei sich hatte und von einer starken Flotte auf der Donau begleitet war, ist der glänzendste Punkt in der deutschen Kriegsgeschichte des 16. Jahrhunderts, besonders auch aus dem Grunde, weil die Befestigungen der Stadt schwach waren und die Belagerten nur 72 Kanonen besaßen. Die Beschreibung dieser Vertheidigung erfordert einen des Militärwesens kundigen Schriftsteller; wir übergehen daher das Einzelne und erwähnen nur, daß die Stadt mit Lebensmitteln gut versehen war, daß die Besatzung aus etwa 20,000 Mann auserlesener Soldaten bestand und daß eine heldenmüthige Bürgerschaft mit den Reichstruppen und mit östreichischen Kriegsleuten, böhmischen Schützen, Spaniern und Ungarn wetteiferte. Alle Häupter der ritterlichen Geschlechter Oestreichs, die Schwarzenberg, Stahremberg, Auersberg, Lichtenstein und Andere, fochten bei den Ausfällen und Stürmen ritterlich mit; den Oberbefehl führte der greise Niklas von Salm. Hohen Ruhm erwarb sich der Pfalzgraf Philipp, der sich mit dem Vortrab eines vom deutschen Reiche ins Feld gestellten Heeres, nämlich mit 14 Fähnlein und 100 Reitern, noch zu rechter Zeit in die Stadt warf; das Reichsheer selbst blieb in der Nähe von Krems stehen. Die Türken hatten bedeutende Sturmlücken geschossen und einen Theil der Mauer durch Minen zum Einsturz gebracht; dennoch wurde jeder Sturm, auch der letzte am 14. October, mit großem Verluste der Feinde abgeschlagen. Am 15. mußte Suleiman den Rückzug antreten. Ganz Oestreich bis nach Linz hin war vorher von den Barbaren zur Wüste gemacht worden.

Ferdinand belagerte nachher die Stadt Ofen vergebens (Preßburg war bereits von den Seinigen besetzt), und schloß endlich mit dem türkischen Vasallen Zapolya einen Waffenstillstand. In den folgenden Jahren rüstete er in Verbindung mit seinem Bruder, dem Kaiser Karl V., ein ansehnliches Heer, um dem Sultan, wenn er wieder heranzöge, im offenen Felde zu begegnen. Glücklicher Weise erschien aber der Sultan in Ungarn erst im Jahre 1532 wieder, als die Streitigkeiten im deutschen Reiche durch den Nürnberger Religionsfrieden beigelegt waren und auch die Protestanten sich beeiferten, dem Kaiser ihren Pa-

triotismus und ihren christlichen Eifer im Kampfe gegen die Ungläubigen zu beweisen. Wir glauben hier abbrechen zu müssen, weil von 1532 an die ungarische, böhmische und türkische Geschichte, so weit sie hier zu behandeln ist, sich leicht in gewisse Theile der deutschen Geschichte einschalten läßt.

5. Heinrich VIII. von England.

Heinrich VIII. von England regierte trotz aller Privilegien seiner Unterthanen und trotz des Parlaments despotischer und grausamer, als irgend ein anderer Fürst seiner Zeit. Er ließ sich von seinem Kapellan Wolsey, dem er die Kardinals-Würde verschaffte, unbedingt leiten, bis sein Wunsch, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen, einen Zwist zwischen ihm und Wolsey, sowie bald auch zwischen ihm und der päpstlichen Kirche herbeiführte. Wolsey war nicht blos Kanzler des Reiches und Erzbischof von York, sondern er vereinigte auch das reiche Bisthum Winchester und unzählige Pfründen mit der Würde eines päpstlichen Legaten, und die Päpste übertrugen ihm, weil sie Heinrich's bedurften, für England fast alle Gewalt, die sie selbst hatten. Der französische König Franz empfing ihn 1527 bei Amiens mit allen Ehren, die man einem gekrönten Haupte erweisen konnte; auch gab er ihm zur Entschädigung für das Bisthum Tournay eine Rente von 12,000 Livres, Kaiser Karl V. und Papst Leo X. aber zahlten ihm jährlich 5500 Dukaten für die Bisthümer Toledo und Palencia. Wolsey's Hochmuth war unbegränzt und sein Aufzug verdunkelte den des Königs, da er nicht geizig war, sondern seine unermeßlichen Einkünfte in kaiserlicher Weise an seine Umgebungen, sowie für Bauwerke und Stiftungen verschwendete. Es ist bereits früher berichtet worden, wie Wolsey die beiden Männer, welche neben ihm Legaten waren, Corneto und Campeggio, verdrängte und unerhörte Bedrückungen übte, ohne daß man sich zu widersetzen wagte. Zweimal strebte Wolsey ebenso nach dem Papstthum, wie sein König einmal nach dem Kaiserthum; Beide aber sahen sich in ihrem ehrgeizigen Streben getäuscht.

Den Gesetzen und Rechten der Engländer durfte sowohl der König als Wolsey bei jeder Gelegenheit ungestraft Hohn sprechen. Wolsey errichtete z. B. ein geistliches Gericht, welches unter dem Vorwande einer religiös-moralischen Aufsicht alle erdenklichen Gewaltthätigkeiten übte, sowie der König selbst seinen Stolz darin setzte, in dogmatisch-scholastischen Kämpfen ein Held zu sein, und mit entsetzlicher Grausamkeit Jeden verfolgte, der irgend einen Satz seiner Schul-Theologie zu bestreiten wagte. Wolsey nannte seinen Gerichtshof, welcher in der englischen Verfassung auf keine Weise begründet war, das „Tribunal des Legaten"; es gewann noch erhöhte Wirksamkeit, als Clemens VII.

in der Engelsburg eingeschlossen war und in den Verträgen zu Amiens festgesetzt wurde, daß die englische wie die französische Kirche einstweilen selbstständig geleitet werden sollten. Wolsey, dem für England die obere Leitung oblag, hatte einen John Allen zum Präsidenten des Tribunals gemacht und dieser erlaubte sich unter dem Vorwande der päpstlichen Vollmacht oder Stellvertretung alle Bedrückungen und Willkürlichkeiten. Im Volke und sogar im Parlamente erhob sich keine Stimme dagegen und auch die Richter schwiegen, indem Niemand sich auf das Gesetz Praemunire berief, welches in England schon längst gegen des Papstes Einmischung in die weltliche Gerichtsbarkeit erlassen worden war. Jener Gerichtshof war ebenso für Wolsey ein Mittel, Erpressungen zu üben und seine Feinde zu verfolgen, wie der König sich der aus seinen Hofleuten und Creaturen bestehenden Sternkammer zu seinen Verurtheilungen zu bedienen pflegte. Zu den Männern, welche der König selbst gerichtlich ermorden ließ, gehörte namentlich der nächste Anverwandte seines Hauses, der Herzog von Buckingham, dessen Hinrichtung Hume und Andere mit Unrecht dem Kardinal Wolsey zuschreiben. Der Letztere war bei der Vernichtung des Herzogs nur als Minister thätig. Das Verbrechen Buckingham's, der sowohl durch Johann von Lancaster, als durch Thomas von Glocester ein Nachkomme Eduard's III. war, bestand darin, daß er dem Karthäuser-Prior Hopkins Gehör schenkte; dieser gab sich mit Weissagungen ab, die sich zum Theil auf das Hinscheiden des Königs bezogen. Buckingham wurde an den Hof entboten, aber unterwegs verhaftet. Gerichtet hätte er nach englischen Gesetzen durch das Oberhaus werden sollen; der Proceß wurde aber vor 17 Pairs geführt, welche eine Gerichts-Commission bildeten, und der Herzog von Norfolk schämte sich nicht, als high steward den Vorsitz in derselben zu führen. Buckingham ward durch dieses Gericht zum Tode verurtheilt, und da er bei der Verkündigung seines Urtheiles nicht nur standhaft auf seiner Unschuld beharrte, sondern auch erklärte, er werde nie um des Königs Gnade bitten, *) so wurde er im Mai 1521 vor dem Tower hingerichtet.

Selbst die Schwierigkeit, ohne Befragung des Parlaments Geld zu erheben, wußte der Kardinal zu beseitigen; er ward daher auch dem verschwenderischen Könige von Jahr zu Jahr unentbehrlicher. Es ist hier der Ort nicht, alle die Mittel gewaltsamer Geld-Erpressungen anzuführen, welche Wolsey seinem Könige angab; Einiges muß aber ebenso in dieser Hinsicht erwähnt werden, wie wir weiter unten einzelne Beispiele aus dem endlosen Register der Willkürlichkeiten, Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten Heinrich's ausheben werden, um zu zeigen, daß der theologische König von England, dem für seine grausamen Hin-

*) I shall never sue to the king for life.

richtungen und Geld-Erpressungen selbst sein Religionseifer nützlich war, seinem Zeitgenossen, dem türkischen Sultan, glich. Wolsey ließ einst das Vermögen aller Engländer, welche ein Alter von 16 Jahren und darüber hatten, aufzeichnen, und bediente sich dann dieses Registers, um für seinen König eine Anleihe von einem Zehntel der weltlichen und von einem Viertel der geistlichen Einnahme zu erpressen. Nur die Kaufleute von London durften bei dieser Gelegenheit sich mit einer runden Summe abfinden. Gleich im folgenden Jahre (1522) nöthigte Wolsey nicht nur die Geistlichkeit, dem Könige die Hälfte ihrer diesjährigen Einnahme als eine in fünf Jahren zahlbare Abgabe zu gewähren, sondern er verlangte auch vom Parlament eine innerhalb vier Jahren zu entrichtende Vermögenssteuer in Betrag eines Fünftels vom Werth aller Laiengüter. Das Letztere fand anfangs Widerspruch und es wurde nur die Hälfte der geforderten Summe bewilligt. Allein Wolsey begab sich hierauf selbst in das Parlament, und dieses wurde, obgleich es durch seinen Sprecher, den berühmten Sir Thomas More, es ablehnte, in seiner Gegenwart zu berathen und abzustimmen, durch den Schritt des Kardinals so eingeschreckt, daß es nicht allein die vorher gewährte Summe erhöhte, sondern sich auch nicht widersetzte, als Wolsey das, was in vier Jahren hätte entrichtet werden sollen, in einem einzigen Jahre erheben ließ. Im Jahre 1525 wollte der König eine ähnliche Steuer unter jenem Namen einer freiwilligen Gabe (benevolence), welche zu seines Vaters Zeit verhaßt geworden war, erheben lassen; das ganze Reich gerieth aber darüber in Bewegung, und es fehlte wenig, daß schon damals Wolsey durch seines Königs Habsucht und Verschwendung gestürzt worden wäre. Er fiel erst später als ein Opfer der Wollust desselben.

Mit der Geschichte des Kardinals Wolsey und seines Sturzes hängt leider die Entstehung der sogenannten Hochkirche England's und ihres Gottesdienstes ganz enge zusammen. Diese von Heinrich VIII. herstammende und später unter Elisabeth verbesserte Kirche hat einen halb geistlichen, halb weltlichen Klerus und einen halb protestantischen, halb katholischen Gottesdienst, welcher auf der einen Seite der mechanischen Frömmigkeit der Pietisten, auf der anderen den hierarchischen Grundsätzen der römischen Kirche nahe verwandt ist. Wir sehen daher auch, daß dieselbe im 16. Jahrhundert von Pietisten und im 18. und 19. von Anhängern der römischen Kirche heftig erschüttert wurde. Die Geschichte der Kirchenveränderung in England (denn eine Kirchenverbesserung möchten wir das, was Heinrich in kirchlicher Beziehung anordnete, nicht nennen), entsprang ganz allein aus dem Wunsche des Königs, auf eine scheinbar rechtmäßige Weise und nach den Gesetzen der römischen Kirche von seiner ersten Gemahlin geschieden zu werden.

Heinrich war seit 1509 mit seines Bruders Wittwe Katharina, einer Tante des Kaisers Karl V., vermählt und hatte fünf Kinder mit ihr erzeugt, von denen eine Tochter, Maria, ihn später überlebte und nach vielen Abenteuern auf den englischen Thron gelangte. Er hatte sich demnach mindestens 17 Jahre lang mit Galanterieen begnügt, bis er eine leidenschaftliche Neigung zu Anna Boleyn, der Tochter Sir Thomas Boleyn's, faßte. Diese Dame hatte als ein Kind von sieben Jahren Heinrich's Schwester, welche mit dem Könige von Frankreich, Ludwig XII., und nach dessen Tode mit dem Herzoge von Suffolk vermählt wurde, nach Frankreich begleitet und war dort allein bei ihr geblieben, während das übrige Gefolge der Prinzessin, das sich durch seinen Lebenswandel den Franzosen verdächtig machte, nach England zurückgeschickt wurde. Wie lange Anna Boleyn nach dem Tode Ludwig's XII. noch in Frankreich verweilte, ist nicht leicht anzugeben; gewiß ist aber, daß sie in ihrem 20. Jahre Hoffräulein der Königin Katharina ward. In dieser Stellung lernte Heinrich sie kennen. Der König hatte früher schon mit ihrer Schwester Maria in vertrautem Umgange gelebt; diese war aber nachher von ihm wieder verlassen worden. Anna benahm sich vorsichtiger, als ihre Schwester. Der König scheint sich im Jahre 1525 zuerst um ihre Gunst beworben zu haben, da er damals schon ihren Vater zum Viscount von Rochefort erhob. Doch erst im folgenden Jahre drang er, sobald er eingesehen hatte, daß er Anna nur durch ein Ehebündniß erhalten könne, nach seiner heftigen Gemüthsart leidenschaftlich auf eine Scheidung von seiner Gemahlin, oder vielmehr er heuchelte Gewissensbisse wegen seiner Ehe mit derselben und behauptete, Papst Julius II. habe die für diese ertheilte Dispensation gar nicht geben dürfen. Jetzt erst, sagte er, fühle er sich in seinem Gewissen beschwert, daß er dem mosaischen Ehegesetze zuwider gehandelt habe. Er arbeitete sogar selbst mit an einer Abhandlung, worin seinen Bischöfen bewiesen werden sollte, daß seine Ehe mit einer Schwägerin nach einer Stelle im dritten Buche Mosis und nicht nach einer anderen, weniger strengen im fünften beurtheilt werden müsse. Das ganze Volk gerieth über diese Sache in Bewegung und Kaiser Karl V. nahm sich seiner Tante an, welche dem Kardinal Wolsey und den Bischöfen nicht recht traute, weil der Kardinal als Minister allmächtig war und als Legat auch eine päpstliche Vollmacht (wiewohl freilich nicht für alle Fälle) besaß. Katharina und ihr Neffe Karl V. vertrauten auf den Papst Clemens VII., der zwar gern in die Scheidung eingewilligt hätte, gerade damals (1527) aber in der Gewalt des Kaisers war. Clemens war unter diesen Umständen darauf bedacht, weder den Kaiser noch den englischen König zu beleidigen. Er suchte deshalb die Entscheidung zu verzögern. Der König ward bald unge-

duldig und Wolsey gerieth zwischen ihm und dem Papste ins Gedränge. Clemens hatte sich zwar geweigert, dem Kaiser, welcher die Proceß-Sache des englischen Königs unmittelbar vom Papste und nicht durch Commissäre in England entschieden haben wollte, seine Forderung zu gewähren, weil dies gegen den Gebrauch sei; er hatte aber zugestanden, daß Karl vor dem Urtheilsspruche von dem Processe sollte benachrichtigt werden. Was Wolsey betrifft, so war ihm der Gedanke an eine Scheidung an sich nicht unwillkommen, da er die Beziehungen des Königs zu Karl V. gern gelöst sah; er hätte jedoch Heinrich alsdann gern mit einer französischen Prinzessin verheirathet und erschrak höchlich, als er vernahm, daß Anna Boleyn die Auserwählte sei. Doch faßte er sich bald und beschloß, da er den König nicht von seinem Plan abbringen konnte, sich bei der Durchführung desselben unentbehrlich zu erhalten.

Im December 1527 entkam der Papst den Händen der Kaiserlichen und gelangte glücklich nach Orvieto. Dort traf ihn ein Abgeordneter des englischen Königs, Knight, der ihm zwei in England ausgefertigte Urkunden zur Unterschrift vorlegte, die eine, um den Kardinal Wolsey zur Scheidung der Ehe Heinrich's zu bevollmächtigen, die andere, um die Vermählung des Königs mit Anna Boleyn zu erlauben. Der Papst bewilligte das Letztere und fand dagegen Mittel, das Erstere hinaus zu schieben. Er bestimmte, daß ein Legat zugleich mit Wolsey über die Ehescheidungs-Sache zu Gericht sitzen sollte. Auch Wolsey hatte keine große Neigung, die Sache zu betreiben; Anna Boleyn war gegen ihn feindlich gesinnt. Dessen ungeachtet bewirkte Wolsey, der im Gedränge war und sich von dem tyrannischen Könige bedroht sah, im Juli 1528 durch seine Agenten in Rom, von denen Gardiner der thätigste war, daß beim Vorsitze einer Scheidungs-Commission, welche für Heinrich sprechen sollte, ihm der Kardinal Campeggio zugeordnet wurde, und daß man diesem sogar eine sogenannte Decretal-Bulle anvertraute, welche ausdrücklich bestimmte, daß der strengere Ausspruch im 3. Buche Mosis, nicht der mildere im 5. Geltung haben sollte. Der Papst ertheilte diese Erklärung nicht gern, da sie einen Punkt, über welchen bisher die Meinung frei war, dogmatisch entschied und zugleich die Dispensation, die Julius II. gegeben hatte, als gesetzwidrig, nicht blos als erschlichen hinstellte. Die römische Politik spielte daher den Gesandten Heinrich's, welche die Absendung Campeggio's und die Ausfertigung der ihm mitgegebenen Bulle bewirkt hatten, einen argen Streich und täuschte auch den König selbst, sowie den Kardinal Wolsey. Campeggio erhielt nämlich den Befehl, die Bulle nicht aus seiner Hand zu geben und dieselbe zwar dem Könige und dem Kardinal Wolsey zu zeigen und vorzulesen, nachher aber sogleich zu verbrennen. Dies geschah, um den Proceß zu verlängern und besonders um ihn zuletzt der

bestellten Commission entziehen und nach Rom bringen zu können. Deshalb reiste auch Campeggio so langsam, daß er statt im Juli, wie man erwartet hatte, erst im Oktober in England eintraf. Er fragte bei der Königin an, ob sie sich nicht in ein Kloster zurückziehen wolle; diese lehnte aber mit Festigkeit und Würde jeden Schritt ab, der die Gültigkeit ihrer nunmehr fast 20jährigen Ehe und somit auch das Thronfolgerecht ihrer Tochter Maria in Frage stellen konnte. Nun wußte Campeggio durch allerlei Chikanen, Bedenklichkeiten und kanonische Spitzfindigkeiten es dahin zu bringen, daß die Sitzungen der Commission erst im Mai 1529 eröffnet und nachher in die Länge gezogen wurden, und daß man endlich im Juli erklärte, nur der Papst allein könne das Urtheil fällen. Der Papst aber war in Folge der Friedensunterhandlungen, die damals zu Cambray geführt wurden, im Begriff, dem Kaiser, der standhaft das Recht seiner Tante aufrecht hielt, näher zu treten als jemals.

Jetzt kannte des Königs Zorn keine Schranken mehr; Anna Boleyn, welche dem Kardinal Wolsey nicht gewogen war, beherrschte den König noch weit unumschränkter, als früher Wolsey, und dieser, welcher vorher die neue Ehe gefürchtet hatte, hätte jetzt gern Alles gethan, um sie zu Stande zu bringen, weil er verloren war, wenn der König seinen Zweck nicht erreichte. Der König glaubte, daß die Bulle, welche Campeggio ihm gezeigt hatte, noch in dessen Händen sei. Sie war aber verbrannt, und Heinrich ließ vergebens in Dover das Gepäck des Kardinals durchsuchen. Sein ganzer Zorn fiel jetzt auf Wolsey. Er ließ demselben die Siegel abfordern, entfernte ihn bald von allen Stellen, Würden und Pfründen und befahl ihm, sich vorerst nach dem Landsitz Asher in seinem Bisthum Winchester zu begeben. Zugleich bedrohte er ihn mit einem Kriminal-Proceß, der unter einem Tyrannen, wie Heinrich war, und bei dem Schrecken, den dieser allen denen einflößte, welche Rechte, Güter und Leben der Engländer zu vertheidigen wagten, offenbar nur mit der Verurtheilung des Kardinals endigen konnte. Wolsey ward nämlich jetzt wegen seines Legaten-Gerichtshofes angeklagt, indem er durch die Uebertretung des gegen die Annahme einer päpstlichen Bevollmächtigung erlassenen Gesetzes-Prämunire ein Todesverbrechen begangen habe (Oktober 1529). Man stellte ihn vor die aus Hofbeamten zusammengesetzte Sternkammer, deren sich die Könige dieses Jahrhunderts als eines Gerichtes über ihre Hofleute bedienten, und diese verurtheilte den Kardinal. Der König ließ jedoch den Urtheilsspruch nicht vollziehen, sondern verzieh dem Kardinal, nachdem derselbe mit demüthiger Reue allen seinen Stellen, Würden und Pfründen, außer dem Erzbisthum York und dem Bisthum Winchester, entsagt hatte. Auch erlaubte er dem Kardinal, sich von Asher nach Richmond

und, als dieses doch zu nahe schien, in sein Erzbisthum York zu begeben. Dort wurde aber Wolsey nicht lange in Ruhe gelassen. Der König ließ ihn des Hochverraths anklagen und schickte im November 1530 den Herzog von Northumberland nach York, um den Kardinal als Kriminalverbrecher nach London bringen zu lassen. Dieser starb jedoch unterwegs bei dem Abte von Leicester, und zwar, wie jetzt historisch bewiesen ist, nicht an Gift, sondern an der Ruhr. Er soll vor seinem Tode zu Kingston, Lieutenant des Towers, gesagt haben: „Hätte ich Gott so fleißig gedient als dem Könige, er würde mich nicht verlassen haben.“ Sein Nachfolger als Kanzler wurde der berühmte Sir Thomas More (Morus).

Die Scheidungssache nahm unterdessen ihren Fortgang; Heinrich hatte aber auch schon den Entschluß gefaßt, mit der römischen Kirche zu brechen, ohne jedoch zugleich dem ihm tödtlich verhaßten Luther oder der von dessen Anhängern verkündeten Glaubensfreiheit im geringsten günstig zu werden, wie er denn auch später, als die Zahl der Anhänger Luther's in seinem Reiche sich vermehrte, diese ebenso wie die Katholiken oder die Anhänger des Papstes verfolgen und gerichtlich morden ließ. Heinrich hatte nicht blos einen ganz unbegrenzten und lächerlichen Königsstolz, sondern er war auch von Kindes Beinen an in der Scholastik oder der theologischen Klopffechterei geübt worden und glaubte eine Stütze des christlichen Glaubens, sowie ein Held bei der Vertheidigung desselben zu sein. Er ließ im Mai 1521 vor der Paulskirche die Schriften Luthers verbrennen*); er verschaffte sich sogar, um dem Beherrscher von Frankreich als dem allerchristlichsten Könige und dem Beherrscher von Spanien als dem katholischen Könige nicht nachzustehen, mit großer Anstrengung ein Diplom des Papstes, durch welches ihm der Titel „Vertheidiger des wahren Glaubens (defensor fidei)“ zuerkannt wurde. Er hatte nämlich zu diesem Zwecke ein Buch verfaßt und dasselbe im Oktober 1521 durch den Dechanten Clarke von Windsor nach Rom überbringen lassen, damit der Papst erkenne, welch ein eifriger Verfechter des alten Glaubens-Systems der König von England sei. Er selbst behauptete sehr nachdrücklich und zu wiederholten Malen, daß er allein der Verfasser dieser Schrift sei; die Welt sagte aber, Wolsey und der gelehrte Bischof Fisher von Rochester hätten

*) Ueber den Hergang dieser feierlichen Verbrennung berichtet eine Urkunde im britischen Museum: „Der Bischof von Rochester hielt eine Rede, mit Beistimmung des ganzen Klerus von England und auf Befehl des Papstes, gegen einen gewissen Martinus Eleuthereus und alle seine Werke, und wurden deren Viele auf dem Platze an der Kirche verbrannt während der Rede, nach deren Beendigung Mylord Cardinal (Wolsey) mit allen anderen Prälaten zum Mittagessen ging.“

an der Abfassung derselben mehr Antheil gehabt, als der König. Die Veranlassung zu diesem Buche nahm Heinrich von dem Umstande her, daß Luther in seiner Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche einen Angriff auf die Lehre von den sieben Sacramenten oder mit anderen Worten auf die Grundlage des ganzen papistischen Glaubens-Systems gemacht hatte. Heinrich gab daher auch seiner Schrift, welche der Halle'schen Ausgabe von Luther's Werken wörtlich einverleibt ist, den Titel „Von den Sacramenten."*) Der Papst ertheilte dem Könige wegen dieser Schrift wirklich jenen Titel; Heinrich behielt denselben auch bei, nachdem er die päpstliche Oberhoheit über die Kirche abgeschafft hatte und im Jahre 1543 erklärte ihn das Parlament für ein Attribut der Krone. Der Papst erklärte übrigens in dem Briefe an Heinrich, in welchem er den Titel anerkannte, das Buch für ein Werk, welches ohne den Beistand des heiligen Geistes nicht habe zu Stande gebracht werden können, und ertheilte daher auch allen denen, die es lesen würden, Ablaß. Das Buch Heinrich's wird von Emser für die beste Widerlegung Luther's gehalten. Auch Scultetus und sogar Robertson rühmen dasselbe; Beide haben es aber wahrscheinlich nie gelesen, weil sie es sonst unmöglich hätten loben können. Unsere Theologen, besonders Planck, urtheilen sehr verächtlich von dem Buche und die von ihnen angeführten Proben beweisen, daß sie Recht haben. Luther und seine Freunde dachten ebenso und wollten nichts davon wissen, daß der gelehrte Fisher oder gar, wie man auch sagte, Erasmus von Rotterdam dem Könige bei dieser schriftstellerischen Arbeit geholfen hätte; sie erklärten das Buch für das Werk eines abgeschmackten englischen Hof-Kaplans, gaben aber zu, daß es in gutem Latein geschrieben sei. Unter diesem Kaplan meinten sie Eduard Lee, welcher einen albernen Streit mit Erasmus von Rotterdam anzufangen wagte, und den der König später zum Erzbischof von York machte.

Wir erwähnen dieses Buch, sowie der Gegenschrift, welche Luther geschrieben hat, aus dem einzigen Grunde, weil auch bei dieser Gelegenheit Luther's Heftigkeit oder, um ein von unseren Genialen gestempeltes Wort zu gebrauchen, seine „göttliche Grobheit" der evangelischen Kirche, welche Luther gründen wollte, verderblich geworden ist. Luther schreckte dadurch nicht nur den König von England ab, sondern er beleidigte auch den Nationalstolz der Engländer ebenso, wie er gleich darauf auch die Schweizer kränkte, indem er sie nicht als Christen anerkennen wollte. Wir meinen nicht, daß Luther ein Diplomat, Hofmann oder Politiker hätte sein sollen, daß er, wie man jetzt sich aus-

*) Assertio septem sacramentorum adversus Martinum Lutherum edita ab invictissimo Angliae et Franciae rege et domino Hiberniae, Henrico ejus nominis octavo. Lond. 1521.

drückt, nur in parlamentarischer Sprache hätte reden und mit dem stümpernden König fein säuberlich verfahren sollen! nein, er hätte nur dem Könige gegenüber, mochte dieser auch noch so grob sein, sich der Sprache eines gebildeten Mannes bedienen dürfen. Heinrich hatte allerdings über Luther geschimpft und gespottet, und sein Buch war in jenem hochmüthigen Tone und in jenen wegwerfenden und herabsetzenden höhnischen Ausdrücken gegen Plebejer verfaßt, welche man noch in unserer Zeit in Frankreich wie in Deutschland oft hören konnte; dies hätte aber dem deutschen Reformator nicht im geringsten geschadet. Alle Gelehrten erkannten auf den ersten Blick, daß das unter Heinrich's Namen verfertigte Buch höchst elend sei. Daher wurde Luther von seinen besten Freunden, auch von Spalatinus und seinem Kurfürsten, vor Allen aber von Melanchthon, dringend gebeten, dem Könige entweder gar nicht zu antworten, oder wenigstens nur den Inhalt seiner Schrift, nicht die Person des Verfassers anzugreifen, die er ja doch nicht erreichen konnte. Allein Luther vermochte nicht seinen Zorn zu mäßigen. Er schadete dadurch der großen Sache, die er verfocht, ebenso, wie ihr später der große Lessing und Johann Heinrich Voß, welche gleichfalls zu persönlich feindlich schrieben, geschadet haben. Schon der Titel von Luther's Buch war nicht gegen die Schrift des Königs, sondern gegen diesen selbst gerichtet.*) Diese Schrift Luther's hat ebenso, wie eine andere gegen Herzog Georg von Sachsen und eine dritte gegen Herzog Heinrich von Braunschweig, dem großen Reformator und seiner Lehre bis auf unsere Tage sehr viel geschadet, weil die Feinde des Lutherthums, besonders die gleißenden Jesuiten und diejenigen Gelehrten, denen Urbanität mehr werth ist, als Wahrheit, diese Bücher als Beweise dafür benutzt haben, daß ein so grober Mann wie Luther in ei- einem Religionsstreite unmöglich Recht haben könne, was freilich einen schlechten Schluß voraussetzt.

Luther behandelt, um andere Schmähungen zu übergehen, das Buch des Königs höchst verächtlich. Dies war allerdings nur Wiedervergeltung; allein Luther nennt auch den König selbst wiederholt einen Narren, einen Esel, einen Gotteslästerer und einen Lügner. Im Jahr 1525 ließ er sich bewegen, eine Art von Abbitte an Heinrich zu veröffentlichen, da in Deutschland die Meinung verbreitet war, der König sei nunmehr der Reformation günstig. In dieser Abbitte erklärt er sich überzeugt, daß Heinrich nicht der Verfasser des Buches von den sieben

*) Das Buch erschien 1522 zuerst lateinisch, dann deutsch. Die deutsche Ausgabe war wenigstens nicht gleich durch den Titel gegen die Person des Königs gerichtet, denn dieser lautete: „Antwort D. Martin Luther's auf Heinerich Königs von England Buch.“ Die lateinische Ausgabe aber führte den Titel: Contra Henricum Angliae regem Martinus Lutherus.

Sacramenten sei; allen Zorn wendet er gegen den Kardinal Wolsey, den er als ein Ungeheuer, eine Pest des Reiches, einen Gott und Menschen verhaßten Mann bezeichnet.*) Aber von dem Augenblicke an, wo Luther den englischen König angegriffen hatte, war es unmöglich, den Letzteren dahin zu bringen, daß man auch nur den Namen Luther's vor ihm aussprechen durfte, oder daß er nicht ohne Ausnahme jeden seiner Unterthanen, welcher des Lutherthums verdächtig war, grausam verfolgen und hinrichten lasse. Auch mußten seine beiden aufgeklärten Rathgeber, Cromwell und der sonst würdige, edle und fromme Cranmer, als sie später die protestantische Lehre begünstigten, Heuchelei üben und mit ängstlicher Vorsicht jeden Gedanken, daß sie nicht rechtgläubig seien, abwehren. Uebrigens beging Luther, als er, hauptsächlich auf Ersuchen des Königs von Dänemark, jene servile Abbitte an Heinrich schrieb, eine neue Unvorsichtigkeit; denn er bereitete dadurch dem Letzteren den Triumph, ihm wegwerfend antworten zu können. Es ist in der That unbegreiflich, wie Luther dem furchtbaren Tyrannen Heinrich zutrauen konnte, daß er sich mit einem deutschen Theologen einlassen werde, welcher ihn und seinen Günstling Wolsey wie Schulknaben heruntergemacht hatte.

In Betreff der Scheidungs-Angelegenheit hatte Heinrich schon zwei Jahre vor Wolsey's Tode einen ihm sogleich einleuchtenden Rath von einem Manne erhalten, welcher zwar ein eifriger Anhänger Luther's war, von dem er dies aber nicht ahnen konnte, weil derselbe ihm von zwei ganz römisch-orthodoxen Geistlichen, Fox und Gardiner, vorgestellt worden war. Dieser Mann war Thomas Cranmer, ein sehr gelehrter Theolog, welcher Professor in Oxford gewesen war, aber, weil er sich verheirathet hatte, die Universität hatte verlassen müssen und hierauf die Erziehung der Söhne eines Barons zu Waltham übernommen hatte. Als nun der König sich einst bei dem Letzteren befand, sagte man ihm, daß Cranmer vielleicht eine kanonisch gültige Auskunft in der Scheidungssache angeben könne. Der König ließ denselben sogleich vor sich kommen und erhielt von ihm den Rath, sich von allen ausgezeichneten Theologen und Universitäten Europas Gutachten geben zu lassen und diese dem Papste vorzulegen, welcher gewiß nicht gegen das einstimmige Urtheil der Kanonisten entscheiden werde. Cranmer's Rath leuchtete dem König so sehr ein, daß er mit einem nicht gerade königlichen Ausdruck ausrief, „jetzt habe er die Sau bei beiden Ohren gepackt.“ Zur Ausführung desselben ward jedoch erst nach Wolsey's Tode geschritten. Die englischen Universitäten brachte man durch tausend Plackereien, Quälereien und Drohungen, die sich aktenmäßig beweisen lassen, zu einer geschraubten Erklärung für des Königs Wunsch,

*) Illud monstrum et publicum odium dei et hominum, pestis illa regni tui.

wobei Fox und Gardiner thätig waren. In Italien sprachen sich, gegen eine Erkenntlichkeit in Geld, die Universitäten Bologna, Ferrara und Padua ebenfalls günstig aus. In Deutschland dagegen konnte Heinrichs Agent, Barnes, selbst bei den Protestanten nichts ausrichten, zum Theil schon darum, weil es sich bei dieser Sache um die Ehre der Tante des Kaisers handelte. Man mußte sich daher mit der Zustimmung einzelner Theologen begnügen. Luther selbst hatte einen ganz eigenen Einfall: er schrieb an Barnes, er könne die Scheidung nicht billigen, wohl aber sein Gutachten dahin geben, daß Heinrich nach dem Vorgange der Patriarchen und früherer Könige zwei rechtmäßige Frauen zugleich haben dürfte*). Die französischen Universitäten wurden durch ihren König, welcher Heinrich's gegen den Kaiser bedurfte, dahin gebracht, daß sie, wiewohl nicht ohne lebhaften Widerspruch, die Scheidung billigten.

Papst Clemens VII. hatte diesem Allen ruhig zugesehen, weil die Gutachten nur deshalb eingeholt wurden, damit er, wenn er die Scheidung ausspreche, sich beim Kaiser mit der Erklärung aller Theologen entschuldigen könne. Die Gutachten gingen fast sämmtlich von der Annahme aus, daß die Ehe zwischen des Königs älterem Bruder und Katharina eine vollständige gewesen sei, was die Letztere in Abrede stellte. Clemens, der gerade damals mit dem Kaiser in sehr gutem Vernehmen stand, zeigte sich, als die Gutachten ihm zugeschickt wurden, immer noch abgeneigt, die Scheidung auszusprechen. Jetzt (am 30. Juli 1530) schrieb ihm daher der König, welcher schon seit zwei Jahren Katharina entlassen und mit Anna als mit seiner Gemahlin gelebt hatte, einen trotzigen und drohenden Brief. In diesem Briefe, von welchem wir nur den Schluß anführen wollen, sagte der König: „Er lebe in einer zweiten Ehe, der Papst mache ihm aber eine förmliche Trauung dadurch unmöglich, daß er zögere, die Trennung von seiner ersten Gemahlin für rechtmäßig zu erklären. Ihm bleibe nichts übrig, als daß er dem Uebel auch ohne den Papst abhelfe. Das sei freilich ein Uebel, allein ein geringeres, als die gefährliche und zweifelhafte Lage, in welche England durch die zweifelhafte eheliche Geburt des Thronfolgers gerathen könne." Sogar auf dieses Schreiben antwortete der Papst ausweichend und aufschiebend. Heinrich war daher einige Zeit hindurch in großer Verlegenheit, weil sein Kanzler und sein Ministerium nicht wagten, ohne den Papst einen Ausspruch zu thun, der sie dem englischen Volke verhaßt machen mußte. In diesem für Heinrich sehr ängstlichen Augenblicke ward ihm Cromwell vorgestellt und half durch seinen Rath aus der Verlegenheit. Cromwell, der Sohn eines

*) Antequam tale repudium probarem, potius regi permitterem alteram reginam quoque ducere et exemplo patrum et regum duas simul uxores ducere.

Walkmüllers in der Nähe von London, hatte in Italien als Kriegsmann gelebt, später kaufmännische Geschäfte betrieben und sich nach seiner Rückkehr mit Erfolg der Rechtswissenschaft zugewandt; er hatte in Italien nicht blos Styl, sondern auch die Machiavellistische Politik und alle schlechten Künste der Höfe seiner Zeit gelernt; er hatte ein ebenso weites Gewissen als Wolsey und gewann dessen Gunst in hohem Grade. Cromwell gab dem König einen Rath, wie dieser ihn wünschte, und war bei der Ausführung desselben auf eine so arglistige Weise thätig, daß Heinrich, ohne es zu wissen oder zu wollen, genöthigt wurde, eine Art Reformation der Kirche vorzunehmen. Cromwell machte nämlich den König Heinrich dadurch von Rom los, daß er ihm zeigte, wie er, ohne die Glaubenslehre im geringsten zu ändern, England zugleich als König und als Papst beherrschen könne. Daß es dem Könige nicht schwer sein konnte, die Engländer zu einer Lossagung vom Papste, welche nicht zugleich, wie in Deutschand, ein Abfall vom Papstthum war, zu bewegen, sehen wir aus dem Berichte der beiden ausgezeichneten und ganz römisch orthodoxen Geistlichen Gardiner und Fox, welche Heinrich lange vor Wolsey's Tode (1528) nach Rom geschickt hatte, um den Papst zum Ausspruch der Scheidung zu bewegen. Diese Männer hatten dem Papste in einer geheimen Conferenz erklärt: wenn er fortfahre, die Sache des Königs in die Länge zu ziehen, so könne er fest darauf rechnen, daß England für ihn verloren sei; die Neigung der englischen Nation und Geistlichkeit, sich der Herrschaft des römischen Stuhls zu entziehen, sei schon gar zu groß, und der Papst werde deshalb, wenn der König seiner Geistlichkeit nur freie Hand lasse, bald sehen, daß Dinge ans Licht gebracht werden würden, die bis jetzt noch im Herzen verborgen gehalten sein.

Bei der Ausführung des von Cromwell gegebenen Rathes wurde nachher auch der achtbare Thomas Cranmer gebraucht; dessenungeachtet verfuhr man dabei ganz eigenmächtig und despotisch, weil man nicht von der Lehre zur Disciplin, Hierarchie und äußeren Kirchlichkeit, sondern umgekehrt von der Kirchlichkeit, die noch gegenwärtig in England Vielen für Religion gilt, zur Religion überging. Cranmer's Betragen unter Heinrich VIII. läßt sich entschuldigen; billigen werden es aber nur diejenigen, welche für einen großen Zweck jedes Mittel für erlaubt halten. Cranmer hatte nach dem Tode seiner ersten Frau die nöthigen Weihen erhalten, sodann aber in Deutschland eine Anverwandte des streng protestantischen Theologen Osiander kennen gelernt und sich mit ihr verheirathet, sie jedoch in Deutschland gelassen; dem König, der stets den Cölibat der Priester aufrecht hielt, mußte dies Verhältniß verborgen bleiben. Ueberhaupt verhehlte Cranmer sorgfältig, daß er Luther's Lehre billige, und verschaffte sich auf einem krum-

men Wege die geistlichen Befugnisse, deren er bedurfte, um dem Könige aus der Verlegenheit zu helfen und um zugleich, ohne daß dieser es merke, den Grundsätzen der Reformatoren in England Eingang zu verschaffen. Dies war nicht leicht; denn während Cranmer die Verbreitung von Luther's Lehre auf jede Weise förderte, ließ Heinrich einen jeden verbrennen, der sich zu dieser Lehre bekannte, die sich nichts destoweniger in England verbreitete und selbst unter dem Klerus viele Freunde hatte; dem Könige wurde dadurch die Ausübung der Tyrannei erleichtert, mit welcher er bald die Papisten, bald die Lutheraner verfolgte, wobei ihn immer die vorher verfolgte Partei unterstützte. Auch die dem Volke verhaßte Geistlichkeit fügte sich seinem Drucke, um gegen das Volk Schutz zu haben. Dies zeigte sich, als der König 1532 seinen Streit mit dem Papste benutzte, um über die Geistlichkeit eine unerhörte Erpressung zu verhängen. Er bedrohte damals alle Geistlichen mit einem geistlichen Processe, welcher, nach dem Statut gegen die Annahme päpstlicher Befehle (dem Statut Praemunire), wegen des von Wolsey unter dem Ansehen des Papstes errichteten Legaten-Tribunals gegen sie begonnen werden sollte; es hieß nämlich, der ganze Clerus habe sich durch Anerkennung dieses Tribunals einer Uebertretung der Landesgesetze mitschuldig gemacht und sei deßhalb vom Kronanwalt vor das königliche Gericht (Kingsbench) zu belangen. Die Geistlichkeit gerieth dadurch zur sichtbaren Freude des Landvolkes und der Ritterschaft, denen der geistliche Landbesitz zugefallen sein würde, in die Gefahr, ihre liegenden Güter zu verlieren; sie bezahlte daher, um jenen Prozeß von sich abzuwenden, nicht blos 100,000 Pfund für eine unbedingte Strafen-Erlassung, sondern sie verstand sich auch dazu, den König als Schutzvogt, alleinigen Lehnsherrn und oberstes Haupt der Kirche und Geistlichkeit von England anzuerkennen, mit dem durch den alten Erzbischof von Canterbury, Warham, vorgeschlagenen Zusatz: „so weit Christi Gebot es gestattet."

Diese Dinge wurden von Cromwell betrieben, der sich durch Geschmeidigkeit, Verschlagenheit und gewissenlose Politik die Gunst des Königs erworben und ihm, als Mitglied des geheimen Raths, Wolsey ersetzt hatte; Cranmer dagegen war blos im geistlichen Fache thätig. Der König hatte den Letzteren zu sich rufen lassen und bei der Schriftstellerei in der Scheidungssache gebraucht; nachher hatte er ihn einer Gesandtschaft beigegeben, welche zu Ende des Jahres 1529 an den Papst nach Bologna geschickt wurde. Diese Gesandtschaft bestand aus dem zum Grafen von Wiltshire erhobenen Vater der Anna Boleyn (bisher Viscount Rochefort), dem erwählten Bischof von London, Stockeley, dem Almosenier des Königs, Lee und dem Doctor der Theologie, Bennet. Ihr Haupt war der zuerst Genannte, und ihm hatte der

König Cranmer als Rathgeber im kanonischen Rechte zur Seite gegeben. Cranmer gehörte, während die Anderen königliche Diener waren, zum besonderen Gefolge des Grafen von Wiltshire, mit dessen Familie er schon seit langer Zeit in Verbindung stand. Er war dem Grafen so nützlich, daß dieser ihn dem Könige dringend empfahl, und daß Heinrich ihn gleich darauf als Abgesandten an den Kaiser und den Papst ernannte, bei welcher Gelegenheit ihn dann der Letztere dem Könige zu Gefallen zu seinem Groß-Pönitentiarius in England machte.

Heinrich erhielt besonders von Cranmer die Gewißheit, daß der Papst um des Kaisers willen die Scheidung nie gestatten werde. Seit dieser Zeit gab Heinrich dem Papste viele Beweise seiner Abneigung gegen ihn, sowie seines Entschlusses, die englische Kirche von Rom unabhängig zu machen. Sein scholastischer Glaube erlaubte ihm jedoch nicht, dies eher auszuführen, als bis Cranmer alle die Rechte erlangt hatte, welche nach dem kirchlichen System die Erzbischöfe mit dem Papste gemein hatten. Der Schein sollte gewahrt werden; um das Wesen bekümmern sich Despoten wie Heinrich VIII. niemals. Bereits im Juni 1531 hatte er der Königin Katharina befohlen, das Schloß Windsor zu verlassen; er sah sie von dieser Zeit an nicht wieder und lebte mit Anna Boleyn, die zur Marquise von Pembroke erhoben wurde, als mit seiner Gattin. Am 18. Januar 1533 ließ er sich in einer Kapelle des Palastes Whitehall in Gegenwart von wenigen Personen durch einen Kaplan förmlich mit ihr trauen, nachdem er den Gedanken an diese Vermählung über sechs Jahre gehegt hatte. Einige Zeit vor der Trauung war der Erzbischof Warham gestorben; nun sollte Cranmer, nach dem Willen des Königs und der Familie der Anna Boleyn, Erzbischof von Canterbury werden, um die Scheidung und die neue Ehe des Königs für rechtmäßig zu erklären. Die Ernennung ward vom Papste bestätigt, nachdem durch nicht weniger als elf päpstliche Bullen die Hindernisse entfernt worden waren, welche nach dem geistlichen Rechte der Kirche, die doch Heinrich VIII. aufrecht erhalten wollte, der Erhebung Cranmer's entgegenstanden. Alle Schriftsteller berichten diesen Umstand; Lingard legt aber, wie es uns scheint, mit vollem Rechte ein besonderes Gewicht auf den jesuitischen Gewissens-Vorbehalt (reservatio mentalis), unter welchem Cranmer dem Papste den Eid des Gehorsams leistete. Dieser Punkt hatte keine politische Bedeutung, aber eine um so größere moralische, weil Cranmer einer der vorzüglichsten Männer seiner Zeit war und später ein Märtyrer seiner Ueberzeugungen geworden ist. Cranmer war nämlich in der ausdrücklichen Absicht gewählt worden, daß er dasjenige thue, was der Papst nicht gethan haben wollte, d. h. daß er Heinrich's erste Ehe für ungültig und dagegen seine Ehe mit Anna Boleyn für gültig erkläre und

sich dabei auf die Gutachten der Universitäten und der einzelnen Theologen berufe; er schwur nichts destoweniger bei seiner Consecration dem Papste den geistlichen Gehorsam. Er half sich dabei mit Bewilligung des Königs durch den geistlichen Vorbehalt, indem er vor seiner Eidesleistung vier Zeugen in die Stephans-Kapelle zu Westminster rief und in ihrer Gegenwart die Erklärung gab, er wolle durch den von ihm zu schwörenden Eid, den er der Form wegen ablege, sich nicht zu irgend etwas verbindlich machen, was dem Gesetze Gottes widerspreche (das verstand sich von selbst), oder was den Rechten des Königs entgegen sei, oder endlich was die Maaßregeln hindern könne, welche Heinrich in Betreff der englischen Kirche für nöthig halten werde. Nachdem über diesen Vorbehalt eine Urkunde in der Kapelle aufgesetzt worden war, trat Cranmer vor den Altar, unterwarf sich der üblichen Ceremonie und schwor sowohl bei seiner Einweihung, als bei der Verabfolgung des Palliums den gewöhnlichen Eid (30. März 1533).

Nach Cranmer's Einsetzung wurde sogleich eine Reihe von Schritten gethan, um dem ungerechten Willen des Königs die Form des Rechtes zu verleihen. Zuerst mußte das Parlament, welches unter Heinrich's Regierung nichts Anderes als eine königliche Decretir-Maschine war, durch ein förmliches Gesetz bei Pranger-Strafe verbieten, von einem englischen geistlichen Gerichte an den Papst zu appelliren. Gleich darauf ward die versammelte englische Geistlichkeit (the Convocation) genöthigt, über zwei auf des Königs Ehre bezügliche Gewissensfragen ein seinen Wünschen günstiges Erkenntniß zu geben. Als dies im März geschehen war, machte Cranmer im Anfange des April einen Brief an den König bekannt, in welchem er demselben vorstellte, wie gefährlich es für das Reich sei, wenn die Rechtmäßigkeit der Nachfolge in Zweifel gezogen werden könne, und in welchem er deshalb um die Erlaubniß bat, als Vorsitzer eines zu bestellenden geistlichen Gerichtes den Proceß der Ehescheidung prüfen und entscheiden zu dürfen. Er versammelte hierauf als Erzbischof die Geistlichkeit seines Sprengels, bestellte, auf einen Beschluß derselben gestützt, ein geistliches Gericht, dessen Vorsitzer er selbst war. Nun lud er zwar die Königin vor, verhütete jedoch listig, daß sie persönlich erschien, da sie alsdann gegen das Gericht protestirt und an den Papst appellirt haben würde. Nach 14 Tagen sprach das Gericht hinter ihrem Rücken (in contumaciam) ihre Scheidung vom Könige aus. Auf das Wesen kommt es unter Menschen, bei denen alles im Leben Form ist, nicht an; die Formen aber wurden, wie dies englische Sitte ist, ganz ängstlich beobachtet und Heinrich's Ehe mit Katharina durch den am 23. Mai 1533 erlassenen Spruch förmlich geschieden, nachdem Heinrich schon seit zwei Jahren mit Anna Boleyn ehelich gelebt hatte und seit fünf bis sechs Monaten

ganz förmlich mit ihr getraut gewesen war. Uebrigens muß man zur Ehre Cranmer's eingestehen, daß die ganze Kabale eigentlich von Cromwell geleitet wurde. Cranmer selbst hatte, als er in Deutschland des Königs Aufforderung zur Rückkehr und zur Uebernahme der erzbischöflichen Würde erhielt, Alles aufgeboten, um diese Würde von sich abzuwenden. Er hatte sogar seine Rückreise sehr langsam gemacht, weil er hoffte, daß der König sich eines Anderen besinnen werde*). Man kann daher zugeben, daß er aus Furcht vor einem blutdürstigen Tyrannen sich in der Ehrensache gebrauchen ließ, und daß er aus Religionseifer als Richter die arme Katharina betrog; auf jeden Fall steht er aber als Christ gegen den Kanzler Thomas Morus sehr im Schatten. Dieser durch Gelehrsamkeit, durch strengen Katholicismus und durch Witz in ganz Europa berühmte Nachfolger des Kardinals Wolsey im Kanzler-Amte dachte anders als Cranmer. Er hielt nicht dafür, daß der Zweck die Mittel heilige oder daß man sich in die Zeit schicken müsse, wenn es auch böse Zeit sei. Er entfernte sich regelmäßig aus dem Rathe, wenn die Scheidungs-Angelegenheit zur Sprache kam; auch nahm er bald als Kanzler seine Entlassung, entsagte allen seinen Stellen und Einkünften, ging nach Chelsea und lebte dort mit seinen Töchtern von seinem sehr mäßigen Vermögen und von der Unterstützung einer seiner Töchter.

Anna Boleyn war zur Zeit, als Heinrich von seiner ersten Gemahlin geschieden wurde, guter Hoffnung. Um nun jeden Zweifel an der rechtmäßigen Nachfolge des zu erwartenden Kindes zu entfernen, wurde Cranmer noch einmal gebraucht. Er versammelte am 28. Mai 1533 ein geistliches Gericht in Lambeth**), und gab, nachdem er den Procurator des Königs gehört hatte, die Erklärung, daß Heinrich und Anna in rechtmäßiger Ehe lebten und gelebt hätten, daß ihre Ehe öffentlich und notorisch gewesen sei, und daß er sie zum Ueberfluß jetzt durch sein priesterliches und rechtliches Ansehen noch einmal bestätige. Ob Heinrich nachher noch zum zweiten Male mit Anna getraut ward, ist nicht ganz gewiß; jedenfalls wurde aber Anna feierlich gekrönt, was bei den späteren Gemahlinnen Heinrich's nicht der Fall war. Am 7. September gebar sie die nachherige Königin Elisabeth.

Cranmer und Cromwell hatten sehr gut eingesehen, daß sie, um den Protestantismus in England einzuführen, den König nur zum Bruche mit dem Papstthum drängen durften, weil die königliche Religion nicht

*) Dies ist die Meinung Burnet's, welcher John Lingard, der angesehenste katholische Geschichtschreiber Englands, entschieden widerspricht; s. dessen Geschichte, übersetzt von Salis, VI. 216.

**) Lambeth, in dem Londoner Stadttheile Southwark, südlich der Themse gelegen, ist Residenz der Erzbischöfe von Canterbury.

länger dauern könne, als das Leben des Königs. Die meisten Engländer, wie die ansehnliche Zahl der Wycliffiten und Lollharden, waren so sehr gegen den Klerus erbittert und betrachteten den Reichthum desselben mit solchem Neid und seine Sitten mit solchem Haß, daß sie jede tyrannische Maaßregel gegen ihn gern unterstützten. Der König unterschrieb mit Freuden die dem Papismus entgegengesetzten Beschlüsse, welche Cranmer und Cromwell ihm angaben, und ließ zahlreiche Anhänger des Papstes enthaupten, weil sie an diesen und nicht an ihn glaubten. Er erschrak aber vor sich selbst, wenn ihn Leute, wie Gardiner und Boner, die sich ebenso gut als Cromwell und Cranmer verstellen konnten, darauf aufmerksam machten, daß er Luther's Lehre begünstige. In diesem Falle wurden dann sogleich diejenigen, die man ihm als Lutheraner bezeichnete, als Ketzer verbrannt. Die geschiedene Gemahlin wurde von Heinrich unwürdig verfolgt. Er entzog ihr nach der Scheidung einen Theil ihrer Einnahmen und ließ ihr nur dasjenige, was sie als Wittwe seines Bruders Arthur bezogen hatte; außerdem bestrafte und entließ er einen jeden, der ihr noch den Titel Königin gab, während sie selbst fortwährend dagegen Einsprache that, daß man sie seinem Befehle nach als (verwittwete) Prinzessin von Wales bezeichnete.

Was den Papst (Clemens VII.) betrifft, so hätte dieser den König Heinrich gern befriedigt; allein er bedurfte gerade im Jahre 1533 des Kaisers mehr, als des Königs, und jener bedrohte ihn nicht nur, sondern er war ihm auch sehr nahe. Von Karl gedrängt, cassirte Clemens das Urtheil Cranmer's gegen Katharina; er drohte sogar dem Könige selbst mit dem Kirchenbanne, wenn er nicht bis zum September sich von Anna Boleyn getrennt und Katharina wieder als Gemahlin angenommen habe. Nichtsdestoweniger schob er nachher die Entscheidung bis zum October hinaus, um die Mitte dieses Monats begab er sich zu Schiffe nach Marseille, wo zwei Tage später der König Franz eintraf, durch welchen man eine Aussöhnung zu erreichen hoffte. Man glaubte schon allgemein, daß die Agenten Heinrich's, welche von Frankreich lebhaft unterstützt wurden, eine Uebereinkunft zu Stande bringen würden, als ganz unerwarteter Weise Heinrich eine Botschaft schickte, welche den Papst tödtlich beleidigte. Ueberbracht wurde dieselbe gerade durch einen Mann, der sich sonst als fanatischer Anhänger der päpstlichen Kirche zeigte. Dieser (Boner) erschien nämlich anfangs November 1533 beim Papste, protestirte, ohne auf das, worüber die Abgeordneten der Könige während der letzten Monate übereingekommen waren, Rücksicht zu nehmen, in Heinrich's Namen gegen jeden Ausspruch des Papstes und appellirte an eine künftige allgemeine Kirchenversammlung. Indessen erfolgte der Bruch nicht sogleich, sondern erst

im März 1534, und zwar geschah dies nicht etwa, wie man gewöhnlich glaubt, durch das Decret, welches der Papst erlassen hatte, sondern durch einen demselben vorausgegangenen neuen Schritt des Königs gegen den Papst. Franz I. von Frankreich war auch nach des Papstes Heimreise noch als Vermittler aufgetreten und der Erzbischof von Paris hatte sich mit Aufträgen Heinrich's im Winter nach Rom begeben; allein während der Letztere noch unterwegs war, hatten einerseits Cromwell und Cranmer ihren König wieder umgestimmt und andererseits der Kaiser so viele Kardinäle für sich gewonnen, daß Clemens VII., auch wenn er gewollt hätte, dem englischen Könige nicht hätte gefällig sein können. Vergebens bat daher der Erzbischof von Paris in einem Consistorium, welches im März 1534 wegen der Ehe Heinrich's gehalten wurde, um die Hinausschiebung des entscheidenden Beschlusses. Nur drei von 22 Kardinälen stimmten für diesen Aufschub, und es ward ein entscheidendes Urtheil gefällt, welches die Ehe Heinrich's mit Katharina für gesetzlich und gültig, den ganzen Proceß gegen dieselbe aber für nichtig erklärte und dem Könige gebot, die geschiedene Gemahlin wieder zu sich zu nehmen. Das, wodurch Heinrich seinerseits schon vor diesem Decret den Papst tödtlich beleidigt hatte, war eine Maaßregel, welche seinen despotischen Neigungen zu sehr angemessen war, als daß er sie hätte zurücknehmen sollen, wenn auch von Seiten des Papstes nicht gegen ihn entschieden worden wäre. Er hatte nämlich durch Cromwell, welcher kurz vorher auf Lebenszeit zum Kanzler der Schatzkammer (chancellor of the exchequer) ernannt worden war, zuerst von der Geistlichkeit, welche damals noch gleichzeitig mit dem eigentlichen Parlament in zwei Abtheilungen ihre Sitzungen hielt (the Convocation), sich selbst als Oberhaupt der englischen Kirche anerkennen und dann durch das Parlament den Grundsatz dieser geistlichen Oberherrschaft des Königs auch zu einem weltlichen Gesetz des Reiches machen lassen. Das hierüber erlassene Statut verbot bei Lebensstrafe jeden Briefwechsel mit dem Papste, sowie alle Geldsendungen nach Rom, und verhängte über Jeden, der entweder am geistlichen Supremat des Königs oder an der Rechtmäßigkeit seiner zweiten Ehe zweifle, die Strafe des Hochverraths oder doch der Verschweigung hochverrätherischer Anschläge. Dabei ward in einer Clausel ausdrücklich dafür gesorgt, daß das ganze alte Gebäude und alle Mißbräuche, welche nicht auf die königlichen Usurpationen Bezug hätten, fortbestehen sollten, bis der König eine andere Verfügung treffe.*) Außerdem verordnete das Parla-

*) Diese Clausel lautet: That all such canons and ordinances, as had been already made and were not repugnant to the statutes and customs of the realm or the prerogatives of the crown, should be used and enforced, till it should be otherwise determined according to the tenor and effect of the said act.

ment noch, daß Heinrich's Tochter von Katharina, Maria, wegen der Nichtigkeit der Ehe ihrer Mutter zur Nachfolge unfähig und dagegen die Tochter der Anna Boleyn, Elisabeth, zu derselben berechtigt sei.

Von diesem Augenblicke an ward das blutige Kriminalrecht Englands noch blutiger, als es vorher schon gewesen war, und fast in jedem Monat wurden neben wirklichen Verbrechern unschuldige oder nur durch unvorsichtige Reden sündigende, zum Theil sehr angesehene und würdige Personen hingerichtet. Wenn der König daran verzweifelte, einen ihm verhaßten Mann vor Gericht überweisen und verurtheilen lassen zu können, so ließ er ihn durch eine bill of attainder d. h. durch einen Act der Gesetzgebung zugleich für schuldig erklären und zu einer durch das Parlament ausgesprochenen Strafe verdammen. Von dieser Zeit an ward auch das Verbrechen, durch Verschweigung eines ausgeführten oder unterbliebenen Anschlags sich der Theilnahme am Hochverrath schuldig gemacht zu haben, mit einem eigenen Namen (misprision of treason) belegt und mit ewigem Gefängniß, sowie mit Einziehung der Güter bestraft. Diese Strafe mußten alsbald der gelehrte Bischof Fisher von Rochester und fünf andere Männer erleiden, als ein junges Mädchen, Elisabeth Barton, welches die heilige Maid von Kent genannt ward, prophezeit hatte, daß Heinrich, wenn er sich von Katharina scheide, innerhalb sieben Monaten den Thron verlieren und eines gewaltsamen Todes sterben werde. Elisabeth selbst ward nebst sechs anderen Personen des Hochverraths schuldig erkannt und zu Tyburn hingerichtet (April 1534). Auch Thomas Morus hatte um die Sache gewußt; Cranmer und Cromwell strichen aber seinen Namen in der Anklageschrift aus und bewahrten ihn dadurch vor dem Schicksale Fisher's. Er ward jedoch nicht lange nachher ebenfalls in den Tower gesetzt, weil er die Ehescheidung des Königs und Alles, was mit derselben in Verbindung stand, nicht gleich den Parlaments-Gliedern durch seine Namensunterschrift anerkennen wollte. Später mußte er sogar, wie wir unten sehen werden, nebst Fisher seine Ueberzeugung mit dem Tode büßen.

Während der König gegen Alle, die seinen Supremat und die Rechtmäßigkeit seiner zweiten Ehe bezweifelten, mit blutiger Grausamkeit verfuhr, duldete er andererseits großen Scandal der Mönche. Einer von diesen, Peto, sagte in einer Predigt, die er in Gegenwart des Königs hielt, daß derselbe sich schwer an Gott versündige und daß die Hunde ebenso sein Blut lecken würden, wie sie Ahab's Blut geleckt hätten. Der König begnügte sich damit, sich am folgenden Sonntage durch einen anderen Prediger von der Kanzel herab rechtfertigen zu lassen. Dieser nannte den Peto einen Rebellen, Mörder, Hund und Verräther. Gegen ihn trat aber in der Kirche ein Franziskaner mit

Scheltworten auf und nur mit Mühe wurden Beide zum Schweigen gebracht. Peto und der Franziskaner kamen jedoch mit heiler Haut davon. Sie wurden vor den königlichen Rath gerufen und dort hart angefahren. Dies erschreckte den Peto keineswegs; denn als Cromwell ihm sagte, solche Kerle, wie er, verdienten in die Themse geworfen zu werden, erwiderte er: „Das ist eine Drohung für reiche, wollüstige Leute; wir achten sie nicht; wir wissen, daß der Weg zum Himmel zu Lande nicht kürzer ist, als zu Wasser.“ Indessen faßte Heinrich wahrscheinlich schon damals den Entschluß, die unverschämten Bettelmönche insgesammt zu beseitigen.

Die Politik des Königs erforderte, daß er, so lange Katharina lebte, den eifrigen Protestanten, zu welchen nicht nur Cromwell und Cranmer, sondern auch seine zweite Gemahlin und deren Verwandte gehörten, einigermaaßen zu Gefallen handle, um sich an den Protestanten eine Stütze gegen den Kaiser und gegen die römischen Fanatiker zu verschaffen. Er fand daher auch rathsam, sich von der römischen Kirche scheinbar noch mehr zu entfernen und betrieb die Verfolgung der ungemein zahlreichen Gegner der römischen Lehre, welche an ihm selbst stets einen treuen Anhänger hatte, einstweilen minder heftig. Gardiner, Boner und andere furchtbare Feinde des Protestantismus mußten sich eine Zeitlang verstellen. Heinrich begann damals mit den protestantischen Fürsten Deutschlands zu correspondiren; die Wycliffiten erhoben sich von allen Seiten, und Tyndal's Bibelübersetzung, welche Thomas Morus hatte verbrennen lassen, wurde unter dem Volke verbreitet. Sie war zuerst in den Niederlanden erschienen und in einer Reihe von Auflagen nach England verbreitet worden. Die Regierung ließ sie zwar aufsuchen und so weit wie möglich vernichten, aber auf Cranmer's Veranlassung wurde später in England selbst eine neue officielle Ausgabe veranstaltet, wobei man zwar Tyndal's Namen durchaus verleugnete, aber seine Arbeit großentheils zu Grunde legte. Von dieser Bibel in Folio wurde in jeder Kirche ein Exemplar aufgelegt; nachher wurde die Anschaffung derselben „durch königliche Liberalität und Gunst“ auch auf Privathäuser ausgedehnt, doch mit der Ermahnung, die Leser sollten bei schwierigen Stellen gelehrte Männer um Rath fragen. Der König ward bei allen gewaltsamen Maaßregeln, die er gegen Anhänger des römischen Systems ergriff, von halben Protestanten, bei denjenigen aber, welche gegen diese gerichtet waren, von fanatischen und Rache schnaubenden Katholiken unterstützt. Furcht, Heuchelei, Selbstsucht und Formenwesen wurden daher auch allgemein herrschend, weil man ohne Gefahr sich weder als einen Protestanten, noch als einen Anhänger des Papstes bekennen durfte.

Im September 1534 starb Papst Clemens VII. Sein Nachfolger,

Paul III., war keineswegs geneigt, die heftigen Aussprüche seines Vorgängers gegen Heinrich zurückzunehmen. Auch erntete dieser von seiner kirchlichen Autokratie solche Früchte, daß es ihm gar nicht einfiel, sich einer fremden und von seiner Nation verabscheuten Herrschaft aufs neue zu unterwerfen. Das Parlament hatte ihm mit Freuden die verhaßte Geistlichkeit preisgegeben und dadurch, daß es ihm die Rechte des Papstes zusprach, die Möglichkeit gewährt, andere Erpressungen, welche er früher zu üben pflegte, zu unterlassen. Es hatte ihm im November 1534 den Titel eines Oberhauptes der Kirche bestätigt, welche Kirche übrigens den Namen der katholischen beibehielt. Es hatte alle diejenigen, welche etwas dem Könige oder der Königin Nachtheiliges ersinnen, reden oder schreiben würden, des Hochverraths schuldig erklärt und ihnen sogar das Recht, sich in die Asyle zu flüchten, abgesprochen. Es hatte ferner alle früheren Eide in Betreff der Nachfolge abgeschafft und durch einen ganz neuen ersetzt. Es verordnete außerdem, daß der König fortan die Annaten oder die Einkünfte des ersten Jahres erledigter hohen Pfründen, welche der Papst bis dahin erhalten hatte, sowie die Zehnten derselben beziehen solle und 25 Suffragane ernennen dürfe. Dabei suchte aber das zitternde Parlament auch der Blutgier des Tyrannen eine Schranke zu setzen. Es wollte nämlich eine Amnestie verkündigt haben, von welcher es jedoch den Bischof Fisher und den Kanzler Morus namentlich ausschloß. Die Annahme des ihm ertheilten Titels eines Oberhauptes der englischen Kirche ließ Heinrich am 15. Januar 1525 mit großer Feierlichkeit verkündigen, indem er zugleich befahl, denselben seinen anderen Titeln beizufügen und bei allen Gerichtsverhandlungen und öffentlichen Bekanntmachungen zu gebrauchen. Uebrigens erließ der König in Betreff der päpstlichen und reformatorischen Vorrechte, welche er in Anspruch nahm und deren Bestreiter er mit dem Tode bestrafte, sonderbare und einander widersprechende Bekantmachungen. Er nahm bald nur die Rechte der weltlichen Obrigkeit in Kirchen-Angelegenheiten (das jus circa sacra), bald wieder die Rechte über Glauben und Lehre (jus in sacra), und zwar im ausgedehntesten Maaße, in Anspruch. Auch machte er seinen Cromwell, welcher insgeheim dem Protestantismus des Continents huldigte und bereits Kanzler der Schatzkammer, sowie erster Kabinets-Secretär war, zum königlichen Vice-Regenten der geistlichen Macht, zum Generalvicar und zum ersten Commissarius. Zugleich bekleidete er ihn mit allem, dem Könige als Haupt der Kirche gebührenden geistlichen Ansehen bei der Gerechtigkeitspflege in allen den Fällen, welche vor ein geistliches Gericht gehörten, oder in denen es sich, wie der frömmelnde Ausdruck (cant) lautet, „von gottseliger (godly) Reform,

von Abschaffung der Irrlehren, Ketzereien und Mißbräuche in besagter Kirche" handelte.

Nachdem Heinrich sich förmlich und feierlich zum Oberhaupte der englischen Kirche erklärt hatte, ließ er zunächst alle höheren Geistlichen, welche sein Supremat und die rechtmäßige Geburt der Prinzessin Elisabeth, sowie die Ausschließung der Maria nicht durch ihre Unterschrift anerkennen wollten, als Hochverräther bestrafen. Als auf diese Weise die Prioren der drei Karthausen zu London, Axtholm und Belleval nebst vier anderen katholischen Geistlichen auf dem öffentlichen Richtplatze (at Tyburn) hingerichtet worden waren, kam die Reihe auch an Fisher und Thomas Morus, weil sie ihre Namensunterschrift ebenfalls verweigert hatten. Man hatte beide Männer im Gefängnisse so hart gehalten, daß Morus von den Wohlthaten seiner Tochter und einiger Freunde leben, Fisher aber sogar seine Verfolger um Kleidungsstücke zur Bedeckung seiner Blößen bitten mußte. Papst Paul glaubte den 78 Jahre alten Fisher dadurch schützen zu können, daß er ihn zum Kardinal ernannte; er beschleunigte aber damit nur seine Hinrichtung. Der englische Tyrann hatte, als er Fisher's Erhebung erfuhr, einen witzigen Einfall, der eines Nero würdig war; er rief aus; „Paul mag ihm immerhin einen Hut schicken; ich will Sorge tragen, daß er keinen Kopf habe, um denselben aufzusetzen." Fisher wurde am 22. Juni 1535 hingerichtet. Gleich darauf ward Thomas Morus auf eine empörende Weise zu Fuße vom Tower in das Local des Kingsbench geführt, wo man ihn vor das ordentliche Gericht von neun Personen, in welchem der Kanzler den Vorsitz führte, stellte. Diese Personen waren die Herzoge von Norfolk und Fitz James und sechs andere Richter. Sie boten dem Angeklagten an, das Verfahren gegen ihn einzustellen und ihm die Gnade des Königs zu verschaffen, wenn er seine Weigerung, die letzten Parlaments-Beschlüsse als Gesetze anzuerkennen, zurücknehmen wolle. Er wies dieses Anerbieten zurück und wurde daher, scheinbar nach Recht und Gerechtigkeit, verurtheilt und am 6. Juli hingerichtet, eigentlich aber schändlich gemordet, weil er Gott mehr fürchtete, als den König. Der Letztere erklärte es für eine Gnade, daß er den berühmten Mann einfach enthaupten ließ; das Haupt wurde danach auf der Londonbrücke aufgesteckt.

Dieser gerichtliche Mord erfüllte Europa mit Schauder. Fisher wurde als Märtyrer gepriesen, Morus aber um so mehr bedauert, je mehr er als Gelehrter und als Weiser bekannt und von Fisher's Fanatismus und Köhlerglauben entfernt war. Der Zorn des Papstes kannte von diesem Augenblicke an keine Schranken mehr. Paul III. ließ eine Excommunications-Bulle abfassen, die jedoch erst später ausgegeben wurde, und diese enthielt Alles, was jemals ein römischer

Papst gegen Fürsten und Staaten, die seinen Befehlen den Gehorsam versagten, auszusprechen sich angemaaßt hatte. Der Papst setzte in dieser Bulle dem König Heinrich einen Termin von 90, seinen Anhängern von 60 Tagen, innerhalb dessen sie in Person oder durch einen Anwalt vor ihm in Rom erscheinen sollten. Im Falle der Nicht-Erscheinung solle der König für excommunicirt und der Krone verlustig erklärt werden; diese Drohung wurde jedoch erst einige Jahre später ausgeführt. Die päpstliche Bulle sprach ferner gegen die mit Anna erzeugten Kinder und gegen deren in rechtmäßiger Ehe geborene Nachkommen die Unfähigkeit zur Nachfolge aus und belegte die Länder und Besitzungen derselben, ebenso wie die des Königs mit dem Interdict. Sie forderte außerdem alle geistlichen Körperschaften auf, sich aus Heinrich's Gebiet zu entfernen, sprach seine Lehensleute und Unterthanen vom Eide der Treue los, befahl ihnen, die Waffen gegen ihren Herrn zu ergreifen, erklärte alle von Heinrich mit anderen Mächten geschlossenen Bündnisse für aufgehoben und untersagte den anderen Nationen den Handelsverkehr mit den Engländern. Ja, sie forderte sogar die anderen Völker auf, die Güter der Engländer überall, wo man sie fände, wegzunehmen und alle Engländer, welche noch ferner an ihrem schismatischen und rebellischen Könige hingen, zu Gefangenen zu machen. Indessen war der Blitz dieses Bannes nicht blos ein kalter (telum imbelle sine ictu), sondern der Papst schadete auch durch ihn sich selbst und den zahlreichen Mönchen, welche ebenso für ihn in England, wie einst für Kaiser Friedrich II. in Italien und Deutschland, ein auf den Kanzeln und in den Beichtstühlen streitendes Heer bildeten.

Nachdem Cromwell als Stellvertreter des Königs und General-Vicar an die Spitze der geistlichen Verwaltung in England gestellt worden war, galt es zunächst den geistlichen Gütern, wobei man auf das Parlament rechnete, weil die Mitglieder desselben die Beute mit dem Könige theilten. Nichts konnte den Laien in England erwünschter kommen und bei der täglich fortschreitenden Cultur des Landes und der vermehrten Betriebsamkeit seiner Bewohner vortheilhafter sein, als die Verminderung der Geistlichen und die Vertheilung ihrer Reichthümer zu Gunsten des Landbaues und der Industrie. Auch hatten die Wycliffiten, welche die Landbesitzungen der Geistlichkeit auf 11,400 Pflüge und das jährliche Einkommen derselben auf 100,000 Mark schätzten, längst schon die Besoldung der Geistlichkeit und die Vertheilung ihrer Güter verlangt. Indessen beschränkte die Regierung ihre Maaßregeln vorerst nur auf die ärmeren Klöster. Lingard beweist (Bd. VI., S. 226 Note) aus dem Originaldocument des Königsbuches, daß es um jene Zeit in England 555 Klöster gab, und die Einkünfte derselben werden von Hume auf den 21. Theil des ganzen damaligen Land-Einkommens in England berechnet.

Der Angriff auf die Klöster wurde damit begonnen, daß Cromwell eine Commission zur Visitation der Klöster ernannte, und daß je zwei Commissäre in jedem Sprengel, nach geheimen Instructionen, welche von den öffentlich ertheilten ganz verschieden waren, einen dem Parlament vorzulegenden Bericht machten. Hierauf ließ man im März 1536 durch eine Parlaments-Akte, welche von beiden Häusern, freilich nicht ohne Widerspruch, angenommen wurde, verordnen, daß alle klösterlichen Anstalten, deren Einkommen nicht über 200 Pfund betrage, dem Könige und seinen rechtmäßigen Erben überlassen werden, und daß sowohl die Gebäude, als die Ländereien denen gehören sollten, welchen sie durch urkundliche Ausfertigungen (letters patent) vom Könige übertragen würden. Die Zahl der Klöster, welche auf diese Weise der Willkür Cromwell's preisgegeben wurden, betrug 376. Von diesen erkauften sich jedoch etwa 100 die Verschonung auf verschiedene Weise, keines aber ohne die Aufopferung irgend eines werthvollen Besitzthums. Die Krone gewann über 30,000 Pfund an jährlichem Einkommen und eine große Summe in Geld, Silbergeräth und Kleinodien. Mönche unter 24 Jahren wurden ihrer Gelübde entbunden; für die älteren und besonders für die armen Nonnen ward so schlecht gesorgt, daß das Geschrei und die Predigt der über das Land sich verbreitenden Klostergeistlichen überall einen neuen Fanatismus anfachte, welchen dann die Regierung mit Feuer und Schwert bekämpfte.

Während Cromwell und Cranmer, auf die Königin und deren Familie, sowie auf die alten Gegner des Papstthums gestützt, eine Reformation vorbereiteten, hätten Gardiner, Boner und viele Andere den schnell verliebten und wollüstigen König gern mit einer neuen Dame verbunden gesehen, welche katholischer wäre, als Anna Boleyn. Jedenfalls wurde die Leichtfertigkeit der Letzteren zu ihrer Verdrängung benutzt. Anna Boleyn hatte aus Frankreich den Ton und die Leichtfertigkeit des französischen Hofes, wie sie uns in den zahlreichen Denkwürdigkeiten jener Zeit geschildert werden, mitgebracht. Sie hatte große Unvorsichtigkeiten begangen; der König hatte diese aber nie gerügt und erlaubte sich mit ihrer schönen Kammerdame Johanna Seymour vor ihren Augen Freiheiten, welche unschuldig sein konnten und auch nicht. Im Januar 1536 kam Anna Boleyn mit einem todtgeborenen Knaben nieder und gleich nachher suchte Heinrich sich ihrer zu entledigen, indem er Beschuldigungen der Untreue gegen sie erheben ließ. Uebrigens war seine erste Gemahlin, Katharina, im Anfange des Jahres 1536 gestorben, ohne daß sie vor ihrem Ende die von ihr entfernt gehaltene Tochter Maria auch nur einmal hatte sehen dürfen. Was das Verfahren gegen Anna Boleyn betrifft, so wurden Heinrich Norris, Brereton, Weston, Smeaton und sogar der eigene

Bruder der Königin, Lord Rochefort, eines verbotenen Umganges mit ihr beschuldigt, und die Gemahlin des Letzteren, welche später wegen schändlicher Kuppelei verurtheilt wurde, trat als Zeuge gegen die Königin auf. Anna Boleyn hatte, so hieß es unter Andern, als sie einem Turnier vom Balcon herab zusah, ihr Taschentuch vor Heinrich Norris herabfallen lassen und dieser hatte sich mit demselben den Schweiß abgewischt. Der König, welcher dies bemerkte, war sogleich aufgesprungen und hatte seiner Gemahlin Zimmerarrest gegeben. Am folgenden Tag (2. Mai 1536) ließ er sie in den Tower bringen und ein Gericht bestellen, welches ihr wegen Ehebruchs den Prozeß machen sollte. Zugleich wurden ihre angeblichen Liebhaber als Hochverräther eingekerkert. Wir halten es für unverträglich mit unserem Zwecke, in eine Untersuchung über die Schuld oder Unschuld der Königin einzugehen; wir wollen sogar glauben, daß der König einen geheimen Grund zur Verfolgung seiner Gemahlin hatte*) und sie nicht, um Johanna Seymour heirathen zu können, morden wollte. Jedenfalls war aber sein Verfahren gegen das leichtfertige Weib empörend gehässig, wie so Vieles, was Heinrich unternahm. Es wurde ein Gericht bestellt, welches die Verurtheilung der Königin, nicht die Untersuchung ihres Vergehens betrieb. Anna Boleyn ward des Ehebruches, also des Hochverrathes beschuldigt. Vorsitzer eines Gerichtes, welches über eine solche Anklage zu entscheiden hatte, war stets ein für diesen Zweck oder auch für eine Krönung erwählter außerordentlicher Großwürdenträger (lord high steward of England), der, wenn sein Geschäft vollendet war, den seine Würde bezeichnenden Stab öffentlich zerbrach. Heinrich wählte zu diesem Vorsitze den ärgsten Feind des protestantischen Glaubens und der Königin, den Herzog von Norfolk. Die 26 oder nach anderen Nachrichten 30 Pairs aber, welche in dem Gerichte saßen, waren ebenso wenig unparteiisch oder unabhängig, als der Vorsitzer. Dieses Gericht betrieb dem Könige zu Gefallen die Verurtheilung der Anna Boleyn auf eine unerhört eilige Weise. Die Anführung der Thatsachen und der Tage, an welchen die Sitzungen vorfielen, spricht lauter gegen den Tyrannen und seine Helfershelfer, als die heftigste Rede von unserer Seite es zu thun vermöchte. Die am 2. Mai verhaftete Königin wurde bereits am 15., ohne überwiesen zu sein, vor den Schranken des im Tower versammelten Gerichtes verurtheilt. Schon am 17. wurden ihr Bruder, der Lord Rochefort, und die vier mit ihm verhafteten angeblichen Liebhaber der Königin hingerichtet; Smeaton, der von geringem Range war und sich als Verbrecher bekannt hatte, wurde gehängt, die anderen starben durch das Schwert. Am 19. ward sie selbst auf dem Grasplatz im

*) That he had discovered in her conduct some most heinous cause of provocation, which he never disclosed.

Tower in Gegenwart einiger Pairs, sowie des Lord Mayor, der Sheriffs und Aldermen von London enthauptet; am Tage darauf vermählte der König sich mit Johanna Seymour. Das gegen Anna Boleyn ausgesprochene Urtheil, welches später vom Parlament bestätigt wurde, erklärte zugleich in Uebereinstimmung mit der vom Erzbischof Cranmer gegebenen Entscheidung die Ehe Heinrich's mit ihr für ungültig und ihre Tochter Elisabeth für unfähig zur Nachfolge. Gerade wenn dieses Urtheil begründet gewesen wäre, würde die Verurtheilung der Anna Boleyn wegen Hochverraths ungerecht gewesen sein. Welchen Grund man übrigens gehabt habe, ihre Ehe für nichtig zu erklären, wissen wir nicht. Vielleicht bestand er darin, daß Heinrich mit Anna's Schwester, Maria, Umgang gehabt hatte; denn die frühere Verbindung der Königin mit Percy, Grafen von Northumberland, war gewiß nicht der Grund.

Cromwell, welcher im Laufe des Jahres 1536 die Würde eines Pairs erhielt, machte Anstalt, auch die bis dahin noch verschonten Klöster für den König in Anspruch zu nehmen, und gebrauchte für diesen Zweck Gewalt und List. Gewissenlose Commissäre brachten nacheinander die Oberen einzelner Klöster und die einzelnen Personen in diesen durch Drohungen, Versprechungen und Trug dahin, daß sie sich fügten und freiwillig dem Könige die Güter überließen. In Folge davon wimmelte es bald überall im Lande von umherwandernden Mönchen und Nonnen. Dies veranlaßte seit Juli 1536 gefährliche Volksbewegungen in verschiedenen Gegenden des Reiches, zuerst in Lincolnshire, nachher noch heftiger in einigen nördlichen Grafschaften. Da aber keine Leitung und kein Mittelpunkt eines Aufstandes vorhanden war, und da der reichere und streitbare Theil der Nation einerseits den Mönchen nicht gewogen und andererseits wegen der fanatischen Volkshaufen besorgt war, so wurde der Aufstand schon nach dreimonatlichem Kampfe wieder gedämpft. Man nannte diese Erhebung scherzweise die Gnadenwallfahrt, wegen der kirchlichen Symbole, womit die Fahnen ausgeschmückt waren. Der Antheil, welchen viele Mönche und Aebte daran genommen hatten, gab dem Könige einen Vorwand, auch die reicheren Klöster zu plündern. Er hatte den Rebellen Verzeihung gewährt, aber die Bedingungen, unter welchen die Unzufriedenen diese annahmen, nicht erfüllt; es brachen also 1537 im Norden, wo die reichsten Klöster lagen, neue Unruhen aus, durch welche die Leute ohne Scheu und Gewissen, die Heinrich zu gebrauchen pflegte, Vorwand und Gelegenheit erhielten, einen großen Theil der parlamentsfähigen Bewohner Englands so sehr in Schrecken zu setzen, daß sie Alles bewilligten, was man verlangte. Hochverräther oder Theilnehmer am Hochverrath konnte der König entweder durch eine Com-

mission, oder durch die Sternkammer, oder (vermittelst einer bill of attainder) unmittelbar durch das Parlament verurtheilen lassen; wer aber angeklagt wurde, entging der Verurtheilung nicht und ihn und die Seinigen trafen die grausamsten Strafen des damaligen englischen Kriminalrechtes. Alles beugte sich daher unter den Willen des Königs. Nachdem früher das Parlament von den 355 Klöstern des Reiches nur 376 in seine Hände gegeben hatte, machte dasselbe jetzt auch das Schicksal der größeren und reicheren Klöster und ihrer Besitzungen von ihm abhängig. Durch einen Beschluß vom Jahre 1538 ließ der König diese Klöster aufheben und im Mai 1539 schenkte ihm das Parlament vermittelst eines förmlichen Gesetzes das Eigenthum derselben.

Dieser Schritt führte nicht nur eine wesentliche Veränderung in der Verfassung herbei, sondern er erleichterte auch, durch den vermehrten Einfluß der gegen die Pfaffen erbitterten weltlichen Herren, den vom Volke gewünschten weiteren Fortgang der Kirchenverbesserung. Seit der Besitznahme der Klostergüter durch den König hörten nämlich 28 Aebte und die Prioren von Coventry und von St. Johannes von Jerusalem auf, Mitglieder des Oberhauses zu sein. Auch wurden sechs neue Bisthümer errichtet. Sonst waren die unmittelbaren Folgen ganz unbedeutend. Allein die Regierung der Königin Elisabeth bewies später, daß die mittelbaren Folgen für die Blüthe des Landes unschätzbar waren. Heinrich's Minister hatten versprochen, daß mit den Schätzen der Klöster die Armen unterhalten werden sollten und man hatte deshalb von der Aufhebung der Klöster große Vortheile für das Armen- und das Steuerwesen erwartet; diese wurden aber nicht erlangt. Die Armen blieben den Gemeinden zur Last und auch die außerordentlichen Steuern hörten nicht, wie man gehofft hatte, auf. Schon im Mai 1540, also schon ein Jahr später, als die große Beute des Besitzthums der Klöster dem Könige zugefallen war, mußte das Parlament, so großes Widerstreben es auch dabei zeigte, dem Könige zwei Zehntel und zwei Fünfzehntel außerordentlicher Steuern gewähren. Selbst das Recht, die Nachfolge im Reiche nach Belieben zu ordnen, ertheilte das Parlament dem Könige; so sehr ward die Nation dadurch, daß abwechselnd Lutheraner verbrannt und Katholiken geköpft wurden, in Schrecken gesetzt. Was diese Verleihung einer ganz außerordentlichen Befugniß betrifft, so hatte Heinrich sich zwar im Jahre 1536 mit seiner Tochter erster Ehe, Maria, ausgesöhnt; da dieselbe aber streng römisch erzogen und sowohl von Natur, als durch Gewohnheit den päpstlichen Rechten zugethan war, so hatte er keine Lust, sie als seine Nachfolgerin anzuerkennen. Seine Tochter von Anna Boleyn, Elisabeth, war ihm ebenso wenig recht. Das Parlament beschloß daher, daß nur die Kinder der Johanna Seymour ein Recht an den Thron

haben sollten. Man blieb aber bei diesem Beschlusse nicht stehen, sondern das Parlament decretirte auch mit Verletzung der Grundlagen der englischen Verfassung: daß Heinrich, falls er von seiner gegenwärtigen oder von irgend einer künftigen Gemahlin keine Kinder erhalten werde, das Recht und die Macht haben solle, den Besitz der Krone*) durch Patentbriefe mit dem großen Reichssiegel oder durch seinen eigenhändig unterzeichneten letzten Willen der Person zu überlassen, welche er auszuwählen für gut finde.

Unglücklicher Weise blieb der König noch immer gelehrter Theolog und hielt, wie diese zu thun pflegen, jeden für einen Bösewicht, der nicht in allen Punkten seines Glaubens war. Er wollte daher, wie wir weiter unten zeigen werden, den römischen Glauben reformiren und unterschied sogar unter den Sacramenten, die er früher durchweg gegen Luther vertheidigt hatte, nunmehr drei — Taufe, Beichte, Abendmahl — als die höheren und wesentlichen von den minder wichtigen. Auch ließ er Melanchthon auffordern, nach England zu kommen, um dieselbe Zeit, wo dieser von Franz I. nach Paris eingeladen war (1535); doch kam weder die eine noch die andere Reise zur Ausführung. Dafür knüpfte Heinrich mit den deutschen Fürsten Unterhandlungen an; diese blieben aber erfolglos, weil er zu der nämlichen Zeit gegen die Protestanten und Lollharden in seinem Reiche mit grausamen Strafen wüthete. Ueber seine Verfolgungen der einzelnen Ketzer geben Lingard und Rapin Thoyras ausführliche Nachricht; wir wollen nur einen einzigen Fall aus dem Jahre 1538 anführen, weil bei Gelegenheit desselben auch Cranmer sich von Luther's Heftigkeit gegen die Sacramentirer, wie er sie nannte, fortreißen ließ. Ein Prediger zu Antwerpen, Johann Nicholson, auch Lambert genannt, hatte seiner freieren Ansichten wegen Antwerpen verlassen müssen und war in London als Lehrer aufgetreten. Hier ward er als Anhänger der Lehre Zwingli's dem eifrig Lutherischen Cranmer anstößig. Doch sollte er anfangs nicht verbrannt, sondern belehrt werden. Man stellte zu diesem Zwecke öffentliche Disputationen über acht von Nicholson aufgestellte Artikel an und Heinrich selbst hielt es nicht unter seiner Würde, an einer Conferenz der Theologen, die in Westminsterhall gehalten ward, als Leiter derselben (moderator) Theil zu nehmen; in weiße Seide gekleidet widerlegte er vom Thron herab in langem Vortrag den ersten der acht Artikel, worauf noch sieben Andere, darunter Cranmer und Gardiner, das Wort nahmen. Nicholson war unhöflich genug, dem Könige nicht Recht zu geben, und ward dafür als Ketzer verbrannt.

Der König wollte auf jede Weise beweisen, daß er ein ebenso guter

*) To limit the crown in the possession and remainder.

Papst und Theolog sei, als er ein musterhafter Autokrat war. Er schrieb deshalb auch jetzt für sein System der Kirchenzucht und des Glaubens ein Buch, wie er früher eines gegen Luther für die römische Lehre geschrieben hatte, oder vielmehr er setzte einem solchen Buche seinen Namen als Verfasser vor. In dem früheren Buche hatte er alle sieben Sacramente vertheidigt, in dem neuen erklärte er nur drei für unumgänglich. Daß er an diesem Buche noch weniger Antheil hatte, als an dem früheren, ist ausgemacht; diesmal war aber die Vorsetzung seines Namens nöthig, weil das von seinen Theologen compilirte Werk gewissermaaßen das symbolische Buch einer Kirche sein sollte, welche seine Erfindung war und von ihm ihr Grundgesetz erhalten mußte. Der englische Klerus hatte und hat zum Schein noch ebenso ein in zwei Kammern oder in zwei Häuser getheiltes geistliches Parlament, welches den Namen der Convocation führt, wie die Nation ein weltliches hat. Das Unterhaus desselben hatte, da die Geistlichkeit durch die Verwirrung der Lehre in große Besorgniß gerathen war, dem Oberhaus 59 nach seiner Meinung sehr bedenkliche Sätze, welche aus verschiedenen Schriften der Reformatoren gezogen waren, mitgetheilt. Heinrich zog aber die Entscheidung darüber an sich. Es ward (1536) ein vorgeblich von ihm geschriebenes, „Artikel" betiteltes Büchlein (welches wir jedoch nur aus Berichten kennen) von Cromwell eingereicht und von den Gliedern der Convocation unterschrieben, wie das Schmalkaldische und das Augsburgische Glaubensbekenntniß von den deutschen Lutheranern. In diesem Buche zeigt sich, bis auf die Lehre von den Sacramenten und einigen unwesentlichen Punkten und Aeußerlichkeiten, nur Anhänglichkeit an die scholastische Dogmatik, deren Erlernung dem Könige so viele Mühe und Zeit gekostet hatte. Es zerfällt in drei Hauptstücke. In dem ersten wird festgesetzt, daß das apostolische, das Athanasianische und das Nicäische Glaubensbekenntniß zur Seligkeit unerläßlich seien. Im zweiten werden die drei Sacramente, Taufe, Beichte und Abendmahl, erklärt und der Beweis geführt, daß sie die von Gott festgesetzten Mittel des Seligwerdens seien. Im dritten endlich wird gelehrt, daß der Gebrauch der Bilder, die Verehrung der Heiligen, das Gebet um ihre Fürbitte bei Gott und alle kirchlichen Ceremonieen, obgleich sie nicht an und für sich Sündenvergebung bewirken oder die Seele zu Gott bringen könnten, doch sehr nützlich wären und von den Gläubigen beibehalten werden müßten. Diese „Artikel" sollten als Glaubensnorm in den Kirchen verlesen werden. Als Erläuterung diente ein weiteres Werk, das auf des Königs Befehl von der Convocation herausgegeben wurde unter dem Titel „Gottseliger und frommer Unterricht (the godly and pious institution)." Als das vollendete Normalwerk für Religion und Gottesdienst galt aber ein Buch, an welchem drei Jahre lang unter des

Königs Aufsicht gearbeitet und das erst 1542 von der Convocation für abgeschlossen erklärt wurde; dies letztere ist es, das man gewöhnlich das **Königsbuch** nannte.*) In diesem wie in dem „gottseligen Unterricht" wird der Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit scharf eingeprägt; gegen Mißregierung helfe einzig Bitte zu Gott, daß er das Herz des Monarchen erleuchte. Auch wird in beiden Werken, die an den russischen oder an Bonaparte's kaiserlichen Katechismus erinnern, der Supremat des Papstes durchaus in Abrede gestellt, im zweiten der Glaube an die Transsubstantiation und an die Zulänglichkeit des Abendmahls unter einer Gestalt beigefügt.

Weder Cromwell noch Cranmer durften wagen, mit ihrer Meinung öffentlich hervor zu treten; denn Johanna Seymour, welche, nachdem sie dem Könige einen Sohn und Nachfolger (Eduard VI.) geboren hatte, im Oktober 1537 starb, hatte den Herzog von Norfolk und Gardiner wieder in Gunst gebracht. Dies änderte sich freilich, als der König mit furchtbarem Zorn alle Freunde des Papstes Clemens VII. verfolgte. Damals schlüpfte Gardiner glücklich durch; er war zuerst zwei Jahre als Gesandter abwesend und hatte sich dann, ohne den König gesehen zu haben, in sein Bisthum Winchester begeben. In dieser Zeit erschien die Verfolgung, die sonst grausam war, einmal wahrhaft lächerlich, indem der 1170 ermordete Thomas Becket vor Gericht citirt wurde, als Abwesender zwar einen Vertheidiger erhielt, aber durch das Endurtheil seine Würde als Heiliger verlor; der Opferschatz am Grabe des „Rebellen" kam an die Krone. Im Jahre 1539 ward Gardiner wieder gerufen und nebst dem Herzoge von Norfolk aufs neue gebraucht. Am 7. Juni kamen nach langen Verhandlungen endgültig die **sechs Artikel** zu Stande, welche Heinrich vom Parlament als von ihm ausgehend zum Gesetze machen ließ. Der Glaube an diese Artikel ward in dem betreffenden Statut, welches mit Recht ein Blut-Statut genannt wurde, bei Todesstrafe geboten. Die Artikel waren ein zweischneidiges Schwert, mit welchem der Tyrann bald Protestanten, bald Katholiken tödtete. Sie waren jedoch vorzugsweise gegen die Protestanten gerichtet; denn sie setzten die Todesstrafe in allen Fällen darauf, wenn man die Transsubstantiation im Abendmahle leugne und unter Umständen auch darauf, wenn man das Abendmahl unter zwei Gestalten für nothwendig erkläre, wenn man die Priesterehe für erlaubt halte, wenn man das Gelübde der Keuschheit nicht als unverletzlich ansehe, wenn man Privatmessen abzuschaffen strebe, oder wenn man die Ohren-

*) Der eigentliche Titel, dem des älteren Buches ähnlich, lautete: „Nothwendige Lehre und Unterweisung für jeden Getauften (a necessary doctrine and erudition for any christened man)."

beichte verschmähe. Dagegen mußte Cromwell als Generalvicar seine Verordnungen mehr wider die Katholiken zu richten.

Während Heinrich auf seine Weise den alten Glauben zu erhalten suchte, setzte er seine blutigen Verfolgungen fort, besonders seit im December 1538 Papst Paul III. endlich die oben erwähnte furchtbar lautende Bulle gegen ihn öffentlich bekannt gemacht hatte. Diese Bulle führte mittelbar die Ausrottung der Courtenay's und der Pole's, der letzten Sprößlinge des Hauses York, durch den grausamen König herbei. Courtenay war ein Enkel Eduard's IV., Sohn von dessen Tochter Katharina; die Pole's waren Enkel des Herzogs Georg von Clarence, des im Tower getödteten Bruders zweier Könige, Eduard's IV. und Richard's III. Alle Sprößlinge beider Familien wurden plötzlich verhaftet und des Verbrechens beschuldigt, sie hätten den Reginald Pole, der sich als Kardinal beim Papste aufhielt und für diesen mit dem Kaiser und Franz I. unterhandelte, in seinen Entwürfen unterstützt, den König Heinrich aber seiner Würde berauben wollen. Der Proceß der Verhafteten ward der Form nach ganz regelmäßig geführt, war aber nichts desto weniger empörend und höchst ungerecht. Die Pairs unter den Verhafteten wurden nämlich allerdings von den Pairs, sowie die Gemeinen von einer Jury ihres Standes verurtheilt; aber um einen Beweis gegen sie führen zu können, benutzte man die Niederträchtigkeit und Todesfurcht des Sir Geoffrey Pole, eines Bruders von Reginald Pole, der sich dadurch, daß er gegen die anderen Angeklagten zeugte, Schonung verschaffte. Die Pole's wurden mit Ausnahme Sir Geoffrey's und des abwesenden Kardinals im Januar 1539 enthauptet; Sir Geoffrey mußte aber das Land verlassen, in welches er erst unter der folgenden Regierung zurückkehren durfte. Auch des Kardinals Pole, welchen Heinrich als einen der berühmtesten, geschicktesten und feinsten Gelehrten seiner Zeit, als ausgezeichneten Stylisten und als Verfasser eines gegen das theologische Treiben des Königs gerichteten Buches (de unitate ecclesiae) haßte, suchte man sich zu bemächtigen; dies gelang aber nicht. Als Heinrich des Kardinals nicht hatte habhaft werden können, ließ er dessen 70jährige Mutter, den letzten Sprößling der Plantagenets, erst zwei Jahre im Tower gefangen halten und dann enthaupten (Mai 1541). Daß übrigens zu der Zeit, als der Kardinal vom Papste nach Flandern geschickt worden war, die Familien der Anverwandten des Hauses York, welche so grausam vertilgt wurden, allerlei Berathschlagungen pflegten und den Ruhm des Kardinals politisch benutzen wollten, ist nach den Aussagen des Geoffrey Pole, der sich zum Ankläger und Zeugen hergab, unleugbar.

Bald nach dem Tode der Johanna Seymour zeigte Heinrich wieder eine starke Neigung zur alten Lehre. Die beiden Freunde Cranmer's

und der Reformation, Sharton, dem der König um 1535 das dem Kardinal Campeggio entzogene Bisthum Salisbury gab, und Latimer, dem er das dem Italiener Ghinucci entrissene Bisthum Worcester ertheilte, waren schwach und einfältig; ihre zahlreichen Feinde dagegen waren schlau und gewandt und hatten ein diplomatisches Gewissen. Die vornehmsten dieser Gegner waren der Herzog von Norfolk, Gardiner und Boner, welcher Letztere sogar den Vice-Regenten (Cromwell) so zu täuschen wußte, daß dieser ihm zum Bisthum London verhalf. Alle drei waren höchst unzufrieden über die neuesten Verordnungen, durch welche Heinrich die deutschen Fürsten hatte täuschen wollen. Cromwell und Cranmer hatten nämlich in den letzten Jahren den König mit den deutschen Lutheranern in engere Verbindung gebracht, und die Politik des Königs hatte erfordert, daß er allerlei Verordnungen erließ, welche anzudeuten schienen, als wenn er ernstlich daran denke, auch die Lehre zu reformiren. Heinrich hatte nicht allein den Bericht seiner Visitations-Commission über die unglaublichen Laster, Aergernisse und Frevel, die sie in den Klöstern gefunden, öffentlich bekannt machen lassen, sondern er hatte auch, wie bereits angegeben, verordnet, daß eine verbesserte Bibel-Uebersetzung in allen englischen Kirchen aufgestellt werden, daß die Kinder das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote in englischer Sprache auswendig lernen, und daß die Geistlichen predigen sollten, jeder könne nur durch sein eigenes Verdienst selig werden. Er hatte ferner erklären lassen, daß Reliquien, Rosenkränze und dergleichen Dinge zum Heil der Seele nicht dienten. Auch ließ er die Bilder, denen man zu opfern pflegte, umwerfen und untersagte das Anzünden von Kerzen vor Bildern außer vor dem Crucifix; 1538 hatte er dem heiligen Thomas Becket den Proceß machen und seine Gebeine verbrennen lassen. Endlich verbot er das „Bitte für uns!“ im Gebete an die Heiligen. Gleich nachher jedoch wurde er von Gardiner und Anderen gewarnt, daß Cranmer, Sharton und Latimer die von ihm vorgeschriebenen sechs Artikel immer noch nicht als Religionsgesetz anerkennen wollten. Er verlangte darauf von diesen, daß sie ihre Gründe schriftlich eingeben sollten, und als sie es nicht thaten, rächte er ihre Weigerung zwar nicht an Cranmer, wohl aber an Sharton und Latimer, welche Beide, obgleich sie ihren Bisthümern entsagt hatten, in den Tower gesetzt wurden.

Wegen des zunehmenden Einflusses von Gardiner und dessen Freunden kam Cromwell auf den Gedanken, den König durch eine Heirath mit einer deutschen Prinzessin an den Schmalkaldischen Bund zu fesseln. Dies war politisch sehr gut ausgesonnen; denn es geschah zu einer Zeit, in welcher Papst und Kaiser auch den König von Frankreich für ihre Plane gegen den Protestantismus gewonnen und der Papst die

schon seit zwei Jahren entworfenen Bullen gegen Heinrich endlich ausgegeben hatte; aber Heinrich war kein Fürst, welcher Heirathen aus Politik schließen konnte, er folgte vielmehr in allen Dingen nur sinnlichen Trieben. Außerdem übersah man bei der Ausführung dieses Planes ganz, daß Heinrich, welcher deshalb auch in seinen Wahlen so unglücklich war und sich darüber bitter beklagte, stets die schönen und koketten Damen, wenn sie auch noch so leichtfertig waren, den verständigen und tugendhaften vorzog. Die von Cromwell angesponnene politisch-religiöse Kabale hatte daher auch einen unglücklichen Ausgang und diente nur dazu, den König vollends in die Arme der katholischen Partei zu treiben. Cromwell beredete seinen König, die Lutherische Prinzessin Anna von Cleve, deren Schwester mit Johann Friedrich von Sachsen vermählt war, zu heirathen. Die Prinzessin war groß gewachsen, wie Heinrich es wünschte, aber nicht schön, und der König wurde bei ihrer Wahl noch dazu von Cromwell und dessen Bevollmächtigten in Deutschland, Barnes, auf schmähliche Weise getäuscht. Barnes schickte ein vortreffliches, von unserm größten deutschen Maler, Hans Holbein, gemaltes Portrait der Prinzessin, welches den König so entzückte, daß er seiner Braut incognito bis Rochester entgegenreiste (31. December 1539). Wie erschrak aber Heinrich, als er die plumpe westphälische Gestalt erblickte! Er gerieth in einen sehr heftigen Zorn, und rief, in seiner groben Art sich auszudrücken, die deutsche Stute wolle er nicht. Die Umstände erlaubten ihm nicht, sich, wie er wünschte, der Vollziehung der Ehe zu entziehen. Die Hochzeit wurde am 6. Januar 1540 vollzogen; Heinrich fand es aber um so weniger möglich, mit Anna zu leben, als dieselbe nur Deutsch sprach, welches er nicht verstand.

Diese Heirath führte den Fall Cromwell's herbei. Sein Sturz wurde noch dadurch beschleunigt, daß Heinrich um jene Zeit eine Neigung zu Katharina Howard, der Nichte des Herzogs von Norfolk, faßte. Die Politik des Königs hatte zudem eine andere Richtung erhalten, und dieser Richtung folgte, wie immer, seine Religion. Er hatte bisher der Schmalkaldischen Bundesgenossen gegen den Kaiser bedurft und sich daher nicht nur die Vermählung mit Anna von Cleve einreden lassen, sondern auch, um die Lutheraner nicht zu beleidigen, Cromwell geduldet; sobald er aber den Einen nicht mehr zu fürchten hatte und der Anderen nicht mehr bedurfte, ließ er Cromwell und Barnes fallen und sich von Anna scheiden. Gardiner hatte eine heftige Predigt gegen Luther's Behauptung gehalten, daß der bloße Glaube auch ohne Werke rechtfertige. Dadurch war Barnes bewogen worden, Ende Februar auf der Kanzel gegen Gardiner zu eifern und dabei nicht blos gegen dessen Lehre, sondern auch gegen seine Person auf eine nicht

sehr anständige Weise zu predigen. Dies hatte den König gereizt. Barnes wurde vor die geistliche Commission geladen und vom Könige wegen seiner Predigt gescholten. Er zeigte sich, als der König selbst mit ihm über die schwierige Lehre von der Gnade disputirte, aus Klugheit nachgiebig und erhielt den Befehl, am ersten Sonntage nach Ostern eine zweite Predigt zu halten, in welcher er die erste widerrufen solle. Dies that er nur scheinbar; denn nachdem er einen Widerruf vorgelesen und Gardiner um Verzeihung gebeten hatte, wiederholte er in seiner Predigt mit noch viel stärkeren Ausdrücken seine Behauptungen über Glauben und Werke. Der König, der sich dadurch förmlich verhöhnt glaubte, ließ ihn hierauf nebst zwei anderen Lutherischen Geistlichen in das Gefängniß werfen. Cromwell blieb noch einige Monate in Gunst und kündigte sogar noch bei Eröffnung des Parlaments (April 1540) dem Oberhaus im Namen des Königs an, daß wegen der religiösen Spaltung zwei Commissionen von Prälaten und Doctoren bestellt worden wären, von welchen die eine den einzuführenden Lehrbegriff für die königlich-christliche Kirche aufsetzen, die andere die beizubehaltenden kirchlichen Ceremonien angeben solle. In dieser Zeit, wo man Cromwell schon für gestürzt hielt, wurde er vom Könige sogar zum Grafen von Essex und zum Oberhofmeister (lord chamberlain) ernannt. Er war aber unvorsichtig genug, gerade in der Zeit von April bis Juni neuen Haß des Volkes auf sich zu laden, wodurch er dann dem Könige Gelegenheit gab, ihn zum Schlachtopfer für seine eigenen Sünden zu machen. Cromwell setzte nämlich zuerst ein Gesetz durch, vermöge dessen dem Könige die Güter der Johanniter oder Hospitaliter geschenkt wurden, und schüchterte dann die weltlichen Parlaments-Glieder so ein, daß sie dem Könige eine außerordentliche Beisteuer von vier Zehnten und vier Fünfzehnten, daneben noch zehn Prozent vom Einkommen ihrer Güter und fünf Prozent von der fahrenden Habe gewährten. Außerdem erpreßte er von der Geistlichkeit zwei Zehnten und 20 Prozent ihres Einkommens für zwei Jahre. Er ahnte nicht, daß bereits Norfolk und mehrere von ihm verhaftete Theologen des alten Systems den König ganz gegen ihn eingenommen hätten. Wir wollen nicht bei den Vergehungen verweilen, deren ihn der Herzog von Norfolk am 10. Juni 1540 im königlichen Rathe beschuldigte; denn der ganze Hergang in dieser Rathssitzung war offenbar mit dem Könige vorher verabredet, und dem Letzteren fehlte es, wenn er Leute aus der Welt schaffen wollte, niemals an Anklagen, Anklägern und gefälligen Richtern. Am Morgen jenes Tages war Cromwell noch Leiter des Parlaments, schon um drei Uhr Nachmittags aber klagte ihn der Herzog in der Sitzung des geheimen Raths als einen Hochverräther an und der König ließ ihn verhaften. Wir

wissen nicht, warum Heinrich auch in diesem Fall den gehässigen Weg der Verurtheilung durch ein bloßes Gesetz (durch ein bill of attainder) wählte; er hätte Cromwell ruhig vor seine Pairs stellen dürfen, da derselbe mit Recht so verhaßt war, daß diese ihn gewiß verurtheilt haben würden. Der König zog die von Cromwell selbst so oft gebrauchte Methode vor, und dieser ward am 19. Juni verurtheilt und am 29. Juli enthauptet.

Inzwischen hatte sich Heinrich von einer Deputation des Parlaments bitten lassen, eine Untersuchung über die Rechtmäßigkeit seiner Ehe zu veranstalten. Mit Vornahme dieser Untersuchung beauftragte die Convocation einen Ausschuß von 14 Geistlichen und Theologen, welche schon nach zwei Tagen die Vermählung aus ganz nichtigen Gründen (darunter auch, daß der König durch übertriebene Schilderungen von der Schönheit der Prinzessin getäuscht worden sei) für aufgelöst erklärte (9. Juli). Am 8. August 1540 vermählte sich Heinrich in fünfter Ehe mit Norfolk's Nichte, Katharina Howard. Diese Frau stand, wie Lingard gegen Hume bewiesen hat, mit dem Herzog von Norfolk nicht in einem freundlichen Verhältnisse. Die Neigung zu ihr war also auch nur in sofern mit an Cromwell's Sturz schuld gewesen, als man die Kabalen, durch welche die dem Könige verhaßte Heirath mit Anna zu Stande gebracht worden war, dem Könige dargelegt hatte, um ihm den Entschluß der Scheidung zu erleichtern. Durch die Vermählung mit Katharina Howard sank der Einfluß der Protestanten wieder; doch behauptete sich Cranmer durch seine Tugend und seine Verdienste. Uebrigens traf gerade um diese Zeit die blutige Tyrannei des Königs auf gleiche Weise die Anhänger des Papstes und die Lutheraner; Powel, Abel und Featherstone wurden vom Parlament (durch eine bill of attainder) verurtheilt und dann (zwei Tage nach Cromwell's Hinrichtung) gehängt oder geviertheilt, weil sie den Supremat des Königs nicht anerkannten; Barnes, Garret und Jerome wurden an demselben Tage als lutherische Ketzer verbrannt; ja man hatte die sechs Männer paarweise, so daß immer ein Papist und ein Lutheraner zusammen gebunden waren, zum Richtplatze geschleift.

Die schöne Katharina Howard war eine höchst leichtfertige und in ihrem Benehmen unanständig freie Dame, welche von den Räthen des Königs gar sehr gerühmt wird*). Die Protestanten, welche durch ihre Vermählung mit dem Könige und durch Cromwell's Hinrichtung ihr Uebergewicht verloren hatten, rächten sich an der neuen Königin auf eine unedle Weise durch Ausspähen der Sünden, die sie vor ihrer Ehe

*) Sie sei ausgezeichnet by a notable appearance of honour, cleanness and maidenly behaviour; d. h. durch ein bemerkenswerthes Ansehen von Ehrbarkeit, Reinheit und jungfräulichem Betragen.

begangen haben möchte. Bei dieser Gelegenheit bedauert man, wenn man liest, daß sich ein Mann, wie Cranmer, auf eine Verschwörung gegen ein schwaches Weib einließ, deren fleischliche Sünde nicht den hundertsten Theil der Vergehungen ihres Gemahls ausmachte. Cranmer hatte aus dem Geständnisse einer Kammerfrau der Katharina herausgebracht, daß diese vor ihrer Ehe mit einigen Herren, die im Dienste ihrer Großmutter gewesen waren, unerlaubten Umgang gehabt habe, und da er des Beweises mächtig war, so wagte er auf den Rath seiner Freunde, des Grafen von Hertford und des Kanzlers, dem Könige die Sache zu eröffnen (4. November 1541). Der Hauptschuldige, Dereham, gestand freiwillig; die Königin selbst leugnete zwar, als sie vom geheimen Rath verhört ward, ließ sich aber, da sie plötzlich überrascht worden war, von Cranmer bereden, noch in derselben Nacht ein Geständniß zu unterschreiben. Sie wurde in den Tower gefangen gesetzt und bei der näheren Untersuchung kam allerdings eine Reihe sehr ärgerlicher Scenen ans Licht, welche nicht blos vor, sondern auch während der Ehe vorgefallen waren; doch läßt sich bei den letzteren nur Unschicklichkeit, nicht Strafbarkeit nachweisen. Der König, welcher an seiner Gemahlin sehr gehangen hatte, war ganz verzweifelt, als er sich getäuscht sah. Es floß daher wiederum vieles Blut. Die beiden Hauptbuhlen der Königin wurden schon am 30. November 1541 gehängt. Ihr Oheim, Lord Wilhelm Howard, und seine Gemahlin nebst fünf Frauen und vier Herren wurden am 10. December als Mitwisser des Hochverraths (misprision of treason) verurtheilt, weil sie dem Könige keine Nachricht gegeben hatten, welches Leben seine Gemahlin vor ihrer Ehe geführt habe. Die Königin selbst ward schon im Februar 1542 von den beiden Häusern des im Januar berufenen neuen Parlaments durch ein Gesetz (bill of attainder) als Hochverrätherin verurtheilt und am 18. Februar hingerichtet. Anna von Cleve war besser davon gekommen. Sie war phlegmatischer Natur, liebte den König ebenso wenig als er sie, und hatte in die Scheidung eingewilligt. Sie war dafür von Heinrich als adoptirte Schwester anerkannt worden und hatte ein besseres Jahrgeld erhalten, als ihr Bruder, der Herzog von Cleve, ihr hätte geben können. Sie zog den Aufenthalt in England dem westphälischen Leben an ihres Bruders Hofe vor und wohnte mit einem Jahrgehalte von 3000 Pfund im Palaste zu Richmond.

Wie der König in den blutigen und tyrannischen Maaßregeln, welche mit seinen häuslichen und Ehe-Angelegenheiten zusammenhingen, bald von der protestantischen, bald von der katholischen Partei gefördert wurde, und die entgegengesetzte Partei niemals laut zu werden wagte, so geschah dies auch bei seinen widersprechenden Verordnungen in Religions-Sachen und bei seinen wiederholten Forderungen von Ab-

gaben für seine Privatzwecke. Was das Erstere angeht, so ward Tyndal's verbesserte Bibel-Uebersetzung, welche Heinrich anfangs geduldet hatte, später mißbilligt, als arglistig, falsch und unwahr (crafty, false and untrue) und die schon erwähnte neue kirchliche vorgeschrieben; diese sollte jedoch nur von Lords und Gentlemen und den Frauen und Töchtern derselben gelesen werden dürfen, wogegen dem gemeinen Mann, einem Handwerker, Lehrjungen, Gesellen, Bedienten, Taglöhner und Bauersmann, das Lesen der Bibel verboten und für jeden Uebertretungsfall eine Gefängnißstrafe von einem Monat angedroht wurde. Ferner ließ der König statt des unter Cromwell's Leitung bekannt gemachten „gottseligen Unterrichtes" das Königsbuch entwerfen, das von beiden Häusern des geistlichen Parlaments (the Convocation) gebilligt wurde; diese verboten nunmehr Alles, was nicht mit demselben übereinstimmte.

Für seine finanziellen Bedrückungen benutzte Heinrich die Streitigkeiten mit Frankreich und mit dem durch Heirath und durch Bündnisse ihm enge verbundenen Könige von Schottland. Außer den bereits früher erwähnten unerhörten Steuern wurden ihm im Mai 1543 von der Geistlichkeit noch zehn Procent ihres Einkommens gewährt, sowie von den Laien eine Taxe des Eigenthums, welche verhältnißmäßig zwischen vier Pence und drei Schillingen vom Pfund betrug. Nicht lange nachher mußten Alle, deren Vermögen größer als 40 Pfund war, ein gezwungenes Anlehen geben, und kurz darauf entband das Parlament den König von der Verpflichtung, seine Schulden zu bezahlen. Dessen ungeachtet ward gleich nachher nicht nur jene unter dem Namen freiwillige Abgabe (benevolence) seit Heinrich's VII. Zeit sehr verhaßte Abgabe erhoben, sondern auch die Münze verschlechtert. Da auch dies nicht ausreichte, so mußten die Geistlichen bald noch einmal 15 Procent von ihrer Einnahme und die Laien 20 Procent von den Landgütern, sowie zwei Schillinge acht Pence von jedem Hundert des Vermögens zahlen.

Dasselbe gefällige Parlament, welches alle diese Steuern zuvorkommend gewährte, willigte auch in Gesetze ein, die den König vor der künftigen Untreue seiner neuen Gemahlin schützen sollten, sowie es früher den König dringend gebeten hatte, daß er nicht nur die Katharina Howard, sondern auch ihre Großmutter, die verwittwete Herzogin von Norfolk, sowie ihren Vater und ihre Mutter, die Herzogin von Bridgewater und Gräfin Rochefort, welche ehemals ihren Gemahl des vertrauten Umganges mit seiner Schwester Anna Boleyn beschuldigt hatte, möchte hinrichten lassen. Man suchte die Liebhaber abzuschrecken, weil man die Leidenschaft einer Königin auch durch die Beispiele der Hinrichtung einer anderen nicht zügeln zu können glaubte.

Es ward jetzt gesetzlich für Verhehlung von Hochverrath erklärt, wenn Jemand um die Untreue einer Königin gewußt und die Sache nicht sogleich angezeigt habe. Es ward ferner eine jede Dame des Hochverraths schuldig erklärt, welche, wenn sich der König um ihre Hand bewerbe, ihm in Betreff ihrer früheren Keuschheit nicht die Wahrheit mittheile. Todesstrafe sollte außerdem jeden treffen, der eine Königin oder eine Prinzessin von Wales zu verführen suchte, sowie die Königin oder Prinzessin selbst, wenn sie sich verführen lasse. Alle Personen endlich, welche auf irgend eine Weise an einem Liebeshandel der Königin Antheil gehabt hätten, sollten dieselbe Strafe erleiden, sowie alle diejenigen, welche wüßten, daß ein Fräulein, das der König zur Ehe begehre, nicht mehr reine Jungfrau sei, und dies ihm nicht anzeigten.

Trotz aller dieser Straf-Androhungen wagte Heinrich nicht, als sechste Gemahlin eine Jungfrau zu wählen, sondern er heirathete im Juli 1543 eine Wittwe. Diese neue Gemahlin war Katharina Parr, die frühere Gattin des Lord Latimer. Sie war dem Protestantismus mit ganzer Seele ergeben und ebenso verhielt es sich mit ihrem Bruder, welchen Heinrich zum Grafen von Essex ernannte, und mit ihrem Oheim. Die Anhänger des Papstthums waren daher wegen des Einflusses der neuen Königin und ihrer Familie sehr besorgt und erwarteten jetzt von Cranmer, der sich trotz seines Lutherthums in des Königs Gunst behauptete, neue religiöse Veränderungen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, suchten der Kanzler, Lord Wriothesley, und der Bischof von Winchester, Gardiner, die neue Königin durch die theologische Jurisprudenz ihres Gemahls zu verderben, was leicht zu sein schien, da der Kanzler ein theologischer Jurist und Gardiner ein kanonisch gelehrter Theolog war. Den Anlaß, der neuen Königin beizukommen, gab diese selbst durch ihren wahrhaft Lutherischen und also gar zu heftigen Religionseifer. Sie las Luther's Schriften, welche ihrem Gemahle schon des Verfassers wegen tödtlich verhaßt waren; disputirte mit ihm und gab ihm, der als Haupt der Kirche auf päpstliche Unfehlbarkeit Anspruch machte, nicht nach; dies entflammte seinen Zorn. Gardiner und der Kanzler erhielten daher im Jahre 1546 den Auftrag, Anklage-Artikel gegen die Königin aufzusetzen. Dies erfuhr aber die Königin, die sich darauf in ein benachbartes Zimmer begab, wo sie Stunden lang so fürchterlich schrie und weinte, daß der König, welcher damals unpäßlich war, sich zu ihr tragen ließ und ihr dann selbst vorwarf, daß sie ihm zu theologisch gelehrt sei. Vergebens suchte sie ihm dies auszureden. Er rief: „Nein, nein, bei der heiligen Jungfrau, ich weiß das besser, Käthchen, Ihr seid ein Professor (a doctor).“ Endlich gelang es aber der Königin, ihrem Gemahle die Ueberzeugung beizubringen, daß sie ihn für den größten Gelehrten halte und mit ihm nur

6*

disputire, um sich zu belehren und ihn seine Schmerzen vergessen zu machen; er söhnte sich wieder mit ihr aus, indem er sagte: „Wenn dem so ist, mein liebes Kind, dann sind wir wieder Freunde." Als am andern Morgen der Kanzler mit Wache erschien, jagte ihn Heinrich schmälend und schimpfend wieder fort. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß, wie Andere erzählen, dieser ganze Vorfall nur einer der schlechten handgreiflichen Spässe (practical jokes) Heinrich's gewesen sei, um seine Gemahlin vom Lesen Lutherischer Bücher abzuschrecken.

Die letzten Jahre seines Lebens brachte Heinrich in Sorgen für seinen Sohn und Nachfolger Eduard, in steter Unpäßlichkeit und in einem Zustande von Corpulenz zu, der ihm das Leben höchst lästig machte; er konnte ohne Anwendung von Maschinen nicht mehr aus einem Zimmer in das andere gelangen und vermochte kein Aktenstück eigenhändig zu unterzeichnen, so daß hierzu eine Commission bestellt werden mußte. Seine Lage war um so schmerzlicher, da der schwächliche Eduard der letzte männliche Sprößling des königlichen Hauses war. Heinrich hatte im Jahre 1544 von dem ihm durch das Parlament ertheilten Rechte, die Nachfolge zu ordnen, Gebrauch gemacht. Er hatte festgesetzt, daß ihm der Sohn der Johanna Seymour, Eduard, folgen, und daß, im Fall dieser ohne Erben sterbe, seine ältere Tochter, Maria, sowie bei deren unbeerbtem Tode die jüngere Tochter, Elisabeth, den Thron besteigen solle. Seinen Schwestersohn, den König von Schottland, Jakob V., ließ er ganz unberücksichtigt, weil dieser zu der Zeit, als jene Verfügung gemacht wurde, mit ihm in Krieg war. In einem späteren Testament, dessen Echtheit bezweifelt wird, werden sogar statt des schottischen Königs die Nachkommen jener Maria der Schwester Heinrich's genannt, welche mit dem König Ludwig XII. von Frankreich vermählt gewesen war und nach dessen Tode den Herzog von Suffolk geheirathet hatte.

Heinrich's Regierung endete ebenso blutig, als sie von Anfang an gewesen war. Noch wenige Tage vor seinem Tode ward der Sohn des Herzogs von Norfolk hingerichtet; der Vater selbst entging dem gleichen Schicksale nur durch den glücklichen Umstand, daß der König, gleich nachdem er das Todesurtheil des Herzogs bestätigt hatte, starb. Der Herzog von Norfolk und sein Sohn, der Graf von Surrey, waren die Häupter der Familie Howard. Der Erstere hatte sich durch Verdienste, besonders aber durch sein Schmeicheln und dadurch, daß er sich in alle Launen des Königs fügte, am Hofe behauptet; sein Sohn war der geistreichste, edelste und beliebteste Mann des hohen Adels und einer der bedeutendsten englischen Dichter seiner Zeit. Todfeinde der Howard's waren die Seymour's, besonders der Graf von Hertford und Sir Thomas Seymour, die Stützen der protestantischen Partei, welche nach

Heinrich's Tode im Namen ihres erst neun Jahre alten Anverwandten Eduard zu regieren hofften. Diese wußten die Besorgniß des Königs gegen die beiden Häupter der Familie Howard zu erregen, welche auf die Unterstützung aller Anhänger der alten Lehre gegen die eifrig protestantischen Seymour's und ihren Craumer rechnen konnten. Beide wurden im December 1546, nicht zwei Monate vor des Königs Tode, plötzlich verhaftet. Den Grafen von Surrey klagte man, weil er nicht Pair war, vor dem gewöhnlichen Gerichte des Hochverraths an. Er habe, hieß es, nach dem Throne gestrebt, weil er Eduard's des Bekenners Wappen dem seinigen einverleibt habe*). Diese lächerliche Beschuldigung konnte er leicht dadurch widerlegen, daß ihm die Annahme jenes Wappens schon vor langer Zeit durch die Herolde zugesprochen war, ohne daß seither Jemand sich darüber beschwert hatte. Es half ihm aber nichts; er ward verurtheilt und am 25. Januar 1547 hingerichtet. Seinen Vater, den Herzog von Norfolk, stellte man nicht einmal vor Gericht; man fand es bequemer, ihn durch ein Gesetz (bill of attainder) verurtheilen zu lassen. Dieses Mordgesetz ward am 15., 19. und 21. Januar im Oberhaus gelesen und angenommen und am 24. im Unterhaus gebilligt. Am 27. erhielt es die königliche Bestätigung. Zum Glück für den Herzog starb aber Heinrich VIII. in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar 1547, noch ehe der Befehl zur Vollziehung der Hinrichtung ausgefertigt worden war.

6. Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich von Würtemberg.

Der Plan, welchen Karl V. und Papst Clemens VII. zu Bologna gegen den deutschen Protestantismus verabredet hatten, war, wie wir wissen, vereitelt worden, und 1532 war der erste Religions-Friede zu Stande gekommen. Dieser war dem Papste zuwider und mißfiel dem Kaiser, weil die Schmalkaldischen Bundesgenossen gewissermaaßen einen eigenen Staat zu bilden begannen. Allein die von den Türken her drohende Gefahr und die Umtriebe des französischen Königs Franz I., welcher Mailand wieder zu erobern hoffte, sowie ein neuer Aufstand in Spanien und gleich darauf ein neuer Krieg mit Frankreich erlaubten dem Kaiser nicht, vorerst an Deutschland zu denken. Er mußte die deutschen Angelegenheiten seinem Bruder Ferdinand, dem erwählten römischen Könige, überlassen. Dieser sah sich jedoch alle Jahre mit einem neuen Angriff von den Türken bedroht und war nicht im Stande, die Stellung zu behaupten, die ihm sein Bruder bei seiner Anwesenheit in Deutschland gegeben hatte. Karl hatte nämlich, trotz des Widerspruchs der deutschen Fürsten, nicht nur das Erbgut eines deutschen

*) Having quartered on his shield the arms of Eduard the Confessor.

Fürstenhauses, das Herzogthum Würtemberg, dessen Einwohner größtentheils Protestanten waren, als Reichslehen seinem Bruder erblich überlassen, sondern auch alle die Privilegien, welche die Kaiser aus dem Hause Oesterreich nie versäumt hatten ihren Erbbesitzungen zu ertheilen, auf Würtemberg ausgedehnt.

Der rechtmäßige Fürst dieses Landes, Herzog Ulrich, dessen Sohn Christoph unter der Aufsicht Ferdinand's erzogen ward, irrte dürftig und hülflos umher, und machte vergebens mehrere Male, selbst noch 1525, abenteuerliche Versuche, sein Herzogthum mit Gewalt wieder zu erobern. Er hatte auch bei seinem Schwager, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, eine Zuflucht gesucht. Bei diesem konnte es ihm jedoch nicht wohl werden, weil Heinrich sich weit mehr um die von ihm entführte und vor aller Welt verborgen gehaltene Eva von Trott, als um seine Gemahlin und deren Verwandte bekümmerte. Ulrich suchte daher zuletzt Schutz bei Philipp dem Großmüthigen von Hessen, welcher sein Vetter war. Dieser nahm sich seiner ernstlich an. Philipp war der eifrigste und tüchtigste unter den protestantischen Fürsten, der Einzige, welcher die autokratischen Plane des Habsburgischen Hauses von Anfang an durchschaute und vollkommen einsah, daß die Unterdrückung der evangelischen Lehre nicht durch Diplomaten, durch Kongresse und durch Streit über den sogenannten Rechtsboden und auf demselben, sondern nur durch das Schwert verhindert werden könne. Er verwendete sich nebst dem Herzog Heinrich von Braunschweig, von vier Kurfürsten unterstützt, schon auf dem Reichstage von Speier (1526) für Ulrich bei Ferdinand; dieser verweigerte aber damals dem vertriebenen Herzoge sogar ein Jahrgehalt, wenn derselbe nicht den Ansprüchen an sein Land vollständig entsage. Philipp gab hierauf dem Vertriebenen zu Blankenstein an der Lahn, zu Marburg und zu Kassel Aufenthalt und Versorgung, so heftig auch Ferdinand sich darüber beschwerte. Ulrich ward in seines protestantischen Vetters Lande ebenfalls Protestant; die Würtemberger aber, deren bürgerliche Freiheiten die Statthalter des Habsburgers, welcher selbst nie nach Stuttgart kam, auf die nämliche Weise in Vergessenheit zu bringen suchten, wie Karl V. die der Spanier, gedachten nicht länger der früheren Tyrannei Ulrich's, weil sie von Ferdinand mit dem Verluste der Freiheit in Religions-Angelegenheiten bedroht wurden, und hofften auf seine Rückkehr. Philipp protestirte noch in den Jahren 1527, 1528 und 1529 sehr nachdrücklich, und erhielt schon 1529, also ehe Ferdinand von seinem Bruder mit Würtemberg belehnt worden war, von diesem zu Speier die Erklärung, „daß er des Herzogthums Würtemberg rechter Fürst und Erbherr sei." Dagegen erklärte Philipp, nachdem Ferdinand am 5. September 1530 von Karl mit Würtemberg und den anderen schon 1522 insgeheim an ihn

abgetretenen, deutschen Erblanden der Habsburger feierlich belehnt worden war, wiederholt, daß, da der Kaiser ihm den Weg des Rechts verschließe, er gelegentlich seinem Vetter mit den Waffen helfen müsse. Dies konnte nicht geschehen, so lange der schwäbische Bund, welcher den Vertrag mit Ferdinand geschlossen hatte, noch bestand. Die Zeit jedoch, für welche dieser Bund gestiftet worden war, ging mit dem Jahre 1533 zu Ende. Diejenigen Mitglieder, welche der neuen Lehre anhingen, waren ihm bereits wegen seiner Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich abgeneigt; aber auch die katholischen und sogar die geistlichen Fürsten hatten die Erwerbung Würtembergs durch die Habsburger ungern gesehen. Zudem wollten sich die Bischöfe mit dem energischen Landgrafen Philipp, der ihnen als Gegner allzu gefährlich erschien, gern vertragen. Der Landgraf benutzte die Krisis, indem er durch ein fast zu gleicher Zeit mit dem Bischofe von Bamberg und den Kurfürsten von Trier, Pfalz und Mainz zur Sicherung ihrer Länder geschlossenes Bündniß, den schwäbischen Bund, dessen Zweck blos die Sicherung des Landfriedens war, überflüssig machte. Inzwischen war der junge Herzog Christoph an den kaiserlichen Hof gekommen, hatte den Kaiser seit 1530 auf seinen Reisen begleitet und einen Einblick in seine eigenen Verhältnisse, wie in die Politik seiner Zeit gewonnen.

Schon damals war Deutschland bedroht, in eine spanische Monarchie verwandelt zu werden. Philipp allein verhinderte dies; denn Johann Friedrich von Sachsen war weniger Fürst als Theolog. In Würtemberg schlugen Ferdinand's Rathgeber denselben schleichenden Weg ein, den sein Bruder in Castilien gegangen war; die Freiheiten des Landes wurden langsam getödtet. Man rief, wenn Abgaben bewilligt werden sollten, keine Landtage mehr zusammen, sondern nur die Deputirten einiger Städte, sorgte dafür, daß dies lauter nachgiebige und schwache Männer waren, und erhielt dann von ihnen Alles, was man wollte. Wären die Würtemberger einig gewesen, so wäre weder Karl noch sein Bruder im Stande gewesen, Gewalt zu gebrauchen; allein es ging in Würtemberg gerade so, wie in Castilien, zu: die Ritter, Prälaten und Bürgerschaften stritten beständig unter einander über die verschiedenen Standes-Interessen. Glücklicher Weise war Ulrich's Sohn, Christoph, eine der seltenen Naturen, welche von Zeit zu Zeit die deutsche Nation für eine ganze Reihenfolge tyrannischer und egoistischer Fürsten und der sie umgebenden Junker trösteten.*) Dieser Prinz hatte im Jahre 1532 in einem Alter von nur 17 Jahren den Kaiser auf seinem Zuge gegen die Türken begleitet. Er reiste nachher in dessen Gefolge nach Italien; unterwegs aber kam sein Lehrer Tiffernus auf den Gedanken,

*) Vgl. „Christoph, Herzog zu Würtemberg" von Bernhard Kugler. Bd. I, Stuttgart 1868.

der Prinz werde wahrscheinlich nach Spanien mitgenommen und dort von seiner Heimath für immer abgeschnitten werden. Christoph wurde daher, als man die Tyroler Berge erreicht hatte, von seinem Lehrer entführt und an einen sichern Aufenthaltsort gebracht, welchen außer den Herzogen von Baiern, seiner Mutter Brüder, Niemand erfuhr. Christoph, der sich zumeist in Baiern versteckt hielt, erließ aus dieser Verborgenheit im Juli 1533 ein Sendschreiben an den schwäbischen Bund zur Wahrung seiner Rechte und Ansprüche an Würtemberg; diese Schrift wurde auf der Frankfurter Messe im Druck ausgegeben und fand reißenden Abgang. Der Landgraf Philipp söhnte ihn damals mit seinem Vater aus, welcher seither mit ihm in Streit gewesen war, und suchte es dahin zu bringen, daß die würtembergische Angelegenheit auf demselben schwäbischen Bundestage ins Reine gebracht würde, der auf Oesterreichs Betreiben zur Verlängerung des Bundes ausgeschrieben worden war. Diese Bundesversammlung ward im September 1533 zu Augsburg gehalten. Auf ihr erschien Christoph im December zum ersten Male wieder öffentlich und vertheidigte, unterstützt von den Rechtskundigen, die ihm Philipp beigegeben hatte, vor einer glänzenden Versammlung, vor welcher auch der französische Gesandte eine Rede hielt, sein Recht gegen den Kaiser, den römischen König und den schwäbischen Bund. Die österreichischen Bevollmächtigten suchten die Sache zwei Monate hinauszuziehen; dies war aber gerade, was Landgraf Philipp gewünscht hatte. Er wußte nämlich recht gut, daß Niemand einen Raub aus der Hand läßt, wenn ihm nicht darauf geschlagen wird; über die Zänkerei wegen Würtembergs verfloß aber die zur Verlängerung des Bundes bestimmte Zeit, und der schwäbische Bund erreichte somit sein Ende.

Jetzt hatte der Landgraf es blos mit Ferdinand und nicht mehr mit einem zur Erhaltung des Landfriedens geschlossenen mächtigen Bunde zu thun. Ferdinand war aber in Ungarn beschäftigt und konnte sich der Türken nicht erwehren, und sein Bruder hatte, wie wir unten berichten werden, außerhalb Deutschlands Kriege zu führen. Nur die bairischen Herzoge waren zu fürchten; diese waren aber Ulrich's Verwandte und hatten versprochen, ruhig zu bleiben. Philipp glaubte es daher im Jahre 1534 wagen zu dürfen, Würtemberg mit Gewalt wieder zu erobern. Seine Schmalkaldischen Bundesgenossen, unter ihnen auch Johann Friedrich von Sachsen, waren freilich gegen das kühne Unternehmen, Luther und Melanchthon schauderten vor demselben zurück und die Reichsgerichte erließen scharfe Decrete gegen den Landgrafen; dieser beharrte aber auf seinem Vorsatze. Tollkühn war die Unternehmung Philipp's allerdings; aber sein Zweck war weder dynastisch noch selbstsüchtig. Ulrich hatte sich gegen ihn nur verpflichten

müssen, Würtemberg zu reformiren und sich dem Schmalkaldischen Bunde anzuschließen. Für das Ideelle und Ritterliche der Unternehmung Philipp's hatte freilich ein Hermann von Malsburg, welchem der Landgraf seinen Plan mittheilte, keinen Sinn; denn dieser sagte ihm: „Euer Vornehmen ist herrlich, wenn es geräth, dennoch aber thöricht und gefährlich." Mit wie vieler Mühe und von wie vielen Seiten her (namentlich auch von Frankreich) Philipp das nöthige Geld zusammenbrachte, hat der Geschichtschreiber von Kurhessen, Rommel, ganz im Einzelnen nachgewiesen. Leute, die für Geld oder auch als Ehrensache Kriegsdienste suchten, fanden sich in einem Jahrhunderte, wo man wenig stehende Truppen hatte, überall in großer Anzahl; Philipp brachte daher in Hessen, sein Verbündeter Wilhelm von Fürstenberg im Oberlande leicht ein ansehnliches Heer zusammen (Frühjahr 1534). Das vereinigte Heer Beider wird zu 30,000 bis 36,000 Mann angegeben. Alles kam übrigens auf den Erfolg des ersten Schlages an, weil die österreichischen Finanzen von jeher so beschaffen waren, daß auf die Dauer dem Regenten stets das Geld fehlte.

Ferdinand, welcher wegen des Herzogthums Würtemberg weder einen Krieg anfangen, noch seine Ehre auf das Spiel setzen wollte, schickte die Kroaten und Ungarn, die seine würtembergische Statthalterschaft von ihm verlangt hatte, nicht nach Schwaben; diese mußte sich daher, als Philipp und Ulrich Ende April 1534 am Neckar erschienen, so gut sie konnte, selbst helfen. Sie versammelte am oberen Neckar ein Heer, dessen bester Theil nach Thetinger die alten erbitterten Feinde Ulrich's waren. Dieses Heer ward von dem Pfalzgrafen Philipp commandirt, der bei der Vertheidigung von Wien gegen die Türken dem Kaiser so treffliche Dienste geleistet und auch 12,000 Mann Fußvolk und 800 Reiter um theuren Sold zusammengebracht hatte. Es wurde jedoch vom Landgrafen und von Fürstenberg umgangen und am 13. Mai 1534 bei Lauffen am Neckar völlig geschlagen und zerstreut. Der Landgraf drang nach seinem Siege bis an die Donau hinauf und setzte durch diesen Marsch Alles in Schrecken; denn es schien, als wenn jetzt zu gleicher Zeit von Westen her die Hessen und von Osten aus die Türken in Oesterreich einfallen würden.

Ferdinand suchte zwar das Unternehmen der beiden protestantischen Fürsten als eine Folge des Schmalkaldischen Bundes und als einen Landfriedens-Bruch darzustellen und geltend zu machen; allein Herzog Georg von Sachsen nahm sich, obgleich er sonst mit Recht für fanatisch gehalten wurde, des Landgrafen, seines Schwiegersohnes, an und forderte von Ferdinand, daß er sich auf Unterhandlungen einlasse. Der Kurfürst von Sachsen machte dabei den Vermittler. Die Unterhandlungen wurden zu Annaberg begonnen und schon sechs Wochen nach

der Schlacht bei Lauffen (29. Juni) durch den **Vertrag von Kadan** (in Böhmen) beendigt. Durch diesen Vertrag erhielt Ulrich sein Land zurück; dagegen forderte aber Ferdinand, daß Hessen und Sachsen, welche ihn immer noch nicht als römischen König anerkannt hatten, dies jetzt thun sollten. Der Kurfürst entschloß sich, seinen unnützen Widerspruch gegen die Wahl der anderen Kurfürsten aufzugeben; dagegen ließ er unglücklicher Weise in den von ihm für Philipp und für Ulrich geschlossenen Vertrag von Kadan eine Clausel einrücken, welche nachher für Ulrich, für dessen Sohn Christoph und für Würtemberg nachtheilige Folgen hatte; Ulrich mußte nämlich sein Land als ein Afterlehen Oesterreichs anerkennen; auch sollten er und der Landgraf den Kaiser wegen ihres Landfriedenbruches um Verzeihung bitten.

Die unmittelbare Folge der Rückkehr Ulrich's und seines Sohnes war die Einführung der Reformation in ganz Würtemberg und die Säcularisirung der dortigen geistlichen Stifter. Dabei benutzte man jedoch die in Sachsen gemachten Erfahrungen. Hier war das Kirchengut unbedingt dem Kurfürsten überlassen worden, dessen Hofleute sich in dasselbe theilten und der neuen Kirche nur eine dürftige Nachlese übrig ließen; in Würtemberg dagegen, wo besonders Osiander thätig war, verfuhr man anders. Es ward dort sogleich der Grundsatz aufgestellt und festgehalten, daß Alles, was der alten Kirche gehört habe, der neuen verbleiben oder doch allgemein nützlichen Zwecken vorbehalten, nicht vom Fürsten beliebig bald auf fromme, bald auf unfromme Weise verwendet werden solle. Alles Pfaffengut sollte nämlich zum Besten der neuen Kirche gesammelt, was aber bei einer besseren Verwaltung, als die frühere gewesen war, von den Gütern der großen und reichen Klöster übrig bleibe, sollte für dringende Landesbedürfnisse zurückgelegt werden.

Der Vertrag von Kadan änderte die wechselseitige Stellung der deutschen Fürsten. Da nämlich jetzt Ferdinand als römischer König unbedingt anerkannt war, so bestand für die Herzoge von Baiern kein Grund mehr, sich den Verbündeten von Schmalkalden anzuschließen; sie gaben sich vielmehr rückhaltlos ihrem Hasse gegen die Reformation hin und näherten sich den Habsburgern. Das Unternehmen zu Gunsten Ulrich's, sowie die drohende Stellung, welche Landgraf Philipp vor Abschluß des Friedens an der österreichischen Grenze angenommen hatte, und die Art, wie die Häupter des Schmalkaldischen Bundes jenen Frieden ertrotzten, mußten den Kaiser gegen die Protestanten erbittern, welche ihre geistlichen Mitstände beraubten und das kaiserliche Ansehen verkannten. Karl war freilich damals noch genöthigt, sich zu verstellen; aber er harrte sehnlich des Augenblickes, wo er Gleiches mit Gleichem vergelten und wieder Herr des Reiches werden könne. Da lange Zeit

hindurch immer neue Hindernisse eintraten, die es dem Kaiser unmöglich machten, mit den Waffen in der Hand das kaiserliche Ansehen und die alte Hierarchie, auf welcher dieses beruhte, wieder herzustellen, so ereigneten sich in der Zwischenzeit noch manche andere Dinge, die ihm den Bund der Protestanten verdächtig und die Häupter desselben verhaßt machen mußten. Wir wollen einige dieser Ereignisse hier aufzählen, weil sie den leitenden Faden für die Geschichte der Entstehung des sogenannten Schmalkaldischen Krieges geben.

7. Die Unruhen im Münsterschen.

Die Schwärmer, welche außer einer geistlichen Umwälzung der Dinge die Nothwendigkeit einer Taufe im reiferen Alter oder eine zweite Taufe predigten und deshalb Wiedertäufer genannt wurden, waren nach der Hinrichtung Thomas Münzer's in Deutschland aufs grausamste verfolgt worden und zwar von den lutherischen Ständen fast noch härter als von den katholischen. Sie hatten aber in den Niederlanden, in Ostfriesland und in Westfalen Schutz und Anhänger gefunden. Da man sie dort nicht, wie in Sachsen und Oberdeutschland, ausspioniren und hinrichten und auch nicht, wie in Hessen, einkerkern ließ, so vermehrten sie sich im Stillen außerordentlich. In Ostfriesland, Holland und Ober-Yssel erregten sie bald fanatische Bewegungen, welche auch die niederländischen Stadtobrigkeiten nöthigten, gegen sie mit der größten Strenge zu verfahren; denn sie zeigten sich in Holland gerade so, wie vorher in Sachsen und später in Münster. Ganze Schiffe voll Schwärmer kamen nach Amsterdam, und als man sie dort fragte, wohin sie wollten, riefen sie: „Nach dem Lande, das Gott uns weisen wird." Den folgenden Tag liefen fünf Wiedertäufer am hellen Mittage mit bloßen Schwertern in der Hand durch die Stadt und schrieen: „Im Namen des Herrn! Gottes Segen steht über der Rechten, Gottes Fluch über der Linken der Stadt." In allen größeren Städten griff die Bürgerschaft gegen diese frommen Socialisten zu den Waffen, und die Statthalterin der Niederlande, Maria von Ungarn, sowie der Graf von Hoogstraten ließen viele derselben hinrichten.

Führer der Partei war in Holland ein gewisser Jan Trypmaker, welcher aus Emden nach Amsterdam gekommen war, als der Graf von Ostfriesland die von dem Münzer'schen Apostel Melchior Hofmann, einem Kürschner aus Schwaben, in Emden gestiftete Gemeinde aus einander getrieben hatte. Trypmaker erhielt in Holland einen sehr großen Anhang, ward aber in Amsterdam verhaftet und nebst einer Anzahl seiner Anhänger hingerichtet. Statt seiner trat Jan Matthyszoon (Matthiesen), ein Bäcker aus Haarlem, an die Spitze der Fanatiker seiner Secte, welche man nach jenem Melchior Hofmann

Melchioriten nannte. Dieser hatte, schon als er noch in Amsterdam war, nach allen Richtungen hin Apostel seiner Lehre ausgesendet. Bartholomäus Boekbinder und Dierick Kniper gingen nach Friesland, wo sie unter Andern auch den Obbe Philipps gewannen, dessen Schüler Menno Simonszoon später der Stifter der friedlichen Wiedertäufer oder der sogenannten Mennoniten ward. In Leyden und um Leyden, sowie in Friesland hatte man während des ganzen Jahrzehnts von 1530 bis 1540 mit den Schwärmern zu kämpfen. Die Apostel derselben, der Bäcker Jan Matthiesen (Matthyszoon) aus Haarlem und der Schneider Jan Bockold, gewöhnlich Johann von Leyden genannt, wurden damals nach der sehr bevölkerten und gewerbreichen westfälischen Stadt Münster getrieben, wo sie Gelegenheit fanden, die Errichtung eines theokratischen Reiches zu versuchen.

In Münster war man zu Anfang des 16. Jahrhunderts ebenso, wie in den meisten größeren deutschen Städten, welche Bischofssitze waren, an den Streit über die Regierung gewöhnt, weil die Grenzen der bischöflichen Gewalt nicht genau bestimmt waren und weil zugleich der Stadtrath mit der Bürgerschaft wegen des wechselseitigen Antheiles an der Verwaltung und Regierung zu kämpfen hatte. Diese Streitigkeiten waren seit dem Jahre 1525 ziemlich beigelegt; doch hörten die Beschwerden gegen das Domkapitel und die Klöster nicht auf, und 1529 wurden neue Unruhen erweckt, als Bernhard Rothmann, ein sehr begabter Prediger, in der außerhalb der Stadt gelegenen St. Moritz-Kirche die Reformation unter großem Zulauf verkündigte. Diese von dem Volke und den Bürgern gebilligten Predigten wollte das Domkapitel hindern und sandte den Redner nach Köln; er aber ging nicht dorthin, sondern nach Wittenberg und hierauf nach der Schweiz. Als er heimgekehrt war, trat er mit erhöhtem Eifer für die Reformation auf; er reichte sein Glaubensbekenntniß in 30 Artikeln ein und verlangte eine Disputation über dasselbe; das Kapitel schlug sein Begehren ab und der Bischof entsetzte ihn seiner Stelle an der vorstädtischen Kirche. Jetzt aber nahm die Bürgerschaft den Prediger in Schutz, rief ihn in die Stadt selbst und bemächtigte sich der meisten Kirchen für die Predigt des Evangeliums. Nach langem Streite ward endlich im Februar 1533 unter Vermittelung des Landgrafen Philipp von Hessen mit dem neuen Bischof, einem Grafen Franz von Waldeck, ein Vertrag mit dem Dom-Kapitel geschlossen, vermöge dessen die Domkirche dem Kapitel verblieb, sechs andere Kirchen aber den protestantischen Predigern überlassen wurden.

Im folgenden Jahre kamen ganze Schwärme von Wiedertäufern, welche aus den Niederlanden und aus deutschen Orten vertrieben worden waren, nach Münster. Sie bestanden aus ganz rohem Gesindel,

und ihre Führer und Apostel, der Bäcker Jan Matthyszoon und der Schneider Johann von Leyden, rühmten sich göttlicher Offenbarungen und einer unmittelbaren Eingebung des heiligen Geistes, verachteten alle menschliche Gelehrsamkeit und schmähten alle Prediger als falsche Propheten. Beide wirkten, wie wir dies auch in unseren Zeiten gesehen haben, gerade durch ihre Heftigkeit und durch den unerschöpflichen, unzusammenhängenden Bombast ihrer Reden unwiderstehlich auf den großen Haufen, welcher von geistiger Freiheit nichts wußte und schrankenlose Unsittlichkeit mit evangelischer Freiheit verwechselte. Rothmann predigte anfangs gegen sie, trat aber nachher bald zu ihnen über. Bei einer Disputation zwischen Evangelischen und Wiedertäufern, die auf dem Rathhause gehalten wurde (August 1533), schrieb sich jede der Parteien den Sieg zu; der Rath aber entschied sich für die Ersteren und beschloß kurz nachher, die Prediger der Wiedertäufer seien auf öffentliche Kosten aus der Stadt zu bringen. Dem widersetzten sich aber Tilbeck, einer der Bürgermeister, und Bernhard Knipperdolling, die Hauptperson im Politischen oder das Haupt der Proletarier-Verbindung gegen alle Besitzenden. Erst wurde festgesetzt, daß Jedermann sich zu dem Glauben bekennen dürfe, bei dem er selig zu werden hoffe; der Landgraf von Hessen sandte auf Bitten des Rathes zwei Prediger, Fabricius und Lening, welche Mäßigung empfehlen sollten. Aber nachdem im Januar 1534 der Bischof ein Decret gegen Rothmann und seine Anhänger erlassen hatte, brach der Sturm um so heftiger aus. Der Adel, die Geistlichen und viele wohlhabende Bürger wanderten aus; dagegen strömten aus den niederdeutschen Städten, auch aus Holland und Friesland, wo die Wiedertäufer Verbindungen hatten, immer neue Schwärmer nach Münster, um das neue Gottesreich errichten zu helfen. Knipperdolling war es, der einen neuen Stadtrath wählen ließ und sich selbst nebst einem ihm ähnlichen Fanatiker zum Bürgermeister machte. Eigentlich aber war damals Matthiesen und neben ihm Johann von Leyden der geistliche und weltliche Herrscher in Münster. Matthiesen befahl bei Lebensstrafe, alles Gold und Silber, alle Kostbarkeiten und Hausgeräthschaften an einen Ort zu bringen, wo dann die Diakonen sie für den gemeinschaftlichen Gebrauch aller Bewohner des Berges Zion, wie Münster künftig genannt werden sollte, verwendeten. Auch alle in der Stadt befindlichen Bücher, unter welchen sehr alte Handschriften waren, wurden auf einen öffentlichen Platz zusammengetragen und daselbst verbrannt. Nur die Bibel verschonte man. Inzwischen hatte der Bischof ein Heer gesammelt und gegen die Fanatiker geführt, welche in ungeheurer Menge aus allen Gegenden nach Münster geströmt waren und diese Stadt gut befestigt hatten. Als er sich vor Münster

lagerte, machte Jan Matthiesen einen Ausfall; dieser ward vom Glücke begünstigt und Matthiesen kam in Folge davon auf den Gedanken, daß er der Gideon des Münster'schen Zions sei. Er lief blos mit einem Spieße bewaffnet durch die Stadt und forderte 30 Personen namentlich auf, ihm zu folgen, um nach Gideon's Weise die Feinde ohne irgend eine andere Rüstung und Waffe als den Spieß zu verjagen. Er und seine Begleiter wurden, als sie gegen die Feinde zogen, sogleich bis auf einen erschlagen (Mai 1534). Dies öffnete jedoch den Uebrigen keineswegs die Augen. Johann von Leyden trat an Matthiesen's Stelle; die Vertheidigung der Stadt wurde kräftig fortgeführt. Seine Anhänger wurden gerade damals in ihrem Fanatismus neu befestigt, als der Goldschmidt Johann Tausenschuer aus Warendorf nach Münster kam und laut verkündigte, wie Gott ihm geoffenbaret habe, daß Johann von Leyden siegend über die ganze Erde ziehen, alle Könige, Fürsten und Reiche vertilgen und nur das gemeine Volk übrig lassen werde. Der altbiblische Staat Johann's von Leyden war damals schon eingerichtet; er nannte sich König von Gottes Gnaden im neuen Tempel und wahrhafter Diener der Gerechtigkeit; neben ihm walteten 12 Aelteste; alle Sünden gegen Gottes Gebot sollten mit dem Tode bestraft werden. Knipperdolling war zum Statthalter, Rothmann zum Worthalter, Krechting zum Kanzler bestellt. Auf Knipperdolling's Vorschlag begann man die Thurmspitzen abzutragen, damit alles Hohe erniedrigt werde. Ueber den Hof des Königs von Zion gibt ein 1725 erschienenes Buch, welches den Titel hat: „Verzeichniß aller Räthe, Bediente und Hofgesinde des Wiedertäuferischen Königs Johannes von Leyden“ vollständige Nachricht. Im Juli 1534 wurde die Vielweiberei, wie sie den Patriarchen des alten Testamentes gestattet gewesen, für das **Reich zu Münster eingeführt***); der König-Prophet selbst richtete sich einen Harem von 17 Weibern nach David's und Salomo's Weise ein. Mit diesen seinen Frauen verfuhr er orientalisch; denn er richtete eine von ihnen mit eigener Hand hin, als sie gegen sein Betragen laut protestirte. Sonst war bei Hinrichtung der Widerspenstigen hauptsächlich Knipperdolling thätig. Uebrigens ließ der Worthalter Rothmann damals ein Buch drucken, welches die Hauptpunkte der Lehre enthielt. In diesem berühmten Buche, welches „die Restitution“ betitelt ist, wird prophetisch verkündet, daß nach Vertilgung der Gottlosen die Frommen und Auserwählten noch vor dem jüngsten Tage die Erde beherrschen würden, daß Luther und der Papst auf gleiche Weise falsche Propheten seien u. dergl. mehr. Das ganz un-

*) Nach einer Angabe in Cornelius „Berichte der Augenzeugen über das Münsterische Wiedertäuferreich“ (1853) lebten damals in Münster über 8000 Frauen und kaum 2000 waffenfähige Männer.

sinnige Treiben dauerte nicht nur in Münster während des Jahres 1534 fort, sondern man schickte auch 28 Apostel nach anderen Orten aus; diese wurden aber bis auf den einzigen Heinrich Dorp überall, wo sie auftraten, hingerichtet. In Amsterdam aber wußten sich die Sendboten von Münster mit ihrem Anhang noch im Mai 1535 des Stadthauses zu bemächtigen und wurden nur mit Mühe von bewaffneten Bürgern überwältigt. Wir wollen das Treiben der Wiedertäufer nicht im Einzelnen beschreiben, weil Münster einem Tollhause glich.

Luther, Melanchthon, Justus Menius und Urban Regius gaben sich die ganz vergebliche Mühe, durch Schriften diese Leute zu bekämpfen. Das Reich konnte während des würtembergischen Krieges dieselben mit seiner ohnmächtigen Justiz nicht erreichen. Der Bischof von Münster aber, sowie der Erzbischof von Köln und der Herzog von Jülich und Cleve, welche jenem Geld, Soldaten und Geschütz zuschickten, waren nicht reich genug, um die Kosten einer dauernden Belagerung zu bestreiten. In der Mitte des December 1534 ward endlich ein westfälischer Kreistag nach Koblenz ausgeschrieben, auf welchem auch der Kurfürst von Sachsen sich einfand; man brachte jedoch nur eine unbedeutende Macht zusammen. Es blieb daher vorerst beim Drohen und König Ferdinand ward ersucht, einen Reichstag zu berufen. Die Gemäßigten unter den in Münster vereinigten Schwärmern hatten großes Zutrauen zum Landgrafen Philipp; mit diesem waren sie in Correspondenz getreten und ihm schickten sie nicht blos das Buch der Restitution, sondern auch ein zweites, welches den Titel: „Von der Verborgenheit der Schrift" hatte. Philipp las beide Schriften und erklärte sich nicht nur über sie, sondern ließ sie auch widerlegen. Von Luther wollten die Leute in Münster nichts wissen; dieser sei, sagten sie, ärger als der Papst. Als alle Prophezeiungen Johann's von Leiden nicht eintrafen und das Treiben in der Stadt ganz arg wurde, wollten die Bürger endlich sich des Königs bemächtigen und ihn den Belagerern ausliefern; allein dieser wußte sich durch fanatisirte Anhänger zu schützen, bis endlich, im April 1535, König Ferdinand ernstliche militärische Anstalten gegen die Stadt machte.

Der Kaiser, welcher die Fortdauer der Unruhen in Münster offenbar nur den Schmalkaldischen Bundesgenossen Schuld geben konnte, mußte den Vorsatz fassen, das kaiserliche Ansehen wieder herzustellen; denn sein Bruder schloß den Vertrag von Kadan auch darum so schnell ab, weil er sonst auch im Jahre 1535 nicht im Stande gewesen wäre, die dringenden Bitten des Bischofs von Münster zu erfüllen. Es wurde endlich ein Reichsbeschluß gefaßt, daß 100,000 Gulden zu dem Zuge gegen Münster gesteuert werden sollten; allein die Städte und Stände des Reiches, besonders die protestantischen, welche einem Bischofe gegen

seine Unterthanen Hülfe leisten sollten, machten so viele Schwierigkeiten, daß aus diesem Zuge nichts geworden sein würde, wenn nicht der Landgraf von Hessen sich der Sache angenommen hätte. Diesem hatte Ferdinand in Kadan es zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, daß er einen Theil des nach Würtemberg gesandten Heeres gegen Münster schicken solle.

Landgraf Philipp ließ im April 1535 seine Hessen unter Sigismund von Boyneburg's Führung ins Feld ziehen. Mit diesen vereinigten sich dann die Kreistruppen und Münster wurde hierauf enge eingeschlossen. Da machten zwei Bürger der Stadt dem Bischofe das Anerbieten, dem Reichsheere einen Zugang zu verrathen. Der Bischof wollte jedoch die Stadt vor den gräßlichen Folgen eines Sturmes bewahren und ließ die Belagerten zur Uebergabe auffordern. Diese verschmähten aber, da sie nicht wußten, daß sie verrathen waren, jede Bedingung. Jetzt benutzte man die Verräther. In der Nacht zum 25. Juni drangen einige hundert Mann heimlich in die Stadt ein und öffneten den Anderen ein Thor. In den Straßen der Stadt ward hierauf wüthend gekämpft und es heißt, daß von beiden Seiten 5000 Mann in der Stadt und 8000 vor derselben gefallen seien. Endlich ergab sich der Rest der Fanatiker, selbst Johann von Leyden und seine Beamten. Nur Rothmann fand wahrscheinlich den Tod im Gefechte. Von den Gefangenen wurden nicht nur die Anführer, sondern auch sehr viele andere hingerichtet. Uns grauet zu erzählen, welche Martern die Anführer, Johann von Leyden, Knipperdolling und Krechting zu erdulden hatten, ehe sie, nachdem man sie über ein halbes Jahr herumgeschleppt hatte, am 22. Januar 1536 vor dem Rathhaus in Münster getödtet wurden; ihre Leichen wurden in Eisenkäfigen am Thurm der St. Lambertuskirche öffentlich aufgehängt, wo die Gebeine noch lange zu sehen waren. Alle Wiedertäufer, die sich im Reiche zeigten, traf die Todesstrafe und nur Philipp von Hessen allein weigerte sich, diese Strafe in seinem Lande vollziehen zu lassen. Er verbot förmlich, dem Reichsgesetze gemäß Menschen blos darum hinzurichten, weil sie Wiedertäufer wären. Luther drückte ihm schriftlich seine Unzufriedenheit darüber aus und war auch bei dieser Gelegenheit mit des Teufels Anführung nicht sparsam. Philipp möge, schrieb er zuletzt, die Wiedertäufer doch wenigstens aus seinem Lande jagen; „denn," sagte er, „es ist des Teufels samen und haben wol zum ersten etwas schön scheins neben mit dem bösen für, doch weil es der liechte teuffel ist, wird zuletzt das Ende zu Münster draus." Ebenso naiv beantwortete Luther an einer anderen Stelle einen Einwurf, den ihm Philipp gemacht hatte: „Denn ob ich sorgen mocht, der Wolf, so in meinem stall würget, mochte in andern Ställen mehr würgen, kann ich yhn darumb

unverjagt nicht lassen. Ein jeder hüte seines Stalls." In Münster wurden die Pfarrkirchen dem alten Gottesdienst zurückgegeben und die Wiederherstellung des Katholicismus wurde strenger durchgeführt, als an anderen Orten, obwohl der Bischof persönlich sich in einer späteren Zeit (um 1543) der Reformation zuneigte.

8. Gewaltthätigkeiten der Häupter des Protestantismus in Deutschland.

Die Protestanten benutzten die lange Abwesenheit des Kaisers, sowie seine Streitigkeiten mit Frankreich, um den Schmalkaldischen Bund zu verstärken und eine Fürsten- und Städte-Republik an der Stelle des Kaiserthums zu errichten. Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, der heftige Gegner der Reformation, war 1535 gestorben; er hatte den Verdruß erlebt, daß seine dänische Gemahlin sich entschieden der neuen Lehre zuwandte und sogar einige Monate zu Wittenberg in Luther's Hause lebte. Der Uebertritt des neuen Kurfürsten, Joachim II., wurde jeden Tag erwartet, und nur das von ihm seinem Vater gegebene Versprechen, nicht Lutheraner zu werden, sowie die Rücksicht auf den Vater seiner zweiten Gemahlin, den König Sigismund von Polen, hielt ihn noch einige Zeit (bis 1539) von öffentlicher Annahme des Augsburgischen Bekenntnisses zurück. Dagegen erklärten sich schon lange vor ihm sein Bruder, Markgraf Johann, seine Schwester Elisabeth, die Gemahlin Erich's von Münden, und sein Vetter, Georg von Ansbach, für Protestanten. Zwar wurden alle diese Fürsten, sowie einige oberländische Städte, besonders Nürnberg, durch die Scheu vor dem Kaiser vom Schmalkaldischen Bunde zurückgehalten, und auch Georg's Bruder, Albrecht von Preußen, konnte in denselben nicht eintreten, weil er in des Kaisers und des Reiches Acht war; allein Ulrich von Würtemberg, die beiden Herzoge Barnim und Philipp von Pommern, Georg und Joachim von Anhalt, die Städte Augsburg, Kempten, Hamburg, Hannover, Minden und Frankfurt und einige kleine Herren wurden 1536 zu Frankfurt in den Bund aufgenommen. Dieser ward damals auf mehrere Jahre verlängert und erhielt eine neue Organisation, welche eine große Gewalt in die Hände seiner beiden Häupter legte und eine bedeutende Bundeskasse zu ihrer Verfügung stellte, so daß dieselben jetzt gegen den Kaiser dreister auftraten und der Landgraf Philipp eine bedeutendere Rolle spielte, als König Ferdinand, der sich der Türken nicht erwehren konnte.

Diese Erweiterung der protestantischen Macht konnte der Kaiser unmöglich ruhig mit ansehen. Er wollte damals, was er jedoch aufschieben mußte, über Genua nach Deutschland kommen, und Papst

Paul III. sollte ein Concilium berufen, um den Streit über die Form der Staats-Religion gütlich beizulegen. Peter Paul Vergerius, Nuntius bei König Ferdinand, hatte bereits über den Zusammentritt einer Kirchenversammlung in Deutschland verhandelt und sich sogar im November 1535 darüber auf dem Schlosse zu Wittenberg persönlich mit Luther besprochen. Im Frühjahr 1536 war Karl in Rom und sprach am zweiten Ostertag vor der Messe dem Papst seinen Dank aus, daß er zu einem Concilium bereitwillig sei. Die Bulle, durch welche dasselbe auf den Mai des nächsten Jahres angesetzt wurde, erschien bald nach dieser Zusammenkunft; ja kurz nachher erließ Paul III. eine sogenannte Reformationsbulle, in welcher Abstellung der an der römischen Hofhaltung selbst eingerissenen Mißbräuche verheißen war. Gleichwohl blieben seine Absichten den Protestanten sehr verdächtig. Die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes schickten an den Kaiser eine Gesandtschaft mit allerlei Beschwerden, denen sie abgeholfen wünschten. Ihre Bitte sollte eines Theils den Zorn des Kaisers besänftigen, anderes Theils aber auch ihn bewegen, daß er dem Reichs-Regiment und dem Reichs-Kammergerichte Einhalt thue, welche beiden Behörden immer noch wegen der Säcularisation und Besitznahme geistlicher Güter furchtbare Decrete erließen und die protestantischen Stände nöthigten, der Reichs-Justiz ihre Anerkennung zu versagen. Der Kaiser ließ den Protestanten erklären, er werde den Reichs-Vicekanzler Held mit Vollmacht nach Deutschland schicken; sie möchten eine allgemeine Versammlung nach Schmalkalden berufen; auf dieser werde Held erscheinen, nachdem er sich zuvor in Wien mit Ferdinand unterredet habe. Jene Versammlung wurde dann auch am 15. Februar 1537 gehalten. Sie war ganz ungewöhnlich zahlreich, feierlich und glänzend; denn fast alle bedeutenden Theologen, Luther und Melanchthon nicht ausgenommen, sowie alle andere angesehenen Gelehrten der Protestanten, alle ihre Fürsten und die Obrigkeiten aller protestantischen Städte hatten sich eingefunden. Held hielt mehrere Reden an die Versammlung; Luther aber, welcher damals am Stein schwer litt und deshalb schnell abreisen mußte, warnte beim Scheiden ernstlich vor dem Papste; der Kurfürst Johann Friedrich drückte ihm damals seine Uebereinstimmung mit Allem, was Luther gelehrt hatte, mit der größten Wärme und Entschiedenheit aus. Held hatte in seinen Reden eine große Erbitterung gegen die Protestanten ausgesprochen. Da nun unterdessen auch Papst Paul III. gegen Karl's Ansicht das Concilium nach Mantua berufen hatte, wo es ganz in seiner Gewalt sein mußte, so verweigerten die Protestanten eines Theils die von Karl geforderte Hülfe gegen die Türken und lehnten anderes Theils auch die Beschickung des Conceils ab. Gleich darauf schlossen sich endlich auch Kurfürst Joachim II.

von Brandenburg, sein Bruder Johann und seine Vettern Georg und Albrecht in Franken dem Schmalkaldischen Bunde an und versprachen für den Fall eines Religionskrieges ausdrücklich ihren Beistand; doch hielten sie später nicht Wort. Dagegen kam gegen Ende des Jahres 1537 zu Stande, was vorher fast unmöglich erschienen war: nach langen Verhandlungen, die hauptsächlich von Bucer geführt wurden, einigten sich die oberländischen Städte und sogar die Schweizer, zu Melanchthon's Freude, mit Luther über eine gemeinschaftliche Erklärungsformel in Bezug auf das Abendmahl, die sogenannte Wittenberg'sche Concordie.

Held reiste inzwischen im Reiche umher, um einen katholischen Gegenbund zu Stande zu bringen. Auch bewog er in der That die Erzbischöfe von Mainz und von Salzburg, sowie die Herzoge von Baiern, Georg von Sachsen, Erich den Aelteren und Heinrich den Jüngeren von Braunschweig, daß sie am 10. Juni 1538 zu Nürnberg einen Bund schlossen, den man später den heiligen oder den Heinrich'schen Bund, auch die christliche Einigung genannt hat. Dieser Bund ward geschlossen „zur Handhabung der wahren christlichen (d. h. der päpstlichen) Religion, zur Vollziehung aller kaiserlichen und des Reichs Abschiede, Mandate und Gebote, weil der Nürnberger Frieden weder von den Ständen des alten Glaubens gebilligt, noch vom höchsten Reichsgericht anerkannt sei." Die Mitglieder desselben waren persönliche Feinde Luther's, der sie oft entsetzlich ausgeschimpft hatte. Sie verpflichteten sich scheinbar zu nichts Anderem, als daß sie alle für einen Mann stehen wollten, wenn einem von ihnen wegen des alten Glaubens eine Gefahr bereitet oder eine Bedrängniß zugefügt werden sollte. Der Kaiser bestätigte im folgenden Jahre diesen Bund und gab 50,000 Gulden für denselben her. Auch wissen wir aus einem erst in neuester Zeit bekannt gewordenen Beweisstücke, daß er dem Kanzler Held Vollmacht ertheilt hatte, durch erdichtete Beschuldigungen die Katholiken gegen die Protestanten aufzuregen. Nichts destoweniger verleugnete er nachher den von Held geschlossenen Bund, als sein Kanzler Granvella ihm rieth, zur Erhaltung des Friedens den Stifter des Bundes preiszugeben. Wirklich würde der heilige Bund zu einer für den Kaiser ganz ungelegenen Zeit einen Bürgerkrieg veranlaßt haben, wenn nicht Granvella schlauer gewesen wäre, als Held, und dem Kaiser jenen Rath ertheilt hätte. Karl mißbilligte Alles, was Held gethan hatte, nahm ihm seine Stelle ab, entfernte ihn von den Geschäften und ließ durch einen anderen Bevollmächtigten einen Vertrag abschließen, nach welchem in Deutschland bis zur Ankunft des Kaisers Alles in dem alten Stande verbleiben sollte. Uebrigens war die Gefahr, welche dem Schmalkaldischen Bunde von dem heiligen drohen konnte, nicht groß;

denn schon im April 1539 starb Herzog Georg von Sachsen, und sein Land fiel an seinen sehr eifrig protestantischen Bruder **Heinrich**, welcher bis dahin in sehr dürftigen Umständen zu Freiberg Hof gehalten hatte. Von Georg's Söhnen war nämlich der ältere schon 1537, der zweite aber, den man überdies längst für blödsinnig erklärt hatte, im Februar 1539 gestorben. Georg hatte ein Testament aufgesetzt, in welchem er seinen Bruder für den Fall, daß dieser die alte Religion nicht beibehalten würde, von der Nachfolge ausschloß und sein Land dem Kaiser und dem König Ferdinand zuwies; doch gelangte er nicht mehr dazu, diese Verfügung zu unterschreiben und rechtskräftig zu machen. So ward Heinrich sein Erbe. Dieser, den man wegen seines Eifers für den Protestantismus den Frommen genannt hat, reformirte sogleich das ganze ererbte Herzogthum durch Theologen, welche er aus Kursachsen kommen ließ; am meisten Widerstand fand er in Leipzig, wo der Stadtrath ganz katholisch gesinnt war. Von dem Schmalkaldischen Bunde war Heinrich schon vorher in Schutz genommen worden. Im Jahre 1539 trat auch der dänische König Christian III. als Herzog von Holstein diesem Bunde bei.

Der Abschluß des heiligen Bundes veranlaßte einen heftigen Zwist zwischen dem Herzog Heinrich von Braunschweig und dem Landgrafen Philipp. Diesem Zwiste lagen jedoch, da der Kaiser auf Granvella's Rath jenen Bund verleugnet hatte, nur Privatursachen zu Grunde. Der leidenschaftliche Herzog Heinrich von Braunschweig, welcher früher dem Kaiser ein Söldner-Heer nach Italien zugeführt hatte und dafür schlecht belohnt wurde, hatte fortwährend Streit mit dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Darum arbeitete Niemand eifriger für den Kaiser und den Papst, als Heinrich. Philipp von Hessen war ebenso leidenschaftlich, als er, und zeigte sich außerdem für Erweiterung des protestantischen Bundes unablässig thätig. Beide Fürsten würden daher schon im Jahre 1538 gegen einander zu den Waffen gegriffen haben, wenn nicht Herzog Georg von Sachsen und der Kurfürst Johann Friedrich vermittelnd zwischen Beide getreten wären. Der Landgraf hatte damals auf die bloße Aussage eines ganz schlechten Menschen hin den Herzog beschuldigt, er habe Mörder gedungen, welche ihn auf der Jagd hätten erschießen sollen. Zu Ende des Jahres 1538 schickte nämlich Heinrich in Angelegenheiten des heiligen Bundes Briefe an den Kurfürsten von Mainz, und der Ueberbringer derselben, Heinrich's Secretär, Stephan Schmidt, traf mit dem Landgrafen, als dieser auf der Jagd war, zusammen. Philipp ließ ihn sogleich befragen, und Schmidt war unvorsichtig genug, sich für einen Diener des Kurfürsten von Brandenburg auszugeben. Er ward durch einen Mann aus Philipp's Ge-

folge erkannt und deshalb sogleich verhaftet. In den Briefen, welche man ihm abnahm, fanden sich zwar grobe Schimpfreden gegen den Landgrafen, aber durchaus nichts, was sich auf feindliche Plane gegen den Schmalkaldischen Bund bezogen hätte. Der Herzog schrieb dem Kurfürsten von Mainz unter Andern: „Er wünsche ihm ein glückselig Neujahr, seinen Gegnern aber den Teufel. Der Landgraf schlafe nicht viel, die Nacht kaum eine Stunde, er werde noch toll werden, und da wäre dann bald zu helfen."

Seit dieser Zeit war der Streit zwischen Heinrich und Philipp, sowie der zu gleicher Zeit entstehende Streit zwischen jenem und dem Kurfürsten Johann Friedrich immer heftiger. Beide Theile schimpften einander persönlich in höchst ärgerlichen Schmähschriften, und es ist schwer zu sagen, ob in diesen Schriften Herzog Heinrich oder seine beiden Gegner gröber und gemeiner gewesen sind. Uebrigens war in dem Privatleben aller drei Fürsten allerdings genug Stoff zum Schimpfen, so lobenswerth auch sonst des Landgrafen Regierung und so gottesfürchtig lutherisch Johann Friedrich's Gedanken waren. Der Letztere gesteht selbst in seinen Schriften über Heinrich seine übermäßige Neigung zum Trunk demüthig ein. Landgraf Philipp aber hatte nicht nur zahlreiche Liebschaften, sondern er kam nach einer 16jährigen, mit acht Kindern gesegneten Ehe auf den Gedanken, sich noch eine zweite Frau zur linken Hand antrauen zu lassen. Er ersah sich zu dieser zweiten Ehe ein Fräulein Margaretha von Saal aus, die bei seiner Schwester, einer verwittweten sächsischen Prinzessin lebte. Philipp verlangte nun ein Gutachten von Luther und Melanchthon; er ließ ihnen vorstellen, daß seine Gemahlin (eine Tochter Georg's von Sachsen) unangenehme Gewohnheiten habe, daß die Patriarchen und Fürsten des alten Testamentes mehrere Frauen gehabt hätten, ohne Gott mißfällig zu werden, sowie daß er sich nicht gern an den Kaiser wenden möchte, der ihm die Erlaubniß nicht ohne Dispensation vom Papst ertheilen werde. Die beiden Reformatoren widerlegten seine Gründe, verstanden sich aber doch zu einer verclausulirten Genehmigung unter der Bedingung, daß die Sache nur Wenigen unter dem Siegel der Beichte bekannt werde. Hierauf ließ Philipp wirklich noch bei Lebzeiten seiner Gemahlin, im März 1540, sich mit Margaretha von Saal durch seinen Hofprediger Melander zu Rothenburg an der Fulda und zwar in Gegenwart vieler Hofleute trauen. Als die Sache auskam, gestand Luther seinem Kurfürsten ein, daß er „geirrt und genarrt" habe; Melanchthon fiel vor Zerknirschung in eine schwere Krankheit. Aerger noch als Philipp machte es Heinrich von Braunschweig. Er hatte mit seiner Gemahlin ganz gut gelebt und elf Kinder erzeugt, als er sich in ihr Hoffräulein, Eva von Trott,

eine Tochter des brandenburgischen Hofmarschalls, verliebte. Da sein Umgang mit dieser die sehr angesehene ritterschaftliche Familie derselben kränkte, so ward Eva von den Ihrigen abgerufen. Sie begab sich auch auf die Reise, stellte sich aber zu Gandersheim krank und man verbreitete endlich die Meinung, daß sie gestorben sei. Sie war jedoch nicht todt, sondern Heinrich hatte sie auf das Schloß Stauffenberg gebracht; statt ihrer war ein hölzernes Bild feierlich begraben und zu ihrem Gedächtniß Vigilien und Seelenmessen gehalten worden. Heinrich besuchte sie von Zeit zu Zeit in Stauffenberg und zeugte sieben Kinder mit ihr. Später erfuhren ihre Verwandten ihren Aufenthalt und klagten beim Kaiser; Eva starb aber im Jahre 1541 zu gleicher Zeit mit Heinrich's Gemahlin. Ihr Tod fällt noch in die Zeit vor dem Ausbruche des Krieges zwischen Heinrich und Philipp; denn Spittler hat uns nicht überzeugt, wenn er (im Göttingischen Magazin Th. III. S. 130—136) zu beweisen sucht, daß der Landgraf sie nach Beendigung dieses Krieges mit sich nach Kassel geführt und dort sogar noch 1552 mit ihr gelebt habe.

Der Streit zwischen den drei Fürsten ward von Zeit zu Zeit heftiger, wenn eine besonders arge Schmähschrift erschienen oder eine neue Beschuldigung erhoben war, wie z. B. im Jahre 1541. In diesem Jahre hatten nämlich einige Brandstifter in Sachsen den Herzog Heinrich als Urheber ihres Verbrechens angegeben, was freilich nicht gerade viel gegen ihn beweisen konnte, da man sich zu jener Zeit der Folter bediente, um jedes beliebige Geständniß heraus zu pressen. Ungeachtet aller solchen Vorfälle und aller mündlichen und gedruckten Schmähungen würden die beiden erbitterten Häupter des Schmalkaldischen Bundes schwerlich des Herzogs Heinrich wegen den Reichsfrieden gebrochen haben, wenn nicht dieser sich außerdem gegen die mit ihnen verbündeten Städte Braunschweig und Goslar Gewaltthaten erlaubt hätte. Die Stadt Braunschweig hatte, wie die meisten größeren und auch sehr viele kleine Städte Deutschlands, nach und nach von den Kaisern so viele Privilegien erkauft und erhalten, daß sie im 16. Jahrhundert fast eine Republik war. Sie behauptete, trotz des kaiserlichen Befehles ihrem Landesherrn zu gehorchen, ihre Freiheiten auch gegen den Herzog Heinrich und ward nach ihrer Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund noch trotziger. Goslar war in einer ähnlichen Lage und zerfiel über das Recht an den Rammelsberg und dessen Bergwerke völlig mit dem Herzoge. Zwar sprach das Reichs-Kammergericht, welches allen protestantischen Ständen feindlich war, zu Gunsten des Herzogs und belegte die Stadt Goslar sogar mit der Reichsacht; allein der Kaiser und sein Bruder befahlen auf Ansuchen der Protestanten, daß vorerst weder jenes Urtheil, noch die Acht ausgeführt werden solle. Daran

kehrte sich jedoch der rohe Herzog nicht; er griff beide Städte an und gab dadurch endlich dem Landgrafen und dem Kurfürsten Anlaß, sich thätlich an ihm zu rächen, nachdem der Wortstreit durch die letzte Vertheidigungsschrift des Kurfürsten und durch ein Buch Luther's, welcher in den persönlichen Streit seines Kurfürsten mit Herzog Heinrich hineingezogen worden war, den höchsten Gipfel des Fischmarktes erreicht hatte. Luther schrieb damals gegen Heinrich jenes Buch, welchem er den Titel gab: „Wider Hans Worst," und diese Schrift ist das gröbste und ungezogenste aller deutschen Bücher des 16. Jahrhunderts, das doch an groben Büchern sehr reich ist.

Wir wollen, um unsere Feder nicht mit den niedrigsten Schmähungen zu besudeln, nur den Titel der 1541 in Quart erschienenen Apologie des Kurfürsten und eine der am wenigsten anstößigen Stellen aus Luther's Buche gegen Hans Worst, welches in demselben Jahre erschien, als Beispiel anführen. Schon der Titel der Schrift, welche im Namen des Kurfürsten ausgegeben wurde, ist von der Art, daß wir ihn lieber in eine Note, als in den Text aufnehmen*). Von Luther's Gepolter geben wir nur eine sehr leise Probe, um zu zeigen, wie Schade es war, daß ein so großer Geist eine Kloster-Erziehung erhalten hatte. Die aus seinem Hans Worst unten angeführte Stelle bezieht sich auf die Aeußerung in Herzog Heinrich's Schmähschrift: „der Kurfürst sei ein Ketzer, ein Aufrührer, ein Kain, ein Ungeheuer, ein Aesop, der weder eine gute Eigenschaft der Seele noch des Leibes

*) Der Titel dieses 21 Bogen starken, 1541 zu Wittenberg erschienenen Buches lautet: „Des Durchlauchtigen, Hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Johannes Friedrichen Herzogs zu Sachsen, des h. röm. Reichs Erzmarschallen und Kurfürsten Wahrhaftige, bestendige, ergründete Christenliche und aufrichtige Verantwortung Wider des verstockten, gottlosen, vermaladeieten, verfluchten ehrenschenders, böslhetigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich den Jüngern nennet, unverschempt, Calphurnisch schand- und lügenbuch, so er abermals mit Datum Wolffenbüttel auf Dienstag nach Omnium Sanctorum anno 1540 nechst wider vorgemeldten Kurfürsten u. s. w. will vollbracht haben und in einen Druck ausgesprengt hat." Der Herzog antwortete auf diese Schrift vermittelst eines 20 Bogen starken, 1541 zu Wolfenbüttel gedruckten Buches, welches er Quadruplik (vierte Streitschrift) nannte und das folgenden Titel führt: „Des Durchlauchtigen, Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Heinrichs des Jüngeren, Hertzogen von Braunschweig und Lüneburg Erhebliche, ergründte wahrhaftige Göttliche und Christliche Quadruplica wider des gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen Kirchenräubers und vermaladeiten, boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani und Hurenwirths von Sachsen, der sich Hansen Friedrich, Hertzogen zu Sachsen nennt, erdicht, erlogen und unverschämpt Lästerbuch, welches er abermals Datum Torgau Montags nach Judica, Anno 1541 durch einen ordentlichen Abdruck wider gemelten Hertzogen Heinrichen ausgegossen hat."

besitze, den sogar Luther, der sein Götze und gewissermaßen sein zweiter Gott sei, verspotte und verachte*)".

Der Herzog bedrängte die Braunschweiger und schloß Goslar enge ein; die Bürger baten deshalb den Schmalkaldischen Bund um Hülfe. Hierauf hielten der Kurfürst und der Landgraf in Eisenach eine Unterredung und sandten von dort aus dem Herzog einen Fehdebrief. Beide Fürsten warben im Juli 1542 ein Söldnerheer von wenigstens 20,000 Mann und brachen, der Kurfürst über den Harz, der Landgraf an der Weser herauf (über Höxter), in das herzogliche Gebiet ein. Innerhalb vier Wochen hatten sie das ganze Land besetzt, in welchem sie dann eine Landesverwaltung niedersetzten und überall das ganze Kirchenwesen nach einer von Bugenhagen aufgesetzten Ordnung protestantisch einrichteten. Der Herzog flüchtete mit seinem Sohne nach Bayern. Ferdinand erließ zwar Befehle zu seinen Gunsten, diese blieben aber nicht allein ohne Wirkung, sondern der Reichs-Regent mußte sogar am 24. August dem Kurfürsten und dem Landgrafen versprechen, daß er sie wegen der Besetzung des Herzogthums nicht thätlich belästigen wolle. Das Reichskammergericht ertheilte ein Erkenntniß zu Heinrich's Gunsten und verlangte vom Kurfürsten, bei Strafe der Acht, die Wiedereinsetzung des Herzogs. Allein dieses ward nur die Veranlassung, daß jetzt die in Schweinfurt versammelten evangelischen Stände durch eine zu Speier in aller Form eingereichte Absageschrift erklärten, sie erkenneten das Kammergericht nicht an (recusirten es), weil seine Beisitzer „ihnen zum höchsten zuwider, parteilich, sorglich, verdächtig und beschwerlich wären."

Politisch betrachtet, wäre diese einzige Verletzung des Friedens, welche mit einer schnöden Verachtung der bestehenden Reichsregierung und Reichsjustiz verbunden war, für den Kaiser hinreichender Grund gewesen, auch seinerseits Gewalt zu gebrauchen. Es war daher ein großer politischer Fehler, daß die Protestanten das einmal gezogene

*) Luther sagt, nachdem er bemerkt hatte, daß der Teufel den Herzog treibe, den Teufel apostrophirend: „Weil du und dein Heinz so unverschämt lügt, daß auch durch euer ganzes Buch nichts denn eitel Lügen sein wird — ja, weil dein Heinz und du solche grobe Tölpel seid, daß ihr gemeynet, solcher fauler, lahmer Zote sollte in diesen Sachen mir Schaden thun oder auch Glimpf bringen, so seid ihr beide die rechten Hanswurst, Tölpel, Knebel und Rülze; und will hiermit euch beiden geantwortet haben, daß ihr alle beide, Vater und Sohn, seyd verzweifelte, ehrlose, verlogene Bösewichter, die ihr sagt, ich habe meinen gnädigsten Herrn Hans Worst genannt. Keiner Antwort darfs mehr auf solcher wörtliche Kunst. Wohl meinen Etliche, ihr haltet meinen gnädigsten Herrn darum für Hans Worst, daß er von Gottes Gaben stark, fett und völliges Leibes ist." Die unmittelbar auf diese Stelle folgenden Worte wagen wir nicht abzuschreiben, weil sie gar zu niedrig und pöbelhaft sind.

Schwert wieder einsteckten und nicht die Scheide wegwarfen. Philipp von Hessen war nicht Schuld daran, wohl aber Luther's weinliebender Verehrer, Johann Friedrich von Sachsen. Dieser war übrigens noch dazu ebenso wenig recht friedlich, als er kriegerisch war; denn er fuhr, auch nachdem der Kaiser seine Streitigkeiten mit Frankreich beendigt und so für den deutschen Krieg freie Hände erlangt hatte, aus Beschränktheit und aus Eigensinn fort, den Kaiser durch eigenmächtiges Verfahren in Religions-Sachen heftig zu reizen. Er weigerte sich nicht nur ohne allen Zweck noch immer, Ferdinand's Wahl anzuerkennen, sondern er beleidigte und beeinträchtigte auch noch dazu seinen nächsten protestantischen Verwandten. Dies war sein Vetter, Herzog Moritz von Sachsen, der Sohn des oben erwähnten Herzogs Heinrich. Moritzen's Vater war, wie wir wissen, 1539 der Nachfolger seines Bruders Georg geworden und beherrschte als das Haupt der Albertinischen Linie des sächsischen Hauses (s. Bd. IX., S. 79) das ganze südliche Sachsen von Leipzig an bis zur böhmischen und fränkischen Grenze. Er starb im August des Jahres 1541, und hinterließ zwei Söhne, Moritz und August, von welchen der Erstere sein Land erbte. Dieser damals 20 Jahre alte Herzog Moritz, welchen wir nicht mit seinem Biographen, dem Herrn von Langen, unbedingt loben möchten, hatte einen festen, entschlossenen, nach Machiavelli's Weise politischen und tief versteckten Sinn. Er war seit seinem 16. Lebensjahre dem Kurfürsten Johann Friedrich, sowie dieser ihm, sehr abgeneigt. Moritz war unzufrieden darüber, daß sein schwacher Vater die klugen und erfahrenen Diener des Herzogs Georg entfernt und dagegen sich und die Verwaltung seines Landes ganz den Beamten und Geistlichen überlassen hatte, die ihm von dem Kurfürsten und dessen Orakel, Luther, empfohlen worden waren. Er war aber auch sehr unzufrieden mit dem Benehmen des Kurfürsten gegen ihn selbst, während er sich an dessen Hofe aufhielt. Moritz war nachher von dort an den Hof des prachtliebenden Erzbischofs Albrecht von Mainz gekommen, welcher ebenso wenig fanatisch war, als Moritz, als klassisch gebildeter Mann eine italienische Art von Religion hatte, und klar erkannte, daß die Klugheit erforderte, sich an den Kaiser zu halten. Auch Moritz dachte so. Er war freilich Protestant, sah aber ein, daß weder der dem Trunke ergebene und von Theologen geleitete Kurfürst, noch der heftige und zu Abenteuern geneigte Landgraf auf die Dauer gegen den Kaiser würde bestehen können. Sobald er daher nach dem Tode seines Vaters die Regierung übernommen hatte, setzte er die alten Diener des Herzogs Georg, namentlich den Christoph Carlowitz, welcher Georg's Politik vortrefflich geleitet hatte, wieder ein. Die kirchlichen Verhältnisse ordnete der junge Fürst mit Strenge, Ernst und seltener Ein-

sicht; in keinem Lande wurden die Einkünfte der säcularisirten Klöster und Stifter so angemessen verwendet, nämlich zu besserer Besoldung der Pfarrer und in noch ausgedehnterem Maaße zur Gründung von Erziehungsanstalten, unter welchen die vortrefflichen sogenannten Fürstenschulen (wie sie im Gegensatze zu den städtischen und geistlichen Anstalten hießen) zu Meißen, Pforta bei Naumburg und Grimma (ursprünglich in Merseburg) noch heute blühen. Moritz, der überall ein eigenes, wohl überlegtes Verfahren einhielt, weigerte sich, die Verbindung seines Vaters mit dem Schmalkaldischen Bunde zu erneuern, obwohl er nach Kräften Hülfe zu leisten versprach, sobald der evangelische Glaube bedroht werde. Der Kurfürst reizte ihn gerade damals wieder aufs heftigste durch die einseitigen Verfügungen, welche er in der Stadt und dem Distriet Wurzen, die zu dem unter gemeinschaftlichen Schutze der sächsischen Fürsten stehenden Bisthum Meißen gehörte, erließ. Moritz griff sogleich zu den Waffen und es würde zum Kriege gekommen sein, wenn nicht sein Schwiegervater, Landgraf Philipp, sich der Sache angenommen und eine Uebereinkunft vermittelt hätte.

Um dieselbe Zeit, als Johann Friedrich in Wurzen eigenmächtige Verfügungen traf, verwandelte er auch ganz wider alles Recht das Bisthum Naumburg in eine sächsische Superintendentur, der er nur den bischöflichen Titel ließ. Das Bisthum Naumburg-Zeiz stand mit Sachsen in einer derartigen Verbindung, daß die Domherren ihren Bischof nur in Anwesenheit eines kurfürstlichen Commissärs wählen durften. Diese Verpflichtung hielten die Domherren nicht ein, als sie im Januar 1541 nach dem Tode ihres seitherigen Administrators, des Bischofs Philipp von Freisingen, eine neue Wahl vornahmen, ohne jenen Commissär abzuwarten. Sie thaten dies aus dem Grunde, weil sie wußten, daß der Kurfürst die Absicht habe, ihr Stift ebenso an sich zu bringen, wie er in Sachsen alle geistlichen Güter eingezogen hatte; es verdient bemerkt zu werden, daß Luther ihn damals ausdrücklich von eigenmächtigem Eingreifen abrieth. Die Wahl des Kapitels fiel auf den milden, tugendhaften, bei Protestanten und Katholiken in gleichem Grade beliebten Julius Pflug, gegen welchen der Kurfürst nichts Anderes einwenden konnte, als daß er nicht Lutherisch sei. Johann Friedrich verwarf jedoch diese Wahl ohne Weiteres, reformirte im Laufe des Jahres 1541 das ganze Stift Naumburg und ernannte, allen Protestationen der Domherren zum Trotz, im folgenden Jahre Luther's Freund, den Superintendenten von Magdeburg, Nikolaus von Amsdorf, zum Bischof. Er verfuhr dabei ganz so, als wenn es weder ein Reich noch einen Kaiser gäbe und als wenn das Stift Naumburg sein Privateigenthum wäre. Er ließ dem neuen,

durch Luther eingesetzten Bischof von allen Einkünften des Stiftes nur 600 Gulden übrig, verwendete das Uebrige auf milde Stiftungen, riß, ohne die Bürger oder Kaiser und Reich zu befragen, die weltliche Verwaltung ganz an sich und stellte einen seiner eigenen Beamten an die Spitze derselben. Alle Vorstellungen des in seinen ererbten Familien-Rechten gekränkten Dom-Kapitels und selbst der Widerspruch des klügeren Theiles seiner eigenen Räthe, sowie zwei kaiserliche Mandate zu Gunsten des Julius Pflug blieben fruchtlos.

Die angeführten Gewaltthätigkeiten des Landgrafen und des Kurfürsten und das Wachsthum der weltlichen Macht der Protestanten, sowie des Pfalzgrafen von Neuburg Uebertritt, den die erbitterten Nachbarn und Vettern des Pfalzgrafen, die Herzoge von Baiern, nicht verhindern konnten, der Abfall des Kurfürsten Hermann von Köln, welcher eine Säcularisation des Erzstiftes Köln nach sich zu ziehen drohte, und der Protestantismus von Kurpfalz mußten nothwendiger Weise den Kaiser, den Papst und alle katholischen Fürsten besorgt machen. Dem Kaiser selbst schien weniger an der Unterdrückung der Religion, als an der Wiederherstellung seines monarchischen Ansehens und der Reichs-Justiz zu liegen. Dies glaubte auch der protestantische Herzog Moritz von Sachsen oder er stellte sich doch wenigstens so, als er sich dem Schmalkaldischen Bunde entzog und später dem Kaiser sogar gegen seine eigenen Glaubensgenossen Hülfe leistete. Er hatte seit dem Streite über Wurzen keine Freundschaft mehr mit dem Kurfürsten unterhalten, sondern die Gunst des Kaisers gesucht. Er war überdies Ferdinand's Freund geworden, zog demselben 1542 gegen die Türken zu Hülfe, leistete ihm im Kampfe mit diesen wesentliche Dienste und ward wegen seiner persönlichen Tapferkeit von den Ungarn und von den Türken laut bewundert. In den beiden folgenden Jahren zeigte er sich dem Kaiser auf einem Zuge, welcher diesen bis ganz in die Nähe von Paris führte, ebenso nützlich.

9. Italien in den nächsten Jahren nach dem Frieden von Cambray.

Die nächste Folge des 1529 zwischen Karl V. und Frankreich geschlossenen Friedens von Cambray war eine neue Einrichtung von ganz Italien. Die Venetianer wurden abgefunden, wegen der anderen Staaten verglichen sich der Kaiser und der Papst. Der Letztere (Clemens VII.) sowie später sein Nachfolger, Paul III., (1534—1549), versorgten ihre Verwandten mit Hülfe des Kaisers in Italien und machten ihre Neffen (Nepoten), welche auch manchmal ihre Söhne waren, zu Fürsten. Clemens verschaffte dem Alexander von Medicis, welcher wahrscheinlich sein Sohn war, die Republik Florenz, die bald

als erbliches Herzogthum eingerichtet wurde, und Paul gründete das Fürstenhaus Farnese dadurch, daß er den Peter Aloysius als seinen Sohn anerkannte und nicht blos diesem, sondern auch dessen Söhnen zu ansehnlichen Besitzungen verhalf. Franz Sforza II. von Mailand, dessen Regierung von 1529 bis 1535 für ihn und für sein Land gleich verderblich war, mußte sich die drückenden Bedingungen gefallen lassen, welche der Kaiser ihm bei seiner Anwesenheit in Bologna (1530) vorschreiben ließ. Ueberhaupt machte damals Karl V. die Rechte des deutschen Reiches (die wir übrigens gegenüber den Nationalrechten der Italiener keineswegs vertheidigen wollen) auf eine glänzendere Weise geltend, als irgend einer der früheren Kaiser. Er war und blieb in Mailand, wo er den Franz Sforza nur dem Scheine nach als Herzog einsetzte, eigentlich der einzige Herr. Er bewog ferner Papst Clemens VII. und Alfons von Ferrara, sich dem Urtheile des Reichs-Kammergerichtes zu unterwerfen, und that nachher (21. April 1531) als Kaiser den entscheidenden Ausspruch, daß das Haus Este fortan Ferrara als Lehen der Kirche, Modena und Reggio aber als Reichslehen besitzen solle. Schon vorher (im März 1530) hatte der Kaiser die Markgrafschaft Mantua zu Gunsten der Familie Gonzaga zum Herzogthum gemacht. Zu derselben Zeit fand Herzog Karl III. von Savoyen, obgleich er durch sehr viele Bande an Frankreich geknüpft war, für politisch klug, sich innig an den Kaiser anzuschließen. Die Republiken Genua, Siena und Lucca standen völlig unter Karl's Einfluß; Florenz aber wurde 1530, nachdem es sich gegen die vereinigten Heere des Papstes und des Kaisers heldenmüthig vertheidigt hatte, genöthigt, sich dem Willen des Kaisers unbedingt zu fügen und seiner Freiheit zu entsagen.

Florenz kam damals in den bleibenden Besitz des Hauses Medicis, indem der Kaiser am 28. October 1530 ein förmliches Decret erließ, in welchem der schändliche Knabe Alexander von Medicis, der mit des Kaisers natürlicher Tochter Margaretha vermählt werden sollte, zum Haupte der Republik Florenz gemacht und demselben der Titel eines Herzogs von Citta di Penna verliehen wurde. Schon im folgenden Jahre nahm Alexander feierlich Besitz von der Republik Florenz und schon im April 1532 änderte er die Verfassung derselben und begann eine unerhörte tyrannische Regierung. Es erreichte also das Haus Medicis in den Jahren vor Clemens VII. Tode zum Verderben Italiens den höchsten Glanz. Haupt dieses Hauses war damals der Papst; in Florenz herrschte Alexander von Medicis; des Letzteren Schwester aber aus der rechtmäßigen Ehe Lorenzo's, Katharina von Medicis, ward 1533 zu Marseille bei einer Zusammenkunft des Papstes und des Königs, mit dem Herzoge von Orleans,

dem nachherigen König Heinrich II. von Frankreich, vermählt und erlangte später als Königin von Frankreich und als Mutter des Königs Karl IX. eine nicht zu beneidende Berühmtheit.

Alexander von Medicis war einer der grausamsten Menschen und ärgsten Wüstlinge seiner Zeit. Seine Grausamkeiten und Frevelthaten übersteigen allen Glauben. Er erlaubte sich nicht allein die ersten Familien dadurch tödtlich zu kränken, daß er die Weiber und Töchter derselben ihrer Ehre beraubte, sondern er rühmte sich dessen auch laut und öffentlich. Seine Herrschaft, der er durch die im April 1532 von einer Commission von zwölf Männern festgestellte neue Verfassung vergebens das Ansehen der Rechtmäßigkeit zu verleihen suchte, stützte er auf Miethlinge, welchen er alle Arten von Ausschweifungen erlaubte. Er baute am Arno eine Art Burg, um bei einem Aufstande in derselben eine Zuflucht finden zu können, und ließ jeden Florentiner mit dem Tode bestrafen, welcher irgend eine Waffe in seinem Hause hatte. Obgleich er durch seine Frevelthaten alle alten Anhänger des Hauses Medicis gegen sich erbitterte und aufregte, so trotzte er doch, so lange Clemens VII. lebte, allen gegen ihn gemachten Anschlägen. Als aber nach Clemens' Tode (September 1534) der Kardinal Hippolytus von Medicis das Haupt der Familie ward, suchte dieser den Wüstling zu verderben, indem er im Verein mit den Kardinälen Salviati, Ridolfi und Gaddi, die ebenfalls aus Florenz waren, die toskanischen Ausgewanderten unterstützte. Diese bildeten zu Rom einen Ausschuß und schickten Gesandte nach Barcelona, welche beim Kaiser eine Anklage gegen den Tyrannen Alexander erhoben. Karl V., welcher damals (1534) gerade einen Kriegszug gegen Tunis richtete, schauderte vor dem langen Register der Ungerechtigkeiten, der grausam ausgesonnenen Qualen und Grausamkeiten, der zahllosen Mordthaten und Vergiftungen, die der elende Knabe verübt hatte. Er versprach, die Sache nach seiner Rückkehr zu untersuchen, weil er dem Kardinal Hippolytus gefällig sein wollte. Alexander aber dachte, wo kein Kläger sei, sei auch kein Richter: er gewann den Mundschenken des Kardinals und ließ diesen am 10. August 1535, als derselbe nach Neapel zum Kaiser reisen wollte, in einer Suppe vergiften. Die Klage der edlen Florentiner ward jedoch von den Anverwandten der Gemordeten und den Vertriebenen, Ausgewanderten, Mißhandelten und Beraubten vor den Kaiser gebracht. Dieser ließ Alexander nach Neapel kommen und ein förmliches Gericht über ihn halten. Auch fiel der Urtheilsspruch zu Gunsten derer aus, welche durch Alexander's Tyrannei gelitten hatten. Allein der Tyrann selbst blieb in seiner Herrschaft ungekränkt; ja am 10. Juni 1536 wurde ihm des Kaisers Tochter Margaretha mit königlicher Pracht angetraut. Er setzte auch

nach seiner Vermählung weder den Ausschweifungen, durch welche er die ersten Familien von Florenz beschimpfte und zur Verzweiflung brachte, noch seinen unnatürlichen Lüsten eine Schranke, bis endlich ein Genosse der Letzteren, **Lorenzino von Medicis**, ihn aus dem Wege räumte.

Lorenzino war Alexander's nächster Anverwandter von der jüngeren Linie der Medicis; er war ein Nachkomme von des älteren Kosmus Bruder Lorenzo, und zwar gehörte er dem älteren der beiden Zweige an, in welche Lorenzo's Nachkommenschaft zerfiel*). Der Kaiser hatte ihn zu Alexander's Nachfolger ernannt; Lorenzino ward aber der Mörder seines Anverwandten und opferte durch diese That alle Vortheile auf, die ihm, falls jener ohne leibliche Erben sterben würde, verheißen worden waren. Er besaß alle Kenntnisse, allen Sinn für Wissenschaft und Kunst, zugleich aber auch alle jene Verdorbenheit, welche der italienischen Aristokratie seiner Zeit eigen waren. Er hatte ebensowenig Religion und Sitten, als moralische Grundsätze, und war niederträchtig genug, dem Tyrannen Alexander als Kuppler behülflich zu sein, wenn dieser Wollüstling die Ehre der ersten Familien befleckte. Er hatte sogar einen seiner Paläste für Alexander's Lüste einrichten lassen. Der letztere Umstand ward von ihm benutzt, als er den Tyrannen zu ermorden beschloß. Lorenzino's Mutterschwester nämlich, die noch sehr junge Gemahlin des Leonardo Ginori, eine sehr schöne Dame, war lange der Gegenstand von Alexander's Bewerbungen gewesen, und Lorenzino versprach endlich, auch diese ihm in dem erwähnten Palast zuzuführen. Alexander ließ sich daher von Lorenzino in das entlegenste Zimmer dieses Hauses locken und dort zur Entfernung seiner Garden und aller anderen Begleiter bewegen. Hierauf ging Lorenzino von ihm weg, um, wie er sagte, seine Tante zu holen. Nach einiger Zeit kehrte er aber nicht mit dieser, sondern mit einem Banditen zurück. Seine Absicht hatte übrigens Lorenzino keinem Menschen mitgetheilt; selbst der Bandit wußte nicht, wen er ermorden sollte. Beim Eintritt in das Zimmer griff der Letztere, welchem Lorenzino dabei Hülfe leistete, den Herzog sogleich an und verwundete ihn; dieser setzte sich aber zur Wehre und erst nach einem langen und gräßlichen Kampfe vermochten die beiden Mörder ihn zu tödten (6. Januar 1537).

Lorenzino hatte keinen Anhang in der Stadt und mußte von den Räubern und Mördern, welche Alexander für seine Grausamkeiten und Frevelthaten in Dienst genommen hatte, das Aergste fürchten; er reiste daher, noch ehe der Mord kund ward, nach Bologna und von

*) S. die Tabelle in Band VIII. S. 57.

dort nach Venedig. Der Kardinal Cibo, der nächst Alexander die Regierung leitete, vermuthete alsbald den Zusammenhang der Sache; er traf die nöthigen Maaßregeln, um Unruhen zu verhüten, und ließ alsdann das Zimmer öffnen, in welchem des Herzogs Leiche lag. Der Befehlshaber der erwähnten Banden, Vitelli, besetzte die von Alexander gebaute Burg und zwang den Senat von Florenz, sich alsbald zu versammeln und eigenmächtig einen neuen monarchischen Regenten zu erwählen. Da nun von der älteren Linie des Hauses Medicis kein männlicher Sprößling mehr vorhanden war und Lorenzino, der einzige noch übrige Sprößling des älteren Zweiges der jüngeren Linie, den Mord begangen hatte, so wählte man Kosmus I., einen Sprößling des jüngeren Zweiges. Dieser, damals im 18. Lebensjahr stehend, gewann alsbald das Heer für sich und konnte schon am 21. Juni 1537 ein kaiserliches Decret bekannt machen, das von Ende Februar datirt war und in welchem er zum Herrn von Florenz erklärt wurde. Bald nachher siegte er über ein Heer, das die patricischen Herren ausgerüstet hatten; Filippo Strozzi, der an der Spitze seiner Gegner stand, gerieth in Haft und tödtete sich im Gefängniß (1538). Kosmus schaffte nun alle Diejenigen, welche die Macht der Medicis hatten gründen helfen, bei Seite und entfernte oder vernichtete bald auch die Herren, die ihm persönlich zur Regierung verholfen hatten. Auch den Lorenzino ließ er 1547 in Venedig durch einen jener zahllosen Banditen umbringen, welche damals in Italien den Meuchelmord als ein Geschäft trieben. In der Herrschaft behauptete sich Kosmus mit Hülfe des Kaisers und der Spanier. Zuletzt gelang es ihm auch, die unruhige Republik Siena unter seine Herrschaft zu bringen. Karl V., der das Kaiserrecht in Italien entschiedener aufrecht hielt, als irgend einer seiner Vorgänger, hatte das Reichsvicariat über Siena seinem Sohne Philipp II. abgetreten, und von diesem erhielt Kosmus 1557 die Souveränetät über Stadt und Gebiet. So gehorchte ihm nunmehr fast ganz Toskana. Im Jahre 1569 ertheilte ihm Papst Pius V. den Titel eines Großherzogs von Toskana, welchen nachher Kaiser Maximilian II. dem Sohne des Kosmus bestätigte. —

Das Herzogthum Mailand blieb auch nach dem Frieden, welchen Kaiser Karl V. mit dem König Franz I. von Frankreich in Cambray geschlossen hatte, zwischen beiden Herrschern streitig. Der Kaiser hielt zwar während der noch übrigen Lebenszeit des unglücklichen Franz Sforza II. die festen Punkte des Mailändischen besetzt und war mächtiger im Lande, als der Herzog; aber er gab doch zu verstehen, daß er sich nach dem Tode des Letzteren vielleicht geneigt fühlen werde, das Herzogthum dem französischen Könige zu überlassen. Andererseits unterhielt König Franz damals sehr verdächtige geheime Verbin-

bungen mit dem Herzoge von Mailand. Er erreichte jedoch seine Absicht nicht; denn was ihm in der Bretagne gelungen war, mißlang ihm in Italien völlig. In jenem Lande hatten die Stände, welche auch nach dem Tode der französischen Königin, ihrer Herzogin (s. Bd. IX., 260), immer noch einer gänzlichen Einverleibung in Frankreich entgegen gewesen war, im August 1532 endlich die Umwandlung der Bretagne in eine französische Provinz zugegeben und dabei nur die Bedingung gemacht, daß die Könige alle Freiheiten, Gesetze und Privilegien der Bewohner des Herzogthums aufrecht erhalten sollten. In Italien ließ Franz, um seinen Zweck zu erreichen, mit dem Herzoge von Mailand eine Verbindung gegen den Kaiser anknüpfen. Er unterhielt überhaupt damals an allen Ecken und Enden geheime Agenten. um dem Kaiser Feinde zu erwecken. Er kabalirte mit den Ungarn, Türken und Polen, mit Heinrich VIII. von England, mit dem Landgrafen Philipp von Hessen und mit den anderen Protestanten in Deutschland, während er die Reformirten in Frankreich verfolgte und verbrennen ließ. Was namentlich sein Verhältniß zu den Türken betrifft, so hatte er allein von allen christlichen Fürsten jener Zeit eine innige Verbindung mit dem Sultan angeknüpft, welche nachher von seinen Nachfolgern sorgfältig unterhalten wurde, um dadurch, daß man den Kaisern die Türken in ihre Erblande schicke, dem deutschen Reiche eine Provinz und Stadt nach der andern entreißen zu können. Franz correspondirte freundlich mit dem gräßlichen Suleiman II., welcher einen Theil von Ungarn besetzt hatte, zu wiederholten Malen mit zahllosen Truppen in Oestreich einfiel und die Stadt Wien bedrohte. Ebenso unterstützte Franz den Johann von Zapolya, welchen seine Landsleute König, die Türken Woiwoden von Ungarn nannten.

An den Herzog Franz Sforza hatte Franz einen Intriguanten aus Mailand, Merveilles oder Maraviglia, geschickt, welcher ehemals Stallmeister in Mailand gewesen war und nachher am französischen Hofe sein Glück gemacht hatte. Dieser war als Agent beim Herzoge beglaubigt worden; damit aber seine Sendung beim Kaiser keine Aufmerksamkeit errege, hatte man Sorge getragen, daß sein Beglaubigungsschreiben geheim gehalten wurde und er nur ein einfaches Empfehlungsschreiben an den Herzog übergab. Man hatte dies auf Anstiften des mailändischen Kanzlers Taverne gethan. Die Sendung jenes Agenten fiel nämlich gerade in die Zeit, als Franz Sforza mit des Kaisers Nichte, der Tochter Christian's II. von Dänemark, vermählt zu werden erwartete. Wegen dieser Heirathsangelegenheit nun suchten der Herzog und sein Kanzler auf jede Art den Verdacht zu entfernen, als wenn der Ritter Merveilles, welcher den Ersteren überall begleitete, ein französischer Agent sei. Dabei benahmen sie sich aber auf uner-

hörte Weise; denn sie schlugen ein Verfahren ein, das ganz jener italienischen, nachher nach Spanien und Oestreich verpflanzten Politik angemessen war, nach welcher Wortbrüchigkeit, Gift, Ermordung durch Banditen und gewaltsame Entführung zur Staats-Polizei gehörten. Wir wollen der Geschichte des Merveilles, welche du Bellay sehr ausführlich erzählt, nur wenige Zeilen widmen. Man schickte diesem Manne zuerst den Italiener Castiglioni auf den Leib, welcher mit ihm oder seinen Leuten Streit anzufangen suchen mußte. Merveilles wich jedoch sowohl einem Duell mit Castiglioni, als auch den Nachstellungen desselben aus und beschwerte sich über ihn bei dem Polizei-Director von Mailand. Dieser traf nicht die geringste Anstalt zu seinem Schutze und Castiglioni ward endlich so dreist, daß er mit Banditen in Merveilles' Haus eindrang. Der Angegriffene vertheidigte jedoch sein Haus so gut, daß Castiglioni im Kampfe erschlagen wurde. Jetzt (4. Juli 1533) erschien der Polizei-Director bei Merveilles und ließ ihn nebst allen seinen Leuten verhaften, seine ganze Habe aber in Beschlag nehmen, sowie einen alten 80jährigen Franzosen foltern und alle übrigen Franzosen in den Kerker werfen. Wenige Tage darauf ließ er sogar, nachdem er sich insgeheim mit dem Herzoge besprochen hatte, den französischen Agenten ohne Weiteres enthaupten und am nächsten Morgen den Rumpf desselben auf den Marktplatz von Mailand werfen.

Der Neffe des Ermordeten, der sich gerettet hatte, eilte nach Paris und klagte bei dem Könige. Dieser und sein ganzer Rath schrieben sogleich an den Herzog und an alle Höfe der Christenheit, indem sie laute Klagen über die Verletzung des Völkerrechtes erhoben Dem Kaiser aber, dem die Briefe durch den französischen Gesandten, Erbherrn von Velly, übergeben wurden, schrieb König Franz in einem Tone, welcher deutlich zu verstehen gab, daß er Lust habe, die Verletzung des Völkerrechtes als eine Kriegserklärung zu betrachten. Der Kaiser erwiderte sehr schroff: „Merveilles, welcher den Tod wohl verdient habe, sei nicht Gesandter, sondern ein bloßer Privatmann und ein Unterthan des Herzogs gewesen; er habe sich in seinen eigenen Angelegenheiten zu Mailand aufgehalten; dies gehe aus den Briefen des Königs Franz selbst hervor, in welchen Merveilles dem Herzoge eben wegen jener Privat-Angelegenheiten empfohlen worden sei." Der Herzog selbst schickte seinen Kanzler Taverne, welcher für einen sehr feinen Diplomaten galt, an den König, um sowohl den Mord zu entschuldigen, als auch den Beweis zu führen, daß Merveilles nicht französischer Geschäftsträger, sondern mailändischer Unterthan gewesen sei. König Franz fuhr aber den Kanzler heftig an*) und erklärte

*) Seine Worte waren: Fourbe maladroit, digne Ministre d'un maître

ihm, daß er auf Genugthuung bestehe, und daß er diese, wenn der Herzog und der Kaiser sie ihm nicht gewährten, sich selbst zu verschaffen entschlossen sei.

10. Karl's V. Zug nach Tunis.

Die Unterhandlungen über die Ermordung des französischen Gesandten wurden 1535 durch einen Zug unterbrochen und hingehalten, welchen Kaiser Karl gegen die Seeräuber-Staaten unternehmen mußte, die sich unter dem Schutze des türkischen Sultans auf der Nordküste von Afrika gebildet hatten. Sultan Suleiman war nämlich nach der vergeblichen Belagerung von Wien und nach dem hierauf erfolgten Zuge des Kaisers und seines Bruders mit Kriegen gegen Persien beschäftigt gewesen, hatte aber die Unternehmungen, welche eine Familie abenteuernder Renegaten gegen die christlichen Staaten und Städte am mittelländischen Meere machte, in Schutz genommen. Diese Familie waren die vier Söhne eines Sipahi aus Rumelien, welcher auf der Insel Lesbos (in Metelin, dem alten Mitylene) ansässig geworden war und sich mit Seeräuberei im Kleinen beschäftigt hatte. Seine Söhne trieben dieses Gewerbe im Großen. Von ihnen zeichneten sich hierin besonders drei, Ishak, Urudsch und Chisr, aus. Der Zweite heißt bei den Lateinern Horuk Barbarossa I., der Dritte wird allgemein Chaireddin (Schereddin) Barbarossa II. genannt. Diese beiden wurden durch Tapferkeit, durch furchtbare Seeräuberei und durch ihre Landungen an christlichen Küsten berühmt. Sie traten in die Dienste des Sultans von Tunis aus der Familie Beni Hafß und ließen auch ihren Bruder Ishak zu sich kommen. Ihre Unternehmungen wurden der Christenheit so schädlich, daß sie mit Veranlassung zu dem Zuge des Kardinals Ximenez nach Nordafrika gaben. Selim schenkte den Brüdern einige Schiffe, sie selbst rüsteten mehrere andere aus und führten sowohl mit den Spaniern auf der afrikanischen Küste und zur See, als auch mit den Beduinen und Mauren des inneren Landes Krieg. Urudsch erlangte die Herrschaft von Algier; aber er und Ishak fielen in einem Kriege gegen den Beherrscher von Tlemesan, den die Spanier unterstützten (1518). Chaireddin Barbarossa aber erlangte nach dem Tode des Sultans Selim I. den Besitz der Küste von Oran bis in die Nähe von Tunis, indem er sich unter die Lehenshoheit Suleiman's II. stellte. Er selbst war eigentlicher Regent, obgleich das Kirchengebet in des Sultans Namen gehalten, auch in dessen Namen gemünzt wurde. Der Sultan hatte

assassin, te voilà convaincu par ta propre bouche. Si le caractère d'ambassadeur avoit esté aussi avili dans la personne de Mervilles qu'il l'est en la tienne, j'approuverois prèsque sa destinée.

ihn mit Säbel, Pferd und Sandschack als Beglerbeg von Algier belehnt.

Chaireddin Barbarossa verheerte von Algier aus die Küsten von Italien und Spanien Jahre lang, führte viele Tausende als Sklaven fort und bevölkerte die Nordküste von Afrika mit den von ihm geraubten und dem Christenthum entfremdeten Spaniern und Italienern. Endlich eroberte er mit einer türkischen Flotte auch Tunis und vertrieb von dort Mulei Hassan, den letzten Sprößling der Beni Haffs, welcher selbst seinen Bruder Arraschid vertrieben hatte. Muley Hassan wendete sich an den Kaiser, und so unternahm Karl V. aus denselben Gründen, aus welchen die Engländer noch in unserem Jahrhundert im Meere von Hinterindien, sowie die Spanier und Holländer auf den Philippinen und Molukken furchtbare Kriege führten, einen Zug gegen Tunis. Der Kaiser erklärte, er wolle keineswegs Tunis erobern, sondern seine Absicht sei nur, den von Chaireddin und dessen Raubvolke vertriebenen rechtmäßigen Beherrscher dieser Stadt wieder einzusetzen und dafür zu sorgen, daß die Johanniter nicht auf Malta dasselbe Schicksal erlitten, welches sie auf Rhodus gehabt hätten. Uebrigens wurden durch Karl's afrikanischen Zug sowohl die deutschen Protestanten, als der französische König bei der ganzen Christenheit in Schatten gestellt, weil die Ersteren den Zug benutzten, um gegen die Getreuen des Kaisers Gewalt zu üben, und weil der Andere im Augenblicke der größten Bedrängniß der Christen mit dem Großsultan in einen Bund und engen Verkehr trat und deshalb von den Feinden des Glaubens verschont ward.

Karl fuhr im Mai 1535 von Barcelona nach Cagliari auf Sardinien ab, das zum Sammelplatze bestimmt war. Den Kaiser unterstützten Portugal, Genua und Paul III. Das Heer, 30,000 Mann stark, aus deutschen, italienischen und spanischen Truppen, die er selbst, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne, commandirte, doch aber ermunternd begleitete. Die Flotte, die aus 500 Schiffen bestand, wurde von Andreas Doria befehligt, dem einzigen Manne, welcher bis dahin zur See den Chaireddin glücklich bekämpft hatte. Auch Muley Hassan fand sich im kaiserlichen Heere ein. Die Räuber vertheidigten sich, als Karl gelandet war und die Stadt Tunis von der Ferne her belagerte, Wochen lang hartnäckig, bis endlich die in der Citadelle von Tunis eingeschlossenen Christensklaven eine augenblickliche Entfernung Chaireddin's benutzten, um sich derselben zu bemächtigen und den Räuber-Hauptmann auszuschließen. Dieser floh hierauf nach Bona, wo er ein Heer sammelte; Karl aber erstürmte am 21. Juli 1535 die Stadt. Er wagte nicht, seinen Spaniern und Italienern, welche an wilder Rohheit den Türken gleich waren, die Plünderung einer Stadt zu ver-

sagen, die er für ihren rechtmäßigen Herrn wieder zu erobern vorgab. Dies wird ihm von den Franzosen mit Recht übel gedeutet. Die Stadt ward zwei Tage hindurch grausam geplündert. Es fanden dabei, wie man uns berichtet, 30,000 Einwohner den Tod und 10,000 wurden in die Sklaverei geführt. Man begreift eine solche Metzelei ganz wohl, da durch die Eroberung von Tunis über 20,000 Christensklaven befreit wurden, welche während ihrer Gefangenschaft das Härteste erduldet haben mochten. Traurig ist es, zu vernehmen, daß gerade die christgläubigsten unter den Nationen, die Spanier, es waren, welche während jener zwei Tage ebenso in Tunis, wie zu gleicher Zeit in Amerika, unmenschliche Grausamkeiten, Zerstörungen, Räubereien und muthwillige Gräuel verübten. Erst am dritten Tage zog Karl selbst mit den Deutschen in die Stadt ein. Er hielt übrigens Wort; denn er übergab Stadt und Gebiet von Tunis dem früheren Herrscher und behielt nur die Festung Goletta besetzt. Schon am 17. August schiffte er sich wieder nach Europa ein, da ihm von Frankreich her wegen des Gesandten-Mordes und wegen der Erbfolge in Mailand ein Krieg drohte.

Der Kaiser hatte sich nicht unbedingt geweigert, das Herzogthum Mailand nach Franz Sforza's Tode dem zweiten Sohne des Königs von Frankreich, Heinrich von Orleans, zu überlassen. Dieser war wirklich mit Katharina von Medicis vermählt worden und Papst Clemens VII. hatte mit dem französischen Könige auf jener Zusammenkunft, welche schon im Jahre 1533 in Marseille gehalten worden war ausgemacht, daß sie zusammen die Bildung eines italienischen Staates für den Herzog von Orleans betreiben wollten. Dieser Plan ward jedoch durch den Tod des genannten Papstes aus dem Hause Medicis am 25. September 1534 und durch die 20 Tage später vollzogene Wahl eines Nachfolgers desselben, welcher der Familie Farnese angehörte, Paul's III., gestört. Der französische König suchte daher Mailand auf einem anderen Wege an Frankreich zu bringen. Franz Sforza, welcher seinem Ende nahe war, wollte sein Land lieber in der Gewalt des Kaisers, als der Franzosen lassen; diese hatten aber viele Freunde im Lande, die käuflichen Führer der Miethlinge Franz Sforza's waren längst von ihnen gewonnen, die Commandanten seiner Festungen waren bestochen und erwarteten nur den Tod des Herzogs, um die Festungen zu verrathen, wenn die Franzosen von Norden her in die Lombardei einrücken würden. Es kam daher nur darauf an, daß man ein französisches Heer ganz in der Nähe habe. Um sich den Weg in die Lombardei zu eröffnen, verlangte König Franz vom Herzog Karl III. von Savoyen, welcher Beatrix von Portugal, eine Schwester der Kaiserin, zur Gemahlin hatte und inniger mit den Spaniern, als mit den Franzosen verbunden war, erst freien Durchzug nach Mailand,

dann aber auch einen Theil seines Gebietes, und namentlich die Grafschaft Nizza, als ehemals zur Provence gehörig; er schickte zugleich ein Heer in die Dauphiné, wie wenn er in Mailand einfallen wollte, besetzte aber nachher ganze Stücke von Savoyen und Piemont, zunächst Turin und Pignerol. Er gründete seine Ansprüche an savoyische Landschaften darauf, daß seine Mutter Louise aus der Ehe Philipp's von Savoyen mit Margaretha von Bourbon, Karl III. aber aus einer zweiten Ehe desselben herstamme, und daß bei Margaretha's Verheirathung Bedingungen gemacht worden waren, nach welchen ihre Nachkommen im Erbe den Nachkommen aus der zweiten Ehe stets vorgehen sollten. Doch machte Franz an das eigentliche Herzogthum keinen Anspruch, sondern er forderte nur das Heirathsgut seiner Großmutter, den Schatz und die Mobilien des Vaters seiner Mutter und ihres Bruders Philibert, welche beide Herzoge von Savoyen gewesen waren, sowie endlich die Landschaft la Bresse und alles dasjenige, was nicht ein unzertrennlicher Theil des Herzogthums und also nicht Lehen sei. Er gebrauchte übrigens bei diesen seinen Absichten auf Savoyen zum ersten Male sein kurz vorher errichtetes stehendes Heer. Die neue Organisation, welche durch eine Verfügung vom Jahr 1534 festgestellt wurde, sollte hauptsächlich dazu dienen, der Armee einen mehr nationalen Charakter zu geben und die Werbungen im Ausland entbehrlich zu machen. Das Heer sollte dem Plane nach aus sieben, in sieben Provinzen des Reiches vertheilten Heeresabtheilungen (Legionen) gebildet werden, von denen jede aus sechs Regimentern oder, wie man damals sagte, Compagnien von je tausend Mann bestand; die Offiziere sollten aus denselben Provinzen wie die Soldaten gebürtig sein. Der Plan des französischen Königs, den Herzog von Savoyen zu berauben, fiel gerade in dieselbe Zeit, als auch die Berner mit dem Letzteren einen Krieg begonnen hatten, welcher durch den Abfall der Stadt Genf von Savoyen veranlaßt worden war.

11. Abfall der Stadt Genf von Savoyen und von der katholischen Kirche.

Die Stadt Genf befand sich zur Zeit der Reformation in derselben Lage, wie eine große Zahl deutscher Reichsstädte; sie besaß einen Bischof, welcher ihr Fürst hatte sein sollen, der ihr aber nach und nach so viele Rechte und Privilegien gewährt hatte, daß die Stadt ebenso wie Mainz und Magdeburg fast ganz unabhängig geworden war. Außerdem aber hatte der Herzog von Savoyen seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die Rechte eines Vidome (Vitzthum oder Vicedominus), d. h. eines obersten weltlichen Beamten des Bischofs erworben. Noch

100 Jahre später, um 1394, erlosch das Haus der Grafen von Genf und nun gingen auch dessen Befugnisse und Besitzungen auf Savoyen über. Die Rechte eines Vidome waren dadurch furchtbar, daß alle Orte, Schlösser und Burgen rund umher ihm gehörten und daß er also die Stadt leicht ganz eingeschlossen halten konnte. Seit Herzog Amadeus VIII., der als Papst Felix V. hieß, sich die Bischofswürde von Genf zugeeignet hatte, wurden öfters Prinzen dieses Hauses zu derselben erhoben. Wenn nun, was oft der Fall war, der Bischof sich genöthigt sah, den Herzog und dessen Vasallen um Hülfe anzurufen, so suchten und fanden die Bürger der Stadt Schutz bei den Eidgenossen. Später aber, als die Stadt Genf sich im Laufe der Religions-Streitigkeiten für eine unabhängige Republik erklärte, wurde sie von Bern unterstützt. Die Genfer waren nämlich schon 1477 in ein Vertheidigungsbündniß, welches der Bischof mit Freiburg und Bern geschlossen hatte, als dritter Bundestheil eingeschlossen worden, und auf diesen Umstand baute der Magistrat, als er im folgenden Jahrhundert von den Herzogen bedrängt wurde.

Ein Genfer Bürger, Berthelier, welcher nach Freiburg hatte entfliehen müssen, verabredete dort zu Gunsten seiner Vaterstadt eine neue Verbindung zwischen den beiden Städten, welche im Februar 1519 von den Genfern bestätigt ward, den Herzog aber so erbitterte, daß er die Aufhebung desselben erzwang; den Urheber Berthelier ließ er durch ein außerordentliches Gericht verurtheilen und hinrichten. Von diesem Augenblicke an war Genf in zwei Theile gespalten, in die Partei des Bischofs, die dem alten Glauben auch später treu blieb, und in die schweizerische Partei, welche der evangelischen Lehre huldigte. Die letztere Partei ward durch die vielen französischen Verbannten und Verfolgten verstärkt, welche nach Genf flohen, als Franz I. dem Papste zu Gefallen anfing, die Protestanten seines Reiches verbrennen zu lassen. Uebrigens scheint uns die Behauptung Zschokke's und Monnard's sehr viele Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, daß damals der Name H u g e n o t t e n entstanden sei, indem man die Gegner des Bischofs „Eidgenossen" genannt und dieses Wort mit französischer Umbildung Hüguenots ausgesprochen habe.

Im December 1525 hielt der Herzog Karl III. in Genf, von Bewaffneten umgeben, eine Bürger-Versammlung, bei welcher seine Anhänger, die man die Mamlukken nannte, ihn zum Schirmherrn der Stadt erwählten. Kaum aber hatte er sich entfernt, als der Rath mit Bern und Freiburg über ein Bündniß unterhandelte, das im März 1526 zu Stande kam. Die Mamlukken wurden vertrieben und vereinigten sich mit der savoyischen Ritterschaft zu einem Bunde, den man den Löffelbund nannte. Der Bischof entfernte sich aus Genf

und schloß sich an den Herzog an. Die Verfolgungen, welche der Letztere verhängte*), die Räubereien, die von dem durch ihn ermunterten Löffelbund geübt wurden, und die Grausamkeiten gegen die schweizerische Partei veranlaßten endlich die Berner, zur Rettung der Stadt die Waffen zu ergreifen (1530). 12,000 Mann Berner, Freiburger und andere Verbündete waren bereits bis Morges vorgerückt, als die Walliser ihre Vermittelung anboten. Die Eidgenossen zogen sich hierauf wieder zurück und es ward zu St. Julien ein Vertrag geschlossen, in welchem einerseits der Herzog sich bei Strafe, die Herrschaft über das Waadtland zu verlieren, verpflichtete, die Rechte der Genfer Bürger nicht weiter zu verletzen, und andererseits diese das Versprechen gaben, dem Herzoge die schuldigen Pflichten zu leisten, widrigenfalls sie des Schutzes der Eidgenossen verlustig werden würden.

Der Herzog fuhr nichts destoweniger fort, die Genfer zu bedrängen. Diese aber wurden von den aus Frankreich vertriebenen gelehrten Theologen, welche im Waadtland, in Neufchatel und in Mümpelgard predigten, immer aufs neue aufgeregt. Der eigentliche Reformator der noch jetzt reformirten französischen Schweiz war Wilhelm Farel, welcher in Verbindung mit Bucer, Oekolampadius, Zwingli, Haller, Capito und Viret das Evangelium predigte und ebenso, wie Calvin, Luther's Lehre von der Gnade und vom Abendmahl bestritt. Schon 1524 trat er in Basel auf, wo er hauptsächlich für Verbreitung des neuen Testaments in französischer Sprache sorgte. Später predigte er in den französischen Landestheilen des Kantons Bern, bekehrte 1528 die Gegenden von Murten und Biel, sowie 1529 Neufchatel und das umliegende Land, predigte 1530 zu Granson und im folgenden Jahre zu Orbe, wo er Viret antraf. Er war im Lehren und im Wandel milder und evangelischer als Luther und Calvin; denn er erlaubte sich nie, seine Gegner, wenn dieselben ihn geschimpft hatten, wieder zu schimpfen, noch weniger aber gleich den genannten beiden Reformatoren darauf zu dringen, daß Jemand des Glaubens wegen verfolgt oder eingekerkert werde. Vom Augenblicke seines ersten Auftretens in Genf an (September 1532) hatten er und die gelehrten Franzosen, die sich an ihn anschlossen, unaufhörlich von der Kanzel herab mit den Anhängern des Bischofs zu kämpfen. Die Letzteren weigerten sich jedoch, öffentlich mit Gründen gegen sie zu streiten; sie

*) Unter den Verfolgten ist der Prior François de Bonnivard durch seine Schicksale zu hohem Ruhm gelangt. Im Jahr 1530 ließ ihn Karl III. auf das Schloß Chillon im Genfersee bringen und zwei Jahre später in einem Gewölbe, das unter dem Wasserspiegel liegt, an einen Eisenring anketten. Erst im Mai 1536, als die Berner das Schloß eroberten, wurde er frei; man zeigt noch den Ring und die Spuren seiner Fußtritte am Boden.

riefen, da sie den ganzen benachbarten Adel für sich hatten, die Polizei, die Kerker und die Henker zu Hülfe. Farel mußte in Folge davon zum zweiten Male Genf verlassen, und Mord und Todtschlag wurden sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt von den streitenden Parteien gegen einander geübt. Farel ließ sich nicht abschrecken; er kehrte, nachdem er zuerst Anton Froment in die Stadt geschickt hatte, im März 1533 wieder selbst zurück. Auch diesmal konnte er noch nicht bleiben, sondern er mußte bald zum dritten Male fliehen; er kam aber schon im December unter dem Schutze der Berner wieder nach Genf. Bern beschützte nämlich in Genf ebenso die Reformation, wie Freiburg die katholische Lehre; ja die letztere Stadt kündigte, da ihre Bemühungen bei den Bürgern von Genf wenig fruchteten, denselben das Bündniß auf. Bern bewirkte nun, daß der Magistrat den beiden Aposteln des Evangeliums, Farel und Viret, kräftigen Schutz gab und daß dieselben ihr Predigtamt apostolisch ausüben konnten. Wir wählen diesen Ausdruck, weil die Belohnung an Geld, welche beide Männer empfingen, unglaublich gering war. Dasselbe war nachher bei Calvin und bei Theodor Beza der Fall, obgleich diese beiden Genf weltlich beherrschten und, wie Luther, päpstliches Ansehen bei den Ihrigen und in Europa besaßen. Farel, welcher seit dem Jahre 1534 in der Dominikanerkirche predigte, kündigte 1535 eine öffentliche Disputation an, zu welcher die Theologen beider Parteien eingeladen wurden. Diese Disputation wurde vier Wochen hindurch mit großer Feierlichkeit gehalten und hatte die ganz ungewöhnliche Folge, daß zwei von denen, die des Bischofs Lehre vertheidigt hatten, Johann Chappuis und Peter Coeroly, zum Protestantismus übertraten.

Hierauf erkannten alle Collegien und Körperschaften von Genf die evangelische Lehre als Staats-Religion an (27. August 1535); die Klostergüter wurden alsbald zu Gunsten des Schul- und Armenwesens eingezogen. Nun aber verbanden sich der Bischof und der Herzog von Savoyen, um mit Hülfe ihrer Freunde in der Stadt, der Mamlukken, durch plötzlichen Ueberfall die Freiheit der Stadt zu unterdrücken. Der Herzog kaufte die weltliche Herrschaft vom Bischofe, dem er dafür die geistliche Gewalt wieder verschaffen wollte; der Anschlag ward aber durch die Wachsamkeit und Tapferkeit der Bürger vereitelt. Die Genfer richteten darauf im Anfange des Jahres 1536 den Gottesdienst und die Lehranstalten nach den Grundsätzen der mit Zwingli's und seiner Freunde Lehre ganz übereinstimmenden französischen Kirche ein, erklärten den Bischof aller seiner weltlichen Rechte verlustig, und verkündigten, daß ihr Staat fortan eine unabhängige Republik sei. Jetzt floh der Bischof aus der Stadt und verlegte seinen Sitz nach Gex; die Mamlukken oder Altgläubigen aber, der Herzog von Savoyen

und der demselben ergebene Adel des Waadtlandes fuhren fort, die Stadt zu bedrängen. Diese Lage der Dinge benutzten die Berner, welche mit König Franz von Frankreich gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, um den Herzog zu berauben. Sie erklärten dem Letzteren den Krieg wegen des versuchten Ueberfalles der Stadt Genf, nachdem Franz wegen der Erbschaftsansprüche seiner Mutter zuerst Bresse und Bugey und dann auch die meisten Städte und Festungen von Savoyen besetzt hatte. Im Januar 1536 schickten sie ein Heer von 7000 Mann unter Hans Franz Nägelin in das Waadtland. Diese schöne Landschaft ward von ihnen noch weit leichter erobert, als es mit dem Aargau der Fall gewesen war; denn schon in elf Tagen war das ganze Land von Murten bis in die Nähe von Genf besetzt und diese Stadt befreit. Im März wurde ein neuer Auszug gegen das Schloß Chillon unternommen, das sich nach wenigen Tagen ergeben mußte. Der Bischof von Lausanne ward vertrieben und seiner Güter und Rechte beraubt und das ganze Waadtland blieb eine Provinz der Berner Patricier, deren Stolz der dortige Adel bitter empfinden mußte. Aus Lausanne und anderen Orten wurden die reichen Kirchenschätze weggeführt. Die Aristokratie von Bern ließ das Waadtland durch Landpfleger regieren, bis sie endlich 1798 ihre Anmaaßungen in diesem Lande ebenso, wie im Aargau und Thurgau, aufgeben mußte. Auch die Walliser und der im Kanton Freiburg herrschende Adel, welcher, wie er im französischen Dienste bis zur Revolution bewiesen hat, noch weit hochmüthiger und habsüchtiger war, als der von Bern, bereicherten sich bei dieser Gelegenheit. Die Freiburger hatten zwar, seitdem Genf ketzerisch geworden war, ihre Verbindung mit dieser Stadt aufgegeben; sie besetzten aber, um nicht leer auszugehen, die Herrschaften Rüe und Romont, wogegen Bern nichts einwendete. Die Walliser betheiligten sich bei dieser schweizerischen Annexion in der Weise, daß sie von der savoyischen Landschaft Chablais das ganze Stück, welches von ihrer Grenze bis zum Flüßchen Dranse reichte, an sich rissen.

In Genf ward die am 27. August 1535 beschlossene völlige Aenderung des Religions-Wesens und der Gottesverehrung am 11. Mai 1536 förmlich eingeführt und Farel als Hauptpfarrer eingesetzt. Es bedurfte jedoch der Strenge eines Calvin, um die Sitten zu verbessern und Ordnung zu stiften. Auf der einen Seite strömten aus Italien und Frankreich wilde Schwärmer und unruhige Köpfe nach Genf, auf der anderen wollten Farel und seine Collegen die Sitten mit spartanischer Strenge überwachen, besonders seit Farel die Bekanntschaft Calvin's gemacht und demselben das Bürgerrecht, sowie eine Anstellung in Genf verschafft hatte. Diese beiden Haupt-Pastoren setzten schon am 15. Februar 1538 durch, daß der Magistrat (le conseil) eine

furchtbar strenge Sittenzucht decretirte; dies erbitterte aber ihre zahlreichen Gegner aufs Aeußerste und sie mußten deshalb die Stadt verlassen. Calvin blieb bis 1541 verbannt; dann ward er zurück gerufen und mit Jubel empfangen. Von dieser Zeit an herrschte er in Genf unumschränkt und schuf die Dogmatik der nach ihm genannten Kirche, sowie die bürgerliche Einrichtung der Republik Genf.

12. Karl V., Franz I. und die Niederlande von 1535 bis 1540.

Kaiser Karl war weder im Jahre 1535 noch in den ersten Monaten des folgenden Jahres im Stande, dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe zu eilen; denn er machte sehr große Anstalten, um nächstens den Seeräuber-Staat in Algier anzugreifen. Er kam im August 1535 in Sicilien an, verweilte dann in Palermo und traf am 25. November in Neapel ein. Da inzwischen (Ende October 1535) Franz Sforza II. gestorben war und ihm das Herzogthum überlassen hatte, ließ er durch Anton von Leyva Vorkehrungen treffen, um die Franzosen von Piemont und von Mailand abzuhalten. Er selbst marschirte mit 700 Kürassieren und 6000 spanischen Veteranen nach Rom. Dort wurde er am 5. April 1536 vom Papste und vom Volke mit großen Feierlichkeiten empfangen und als Besieger der Ungläubigen jubelnd begrüßt. Er hatte hierauf viele geheime Gespräche mit dem Papste, welche unter den deutschen Protestanten große Besorgniß erregten, die sich aber doch zunächst nur auf eine neue Vertheilung Italiens und auf das Unternehmen des französischen Königs gegen Savoyen bezogen. Wegen der letzteren Angelegenheit ward ein feierliches Consistorium gehalten, welchem auch die französischen Gesandten beiwohnten, weil Franz nicht gewagt hatte, die Vermittelung des Papstes ganz abzulehnen. Die Franzosen mußten die heftigsten und kränkendsten Vorwürfe aus dem Munde des Kaisers hören; derselbe hielt nämlich eine Rede in spanischer Sprache, worin er dem König eine Reihe von treulosen Handlungen, besonders aber seinen Zug nach Savoyen und sein Einvernehmen mit den Ketzern vorwarf und sogar merken ließ, er sei bereit, die ewigen Händel mit Franz durch einen Zweikampf auf einer Insel oder einer Schiffbrücke, sei es im bloßen Hemde, auszutragen. Gleichwohl gab sich Karl damals, um Zeit zu gewinnen, noch immer das Ansehen, als wenn er geneigt sei, das auf seinen Befehl durch kaiserliche Truppen besetzte Herzogthum Mailand einem Sohne des Königs Franz zu überlassen. Er bezeichnete aber jetzt nicht den zweiten Sohn desselben, den Herzog von Orleans, sondern den dritten, den Herzog von Anjou, als denjenigen, dem er Mailand zu übergeben gedenke; denn Heinrich von Orleans, als Gemahl einer

Medici, konnte den Besitz eines Fürstenthums in Italien leicht zu gefährlichen Verbindungen benutzen.

Während der Papst darüber unterhandelte, daß Franz das Anerbieten des Kaisers annehmen und nicht auf der Uebertragung des Herzogthums Mailand an seinen zweiten Sohn bestehen möchte, erkannte man an dem Vorrücken der Franzosen unter dem Admiral Chabot und dem Markgrafen von Saluzzo, sowie an den Rüstungen des Anton de Leyva, daß es weder dem Könige, noch dem Kaiser mit dem Frieden ernst sei. Die Franzosen waren nicht nur in Savoyen eingedrungen, aus welchem Lande der Herzog nach Vercelli entflohen war und seinen Sohn, seine Gemahlin und alle seine Kostbarkeiten nach Mailand geschickt hatte, sondern sie waren sogar, wie bereits erwähnt, auch in Piemont eingerückt und hatten Turin, Pignerol, Fossano, Chieri und andere Orte besetzt. Weder Leyva, noch die Venetianer, welche im vorigen Jahre versprochen hatten, den Kaiser im Besitze des Herzogthums Mailand zu schützen, würden dieses haben retten können, wenn nicht die unter Vermittelung des Papstes angeknüpften Unterhandlungen das französische Heer aufgehalten hätten. König Franz schickte nicht allein den Kardinal von Lothringen nach Toscana, sondern er rief auch, während der Kaiser, welcher selbst nach Asti kam, von allen Seiten her Truppen zusammen bringen ließ und Leyva in Verbindung mit dem Herzoge von Savoyen Fossano belagerte, den größten Theil seines Heeres nach Frankreich zurück. Karl trennte hierauf den Markgrafen von Saluzzo von seinem Bunde mit Frankreich und vereinigte, mit Hülfe der beiden über den Schmalkaldischen Bund erbitterten Herzoge von Baiern und Braunschweig, 20,000 Deutsche mit seinen disciplinirten Spaniern und geworbenen Italienern. Wir mögen die Zahl seiner Truppen nicht, wie Robertson thut und Muratori mißbilligt, mit Belcaire auf 50,000 Mann steigern; aber ansehnlich war sie ganz gewiß. Die Herzoge von Bayern, Braunschweig und Savoyen befanden sich nebst anderen Fürsten und Baronen in Karl's Heere, und die Generale, welche dasselbe befehligten, A n t o n von Leyva, Alfons Marquis del Guasto, Don Ferdinand Gonzaga und der fürchterliche Herzog von Alba, haben alle den höchsten Ruhm als Heerführer erlangt.

Der Kaiser folgte zu seinem Unglück weder dem Rathe fast aller seiner Generale, noch den gemachten Erfahrungen; er bestand auf einem Einfalle in Frankreich. Er ließ sich durch den schlechten Erfolg eines gleichen Zuges, welchen er 1524 unternommen hatte, nicht abschrecken, zum zweiten Mal gegen Marseille zu ziehen. Diesmal nahm Karl seinen Marsch über Nizza. Er zog verwüstend über Aix und Arles und richtete überhaupt sehr große Verheerungen an, stieß aber

in den Monaten August und September auf dieselben Schwierigkeiten, welche sein Heer im Jahre 1524 getroffen hatten. Die Feinde hatten meilenweit alles Land wüste gelegt, Speise und Futter weggeschafft, Mühlen und Backöfen zerstört. Mangel an Wasser und an Zufuhr und ansteckende Krankheiten erlaubten nicht einmal, die Belagerung von Marseille durchzuführen; man mußte dieselbe am 10. September aufheben und an einen Rückzug denken, ehe der Spätherbst die Pässe der Alpen unzugänglich gemacht hatte. Auf diesem Rückzuge wurden Karl's Truppen durch den Groß-Connetable Montmorency und durch den Marschall Humières in sehr vorsichtiger Weise mit wenigen regelmäßigen Truppen, aber mit dem ganzen Landsturm verfolgt. Sie litten dadurch unsäglich. Der ganze Weg von Aix bis nach Fréjus war mit Todten besäet und noch in den Alpen wurden viele Leute von den erbitterten Bauern und Hirten des Gebirges erschlagen. Auch Anton von Leyva starb in Lyon. An seiner Stelle ward der Marquis del Guasto zum Statthalter von Mailand ernannt, und ihm übergab endlich auch der vom letzten Sforza ernannte Commandant die Burg der Stadt. Der Kaiser selbst war mit der Artillerie nach Nizza gezogen und hatte sich dort nach Genua eingeschifft. Ein Angriff auf die Picardie, der gleichzeitig von einem kaiserlichen Heer unternommen wurde, war ebenfalls erfolglos.

Im Anfang des folgenden Jahres (1537) veranstaltete Franz eine gerichtliche Komödie; er ließ am 15. Januar im Parlament in Gegenwart der Könige von Schottland und Navarra, sowie vieler Prinzen und Herren, durch seinen Advokaten Cappel eine Klageschrift gegen „Karl von Oestreich" vorlesen, worauf beschlossen wurde: Karl habe als pflichtvergessener Vasall die Grafschaften Flandern, Artois und Charolais verwirkt und diese hätten nunmehr unter die unmittelbare Herrschaft des Königs von Frankreich zurückzukehren. Zunächst wurde der Krieg ohne Entscheidung fortgesetzt und zwar in Piemont zum Vortheile, in den Niederlanden aber zum Nachtheile der Franzosen. In beiden Ländern zeichneten sich der Connetable Montmorency, bei dessen Truppen sich der Herzog von Orleans befand, und der Marschall Humières, welcher Statthalter des eroberten Theiles von Piemont ward, durch bedachtsame Kriegsführung aus. In den Niederlanden, wo die Kaiserlichen bis nach Peronne vorgedrungen waren, wurde zuerst mit der Statthalterin, der verwittweten Königin Maria von Ungarn, eine Waffenruhe abgeschlossen, weil es dem Könige von Frankreich an den nöthigen Geldmitteln fehlte, um zugleich den Krieg dort und in Italien fortsetzen zu können. Bald ward aber auch in Italien durch den Papst ein Waffenstillstand herbeigeführt. Für die Niederlande war schon im Juli 1537 zu Bommy ein Vertrag unter-

zeichnet worden, nach welchem man zehn Monate lang die Feindseligkeiten einstellen wollte; für Italien ward erst am 16. November desselben Jahres zu Monçon ein ähnlicher Waffenstillstand, jedoch vorerst nur für drei Monate, abgeschlossen.

König Franz reiste selbst nach Piemont. Dort wußte del Guasto, der ihm seine Aufwartung machte, in Verbindung mit dem Kanzler Granvella ihn durch lockende Anerbietungen zu täuschen und so lange hinzuhalten, bis der Kaiser den in den Jahren 1536 und 1537 erlittenen Verlust verschmerzt hatte. Man stellte sich, als wenn Karl noch immer geneigt sei, seine Nichte mit einem der Söhne des Königs zu vermählen und ihr das Herzogthum Mailand als Ausstattung mitzugeben*). Franz wurde dabei doppelt getäuscht: denn er hatte mit dem gräßlichen Sultan Suleiman die Abrede getroffen, daß dieser eine Flotte nebst einem Heere rüsten und an der Küste der Provence erscheinen solle, um ihm gegen Andreas Doria und den Kaiser beizustehen. Die von Franz erwartete türkische Flotte erschien zwar nicht; allein jener unnatürliche Bund und die entsetzlichen Gräuel, welche von den türkischen Korsaren täglich an allen Küsten verübt wurden, bewirkten eine Verbindung christlicher Staaten gegen die Türken und Franzosen. Es ward nämlich im folgenden Jahre (1538) zwischen dem Kaiser, dem Papste, den Venetianern und dem König Ferdinand von Ungarn ein Vertrag zur Stellung einer gemeinschaftlichen Flotte geschlossen, welche den türkischen Großadmiral Chaireddin, wenn er in See gehe, aufsuchen solle. Diese vereinigte Flotte sollte aus 200 Schiffen bestehen und von dem kaiserlichen Admiral Andreas Doria befehligt, aber nicht zum Angriffe, sondern nur zur Vertheidigung gebraucht werden; denn der Papst bot Alles auf, um einen Kampf zwischen den christlichen Mächten zu verhindern, weil er die Waffen derselben ebenso gegen die Türken, wie die Mord-Justiz ihrer Kriminalgerichte gegen die französischen und deutschen Ketzer zu richten wünschte.

Der fast 75 Jahre alte Papst Paul reiste nach Nizza, wo er sowohl den Kaiser Karl als den König von Frankreich bei sich eintreffen zu sehen hoffte. Ihm lag nämlich Alles daran, eine Aussöhnung zwischen Beiden zu Stande zu bringen, ehe die türkische Flotte angelangt sei, welche allerdings nachher zu spät kam. In Nizza selbst wurde ebenso wenig der Papst, als der Kaiser, der aus Spanien gekommen war, und König Franz eingelassen. Alle drei hatten zu ihrer Sicherheit die Besitzung einer Burg verlangt; der Herzog von Savoyen aber, welchem diese gehörte, verschloß ihnen sogar die Thore der Stadt

*) Der älteste Sohn des Königs, der 19jährige Dauphin Franz, war 1536 gestorben; hierdurch rückte der zweite Sohn Heinrich (von Orleans) zum Dauphin vor und der dritte, bis dahin Herzog von Angouleme, wurde Herzog von Orleans.

Nizza. Der Papst wohnte daher in einem Zelte vor der Stadt, der Kaiser in dem Städtchen Villa Franca, der König von Frankreich in dem zwei Stunden entfernten Villeneuve. Karl besuchte den Papst zweimal und auch der König von Frankreich stellte sich und seine Söhne dem Papste vor. Aus der von Paul betriebenen Zusammenkunft der beiden Fürsten aber ward nichts, weil der Kaiser sich hartnäckig den Besuch des Königs Franz verbat. Dagegen wurde am 18. Juni in einem Franziskaner-Kloster bei der Stadt Nizza ein längerer Waffenstillstand verabredet, wobei der Papst den Unterhändler machte. Nach diesem Waffenstillstand sollten die Sachen vorerst zehn Jahre lang so bleiben, wie sie im Augenblicke wären. Das Opfer desselben ward der Herzog von Savoyen; denn der Kaiser überließ ihn völlig seinem Schicksale und stellte sich über des Herzogs Weigerung, ihm die Burg zu überlassen, so unwillig, daß er auch nach Asti, Vercelli und Fossano Besatzungen legen wollte. Um den Papst ganz in sein Interesse zu ziehen, gewährte der Kaiser demselben das Gesuch, um dessentwillen der alte, kränkliche Mann wahrscheinlich hauptsächlich die beschwerliche Reise nach Nizza gemacht hatte. Dieses Gesuch betraf die Versorgung des Ottavio Farnese, welcher ein Enkel des Papstes von dessen natürlichem Sohn Pier Luigi war. Der Kaiser machte denselben vorerst zwar nur zum Markgrafen von Novara und gab ihm den Besitz dieser Stadt; man wußte aber, daß ihm für die Zukunft noch andere Fürstenthümer in Italien bestimmt seien. Außerdem versprach Karl ihm die Hand seiner natürlichen Tochter Margaretha, welche durch die Ermordung ihres Gemahles, Alexander von Medicis, Wittwe geworden war, und um die sich Kosmus von Medicis, Alexander's Nachfolger in Florenz, vergebens beim Kaiser beworben hatte. In dieser zweiten Ehe wurde Margaretha später Herzogin von Parma und Mutter des berühmten Feldherrn Alexander Farnese.

Im Juli 1538 war der Papst schon wieder in Rom angekommen; der Kaiser aber, der ihn bis Genua begleitet hatte, wurde durch widrige Winde lange an der Küste der Provence aufgehalten. Als Karl endlich nach Spanien absegeln wollte, erhielt er die Nachricht von der Abneigung der spanischen Cortes, neue Steuern zu bewilligen, und von bedeutenden Unruhen, welche in Spanien ausgebrochen waren. Seine Politik gebot ihm daher, jetzt Sentimentalität zu heucheln und des französischen Königs theatralische Großmuth und ritterliche Ostentation auf spanisch-maurische Weise zu benutzen. Er hatte vorher nicht einmal seiner Schwester, der französischen Königin Eleonore, den Höflichkeitsbesuch, welchen diese mit ihren Damen ihm abgestattet hatte, erwidert; jetzt nahm er, als er bei Aigues-Mortes an der Insel Marguerite angelegt hatte, eine zärtliche und freundliche Miene an,

und ließ den König Franz, der sich in Avignon befand, zu einem Besuche einladen; nach Anderen sollen Gesandte des Königs in Genua den Kaiser eingeladen haben, an der französischen Küste zu landen. Jedenfalls zeigte sich Franz ganz überrascht, als er erfuhr, daß der Kaiser sich jetzt auf einmal in seine Gewalt gegeben habe und in sein Gebiet gekommen sei. Er bestieg sogleich eine Galeere und begab sich zum Kaiser an Bord des Admiralschiffes (14. Juli 1538). Wir glauben weder, daß, wie die declamirenden Franzosen sagen, Franz sehr viel gewagt habe, als er sich auf diese Weise in die Hände des Kaisers gab, noch daß er sich so prahlerisch über sein Wagestück ausgesprochen habe, noch auch, daß die sentimentale Scene, welche die beiden Monarchen ihren Leuten darboten, mehr als eine ganz gewöhnliche Hof-Scene gewesen sei*). Der Kaiser überhäufte den König mit Freundschaftsbezeugungen und machte ihm sogar Aussichten auf die Räumung von Mailand, weil er damals in großer Verlegenheit war, unermeßlich viel Geld brauchte und doch seine Finanzen immer erschöpft fand; der König dagegen versprach vom Bündniß mit dem Sultan abzulassen. Karl übernachtete im Schlosse von Auguesmortes und Franz schenkte ihm beim Abschied einen kostbaren Ring mit der Aufschrift: Dilectionis testis et exemplum (Zeugniß und Zeichen der Liebe).

Der Seezug gegen die Türken, welchen Karl nach sehr kostspieligen Rüstungen in Gemeinschaft mit dem Papste und den Venetianern machen ließ, scheiterte 1538 auf schmähliche Weise, und zwar, wie Einige behaupten, durch die Schuld des Andreas Doria. Im folgenden Jahre nahm Chaireddin Barbarossa sogar Castelnuovo wieder und ließ 4000 spanische Veteranen, welche die dortige Besatzung bildeten, insgesammt zusammenhauen. Auch Goletta in Afrika würde durch die aus 6000 Spaniern bestehende Besatzung, die sich wegen des ausbleibenden Soldes empört hatten, verrathen worden sein, wenn nicht Karl's Vicekönig in Sicilien, Don Ferdinand Gonzaga, den Verrath mit einem Meineide bekämpft hätte. Gonzaga begab sich nämlich nach Goletta, legte am Altar den feierlichsten Eid ab, daß die Meuterer Verzeihung erhalten sollten, und brachte es dahin, daß dieselben sich nach verschiedenen Orten begaben, ließ aber hierauf nicht blos die Führer, sondern auch viele der Soldaten aus der Welt schaffen. In Spanien dämpfte Karl den Aufruhr und fuhr dann fort, die Nation dadurch ihrer Rechte zu berauben, daß er das Wesen der Cortes vernichtete und dagegen, um das Volk für sich und seine Hofleute zu benutzen, den bloßen Schein einer Repräsentation übrig ließ. Ein in

*) On les vit s'embrassant tendrement et enchainés pour ainsi dire dans les bras de la reine Eleonore.

Flandern ausgebrochener Aufstand rief ihn bald darauf in die Niederlande. Dieser Aufstand verdient ausführlicher dargestellt zu werden.

Die Generalstaaten der sämmtlichen Niederlande hatten, als sie beim Einfalle der Franzosen im März 1537 sich zu Brüssel versammelten, der Schwester und Statthalterin des Kaisers, Maria von Ungarn, eine Kriegssteuer von 1,200,000 Goldgulden gewährt, von welchen die durch den Krieg zunächst bedrohten Länder Flandern und Brabant je ein Drittel, die sämmtlichen dem Habsburger Hause gehörenden Niederlande aber das andere Drittel bezahlen sollten. Die Flämingen weigerten sich anfangs insgesammt zu zahlen; zuletzt beharrte aber nur Gent auf der Weigerung. In dieser Stadt bestand noch immer die alte Verfassung. Die Einwohnerschaft war in die drei Classen der Reichen oder, wie sie hießen, der Poorters, der Handwerker und der Proletarier getheilt. Die beiden letzteren Classen hatten in gewissen Fällen und Dingen einen Antheil an der Regierung und Verwaltung, welche übrigens gleich der Rechtsverwaltung zwei Collegien von je 13 Personen anvertraut waren. Als jene Steuer befohlen wurde, zeigten die zwei niederen Klassen sich wenigstens erbötig, Mannschaft zu stellen; die erste dagegen wollte weder Geld geben, noch im Felde dienen. Um nun die Stadt zu zwingen, ließ die Statthalterin in Antwerpen, Brüssel, Mecheln und anderen Orten alle Bürger von Gent als Geißeln verhaften, der Kaiser aber übertrug hierauf, als sich die Genter mit Vorlegung ihrer Privilegien bei ihm beschwerten, die Entscheidung dem großen Rathe. Diesen wollten jedoch die Genter nicht als Richter anerkennen.

Der Streit dauerte das ganze Jahr 1538 hindurch. Im folgenden Jahre geriethen die beiden unteren Klassen mit dem Magistrat und den Poorters in einen heftigen Zwist, weil die Ersteren behaupteten, daß ihnen nicht nur die Urkunden der Privilegien verhehlt, sondern auch der Antheil an der Berathung über Accise mit Unrecht entzogen würde. Am 19. August 1539 erfolgte ein förmlicher Volksaufstand. Mehrere Behörden wurden verhaftet und am Ende des Monats ward einer der vornehmsten Oberbeamten, der Alt-Dechant (Ouddeken) Lieven Byen, hingerichtet, obgleich man von ihm auch durch die grausamste Tortur kein Eingeständniß eines Vergehens hatte erpressen können. Die ganze Regierung kam hierauf in die Gewalt der beiden unteren Klassen. Die revolutionären Behörden derselben ließen viele Bürger hinrichten, die angesehensten Leute flohen aus der Stadt und das Volk setzte Preise auf ihre Köpfe. Die Statthalterin konnte nichts thun, weil ihre Kriegsmacht sehr klein war und weil noch dazu auch Mecheln sich damals im Aufstand befand. Der Kaiser ertheilte deshalb dem Statthalter von Flandern, dem Grafen von Roeulx,

der sich zu ihm nach Spanien begeben hatte, den Auftrag, den Gentern billige Bedingungen anzubieten. Die Bürger sollten die Waffen niederlegen, die Handhabung der Gerechtigkeit nicht weiter stören und die Accise verpachten. Die Genter wollten aber von nichts hören, ja sie sollen damals dem König von Frankreich angeboten haben, sich ihm zu unterwerfen; dieser aber, heißt es, schickte die empfangenen Briefe dem Kaiser zu und schlug ihm vor, nach den Niederlanden auf dem kürzesten Weg, nämlich durch Frankreich, zu reisen. Um dies jedoch mit aller Sicherheit thun zu können, beschloß Karl, den König von Frankreich noch einmal durch einen Vertrag zu betrügen.

Die Täuschung, welche Karl sich damals erlaubte, betraf wieder das Herzogthum Mailand. Dem dritten Sohn des Königs, dem nunmehrigen Herzog von Orleans (früher von Angoulême) hatte der Kaiser das Herzogthum Mailand zugesagt und er wiederholte jetzt, als er seine Absicht durch Frankreich zu reisen dem französischen Gesandten in Madrid kund that, sein Versprechen mündlich noch einmal. Ebendasselbe mußte der Kanzler Granvella, welcher nach Paris geschickt wurde, um mit Franz über die Reise durch Frankreich zu verhandeln, dort aussprechen. Der verschlagene Kanzler war seinem durch Guicciardini's, Machiavelli's und Comines' Schule gebildeten diplomatischen Kaiser ganz ähnlich. Er wußte sehr geschickt den Charakter des galanten, romantischen, seiner ritterlichen Redensarten wegen berühmten Königs, dessen echt französische Phrasen noch immer von den Franzosen wiederholt werden, zu benutzen, um zu verhindern, daß der Kaiser nicht auf seiner Reise um eine neue schriftliche oder mündliche Zusicherung angegangen werde. Er gab dem romantischen Könige zu verstehen, daß die Gesinnung der Freundschaft und Achtung, welche der Kaiser für ihn hege, unbegrenzt sei, daß aber Alles, was dieser etwa auf der Reise zugestehen würde, als durch Besorgniß erpreßt oder als ein politisches und diplomatisches Zugeständniß, nicht als die freie Gabe der Freundschaft und als eine Frucht der Gerechtigkeitsliebe erscheinen müßte. Später ward noch die Versicherung gegeben, daß Karl, sobald er die Grenze erreicht habe, ein Document abfassen lassen werde.

Karl trat hierauf seine Reise durch Frankreich an und wurde zu Fuentarabia an der spanischen Grenze von dem Dauphin, dem neuen Herzog von Orleans und dem Connetable Montmorency empfangen, welche König Franz ihm entgegengeschickt hatte. Er und der französische König boten auf dieser Reise Alles auf, was bei dergleichen Gelegenheiten an Höfen zu geschehen pflegt, um die Fürsten und ihre Diener mit dem Schein und Schimmer der innigsten Freundschaft und Vertraulichkeit zu umgeben. Der von Wallonen erzogene und

gebildete Kaiser war nicht weniger falsch und glatt, als die Franzosen; der Vortheil des geheuchelten Scheines der Eintracht und Freundschaft aber war ganz auf seiner Seite. Alle, welche auf die Zwietracht der beiden Monarchen gerechnet hatten, der Papst, die Türken, Heinrich VIII. und die Protestanten des Schmalkaldischen Bundes, wurden stutzig und argwöhnisch gegen Franz, als Karl mit Ostentation lange geheime Unterredungen mit demselben hielt, und die Fläminger, besonders die Genter, welche den König von Frankreich als ihren ehemaligen Oberlehensherrn angerufen hatten, verzagten, weil sie sich ganz vereinzelt sahen. Karl's Reise durch Frankreich glich einem Triumphzuge; zu Ende des Jahres ehrte man ihn in Fontainebleau zwei Wochen lang mit glänzenden Festen und am Neujahrstag 1540 zog er, prachtvoll empfangen, in Paris ein, wo er noch sechs Tage verweilte. Die beiden Söhne des Königs begleiteten ihn von da bis an die niederländische Grenze. Erst als er am 24. Januar in Valenciennes, der ersten großen Stadt seines Gebietes, angekommen war, erinnerten die ihm beigegebenen französischen Gesandten ihn an sein Versprechen wegen des Herzogthums Mailand. Er fand noch einmal eine Ausflucht; die Franzosen erkannten aber jetzt endlich, daß sie überlistet seien.

Gegen seine Geburtsstadt Gent sammelte Karl sogleich ein Heer von viertausend Mann; die Stadt wagte aber keinen Widerstand und öffnete ihm am 24. Februar ihre Thore. Er zog nicht als Graf von Flandern, sondern als Sieger, als Feldherr und als Richter an der Spitze des Heeres ein. Die Genter beriefen sich, um das ihnen angedrohte harte Gericht, welches nach dem Einzuge des Kaisers über sie gehalten wurde, einigermaaßen zu mildern, nicht blos auf ihre Privilegien, sondern auch auf das in den Niederlanden bestehende Herkommen, nach welchem nie ein Stand durch den Beschluß einer Mehrheit gebunden werden könne. Karl aber machte es in Gent wie in Spanien: er setzte dem Herkommen das Urtheil seines Staatsrathes und der Ritter des goldenen Vließes entgegen. Sein auf dieses Urtheil gegründeter Spruch, welcher am 24. April 1540 ertheilt ward, lautete folgendermaaßen: „Gent und andere Stände sollten fortan an den Ausspruch der Mehrheit der Staaten gebunden sein. Ein Graf von Flandern solle künftig den Gentern nichts Anderes beschwören, als daß er der Einrichtung folgen wolle, welche der Kaiser der Regierung zu geben im Begriffe stehe. Die Genter hätten das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen und dadurch ihre Vorrechte, Leiber und Güter, ihre Waffen und die Sturmglocke Roeland, sowie auch die einst von Karl dem Kühnen erkaufte Rente von fünfhundertfünfzig Pfund Flämisch verwirkt. Sie hätten dem Kaiser

außer ihrem Antheile an den auf Flandern kommenden 400,000 Gulden, über welche der Streit entstanden war, noch eine Summe von 150,000 Gulden, sowie nachher auf ewige Zeiten jedes Jahr 6000 zu bezahlen. Der ganze Stadtrath und 350 andere Bürger, je sechs aus jeder Zunft, müßten nebst den Schuldigsten, besonders von denen, die sich im Aufstande Kresers genannt hätten, im Hemde und mit einem Stricke um den Hals den Kaiser knieend um Gnade bitten. Diese sollte ihnen zwar gewährt werden, jedoch mit Ausschluß der Gefangenen und Entwichenen." Von den Gefangenen wurden 26 enthauptet, viele andere verbannt oder eingekerkert. Mit dem Strafgelde ward eine Citadelle erbaut, durch deren Besatzung die Stadt, so lange Karl lebte, geschreckt und in Ruhe gehalten wurde. Der Kaiser verweilte das ganze Jahr über in Gent und den Niederlanden (1540).

13. Karl V. und die deutschen Protestanten in den Jahren 1540 und 1541.

Man könnte hier vielleicht fragen, warum der Kaiser nicht gleich nach der Demüthigung von Gent auch Sachsen und Hessen zwang, dem gegen ihn geschlossenen Bunde zu entsagen, da er doch nicht ganz mit Unrecht den Protestanten Schuld gab, daß sein Bruder um diese Zeit Ungarn ganz verlor und die Türken sich fast vor den Thoren Wiens festsetzten. Der Grund davon war, daß Karl die Absichten des Papstes nicht fördern wollte. Er hatte zwar immer darauf gedrungen, daß die Protestanten sich dem Ausspruche einer Kirchenversammlung fügen sollten; allein der Papst wollte diese durchaus in Italien gehalten haben, und einem italienischen Concilium waren sowohl der Kaiser, als auch die katholischen Stände, ja sogar die Bischöfe entgegen, weil man überzeugt war, daß, wenn der Streit in Italien entschieden werde, der Papst und seine Italiener das geistliche Erpressungs-System zu Gunsten Roms und Italiens erneuern würden. Auch die Protestanten wollten von einem in Italien zu haltenden Concil durchaus nichts wissen. In Betreff ihrer willigte der Kaiser zuletzt in ein freies Religions-Gespräch oder mit anderen Worten in ein Gezänke der beiderseitigen Theologen, von denen, wie man voraus wußte, keiner geneigt war, auch nur einen Satz seines Systems aufzugeben. Diese Besprechung wurde erst nach Speier ausgeschrieben, dann nach Hagenau verlegt, kam aber auch hier nicht zu Stande. Der Kaiser mußte allerdings verdrießlich werden, weil eines Theils sein Bruder Ferdinand sich vom März 1539 bis zum September 1540 bald mit den Türken, bald mit den Protestanten hatte herumquälen müssen, und weil anderes Theils der von Held zu Stande gebrachte heilige Bund, welcher von

Karl je nach den Umständen bald anerkannt, bald abgeleugnet worden war, sich nicht in einen Krieg mit dem Schmalkaldischen Bunde einlassen wollte.

Nachdem man sich bis zum September 1540 bald an diesem, bald an jenem Orte Deutschlands versammelt und herumgestritten hatte, konnte Ferdinand, während der Kaiser in den Niederlanden zurückgehalten ward, mit den Protestanten nicht über eine Verlängerung des Nürnberger Friedens einig werden, weil es dem Kaiser nicht ernst war und der protestantische Bund immer anmaaßender wurde. Dieser Bund hatte, wie wir wissen, durch den Beitritt des neuen Kurfürsten von Brandenburg, Joachim II., und seines Bruders Johann (in der Neumark), sowie des Pfalzgrafen von Neuburg und des Herzogs Heinrich von Sachsen Zuwachs erhalten. Außerdem hatte der Erzbischof von Köln, Hermann von Wied, nicht übel Lust, ebenso sein Bisthum für sich zu säcularisiren, wie Albrecht es mit Preußen gemacht hatte, und es war der Abfall der ganzen Pfalz am Rhein zu erwarten, nachdem auch Würtemberg sich den Lutheranern und Mümpelgard den Calvinisten angeschlossen hatte. Ferdinand wollte deshalb auch keinen Staat in den Nürnberger Frieden von 1532 einbegriffen haben, welcher nach dessen Abschluß in den Schmalkaldischen Bund eingetreten wäre. Selbst als am 28. Oktober 1540 ein Religions-Gespräch auf Januar 1541 nach Worms anberaumt wurde, erklärte Ferdinand noch, daß der Nürnberger Religions-Frieden für neue Glieder des Schmalkaldischen Bundes nicht gelten dürfe.

Der Kaiser konnte damals in Deutschland nicht energisch auftreten, weil er die Absicht hatte, auf demselben Reichstag zu Regensburg, auf welchem der Religions-Streit geschlichtet werden sollte, auch für seinen eigenen Zwist mit dem Herzog Karl von Jülich, Cleve und Geldern sich von den deutschen Ständen ein günstiges Urtheil zu verschaffen. Dieser Streit hatte begonnen, als der Herzog Karl, dessen Vater, Adolf von Geldern, wegen des am eigenen Vater verübten Verbrechens sein Herzogthum verloren hatte (s. Bd. VIII., S. 367), durch die Ritterschaft von Geldern und besonders durch den Grafen von Meurs wieder in seines Großvaters Erbe eingesetzt worden war. Dieser Herzog war, wie wir mehrfach berichtet haben, schon seit Maximilian's I. Zeit ein Verbündeter und ein Werkzeug der Franzosen, sowie ein gefürchteter Anführer von gemiethetem Raubvolke und eine Plage der Niederländer und aller seiner andern Nachbarn. Da Geldern der Sammelplatz und Zufluchtsort aller Frevler war, die sich für Geld in fremde Dienste gaben und zu Land und zur See raubten, so mangelte es dem Herzoge nie an Streitern und er war sogar im Stande, einen bedeutenden Theil der Provinz Gröningen zu besetzen, in welchem er

den Grafen von Meurs zu seinem Statthalter machte. Er hatte an Martin von Rossem einen sehr geschickten Feldherrn. Im Jahre 1528 glaubte er sogar die Streitigkeiten des Junkers Balthasar von Esens mit dem Grafen Edzard von Ostfriesland benutzen zu können, um auch diese Provinz zu besetzen. Er konnte aber seine Absicht nicht ausführen, weil die Gröninger, welche ihm von 1518 bis 1525 ruhig gehorcht hatten, nicht zu den Kosten beisteuern wollten. Er peinigte daher aufs neue Gröningen und die Ommelande durch verwüstende Einfälle. Dies verschaffte dem Kaiser die Herrschaft von Gröningen, welches sich unter denselben Bedingungen, unter denen es dem Herzoge gehorcht hatte, der Statthalterin Margaretha unterwarf. Da der Herzog von Frankreich verlassen und folglich dem Kriege mit Karl V. nicht gewachsen war, so sah er sich genöthigt, Gröningen und Friesland aufzugeben; er entsagte der Schutzherrschaft über Beide.

Die Städte und Stände von Utrecht und Over-Yssel hatten bei einem Streite mit dem Bischofe von Utrecht den wilden Herzog und seine Banden ebenfalls ins Land gerufen. Diese fügten ihnen aber nicht weniger Uebel zu, als dem Bischofe und seinen Freunden. Der Letztere schloß, um sich zu helfen, 1528 einen ähnlichen Vertrag mit dem Kaiser, wie die Gröninger. Er überließ alle seine weltlichen Oberhoheits-Rechte an Karl V. als Herzog von Brabant und dessen Erben, wogegen er seinerseits im Genusse seiner Pfründen, Einkünfte und geistlichen Rechte geschützt werden sollte. Im folgenden Jahre mußte beim Abschluß des Friedens von Cambray auch König Franz den Herzog von Geldern seinem Schicksale überlassen. Dieser sah sich dadurch noch im Jahre 1529 gezwungen, in einem zu Gorkum geschlossenen Vertrage nicht blos alle Ansprüche an Gröningen aufzugeben, sondern auch, im Fall er keinen Sohn hinterlassen sollte, Karl V. als seinen rechtmäßigen Nachfolger in Geldern und Zütphen anzuerkennen. Im Jahre 1536 nahm der Herzog, der sich immer wieder mit Frankreich verband und von König Franz ein Jahrgeld erhielt, an dem Kriege des Letzteren mit dem Kaiser Theil; er mußte aber im December den Vertrag von Gorkum aufs neue bestätigen. Schon im folgenden Jahre suchte er seine Stände zu bewegen, daß sie ihn unterstützten, als er treuloser Weise feste Städte wie Nimwegen, Zütphen, Roermond und Venlo vom deutschen Reiche abreißen und in die Gewalt der Franzosen bringen wollte. Die Stände verweigerten ihm jedoch ihre Hülfe, rissen mit bewaffneter Hand fast alle Gewalt an sich, schleiften die Burgen, in welchen der Herzog seine Raubschaaren unterhielt, und beschränkten seine jährlichen Einkünfte auf 40,000 Gulden.

Da der Herzog den Gedanken nicht ertragen konnte, daß sein Land

nach dem Tode den Habsburgern, welche ebenso ihm, wie vorher seinem Vater, tödtlich verhaßt und stets feindlich waren, zufallen solle, so entwarf er den Plan, dasselbe einem andern deutschen Fürsten zuzuwenden. Dieser Fürst war Wilhelm von Cleve, welcher den Beinamen des Reichen erhalten hat, weil er, dessen Vorfahr Adolf II. blos die Grafschaft Mark besessen und erst 1347 durch seine Gemahlin Herzog von Cleve geworden war, die bedeutendsten Besitzungen durch Heirath und durch Fügung des Schicksals erworben hatte. Sein Vater, Johann III., hatte durch die Vermählung mit der Erbtochter des letzten Herzogs von Berg, Jülich und Ravensberg, diese Länder erhalten. Wilhelm der Reiche selbst erwarb, als der wilde Herzog Karl von Geldern endlich im Juli 1538 starb, durch einen Vertrag, welchen sein Vater auf der einen und die Stände von Geldern auf der anderen Seite unterschrieben, den größten Theil des von dem Herzog Karl beherrschten Landes. Als nun im Jahre 1540 der Kaiser Gent bezwungen hatte und ein neuer Krieg zwischen ihm und dem französischen Könige auszubrechen drohte, bewarben beide Theile sich um die Freundschaft des reichen und also auch mächtigen Herzogs Wilhelm, obwohl derselbe den katholischen Gottesdienst abschaffen ließ und das Messelesen untersagte. Dem König Franz gelang es, den Herzog durch die Aussicht auf eine Heirath zu gewinnen, die ihn zum Könige machen könnte. Da nämlich Franz recht wohl einsah, daß es einer mächtigen Lockung bedürfen werde, um einen Reichs-Vasallen, wie der Herzog von Cleve war, zu einer Verbindung mit dem Feinde des Reiches und des Kaisers zu bewegen, so bot er ihm seine Nichte Johanna, die einzige Tochter seiner Schwester Margaretha und des bekannten Heinrich d'Albret an, welcher zwar das spanische Navarra verloren hatte, aber noch immer den Königstitel führte und das französische Navarra, d. h. Bearn und einige andere Landschaften, als Königreich beherrschte. Diese Prinzessin mußte nach den Gesetzen Navarra's einst ihres Vaters Land erben. Sie war freilich damals erst zehn Jahre alt, so daß von einer ehelichen Verbindung mit ihr noch keine Rede sein konnte, und französischer Seits dachte man niemals ernstlich daran, einem deutschen Fürsten bedeutende und unabhängige Herrschaften in Frankreich zu überlassen. Nichtsdestoweniger nahm Herzog Wilhelm das ihm gemachte Anerbieten an, und die Verlobung wurde feierlich gehalten. Wilhelm schloß sich also durch ein enges Bündniß an Frankreich an und sein furchtbarer General, Martin von Rossem, erfocht gleich nachher glänzende, aber fruchtlose Siege für Frankreich, in welchen die tapfere Ritterschaft seiner deutschen Herzogthümer vernichtet ward. Uebrigens bestand schon zur Zeit seiner Verlobung der Plan, die Besitzungen Heinrich d'Albret's mit der Krone zu verbinden, und dies

geschah später auch dadurch, daß man die Erbin von Navarra mit dem ersten Prinzen von Geblüt, Heinrich von Bourbon-Vendome, vermählte. —

Karl V. war, als er durch Deutschland nach Italien zu reisen und von hier aus einen neuen Zug gegen die Ungläubigen zu unternehmen beschloß, zugleich mit dem Papste und mit den Protestanten unzufrieden. Die Letzteren wurden, als Brandenburg und Jülich zu ihnen übertraten, die Pfalz wankte, und der Landgraf Philipp wie der Kurfürst von Sachsen ihre Nachbarn und die Kirche beraubten, immer furchtbarer. Der Kaiser wollte die Protestanten dem Papste gegenüber als Schreckbilder gebrauchen und sie durch ein Concilium oder durch ein freundliches Religions-Gespräch unschädlich machen; der Papst aber wollte von einem Religions-Gespräche gar nichts wissen, und machte in Betreff eines Concils Bedingungen, welche weder dem Kaiser, noch den Protestanten gefallen konnten. Der Kaiser, welcher Zeit zu gewinnen suchte, erreichte endlich seinen Zweck, indem man sich wirklich über ein zu veranstaltendes Religions-Gespräch vereinigte. Sein Bruder Ferdinand nämlich, welcher seit Johann Zapolya's Tode in Ungarn eine bedenkliche Lage hatte, gab sich 1539 und 1540 alle mögliche Mühe, um die Protestanten zur Beschickung eines päpstlichen Concils zu bewegen oder wenigstens dahin zu bringen, daß sie sich mit den Katholiken über gewisse Glaubens-Artikel verständigten. Das Letztere war sehr schwierig, weil die Fürsten und Städte sich das Kirchengut zueigneten und der Papst von keinem Nachgeben wissen wollte. Auch behauptete Ferdinand, daß die vielen und mächtigen Regierungen, welche erst in der letzten Zeit die Religion geändert hatten, auf die Vortheile des Nürnberger Religions-Friedens keinen Anspruch haben könnten. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, ein Religions-Gespräch zu Stande zu bringen, und nachdem Ferdinand auch daran gedacht hatte, den heiligen Heinrichs-Bund zu benutzen, um durch die Katholiken die Protestanten angreifen zu lassen, ward man endlich in der Mitte des Jahres 1540 einig, zu Hagenau (statt, wie früher bestimmt war, zu Speier) den Versuch einer freundlichen Einigung zu erneuern. Der Papst wollte freilich nichts davon wissen und schickte den jungen Kardinal Farnese nach Deutschland, sowie den Kardinal Corvinus in die Niederlande, um den Kaiser und die Fürsten abzumahnen, daß sie über Dinge, die er selbst längst entschieden habe, unterhandelten; allein da sich weder der Kaiser noch die Anhänger der päpstlichen Lehre stark genug zum Kriege fühlten, so ward das Religions-Gespräch wirklich gehalten. Uebrigens war Luther noch viel heftiger, als der Papst, (und abgesehen von seiner Besorgniß, der Teufel möge ihm und seinem Kurfürsten einen Streich spielen, nicht

mit Unrecht) gegen das Vorhaben. Er wollte durchaus nicht, daß man über diejenige Art des Glaubens, die sich auf das Gemüth gründet, mit einem System und mit einem Verstande, der aus dem Glauben eine Wissenschaft gemacht hat oder machen will, unterhandle. König Ferdinand fand sich ein, die Häupter des Schmalkaldner Bundes blieben weg. Von protestantischen Theologen waren Myconius, Bucer, Osiander und Andere erschienen; Luther selbst, der noch immer mit der Acht belegt war, blieb von solchen Zusammenkünften weg und Melanchthon, den gerade damals ein tiefer Verdruß wegen der Doppelehe des Landgrafen von Hessen ergriffen hatte, war todtkrank in Weimar liegen geblieben.*)

Das Gezänke — denn weiter war es nichts — wurde am 16. Juli 1540 angefangen; es nahm aber bald eine solche Wendung, daß des Kaisers Commissäre und König Ferdinand rathsam fanden, es schon am 18. Juli vermittelst eines kaiserlichen Decrets unterbrechen und die am 28. Oktober zu beginnende Fortsetzung nach Worms verlegen zu lassen. Daß auch dort der gewünschte Zweck nicht werde erreicht werden können, ging schon aus zwei Beschränkungen des möglichen Erfolges der Sache deutlich hervor. Es ward nämlich erklärt, daß Ferdinand's Behauptung, nach welcher die neuen Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes sich der Vortheile des Nürnberger Religions-Friedens nicht erfreuen dürften, aufrecht erhalten werden müsse, und daß die Entscheidung über die Gültigkeit der Urtheile der Reichsgerichte in denjenigen Processen, welche den Besitz weltlicher Kirchengüter beträfen, dem Kaiser vorbehalten bleibe. Zu dem in Worms zu haltenden Gespräche sandte der Kaiser keinen Theologen oder Philosophen, sondern seinen Minister Granvella, welcher als Diplomat über alle Gewissensbedenklichkeiten weit erhaben war und den Auftrag hatte, die Hindernisse des Gespräches zu beseitigen und den Religions-Streit in Deutschland so lange hinzuhalten, bis Karl ihn ebenso beendigen könne, wie er den Verfassungsstreit in Flandern beendigt hatte. Granvella kam etwas später, als die Gesandten der meisten deutschen Regierungen und ihre Theologen, welche schon seit der Mitte des November 1540 versammelt waren, in Worms an. Uebrigens erschien dort auch ein Legat des Papstes zum großen Verdruß der Protestanten, die sich die Anwesenheit eines päpstlichen Abgeordneten schon in Hagenau sehr dringend verbeten hatten.

Wenn man die Instruction des päpstlichen Nuntius liest, welcher den Protestanten zum Trotz dem Wormser Religions-Gespräche beiwohnte, so wird man auf den ersten Blick erkennen, daß Alles, was

*) In Weimar besuchte ihn Luther und rief, da er ihn entstellt und fast bewußtlos fand: „Wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!“

1539 und in den folgenden Jahren zur Versöhnung zweier Extreme gethan wurde, ein bloßes Gaukelspiel war. „Der Nuntius solle," heißt es, „viel hören und wenig reden, und sich auf kein Disputiren einlassen. Es dürfe ihm kein heftiges Wort entschlüpfen, sondern er müsse große Sanftmuth und den Schein christlicher Liebe mit Anstand und Würde vereinigen, Alles aber dem Papst vorbehalten." In dem Letzteren lag der eigentliche Knoten. Darum sagte auch der Papst in der Einleitung zu der Instruction: „Er billige alle Versammlungen, in denen über Religion gestritten werde, nicht nur nicht, sondern er verabscheue sie, weil durch sie das päpstliche Ansehen einen empfindlichen Stoß erleiden müsse. Er sei höchst unzufrieden, daß die Wormser Versammlung ausgeschrieben worden sei, nachdem er sein Mißfallen wiederholt geäußert habe; er wolle aber dem Beispiele Desjenigen folgen, dessen Stelle er (wie mit der bekannten hochmüthigen Demuth hinzugefügt wird) unwürdiger Weise vertrete." Auf Seiten der Protestanten herrschte ebenfalls keine nachgiebige Gesinnung; denn auf einer Versammlung zu Gotha beschlossen ihre Theologen und Staatsmänner, es solle in keinem Punkte nachgegeben werden, am wenigsten in Bezug auf die Autorität des Papstes.

Das Gezänke war diesmal ärger und anstößiger, sowie auf beiden Seiten unwürdiger. Wir haben weder die vollständigen Acten des Wormser Gespräches, noch den von Melanchthon herausgegebenen Bericht, der sich auch in dessen Werken findet, aufmerksam gelesen; wir wollen daher unsers verehrten Lehrers Planck Urtheil über das Resultat des Gespräches wörtlich abdrucken, da dieser gewiß die Acten genau gelesen und geprüft hat. Planck sagt: „Man kann sich bei den Acten dieses Gespräches des Unwillens über die Protestanten ebenso wenig, ja noch weniger als über die Katholiken erwehren. Die Häupter von den Letzteren, die Gesandten des Kaisers und des römischen Königs, wußten sehr gut, warum sie chikanirten; denn es war ihnen absichtlich darum zu thun, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen; die Protestanten hingegen konnten keinen Zweck haben, als die Schuld von dem schlechten Erfolg der Unterhandlungen auf die Katholiken zu schieben, und gerade deswegen hätten sie in den Nebenpunkten desto eher nachgeben sollen, je deutlicher sie sahen, daß ihre Gegenpartei blos in dieser Absicht darum stritt."

Am 25. November 1540 hielt Granvella eine Rede, worin er die Milde des Kaisers pries und unter Thränen dem ehemals wegen seiner Frömmigkeit gerühmten Deutschland großes Unheil weissagte, wenn keine Einigung zu Stande käme oder wenn, wie er sich ausdrückte, der zerrissene Rock Jesu nicht wieder genäht würde (s. Bd. V., S. 349). Die Verhandlungen wurden indeß nicht blos dadurch schwierig, daß man die kostbare Zeit für einen Streit über ganz unwesent-

liche Dinge verschwendete, sondern auch dadurch, daß Brandenburg und die Pfalz ihren Platz unter den Katholiken nahmen, während doch, wie sich bald zeigte, Beide diesen nicht mehr angehörten. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß das Gespräch, welches am 28. Oktober 1540 hatte beginnen sollen, erst am 14. Januar 1541 wirklich begann, und daß, nachdem Melanchthon für die Protestanten und Eck für die Katholiken vier Tage lang über den Artikel von der Erbsünde und von den Wirkungen der Taufe disputirt hatten, Jedermann, besonders aber der kaiserliche Gesandte, einsah, die Sache werde, wenn sie so fortgehe, niemals zu Ende kommen. Auf diesen Ausgang war der Kaiser längst gefaßt gewesen; denn schon am 18. Januar ward Allen, die sich in Worms eingefunden hatten, ein kaiserlicher Befehl bekannt gemacht, nach welchem sie das Gespräch abbrechen und sich nächstens in Regensburg wieder einfinden sollten, wo der Kaiser unter seinen eigenen Augen das Gespräch fortsetzen lassen wolle. Karl schrieb gleich darauf einen Reichstag nach Regensburg aus und lud insbesondere den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen ein, sich auf demselben einzufinden. Der Kaiser erfuhr damals von dem Landgrafen Philipp, daß die Schmalkaldischen Verbündeten im Begriff ständen, ihren Bundesgenossen, namentlich der Stadt Goslar, gegen Heinrich von Braunschweig und gegen die Decrete des Reichsgerichtes mit den Waffen beizustehen; er suchte daher, um Blutvergießen zu verhindern, den Beschwerden über die Reichs-Justiz abzuhelfen. Sachsen und Hessen setzten aber bald nichts destoweniger ihren Plan mit Gewalt durch. Der Kaiser hatte, damit dies nicht geschehe, am 28. Januar ein aus Speier datirtes Edict erlassen, in welchem er alle in Religions-Sachen anhängigen Processe suspendirte und alle schon erlassenen Urtheile, besonders die Achtserklärungen gegen Goslar und Minden, vorerst für wirkungslos erklärte. Der Landgraf war übrigens gehorsamer, als der Kurfürst, weil er die Lutherische Papst-Scheu des Letzteren nicht besaß*). Er kam schon im März nach Regensburg; dort suchte er vor Allem dem Kaiser darzuthun, daß und warum mit Heinrich von Braunschweig nicht auszukommen sei. Der Kurfürst dagegen fand sich gar nicht in Regensburg ein. Johann Friedrich's unüberwindlicher Eigensinn zeigte sich bei dieser Gelegen-

*) Luther bittet und beschwört in einem seiner Briefe den Kurfürsten, den seine verständigen Räthe aufforderten, nach Regensburg zum Kaiser zu kommen, um Gotteswillen ja nicht dahin zu gehen, weil ihn der Teufel dort zu einem Vergleich dringen könnte. „Eure kurfürstliche Gnaden," sagt er, „ist der rechte Mann, den der Teufel vor andern Fürsten eigentlich sucht und meinet;" dann setzt er noch derber hinzu; „Will sich aber E. k. Gn. ja mit dem Teufel vertragen, so dürfen sie deshalb nicht nach Regensburg; wollen's wohl in Torgau bekommen".

heit ebenso unpolitisch, als in seiner Protestation gegen die ohne ihn vollzogene Erwählung Ferdinand's zum römischen Könige.

Am 5. April 1541 eröffnete der Kaiser den Reichstag, dessen Hauptzweck eine Uebereinkunft über einige Artikel der Staatsreligion war, welche sowohl die Protestanten als die Katholiken künftig anerkennen sollten. Die Wahl der Theologen, die sich über diese Artikel vereinigen sollten, wurde dem Kaiser überlassen, und dieser erwählte diesmal Männer, von denen, wenn man etwa Eck, den Urheber alles Unheils, ausnimmt, das Beste zu erwarten war. Er bestimmte zum Vertheidiger der katholischen Lehre Eck, zum Vertheidiger der protestantischen den milden und verständigen Melanchthon. Der Letztere ließ sich nachher freilich durch Luther's Briefe abhalten in irgend einem Punkte nachzugeben; das hatte aber der Kaiser nicht im Voraus wissen können. Den beiden genannten Männern wurden Andere beigeordnet, welche nicht, wie der Erstere, durch den Papst und den Scholasticismus und nicht, wie der Zweite, durch Luther und seinen blinden Verehrer Johann Friedrich von Sachsen vom Nachgeben abgehalten wurden. Neben Eck nämlich sollten Julius Pflug, dessen Charakter von uns oben bezeichnet worden ist, und Johann Gropper aus Soest, neben Melanchthon aber zwei Männer auftreten, welche, vom Landgrafen begünstigt, der starren sächsisch-lutherischen Dogmatik nicht gerade unbedingt huldigten. Diese beiden Männer waren Martin Bucer und Johann Pistorius. Als päpstlicher Legat erschien der Kardinal Contarini, der zu denjenigen italienischen Reformfreunden gehörte, die das Kirchenthum von Mißbräuchen befreien und den Katholicismus durch sittliche und wissenschaftliche Zusammennahme kräftigen wollten. Er wurde daher, obwohl er im nächstvergangenen Jahr (1540) zur Bestätigung des Jesuitenordens viel gethan hat, von den Protestanten mit günstigen Augen betrachtet. Uebrigens bevollmächtigte der Kaiser, weil die Sache eine Staatsangelegenheit, nicht ein theologisches Gezänke sein sollte, noch den Pfalzgrafen Friedrich und seinen eigenen Kanzler Granvella mit der oberen Leitung der Religions-Verhandlung, sowie sich auch Gesandte mehrerer anderen Regierungen einfanden. Granvella erhielt vom Kaiser eine Schrift, die wahrscheinlich der Kurfürst von Brandenburg, ein keineswegs blinder Lutheraner, hatte aufsetzen lassen und für deren hauptsächlichen Verfasser Einige den eben genannten Johann Gropper halten. Diese Schrift, welche später das Regensburger Interim genannt wurde, enthielt Andeutungen, wie man etwa die Hauptpunkte so fassen könne, daß man sich vorerst über die Verschiedenheit der Meinungen nicht ärgern dürfe. Sie wurde in der That mit Bewilligung des Kaisers der Verhandlung zu Grunde gelegt. Das Gespräch hatte daher auch anfangs

einen günstigen Anschein, so lange dasselbe sich um Punkte drehte, die der unbekannte Verfasser des Interims so hatte wenden und ausdrücken können, daß beide Theile ihre Meinung ausgesprochen finden konnten. Sobald es zum Wesentlichen kam, mußte man nothwendiger Weise erkennen, daß die äußere Einrichtung der päpstlichen Kirche mit den Grundlehren des Protestantismus nicht vereinbar sei. Wir dürfen dem Gange des immer bitterer werdenden Religionsgespräches nicht folgen, weil wir blos politische Geschichte schreiben und uns deshalb auf Gegenstände des Glaubens und der Lehre nicht einlassen können; wir glauben aber dreist behaupten zu dürfen, daß der Kaiser, welchem Johann Friedrich und Luther tödtlich verhaßt waren, die offenbare Hinneigung des Landgrafen Philipp zur Lehre Calvin's, der in Genf sein System mit ebendemselben Erfolge predigte, wie Luther das seinige in Wittenberg, benutzte, um die beiden Häupter des ihm drohenden Bundes insgeheim gegen einander zu erbittern. Er hatte von Johann Friedrich, dessen Neffen Moritz sein Bruder Ferdinand schon ganz an sich gezogen hatte, wenig zu fürchten. Der Landgraf dagegen war ihm gefährlich; denn dieser stand seit langer Zeit mit Frankreich in Verbindung, und Karl sah sich in Regensburg genöthigt, Verträge mit Philipp zu schließen, damit derselbe in dem bevorstehenden Kriege mit Frankreich diese Verbindungen nicht etwa erneuere. Diese Verträge waren nach spanischer Weise so abgefaßt, daß man je nach Umständen aus ihnen machen konnte, was man wollte. Auch unterhandelte Karl zu gleicher Zeit mit Heinrich von Braunschweig, welcher ebenfalls nach Regensburg gekommen war. Uebrigens erreichte der uns bereits bekannte ärgerliche Streit, welcher zwischen diesem Fürsten und dem Landgrafen auf eine empörende persönliche Weise geführt ward, während des Regensburger Reichstages eine ganz unglaubliche Höhe.

Während Herzog Heinrich und der Landgraf sich ohne alle Rücksicht auf Anstand gegen einander benahmen, verfuhr der Kaiser auf dem Regensburger Reichstag gegen seinen persönlichen Feind, Wilhelm von Jülich, Cleve, Berg, Mark und Geldern, zwar in heftiger Weise, aber doch mit Anstand. Wilhelm war an den französischen Hof gereist und hatte einen Vertrag geschlossen, der ihn an Frankreich knüpfte. Darüber fuhr Karl am 3. Juli 1541 in voller Fürstenversammlung den Bevollmächtigten des Herzogs heftig an. Er ließ denselben nicht einmal zum Worte kommen, als er seinen Herrn entschuldigen wollte, sondern stand, ohne ihn anzuhören, zornig auf und verließ den Saal. Durch dieses Benehmen wurden nicht blos die Protestanten, denen Jülich angehörte, sondern sämmtliche Fürsten so betroffen, daß sie sich am 21. Juli persönlich zu Karl begaben und ihn

ersuchten, er möge in einer Rechtssache den Herzog doch wenigstens anhören. Dies brachte den Kaiser, der sonst mehr, als irgend ein anderer Regent, seiner selbst mächtig war, ganz außer Fassung und er that den Herren einmal förmlich kund, was er von ihnen denke, und was sie unter gewissen Umständen von ihm zu erwarten hätten. Er ließ ihnen nämlich durch Johann Naves sagen: „So viele Jahre lang habe ich Reichstage halten wollen und ihr waret nicht zusammen zu bringen, so lange habe ich vor mir disputiren lassen, und ihr wurdet nicht einig; in dem Augenblick aber, wo ihr mir Eins anhängen könnt, seid ihr Alle einig."

Die Religionsverhandlungen waren, obwohl man sich über vier Artikel vereinigt hatte, immer unfruchtbarer geworden, namentlich seit Amsdorf, der noch lutherischer war als Luther, sich auf den Wunsch des Kurfürsten nach Regensburg begeben hatte, um weitere Nachgiebigkeit von Seiten Melanchthon's und seiner Genossen zu verhüten. Amsdorf sagte zu Regensburg in einer Predigt geradezu, Gottes Urtheil sei ein anderes, als des Kaisers. Am 22. Mai nahm das Religionsgespräch ein Ende; die meisten Artikel waren unverglichen geblieben. Da thaten einige Fürsten einen Schritt, der in seiner Art einzig ist: sie sandten, wahrscheinlich mit Vorwissen des Kaisers, Abgeordnete an Luther nach Wittenberg, um ihn in Anbetracht der Türkengefahr und alles drohenden Unheiles zu bitten, daß er, nachdem er durch göttliche Gnade und Erleuchtung diese Lehre an den Tag gebracht, nun im Sinne der Schonung und Geduld wirken möge. Die Abgesandten waren der Fürst Johann von Anhalt, der Ritter Matthias von Schulenburg und der Theolog Alesius. Aber auch dieser Schritt bewirkte keine Annäherung und nur mit äußerster Anstrengung setzte der damals schon gichtkranke Kaiser soviel durch, daß Türkenhülfe zugesagt und der Reichstagsabschied unterzeichnet wurde. Den streng katholischen Fürsten, die sich gern als die „christlichen Stände" bezeichneten, waren die Zugeständnisse zu weit gehend. In diesem Reichsabschied vom 29. Juli, welcher keine Beendigung der Händel enthielt, sondern blos einen künftigen Machtspruch in der Ferne zeigte, lautete die Entscheidung so: „Man wolle bis auf vier Artikel, welche ausgemacht worden waren, Alles vorerst beim Alten lassen. Die weitere Religions-Verhandlung solle bis auf eine allgemeine Kirchenversammlung oder auf ein National-Concilium oder, wenn der Papst weder das Eine noch das Andere zulasse, auf einen künftigen Reichstag verschoben bleiben. Der Kaiser sei im Begriff nach Italien zu reisen, um den Papst zu veranlassen, daß er entweder ein in Deutschland zu haltendes allgemeines oder doch ein National-Concilium ausschreibe. Wenn dies nicht innerhalb 18 Monaten geschehe, so solle über die Re-

ligions-Angelegenheit des Reiches ein Reichstag gehalten und der Papst ersucht werden, auf diesen einen Legaten zu schicken. Bis dahin solle der Nürnberger Religions- und Privat-Frieden in allen seinen Punkten und Artikeln von beiden Theilen unverbrüchlich gehalten werden."

14. Ungarn und die Osmanen von 1532 bis 1545 und Karl's V. Zug nach Algier.

Da Karl V. und sein Bruder Ferdinand sich gleich nachher aus Deutschland entfernten, der Eine, um in Afrika, der Andere um in Ungarn mit den Türken zu kämpfen, so muß hier Einiges aus der türkischen und ungarischen Geschichte nachgeholt werden. Suleiman II. hatte bis zum Jahre 1532 vier Feldzüge nach Ungarn und Oestreich unternommen und die von ihm dahin geführten Horden hatten gleich den Hunnen und Mongolen Gräuel und Zerstörungen geübt, welche bewiesen, daß der rohe Mensch ärger ist, als ein reißendes Thier. Der fünfte Raubzug Suleiman's (im Jahre 1532) führte einen Frieden herbei. Dieser Kriegszug ist dadurch merkwürdig, daß der Ungar Jurischitz mit 700 Mann die befestigte Stadt Güns drei Wochen lang gegen das 200,000 Mann starke türkische Heer und dessen furchtbare Artillerie vertheidigte und, als sein Schießvorrath erschöpft und seine Mannschaft bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen war, eine billige Capitulation erlangte, nach welcher er die Ungläubigen nicht einmal in die Burg einzulassen brauchte. Viele Gründe bewogen damals den Sultan, den flehenden Bitten Ferdinand's nachzugeben und diesem einen Frieden zu gewähren, welchen er bis dahin immer versagt hatte, und welchen Ferdinand durch eine Art Huldigung und durch beschimpfende Demüthigungen zu erkaufen bereit war. Suleiman verstand sich anfangs nur zu einem Waffenstillstande (Januar 1533), und erst als Ferdinand durch seinen Gesandten die Schlüssel von Gran, welche er nachher wieder erhielt, demüthig überreichen ließ, begannen die Unterhandlungen über einen Frieden. Sie dauerten bis Ende Juni fort. Der Friedens-Vertrag aber, welcher dann zwischen Suleiman und Ferdinand geschlossen ward, setzte den Verheerungen der Türken im Allgemeinen keine Schranke, sondern er gewährte nur den einzigen Vortheil, daß Suleiman selbst und sein Hauptheer nicht mehr im Felde erschienen.

Zwischen dem türkischen Vasallen Johann Zapolya, welcher den Königtitel behielt, und Ferdinand dauerten die Feindseligkeiten fort, obgleich Ungarn officiell zwischen beiden getheilt ward. Das kaiserliche Heer unter General Katzianer wurde 1537 bei Essek geschlagen, obwohl der tapfere Lodron mit den deutschen Söldnern sich bis zum Tod

aufs Aeußerste vertheidigte. Nachdem aber Zapolya den treulosen türkischen Commissär und Renegaten Gritti, der den Türken Siebenbürgen verschaffen wollte, hatte ermorden lassen und dem Sultan verdächtig geworden war, bemühte er sich um eine Aussöhnung mit dem römischen Könige, und so kam dann endlich, nachdem die Unterhandlungen oft abgebrochen und wieder angeknüpft worden waren, 1538 ein Friede zwischen ihm und Ferdinand zu Stande. Nach den Bedingungen dieses Friedens sollte Ferdinand Kroatien und das, was er bis jetzt noch von Ungarn besitze, behalten, wogegen aber er und sein Bruder, der Kaiser, Zapolya als König von Ungarn anerkennen müßten. Ferner sollte, wenn Zapolya einen männlichen Erben bekomme, dieser zwar mit einer Tochter Ferdinand's vermählt, dem König Ferdinand aber nichts desto weniger als künftigem Regenten von allen Ungarn gehuldigt und darüber ein Revers ausgestellt werden, welcher von den Städten alle fünf Jahre erneuert werden müsse. Zapolya's Sohn dagegen sollte nicht nur im Besitze des Privatvermögens seines Vaters bleiben, sondern Ferdinand müsse ihm auch ein Zipser Herzogthum errichten.

Diese innige Verbindung der beiden Könige von Ungarn war von kurzer Dauer. Johann Zapolya, welcher damals erst 52 Jahre alt war, heirathete, obgleich seine Gesundheit kein langes Leben verhieß, die Tochter des Königs Sigismund von Polen, Elisabeth oder Isabella, und erhielt 14 Tage vor seinem Tode von ihr einen Sohn (Juli 1540). Er übertrug die Erziehung dieses Sohnes, den er Johann Sigismund genannt haben wollte, dem Bischof von Groß-Waradein, Georg Martinuzzi, und dem Peter Petrowitsch, einem Gliede der Familie Zapolya. Diese beiden Männer beschlossen, nicht zuzugeben, daß der dem König Ferdinand günstige Artikel des Vertrages von 1538 ausgeführt werde, und verheimlichten deshalb den Tod des Königs, bis sie eine Anzahl Magnaten für ihren Plan gewonnen hatten. Dann ließen sie ihren Mündel als „erwählten König" von Ungarn ausrufen, während ein großer Theil der Ungarn sich an Ferdinand wandte und in Siebenbürgen Unruhen ausbrachen. Diese Lage der Dinge benutzte Suleiman, um sich Ungarns zu bemächtigen.

Ferdinand hatte gleich nach Zapolya's Tode versucht, die Stadt Ofen zu besetzen und den Sultan, welchem er von Hagenau aus einen Botschafter schickte, für sich zu gewinnen; Suleiman hatte aber bereits der Königin Isabella, die sich für ihren Sohn ebenfalls an ihn gewandt hatte, seinen Schutz zugesagt. Den Gesandten Ferdinand's, welche erklärten, dieser sei bereit, Ungarn gegen einen Jahrestribut von der Pforte zu Lehen zu nehmen, ertheilte er die Antwort: ihr Herr müsse nicht nur auf Ungarn völlig verzichten, sondern auch als Be-

herrscher von Oestreich einen Tribut entrichten, sonst würden seine deutschen Länder mit Feuer und Schwert verwüstet werden. Schon im October 1540 erhielt Johann Zapolya's Sohn das türkische Diplom, welches ihn zum Könige von Ungarn ernannte, und im November desselben Jahres erklärte Suleiman dem König Ferdinand den Krieg. In diesem Kriege (1541) wurden die österreichischen Truppen, welche unter Roggendorf die Stadt Ofen belagerten, alsbald zum Abzuge genöthigt und dabei fast ganz aufgerieben. Suleiman zwang hierauf die Königin Isabella, ihren kleinen Sohn in das türkische Lager zu schicken. Als dies geschehen war, schlichen sich Janitscharen in Ofen ein und nahmen die Stadt für ihren Herrn in Besitz. Suleiman schickte alsdann den jungen Prinzen seiner Mutter zurück und ließ ihr erklären, sie sei zu schwach, um die Stadt Ofen auf die Dauer gegen Ferdinand behaupten zu können; er selbst wolle deshalb dieselbe so lange besetzt halten, bis der Prinz erwachsen sei. Hierauf nöthigte er die Königin zu einem Vertrage, in Folge dessen sie mit ihrem Sohne aus Ofen abzog und ganz Ungarn außer Siebenbürgen, Nieder-Ungarn, Leipa und Temeswar den Türken überließ. Die an Suleiman abgetretenen Länder wurden dann auf türkische Weise organisirt und die Hauptkirche von Ofen in eine Moschee verwandelt. Ferdinand setzte den Krieg mit Suleiman ohne irgend einen rühmlichen Erfolg fort, bis er endlich im August 1545 durch Verwendung des französischen Gesandten einen fünfjährigen Waffenstillstand erlangte. Ungarn und Siebenbürgen wurden ihm erst im Jahre 1551 von Isabella überlassen und zwar unter der Bedingung, daß Isabella's Sohn eine Tochter Ferdinand's heirathen und von Ferdinand die schlesischen Herzogthümer Oppeln und Ratibor nebst den Erbgütern seines Vaters in Ungarn, von seiner Mutter aber als Heirathsgut seiner Gemahlin 100,000 Dukaten erhalten sollte. Die Hauptstadt Ofen blieb von ihrer Besetzung an 145 Jahre lang in der Gewalt der Osmanen.

Noch während des Kriegszuges, welcher 1541 von den Türken nach Ungarn unternommen worden war, hatte Suleiman die Nachricht erhalten, daß die geheime Verbindung, die er mit König Franz und mit den Venetianern gegen das östreichische Haus hatte stiften wollen, durch Ermordung der Intriguanten, die das Ganze geleitet hatten, vorerst vereitelt sei. Diese Männer waren zwei Diplomaten, deren sich Franz schon seit vielen Jahren zu seinen Umtrieben in Italien bedient hatte, um dem Kaiser durch eine Verbindung mit den Türken zu schaden, d. h. durch eine Verbindung, welche in jenen Zeiten ebenso angesehen wurde, wie ein Bund mit dem Teufel. Sie hießen Cäsar Fregoso und Anton Rincon. Den Letzteren finden wir schon 1532 bei den Türken in Ungarn; später war er bald in Venedig, bald in Constantinopel thätig, um Venedig, Frankreich und die Türken in

einen Bund zu vereinigen. Die Reise des Kaisers durch Frankreich und seine geheimen Gespräche mit dem König Franz hatten aber die Türken argwöhnisch gemacht. Jetzt (1541) sollten Rincon und Fregoso jenen Versuch noch einmal machen. Sie sollten zusammen über Turin durch das Mailändische reisen und dann, der Erstere nach Constantinopel, der Letztere nach Venedig sich begeben, um nachher, jeder von seinem Posten aus, die Kabalen zu leiten. Dem Kaiser lag Alles daran, den Inhalt ihrer Instructionen zu erfahren; er befahl daher dem Marquis del Guasto, seinem Statthalter in Mailand, ihnen auflauern zu lassen; Wilhelm du Bellay aber, der Statthalter des von den Franzosen besetzten Theiles von Piemont, erhielt Nachricht von diesem Befehle und warnte die beiden Herren. Rincon hätte gern den Rath des Letzteren, das Mailändische zu meiden, befolgt; Fregoso wollte aber nicht glauben, daß der Marquis del Guasto fähig sei, mitten im Frieden Banditen zu dingen, um an Gesandten das Völkerrecht zu verletzen. Beide setzten deshalb ihre Reise auf dem beschlossenen Wege fort, und schifften sich auf dem Po ein. Doch übergaben sie ihre Depeschen einem Secretär, der auf einem andern Schiffe fuhr und, im Fall sie angehalten würden, sie nach Venedig bringen sollte. Uebrigens hatte Cäsar Fregoso ein gutes Gewissen, Anton Rincon aber nicht. Der Letztere war nämlich im vorhergehenden Jahre (1540) in Venedig gewesen und hatte von dort dem Sultan gemeldet, daß, wie er ausspionirt habe, der venetianische Senat anderer Meinung sei, als sein Gesandter in Constantinopel, indem dieser den Frieden mit den Türken nicht unter lästigen Bedingungen abschließen wolle, der Senat aber dazu geneigt sei. Der Sultan hatte hierauf den venetianischen Gesandten bedroht, weil derselbe das verweigere, was der Senat zugestehen wollte, und der Gesandte hatte in Folge davon einen Frieden schließen müssen, in welchem die Städte Napoli di Romania (Nauplia) und Malvasia in der Morea an die Türken abgetreten wurden. Rincon war deshalb vom Senat aus Venedig ausgewiesen worden. Die beiden Agenten des französischen Königs schifften sich auf dem Po ein, wurden aber wirklich von Banditen, welche del Guasto nahe dem Zusammenflusse des Tessino mit dem Po aufgestellt hatte, überfallen und nach vergeblicher Gegenwehr erschlagen (13. Juli 1541); das andere Schiff jedoch, auf welchem der Secretär mit den Papieren sich befand, entkam glücklich nach Piacenza. Del Guasto schickte hierauf sogleich einen Gesandten nach Turin, um jeden Antheil an jener Wegelagerung und Ermordung von sich abzulehnen; dasselbe ließ er vor den deutschen Reichsständen erklären, bei denen Wilhelm du Bellay ihn anklagte, allein Niemand schenkte seinen Versicherungen Glauben.

Nicht lange vorher hatte König Franz noch eine andere Kränkung

von Kaiser Karl erlitten. Dieser hatte nämlich das dem Sohne des Königs Franz versprochene Herzogthum Mailand seinem eigenen Sohne Philipp übergeben (October 1540). Wenn daher Franz nicht sogleich dem Kaiser den Krieg erklärte, so lag der Grund davon nur darin, daß es ihm an Geld fehlte, und daß der Papst ihn bat, den von Karl beabsichtigten neuen Kriegszug nach der afrikanischen Küste nicht zu hindern. Aus Geldmangel hatte Franz im Jahr vorher nach dem Vorgang von Venedig, von Florenz und Genua eine Lotterie einrichten lassen, in welcher Juwelen und andere Sachen von Werth ausgespielt wurden; er erklärte dabei, es geschehe dies nur, um schädlichere Spiele zu verdrängen. Einstweilen schickte er Gesandte nach Augsburg zum Reichstag und ließ den Kaiser vor allen Fürsten des Friedensbruches, der Verletzung des Völkerrechtes, des Mordes und des Raubes anklagen.

Der Kaiser war unterdessen nach Italien gereist, wo er im September zu Lucca mit dem Papste Unterredungen hielt, welche einen Bund gegen Suleiman und einen neuen Zug nach Nordafrika zum Gegenstande hatten. Auch dorthin schickte Franz Gesandte. Er verlangte vom Kaiser die Bestrafung des Marquis del Guasto und ließ einstweilen zur Vergeltung des Geschehenen den Erzbischof von Valencia und Bischof von Lüttich, Georg von Oestreich, in Lyon verhaften. Nachher schickte er auch nach Schweden und Dänemark, sowie an die protestantischen Fürsten in Deutschland Gesandte. Welche Verbindung er zum Nachtheile Ferdinand's mit Suleiman einging, werden wir unten berichten. Hier ist nur noch zu bemerken, daß der Papst den König von Frankreich bis zum Mai 1542 von einer Kriegserklärung abhielt, weil der Kaiser in den letzten Monaten des Jahres 1541 seinen zweiten Zug gegen die afrikanischen Seeräuber unternommen hatte.

Dieser Zug war gegen die Stadt Algier gerichtet, wo Suleiman den Hassan Aga zum Statthalter eingesetzt hatte und das seitdem der Hauptsitz der Seeräuber geworden war. Die Fahrt ward unglücklicher Weise in einer Zeit unternommen, in welcher Stürme das Meer an der afrikanischen Küste unfahrbar und das Land unwegsam machen, in welcher wolkenbruch-ähnliche Regen den Boden in einen Sumpf verwandeln und einem Heere weder unter freiem Himmel, noch unter Zelten zu verweilen gestatten. Es hatten daher auch Admirale, Schiffshauptleute und erfahrene Generale, welche Klima und Gegenden kannten, dem Kaiser von dem Unternehmen abgerathen, und auch der Papst hatte ihn in Lucca dringend gebeten, dasselbe aufzuschieben; Karl hatte aber standhaft auf seinem Vorsatze beharrt; er erklärte, er betrachte den Zug als eine Pflicht gegen seine Unterthanen in Spanien, Neapel

und Sicilien. Er hatte Majorca zum Sammelplatz einer Flotte bestimmt; von Lucca begab er sich nach Porto Venere bei Spezzia, wo ihn Andreas Doria mit genuesischen Schiffen abholte. Von Majorca setzte er nun nach Afrika über, wo er am 20. October nicht weit von Algier in einer gegen Stürme sehr wenig gesicherten Bucht am Vorgebirge Temenus (Matasus bei den Alten) vor Anker ging. Inzwischen war eine zweite Flotte von Cartagena aus an der Küste angekommen; er hatte nun 74 Kriegsschiffe (Galeeren) und 200 kleine und größere Schiffe bei sich, sowie 22,000 Mann alter, erprobter Streiter zu Fuß und 1000 Reiter, darunter die Ersten des spanischen Adels und gegen 100 Maltheserritter. Da nun damals Chaireddin Barbarossa in Constantinopel war und der Statthalter Hassan Aga nur 600 türkische und einige tausend maurische Reiter hatte, so glaubte Karl die Stadt Algier leicht mit Sturm erobern zu können und rückte unmittelbar nach jener Landung, noch ehe das Geschütz und die Munition ausgeschifft waren, vor dieselbe.

Am 21. October 1541 marschirte Karl mit seinen Truppen gegen Algier; schon auf diesem Marsche aber fand er sich durch die Witterung und die Beschaffenheit des Bodens so sehr gehemmt und aufgehalten, daß er für einen Weg, welcher nur 23 italienische Meilen betrug, drei ganze Tage nöthig hatte. Er hatte schon auf der Fahrt von Porto Venere nach Majorca, wo sein Hauptheer und seine Flotte lagen, noch mehr auf der Ueberfahrt nach Algier vom Sturme gelitten. Nach seiner Landung aber war seine Flotte von einem unerhörten Sturm zerstreut und auf den Strand geworfen worden, als erst ein kleiner Theil des Geschützes und der Munition ausgeschifft worden war. In einer einzigen Stunde waren 15 Kriegsschiffe, sowie 140 andere Fahrzeuge untergegangen und 8000 Menschen hatten ihr Leben in den Wellen verloren, während Andere, die sich an die Küste gerettet hatten, von den Mauren getödtet worden waren. Auch die Lebensmittel für die Truppen waren dabei größtentheils verloren gegangen. Das Heer selbst ward durch furchtbare Stürme und Regengüsse geradezu unbrauchbar gemacht. Es gerieth noch dazu für einige Zeit in Gefahr, Hungers zu sterben; Karl ließ deshalb, bis die zerstreuten Schiffe wieder gesammelt und die auf ihnen befindlichen Vorräthe ausgeschifft waren, die Pferde der Reiter schlachten, um den Soldaten Nahrung zu verschaffen. Da Sturm und Regen drei Tage lang unaufhörlich fortwütheten und sogar die ausgeschifften Lebensmittel nebst dem Geschütz nicht fortgebracht werden konnten, so mußte Karl mit dem ganz geschwächten Reste seines Heeres sogleich wieder umkehren und seinen Landungsplatz zu erreichen suchen. Auch die vier Tage, die man für diesen Rückmarsch brauchte, waren furchtbar

und verderblich. Am 31. Oktober hatte er endlich sein Heer wieder eingeschifft, aber nun erhoben sich, als man kaum drei Tage in der See war, aufs neue Stürme. Karl mußte deshalb in den ganz unsicheren Hafen Budschia einlaufen. Dort ward er 28 Tage lang zurückgehalten und verlor noch einmal eine Anzahl Schiffe. Sogar als er eine kurze Frist heiteren Wetters benutzt hatte, um auszulaufen, ward er wieder an die afrikanische Küste zurückgetrieben. Erst am 28. November konnte er endlich nach Spanien übersetzen, nachdem er durch die Witterung einen größeren Verlust erlitten hatte, als ihm jemals von irgend einem Feinde beigebracht worden war. Am 1. December traf er in Cartagena ein. Er hatte übrigens in seinem Unglücke eine große Seele und eine wunderbare Fassung bewiesen; der einzige Vortheil des ganzen Zuges bestand deshalb in dem Ruhme, daß er persönlich Alles, was nur irgend möglich war, gethan und angeordnet, und daß er selbst Alles ertragen hatte, was seine Leute hatten erdulden müssen. Als man ihn bat, bei den Angriffen der Türken sein Leben mehr zu schonen, erwiderte er: „Es ist noch nie ein römischer Kaiser erschossen worden."

15. Kriege zwischen Franz I., Karl V. und Heinrich VIII. in den Jahren 1542 bis 1546.

Bald nach dem zweiten afrikanischen Zuge Karl's V. brach ein neuer Krieg zwischen ihm und dem König Franz von Frankreich aus. Der Letztere war fortwährend mit den Kabalen seiner Maitressen und Hofleute beschäftigt, und verschwendete an diese die Summen, die er in seiner Verlegenheit geborgt hatte, um die Kosten des empörenden Luxus bestreiten zu können, welchen er und sein Hof trieben. Die französischen Schriftsteller sehen freilich die Sache anders an: sie sind unerschöpflich im Lobe der Ritterlichkeit des Königs Franz, sowie seines ächt monarchischen Geschmackes, seines Witzes, seiner Pracht und seiner Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Wir sollten daher hier auch eigentlich die Kehrseite des königlich-ritterlichen Lebens und der von demselben ausgehenden Hofsitten jener Zeit zeigen; dies würde uns aber zu weit führen. Wir wollen nur einige Notizen zur Erläuterung der vorstehenden allgemeinen Bemerkung mittheilen. Die beiden Haupt-Maitressen des Königs waren Diana von Poitiers, seit 1531 Wittwe des Herrn de Brezé, Seneschalls der Normandie, und die Herzogin von Estampes (Anna von Pisseleu). Von diesen war die Letztere damals am Ruder. Sie begünstigte, während der König immer tiefer sank und immer mehr kränkelte, den jüngeren Sohn desselben, den Herzog von Orleans (früher von Angoulême); der nunmehrige Dauphin dagegen, später König Heinrich II., war damals

schon ganz in der Gewalt der anderen Geliebten seines Vaters. Jeder der beiden Prinzen hatte einen Hof um sich, der aus wüsten und brutalen Junkern bestand, und diese trieben Dinge, welche wir nicht nacherzählen mögen. Die alten Herren am Hofe stifteten Verfolgungen gegen einander an und wurden durch die Maitressen bald gestürzt, bald gerettet. So verfolgte der Connetable Montmorency den Admiral Chabot, welcher eine große Rolle unter Franz gespielt hatte, dessen Thaten wir aber nicht preisen möchten, durch einen Kriminal-Proceß und der Kanzler Poyet wußte diesem Processe eine solche Wendung zu geben, daß ein Urtheil erfolgte, welches den Admiral seiner Ehren und Güter beraubte. Durch die Thränen der Herzogin von Estampes ward dann dieses Urtheil vermittelst eines königlichen Machtspruches (lettre d'abolition) für gar nicht erfolgt erklärt, und nun fiel der Anhang der Herzogin über den Kanzler Poyet her. Dieser ward verhaftet und zwei Jahre später von einer Parlaments-Commission wegen Erpressungen verurtheilt. Den Connetable erbitterte der Ausgang der Sache so sehr, daß er sich 1541 zürnend nach Chantilly begab.

Im Frühjahr 1542 erklärte König Franz den Waffenstillstand von Nizza wegen der Ermordung seiner Agenten für erloschen, begann im Mai die Feindseligkeiten und kündigte im Juli dem Kaiser förmlich den Krieg an. Er richtete seine Hauptmacht gegen Roussillon, während ein zweites Heer unter dem Herzoge von Orleans in Luxemburg einfiel. Bei dem Letzteren befand sich auch der durch seine Schein-Heirath mit der Erbin von Navarra getäuschte Herzog Wilhelm von Jülich, Cleve, Berg und Geldern. Dieser und sein furchtbarer Feldherr, der Bandenführer Martin von Rossem, welcher dem Chaireddin Barbarossa wie ein Ei dem andern glich, führten den Franzosen 12,000 mit französischem Gelde geworbene deutsche Landsknechte und 2000 Clevische Ritter zu Hülfe. Der Dauphin, welcher das aus 40,000 Mann bestehende Hauptheer anführte, rückte auf Perpignan, den Hauptort von Roussillon, los; aber die von ihm getroffenen Anstalten waren so schlecht, daß die Kosten des Feldzuges ganz verloren gingen. Auch in den Niederlanden ward das Glück, nachdem es dem Kaiser zuerst entgegen gewesen war, diesem bald sehr günstig. Die Hauptschuld am Mißlingen der französischen Unternehmungen im Jahre 1542 trugen der Herzog von Orleans und der Marschall von Annebault. Der Erstere fiel in Brabant und Luxemburg ein, während Vendome mit einem anderen Heere seinen Marsch nach Flandern nahm. Dem Herzog von Orleans war Claudius, Herzog von Guise und Prinz von Lothringen, dessen Familie von jener Zeit an in Frankreich bedeutender als die königliche ward, zur Seite gegeben; der junge,

lebhafte Prinz ließ sich aber durch den Marschall von Tavannes leiten oder vielmehr er ließ sich gar nicht leiten, sondern that, was ihm einfiel. Der Marschall von Annebault war auf Veranstaltung der Herzogin von Estampes, welche durch ihre Scheinheirath mit seinem Neffen enge mit ihm verbunden war, dem Dauphin, welcher gar nichts vom Kriegswesen verstand, beigegeben worden und machte diesem zu Gefallen sehr große Fehler.

In den Niederlanden stand den Franzosen der junge Rainer von Nassau, Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, als Führer des kaiserlichen Heeres gegenüber. Dieser Prinz, welcher damals dem Kaiser sehr gute Dienste leistete, blieb 1544 im Felde. Seine Mutter war eine Schwester Philibert's von Chalons, mit welchem im Jahr 1531 die Linie der Fürsten von Orange ausgestorben war. So war das in der Provence gelegene Fürstenthum durch Philibert's Schwester an das Haus Nassau und zwar an die Linie Dillenburg gekommen. Der erste deutsche Besitzer war Rainer; nach seinem Tode fiel Orange an den damals elfjährigen Wilhelm den Schweigsamen von Nassau, den späteren Stifter der Republik der sieben vereinigten Provinzen oder des jetzigen Königreichs der Niederlande, dessen Vater, Wilhelm der Aeltere, damals noch am Leben und das Haupt der Familie war.

Rainer ward von Martin von Rossem bei Hoestraet in der Nähe von Antwerpen geschlagen und die Franzosen verheerten ganz Brabant, nebst einem Theile von Flandern. Alle Vortheile aber, welche Rossem für die Franzosen errungen hatte, gingen sogleich wieder verloren, als der Herzog von Orleans plötzlich aus Furcht, das unter dem Dauphin gegen Perpignan gesendete Hauptheer möchte eine entscheidende Slacht liefern und er selbst der Ehre, dabei anwesend gewesen zu sein, entbehren, mit seinen Truppen die Niederlande verließ und zu seinem Vater nach Montpellier eilte. Dadurch ward es dem Prinzen Rainer möglich, die Städte Luxemburg und Montmedy wieder zu besetzen, sowie Jülich und Cleve schrecklich verheeren zu lassen. Doch vertrieb Wilhelm von Cleve im December die Feinde wieder aus seinem Lande. Vor Perpignan waren die Franzosen nicht glücklicher. Der Herzog von Alba wußte diese Stadt drei Monate lang gegen die Hauptmacht des französischen Reiches zu vertheidigen und die Feinde mußten endlich unverrichteter Dinge abziehen.

Im folgenden Jahre (1543) konnte der Kaiser ein großes Heer ausrüsten, um den Herzog Wilhelm von Cleve zu demüthigen; er war dabei von Heinrich VIII. von England unterstützt, mit dem er im Februar ein Bündniß schloß. Karl's Heer war auch dazu bestimmt, das von den Protestanten erschütterte Ansehen des Habsburgischen

Hauses in Deutschland wieder herzustellen, sobald König Franz zum Frieden gezwungen sei. Der Kaiser schrieb nämlich eines Theils nicht mit Unrecht Alles, was in jener Zeit sein Bruder Ferdinand in Ungarn erlitt, der Abneigung der Protestanten zu, demselben gegen die Türken beizustehen. Er gab anderes Theils auch den Trotz, welchen Wilhelm von Cleve bewies, den Protestanten Schuld, weil dieser dem Bunde derselben angehörte. Er sah außerdem die Weigerung der Protestanten, ein Concilium zu beschicken und sogar in rein weltlichen Angelegenheiten sich dem Ausspruche der Reichsgerichte zu unterwerfen, als eine republikanische Bestrebung an, und konnte endlich auch als Beschützer des alten Glaubens und als Bundesgenosse des Papstes die oben angeführten Gewaltthätigkeiten gegen Herzog Heinrich von Braunschweig, gegen Naumburg und gegen andere geistliche Stifter unmöglich ungestraft lassen. Er hatte sich, nach der Aufhebung der Belagerung von Perpignan, mit 4000 im Kriege erprobten Spaniern aus Spanien nach Italien begeben. Hier vereinigte er mit diesen Truppen noch 4000 Italiener. Es war dies das erste Mal, daß er ein zumeist aus Fremden (Welschen) bestehendes Heer ins Reich führte; übrigens nahm er in Deutschland, wo man für Geld überall Soldaten haben konnte, noch 14,000 Landsknechte in seine Dienste. Mit diesem Heere zog er zunächst nach Bonn, wo er ein Lager aufschlug und den alten Kurfürsten von Köln nöthigte, die protestantischen Theologen, die er bei sich hatte, zu entlassen. Als nachher Rainer von Nassau sich mit Karl's Truppen vereinigt hatte, war die gesammte kaiserliche Kriegsmacht in den Niederlanden 32,000 Mann Fußvolk und 6600 Reiter stark. Diese Macht sollte den Herzog Wilhelm von Cleve, der sich von den Niederlagen des vorigen Jahres wieder erholt hatte, ganz niederdrücken. Der schreckliche Martin von Rossem hatte nämlich mit französischem Gelde und durch den Zulauf von Protestanten gleich im Anfange des Jahres 1543 ein neues Heer zusammengebracht und dann am 14. März den Herzog von Aerschot, Philipp von Croy, völlig geschlagen, wobei nicht nur das Lager und Gepäck, sondern auch das Geschütz der unter diesem stehenden kaiserlichen Truppen erbeutet worden waren. Doch war bei dieser Gelegenheit auch die ganze Ritterschaft der Herzogthümer Jülich und Cleve, welche die Hauptstärke von Wilhelm's Heeren ausmachte, zu Grunde gerichtet worden.

König Franz, der sich im Jahre 1543 selbst an die Spitze des gegen die Niederlande geschickten Heeres stellte, ließ zu seinem eigenen Schaden die ganze Last des Krieges auf den Herzog Wilhelm von Cleve fallen. Er hätte Luxemburg wieder erobern und dem Heere des Kaisers entgegen gehen sollen; statt dessen ließ er aber die fast zerstörte Stadt Landrecies im Hennegau besetzen und ihre Befestigungswerke neu herstellen, welche Arbeit

er selbst mit seinem Heere deckte und hierdurch den ganzen Sommer hindurch aufgehalten wurde. Wilhelm mußte sich daher in die südliche Ecke seines Staates flüchten und das überlegene kaiserliche Heer griff die Hauptstadt Düren-Langen an. Widerstand vermochte diese Stadt nicht zu leisten. Sie fiel daher in die Hände des Kaisers. Bei Gelegenheit ihrer Einnahme konnte das deutsche Volk erkennen, was in Spanien als Christenthum gelte und was zu erwarten sei, wenn der Kaiser, wie er im Sinne hatte, mit seinen Spaniern die Protestanten angreife. Karl V. behielt nämlich die deutschen Truppen im Lager bei sich zurück und gab dagegen, um Schrecken zu verbreiten, den Spaniern die Stadt preis. Diese verfuhren beim Plündern ebenso fanatisch als systematisch. Zuerst trugen sie auf ganz feierliche und kirchliche Weise das Haupt der heiligen Anna aus der Stadt in das vor den Thoren liegende Franziskaner-Kloster. Dann plünderten sie gleich den Türken und hieben wie diese Alles ohne Unterschied, Männer, Weiber und Kinder, in Stücke.

Gleich darauf wurde das ganze Gebiet des Herzogs Wilhelm besetzt, Roermond erobert und Venlo belagert. Der Herzog selbst begab sich persönlich in das kaiserliche Lager, um einen Frieden zu erbitten. Er fand an dem anwesenden Herzog Heinrich von Braunschweig, sowie an dem Erzbischof von Köln, an Rainer von Nassau und an Granvella Fürsprecher. Nichtsdestoweniger waren die Bedingungen, unter welchen der Kaiser am 7. September 1543 sich mit ihm aussöhnte, hart genug. Wilhelm mußte seinem Bunde mit Frankreich und mit „dem Herzog von Holstein, der sich König von Dänemark nenne," entsagen, dem Kaiser, sowie dem König Ferdinand Treue und Gehorsam geloben und seine Ansprüche an Geldern und Zütphen ganz fallen lassen, auch die Abstellung aller kirchlichen Neuerungen zusagen. Dafür erhielt er das vom Kaiser eroberte Jülich zurück. Nur die Städte Heinsberg und Sittard behielt der Kaiser so lange, bis alles vollständig berichtigt sei. Das Letztere geschah durch den im Januar 1544 erweiterten Vertrag von Brüssel, welcher Geldern auf immer mit den spanischen Niederlanden vereinigte und dagegen dem Herzoge die beiden genannten Städte nebst einigen anderen Orten zurückgab. Martin von Rossem und seine Banden traten in des Kaisers Dienst. Herzog Wilhelm verlor mit Geldern auch die Braut, welche König Franz, um ihn besser zu betrügen, ihm vorher durch Procuration förmlich hatte antrauen lassen. Der Letztere scheute sich bei dieser Gelegenheit nicht, die heiligste und schönste Feier zum Mittel des Betruges zu machen. Als nämlich Wilhelm die Erbin von Navarra, die man zum Schein schon an einen Ort gebracht hatte, wo sie ihn erwarten sollte, wollte abholen lassen, wies der König die Gesandten an

die Eltern derselben, was eine Art von Verhöhnung war, da diese gleich anfangs ihre Einwilligung zu der Heirath verweigert hatten.

Franz mußte im Jahre 1543 auch die unglücklichen Folgen seiner Verbindung mit den rohen Türken empfindlich büßen. Suleiman schickte nämlich endlich die längst versprochenen Schiffe unter Chaireddin Barbarossa an die Küsten der Provence. Diese Flotte, zu welcher Franz ohne Scheu und Scham die seinige unter dem Grafen von Enghien stoßen ließ, verheerte dann bei ihrer Her- und Rückfahrt die Inseln und Küsten Italiens so unmenschlich und führte so viele tausende von Christen in die Sklaverei, daß das ganze Abendland eben so sehr gegen den französischen König, als gegen dessen Verbündeten, den Sultan Suleiman, erbittert wurde. Uebrigens waren die Dienste, welche Chaireddin den Franzosen leistete, sehr gering; denn die verbündete Flotte nahm zwar die Stadt Nizza ein (20. August 1543), die Burg derselben konnte sie aber nicht erobern, weil kaiserliche Truppen in Villa Franca erschienen. Der Räuber behandelte damals die Stadt Nizza ebenso, wie er alle christlichen Orte, deren er sich bemächtigte, zu behandeln pflegte. Die türkische Flotte überwinterte nachher in dem ihr eingeräumten Hafen von Toulon und hauste im Lande ihres Verbündeten auf solche Weise, daß König Franz im Frühjahr 1544 sich seiner Freunde mit Höflichkeit zu entledigen suchen mußte.

Im Jahr 1544 richtete der König seine Kräfte hauptsächlich gegen Italien; Karl dagegen faßte den kühnen Gedanken, ihn in seiner eigenen Hauptstadt zum Frieden zu zwingen. Dazu sollte ihm Heinrich VIII. behülflich sein, mit welchem er in nähere Verbindung trat, da der Zorn des Kaisers wegen der Behandlung seiner Tante Katharina längst erloschen und die Tochter der Letzteren, Maria, in ihr Erbrecht wieder eingesetzt worden war. König Heinrich war in dem Augenblicke, als Karl sich um seine Hülfe und Freundschaft bewarb, wegen der Einmischung des französischen Königs in die schottischen Angelegenheiten heftig erbittert, denn er behandelte alle Regierungs-Angelegenheiten als etwas Persönliches und folglich auch leidenschaftlich, und hatte einige Aussicht, Schottland durch Heirath an die englische Krone zu bringen.

Die Schotten, von den Engländern oft angegriffen und mit der Einverleibung ihres Reiches bedroht, hatten bekanntlich schon seit Eduards's I. Zeiten in Frankreich Schutz gesucht und gefunden, wenn sie bei ihren Raub-Einfällen in Nord-England durch ihre barbarischen, von Walter Scott und Seinesgleichen idealisirten Raubritter-Thaten Repressalien der Engländer hervorgerufen hatten. Die unaufhörlichen Kriege der Schotten und der englischen Ritterschaft hatten in Schottland und im Norden Englands einen Zustand der Sitten erzeugt,

welcher dem der kaukasischen Völkerschaften glich. Es bestand zwischen den Engländern und den Schotten ein gegenseitiger Haß, der die Vereinigung beider Reiche unmöglich zu machen schien. Sowohl die Könige von Frankreich als die von England hatten längst ihre schwankenden politischen Verhältnisse zu Schottland durch Familienbande zu befestigen gesucht; Ludwig XI. hatte Jakob's III. Schwester, Margaretha, geheirathet, und Jakob IV. nahm Heinrich's VIII. Schwester, Margaretha, zur Gemahlin. Mit der Letzteren waren weder die Schotten noch ihr Bruder, Heinrich VIII., zufrieden. Sie hatte, nachdem ihr Gemahl 1513 in der Schlacht bei Flodden gefallen war (s. Bd. IX., S. 255), bei Frankreich Unterstützung gefunden und sich ihres unmündigen Sohnes, Jakob V., bemächtigt, in dessen Namen einige Zeit regiert und ein wüstes Leben getrieben, bis ihr Schützer, Franz I., bei Pavia in Gefangenschaft gerieth und der Einfluß ihres Bruders in Schottland überwiegend ward. Heinrich VIII. verband sich damals mit dem Grafen von Angus und dieser beherrschte, unter dem Namen des jungen Königs, Schottland bis zum Jahre 1528. Margaretha, welche einen Grafen Methven heirathete, ward vergessen.

Im Jahre 1528 machte Jakob V. sich von der Vormundschaft des Grafen Angus los und nöthigte denselben zur Flucht nach England. Er war mehr dem Könige von Frankreich zugeneigt, als seinem Oheim, dem Könige von England, mit dem er wegen der Raubzüge der schottischen Abenteurer (borderers) stets im Streit war; allein da er damals Ursache hatte, den Letzteren zu schonen, so vermittelte er zwischen beiden Königen und es trat für einige Zeit ein freundliches Verhältniß ein. Dieses ward jedoch 1536 bei Gelegenheit der Versuche, dem König Jakob eine Gemahlin zu verschaffen, unterbrochen und 1537 durch Jakob's Vermählung mit Magdalena, der Tochter des Königs Franz, ganz gestört. Jakob's Ehe mit dieser liebenswürdigen Prinzessin wurde bald nachher durch den Tod gelöst, und er schloß eine zweite Heirath, welche seit dem Jahre 1538 die Quelle unsäglichen Elends für Schottland, sowie die Hauptveranlassung der Vergehungen, des unglücklichen Lebens und der Hinrichtung seiner Tochter Maria Stuart ward. Jakob nahm nämlich Maria, die verwittwete Herzogin von Longueville, eine Tochter des Herzogs Claudius von Guise, zur Gemahlin; Claudius aber und sein Sohn Franz, sowie später dessen drei Söhne standen in Frankreich an der Spitze der jesuitisch-päpstlichen oder mit anderen Worten derjenigen politisch-religiösen Partei, die sich die Aufgabe gesetzt hatte, die Ketzerei und, wenn es nicht anders sein konnte, auch die Ketzer mit der Wurzel zu vertilgen. Da nun dieses Streben die Jesuiten schon damals zum Schrecken und Popanz aller der Länder machte, in welchen der Protestantismus eine große

Zahl von Bekennern hatte, so war es später, als Jakob mit Hinterlassung einer erst wenige Tage zuvor geborenen Erbtochter, der Maria Stuart, starb, für die Mutter der Letzteren unmöglich, sich das Zutrauen der Schotten zu gewinnen.

Jakob V. und seine Gemahlin hielten fest an der alten Form und verabscheuten im englischen Könige den Feind des Papstes, dessen Religion die ihrige war; sie dachten wie König Franz und wie das Haus der Guisen; ein großer Theil der Schotten dagegen war, wenn er auch nicht Heinrich's VIII. Religion annahm, doch gleich diesem der päpstlichen Religion heftig entgegen. Schon im Jahre 1540 waren daher Oheim und Neffe wieder im offenem Streite. Heinrich ließ seinem Neffen drei Mal eine in York zu haltende Zusammenkunft vorschlagen; der Letztere fürchtete aber, er möchte, wenn er sich einmal in die Gewalt seines Oheims gebe, von diesem gezwungen werden, entweder dem Bunde mit Frankreich oder doch wenigstens dem kirchlichen Gehorsam gegen den Papst zu entsagen. Jakob entzog sich deshalb zum dritten Male der freundlichen Unterredung mit dem englischen Könige, indem er diesen (September 1541) acht Tage lang vergebens auf sich warten ließ, so daß derselbe gleichsam geneckt von York wieder nach London zurückkehren mußte. Heinrich würde die ihm vom König Jakob angethane Beleidigung sogleich durch einen Krieg mit der schottischen Nation gerächt haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß König Franz sich derselben annehmen werde. Er schickte daher einen Gesandten nach Frankreich, um Franz zur Erneuerung des Bundes zu bewegen; als aber dieser sich weigerte, einen Bund zu erneuern, der keinen Zweck mehr hatte, begann Heinrich den Krieg mit Schottland, da der französische König zu sehr mit den Zurüstungen zur Bekriegung des Kaisers beschäftigt war, als daß irgend etwas von ihm zu fürchten gewesen wäre. Der Krieg war anfangs nach der gewöhnlichen Art der schottischen und nordenglischen Raubkriege geführt, bis im September 1542 ein regelmäßiges englisches Reichsheer unter dem Herzog von Norfolk an den schottischen Grenzen erschien. Dieser Führer hatte, wie es uns fast scheint, keine große Lust, dem Neffen seines Königs ernstlich zuzusetzen; denn er ließ sich durch Unterhandlungen in York aufhalten. Am 21. Oktober rückte er endlich auf Heinrich's ausdrücklichen Befehl in Schottland ein und brannte mehrere Ortschaften nieder. König Jakob zog ihm an der Spitze der ganzen Reichsmacht entgegen; als aber die Engländer sich schon nach acht Tagen zurückzogen, wurde das schottische Volksaufgebot entlassen, und nur 10,000 Mann folgten den Engländern nach. Dieses Heer ward am 25. November 1542 bei Solway Moß angegriffen und die Engländer erfochten, fast ohne gekämpft zu haben, einen Sieg über dasselbe, da ein panischer Schrecken die Schotten zer-

streute. Die Engländer eroberten nicht allein das Gepäck und 24 Kanonen ihrer Gegner, sondern sie nahmen auch zwei Grafen, fünf Barone, 200 Ritter und 800 andere Kriegsleute gefangen und trieben den übrigen Theil des schottischen Heeres auseinander. Der Schrecken dieser Niederlage erschütterte den König Jakob V., welcher schon längst kränklich und tiefsinnig war, so sehr, daß er am 14. December 1542, sieben Tage nach der Geburt seiner unglücklichen Tochter Maria Stuart, auf dem Schlosse Falkland starb.

Heinrich VIII. hatte seine Ursachen, den sicheren friedlichen Erwerb von Schottland einer sehr ungewissen Eroberung vorzuziehen, da er doch nicht im Stande gewesen wäre, das Hochland zu behaupten. Er suchte also einen Vertrag abzuschließen, dessen Grundlage das Versprechen der Schotten sein sollte, daß ihre eben geborene Prinzessin künftig mit dem englischen Thronfolger Eduard, welcher damals fünf Jahre alt war, vermählt werden solle. Von diesem Augenblick an war Schottland ebenso, wie wenige Jahre vorher Genf, in zwei Parteien getheilt, von welchen die eine unter der Führung des Grafen von Arran, des nächsten männlichen Verwandten der jungen Königin, stand und Englands Schutz suchte, die andere aber sich um die verwittwete Königin und ihre Verwandten schaarte und von Frankreich unterstützt ward. Anfangs, so lange der Graf von Arran noch ernstlich auf Heinrich's Seite war, erhielt die englische Partei die Oberhand und es ward im Juli 1543 ein Friede geschlossen, bei welcher Gelegenheit man auch die künftige Vermählung der jungen Königin mit dem Sohne Heinrich's verabredete; mit vollendetem zehnten Lebensjahr sollte Maria Stuart nach England geschickt werden. Die Franzosen und der Papst unterstützten aber die Partei der verwittweten Königin im Laufe des Jahres 1543 so nachdrücklich und die Ersteren besonders gaben so viel Geld und Soldaten her, daß noch vor dem Ende des Jahres Alles vereitelt war und der Krieg aufs neue begann.

Die Kabalen der Franzosen in Schottland und ihre Unterstützung der dortigen päpstlichen Partei hatten schon im Anfange des Jahres 1543 den König Heinrich bewogen, sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Am 11. Februar hatten beide Fürsten mit einander einen Bund geschlossen, auf welchen dann der Plan von Karl's V. Feldzug im Jahre 1543 gegründet wurde. Der Bundesvertrag enthielt folgende Verabredungen: Heinrich und Karl wollten gemeinschaftlich den König Franz zwingen, dem Bündnisse mit den Türken zu entsagen, und ihn zugleich nöthigen, daß er dem Könige von England sowohl die rückständigen Jahrgelder bezahle, als auch für die fernere richtige Bezahlung derselben die Grafstadt Ponthieu und die Stadt Boulogne zum Unterpfand gebe; wenn Franz aber diese Forderungen nicht innerhalb vierzig Tagen

erfülle, so sollte einerseits Karl das Herzogthum Burgund und andererseits Heinrich die Besitzungen seiner Vorfahren in Frankreich von Franz zurückverlangen und Beide ihre Forderung an der Spitze eines mächtigen Heeres geltend machen. Schon im Oktober 1543 standen 6000 Engländer unter Sir John Wallop vor Landreeies, welches König Franz inne hatte; der Kaiser aber zog, nachdem er zuvor die Demüthigung des Herzogs von Cleve vollendet hatte, mit seinem ganzen Heere gegen die Franzosen, welche Landreeies entsetzen wollten. Man erwartete im November eine Schlacht, in welcher Karl und Franz persönlich gegenwärtig wären; der Letztere hielt es aber für klüger, einem entscheidenden Kampfe auszuweichen, und zog sich, nachdem er Verstärkungen und Vorräthe in die Stadt geworfen, im November vor dem Feinde zurück. Weder die Engländer noch die Kaiserlichen konnten ihn daran hindern; die Ersteren erlitten vielmehr, als sie den abziehenden Feind zu hitzig verfolgten, einen sehr bedeutenden Verlust. Im Winter schickte daher Karl seinen Vice-König von Sicilien, Ferdinand Gonzaga, welcher gleich darauf Luxemburg den Franzosen wieder entriß, an Heinrich, um einen gemeinschaftlichen Operations-Plan zu verabreden, und es ward beschlossen, daß beide Verbündete gerade auf Paris marschiren sollten, indem der Kaiser in die Champagne einrücken, die Engländer aber die Picardie besetzen und sich vor Paris mit dem kaiserlichen Heere vereinigen würden.

Dieser Plan war um so besser berechnet, da König Franz damals seine ganze Macht nach Italien gerichtet hatte, wo er endlich Mailand wieder zu erobern gedachte. Die Franzosen erfochten 1544 in Italien allerdings einen der glänzendsten Siege, die ihnen seit vielen Jahren zu Theil geworden waren; allein die Vortheile, welche sie dadurch erlangten, entsprachen dem Glanz des errungenen militärischen Ruhmes keineswegs. Der König hatte im vorhergehenden Jahre den jungen Grafen von Enghien, der ein Bourbon und folglich ein Prinz von königlichem Geblüte war, in der Dauphiné und Provence an die Spitze eines Heeres gestellt, um in Verbindung mit Chaireddin Barbarossa, welcher eine Flotte von 175 Schiffen und ein bedeutendes Heer hatte, Eroberungen zu machen. Beide hatten die Stadt Nizza zerstört; die Burg derselben aber wurde von dem herbeieilenden Marquis del Guasto gerettet, welcher dann auch die Grenzen deckte und, nachdem Barbarossa entlassen worden war, Mondovi sowie Carignano besetzte. König Franz ließ darauf im Winter das Heer des Grafen von Enghien verstärken, und dieser begann schon im Februar 1544 die Belagerung von Carignano. Im April kam die Besatzung dieser Stadt durch Mangel an Lebensmitteln in Gefahr, sich nicht länger halten zu können, und del Guasto eilte daher zu ihrer Rettung aus Mailand herbei. Der Graf

von Enghien zog, mit Zurücklassung eines Beobachtungs-Corps, dem Marquis entgegen, und am Ostertage (14. April) 1544 trafen Beide unweit Cerisola auf einander. Die gewöhnlichen Geschichten der Franzosen lassen in dieser Schlacht den Marquis ein Heer von 25,000 Mann haben, und stellen des Grafen von Enghien Macht um 7000 bis 8000 Mann schwächer dar; allein in den Bemerkungen (Observations) zu den Denkwürdigkeiten von du Bellay (Vol. XXI., 298) heißt es, das kaiserliche Heer habe aus 16,500, das französische aus 17,000 Mann bestanden. Anfangs wurde auf beiden Seiten tapfer gestritten und die Franzosen verloren viele Leute; nachher aber ward die kaiserliche Reiterei von einem panischen Schrecken ergriffen und gab dadurch, daß sie unaufhaltsam davon floh, das spanische und deutsche Fußvolk dem Feinde preis. Dieses wurde hierauf zusammengehauen; doch zweifeln wir, daß, wie man erzählt, die Zahl seiner Todten 10,000 gewesen sei. Jedenfalls fiel die ganze Artillerie der Kaiserlichen nebst dem Gepäcke in die Gewalt der Franzosen und 700 Spanier wurden gefangen. Der Fürst von Salerno rettete sich mit den italienischen Truppen nach Asti und auch der Marquis del Guasto entkam, obgleich er verwundet worden war. Schweizer und Italiener, welche letzteren Pietro Strozzi aus Florenz geworben hatte, waren bereit, zum französischen Heere zu stoßen; doch aber erlaubten die Umstände dem Grafen von Enghien nicht, die Vortheile seines Sieges zu ernten; denn eines Theils verließen ihn die zahlreichen Schaaren der rüstigen französischen Ritterschaft, welche insgesammt zur Schlacht herbeigeströmt war, nach dem Siege wieder, und anderes Theils hielt ihn die Belagerung von Carignano noch bis zum 22. Juni auf. Auf dem Reichstag zu Speyer, der am 20. Februar 1544 eröffnet worden war, handelte es sich großentheils um Kriegshülfe gegen Frankreich. Dieser Reichstag war einer der glänzendsten; sämmtliche sieben Kurfürsten waren persönlich anwesend und Johann Friedrich von Sachsen trug bei der Eröffnung als Marschall dem Kaiser das Schwert voran. Franz I. fertigte an die deutschen Stände eine Gesandtschaft ab, an deren Spitze der Kardinal du Bellay stand; dieselbe wurde jedoch nicht zugelassen, vielmehr der Bote, durch welchen sie Zulaß begehrte, von Granvella mit sehr harten Worten weggewiesen. Die Schrift, welche nun du Bellay einsandte und in welcher der König wegen seines Bündnisses mit dem Erbfeinde der Christenheit vertheidigt werden sollte, machte keinen Eindruck. In den Reichstagsabschied, der am 24. Mai zu Stande kam, wurde eine förmliche Kriegserklärung gegen Franz I. aufgenommen, wobei es hieß, man habe „gedachten König von Frankreich nit weniger dann den Türken für einen gemeinen Feind der Christenheit zu halten.“ Die Schmalkaldner brachen damals nicht nur mit Franz, sondern sie

wirkten auch dazu mit, daß Dänemark und Schweden dem Bündniß mit demselben entsagten. Der Reichstag bewilligte Geld zur Unterhaltung von 24,000 Fußgängern und 4000 Reitern.

Nach der Eroberung von Carignano mußten die Franzosen sich ruhig verhalten, weil König Franz in seiner Residenz von zwei Seiten her bedroht wurde und deshalb 6000 Mann auserlesene Truppen nebst ebensoviel italienischen Söldnern zur Vertheidigung seiner Hauptstadt herbeirief. Franz ward übrigens durch den Angriff Karl's V. und Heinrich's VIII. weit mehr aus dem Grunde in große Verlegenheit gebracht, weil an seinem Hofe Alles von Hofleuten und Maitressen nach Gunst und Verbindungen geleitet und das wahre Verdienst zurückgesetzt ward, als weil die Feinde ihm überlegen gewesen wären. Anstatt dem Kaiser, als derselbe über Chalons nach Paris ziehen wollte, einen tüchtigen General entgegen zu stellen, ertheilte man das Commando zwei unerfahrenen Prinzen und dem Marschall Annebault, welcher seine Unfähigkeit schon so oft bewiesen hatte. Der Connetable Montmorency ward durch dieselben Leute, die ihn beim Proceß gegen den Admiral Chabot verdrängt hatten, von den Geschäften fern gehalten. Franz von Guise, der sich später durch die Vertheidigung von Metz gegen Karl V. unsterblich machte, befand sich freilich beim Könige, aber nur als Rathgeber, nicht eigentlich als Feldherr. Ein Glück war es für Paris, daß die beiden verbündeten Fürsten kein gemeinschaftliches Ziel verfolgten und daß jeder von ihnen besorgte, er möchte mit seinen Kräften den Zweck des Anderen fördern. Einerseits hatte Heinrich, als Karl bereits Luxemburg und Ligny genommen hatte und sich schon auf dem Marsche nach Chalons befand, noch immer kein Heer ans Land gesetzt. Andererseits hatte auch Karl den Franzosen Zeit gelassen, ihre Truppen aus Piemont abzurufen und ihren Patriotismus, sowie die militärischen Eigenschaften, welche Niemand der französischen Nation absprechen wird, bei der Vertheidigung unbedeutender Plätze zu beweisen. Anstatt nämlich gerade auf Chalons los zu marschiren, belagerte er St. Dizier und gab den Franzosen unter dem Grafen von Sancerre Gelegenheit, bei der Vertheidigung dieses an sich unhaltbaren Ortes ihren Heldenmuth und ihr militärisches Talent dadurch kundzugeben, daß sie sechs Wochen lang das ganze kaiserliche Heer aufhielten und ihm viele Leute tödteten. Uebrigens ward der Kaiser auf diesem Zuge von einem deutschen Fürsten begleitet, welcher längst seines Bruders Freund geworden war und sich damals als Feldherr und als Soldat auszeichnete. Dies war Herzog Moritz von Sachsen, welcher über seinen nächsten Verwandten, den Kurfürsten von Sachsen, und über dessen blinde Folgsamkeit gegen Luther ebenso sehr erbittert war, als der Kaiser, weshalb es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß

schon damals zwischen ihm und dem Kaiser dasjenige, was der Letztere zwei Jahre nachher ausführte, ausgemacht ward. Vor St. Dizier blieb auch Rainer von Nassau, von welchem sein damals 11 Jahre alter Vetter, Wilhelm der Schweigsame, die großen Güter und Besitzungen erbte, die denselben nachher in den Stand setzten, für die Freiheit der Niederlande gegen Philipp II. so viele Jahre lang zu kämpfen.

Ehe St. Dizier genommen ward, machte man den Versuch, vermittelst eines Kongresses zuerst zwischen französischen und kaiserlichen und dann zwischen französischen und englischen Bevollmächtigten eine Uebereinkunft zu Stande zu bringen; man konnte jedoch nicht einig werden. Karl marschirte hierauf an Chalons vorbei nach Chateau-Thierry vor. Im Juni 1544 landete Heinrich VIII. bei Calais. Der Kaiser ließ von den Niederlanden her 15,000 Mann unter den Grafen von Büren und von Roeulx zu den Engländern stoßen. Diese waren 30,000 Mann stark und man rechnete, was wir freilich nicht verbürgen wollen, daß die beiden Heere, vor Paris vereinigt, 80,000 Mann zu Fuß und 24,000 Reiter würden betragen haben; ihre Vereinigung fand aber nicht statt. Heinrich wollte sich nämlich vor allen Dingen in den Besitz der Städte setzen, die ihm als Unterpfand für die in dem Vertrage mit Karl erwähnten rückständigen Zahlungen des französischen Königs dienen sollten. Er begann aus diesem Grunde im Juli die Belagerung von Boulogne und Montreuil. Dabei unterstützten ihn die kaiserlichen Hülfstruppen anfangs nur sehr lau und dann wurden dieselben ganz abgerufen. Es entstand daher bald eine Entfremdung zwischen beiden Verbündeten. Der Kaiser war nämlich doppelt gekränkt, da er im Vertrauen auf Heinrich's Beistand die Brücke bei Chateau-Thierry besetzt hatte und unvorsichtiger Weise am rechten Ufer der Marne hinabgezogen war. Seine Gesandten bestürmten 11 Tage hintereinander den König Heinrich, daß er sich mit ihm vereinigen möge; ihre Bemühungen waren aber vergeblich, und der Kaiser, welcher bis ganz nahe vor Paris vorgedrungen war, mußte sich glücklich schätzen, daß die Franzosen seine Lage nicht genau kannten; denn viele Pariser flüchteten bereits nach Rouen, Orleans und anderen Städten. Aber das französische Heer verstärkte sich jeden Augenblick, die Kaiserlichen dagegen zerstreuten sich nach und nach, fingen bereits an Mangel zu leiden und würden in noch größere Noth gerathen sein, wenn ihnen nicht der Befehlshaber von Epernay die dort befindlichen Magazine verrathen hätte.

Der König selbst und der Herzog von Guise befanden sich in Paris, wo die größte Verzweiflung herrschte. Die beiden Prinzen und die zwei Maitressen des Königs, von denen die eine schon an dessen Sohn,

den Dauphin, übergegangen war, hatten alle vier ihren Antheil an der Regierung und setzten mit ihrem Anhange die elenden Kabalen fort, die sie stets angesponnen hatten. Die Denkwürdigkeiten der Zeit, aus welchen man diese Geschichte entnehmen muß, sind mit den Erzählungen der Umtriebe der Maitressen, Prinzen und Großen angefüllt; wir legen aber für unseren Zweck weniger Bedeutung auf diese Erzählungen, als die französischen Geschichtschreiber zu thun pflegen. Doch wollen wir des Beispieles wegen Einiges anführen. Man erzählt unter Andern, daß die Herzogin von Estampes, welche den zweiten Prinzen, den Herzog von Orleans, begünstigte, um der Diana von Poitiers, die den Dauphin ganz beherrschte, entgegen zu wirken, gewünscht habe, das kaiserliche Heer näher nach Paris zu ziehen, damit der König Friede machen müsse. Sie soll aus diesem Grunde bewirkt haben, daß der Befehl, die Brücke bei Epernay abzubrennen, nicht befolgt wurde, und daß Chateau-Thierry, welches nur wenige Meilen von Paris entfernt ist und bedeutende Vorräthe enthielt, in die Hände des Feindes fiel. Der Gutsherr von Bossu nämlich, Niclas de Longueval, soll der Herzogin von Estampes zu Gefallen den Hauptmann, welcher dort commandirte, bestochen haben. Nach denselben Denkwürdigkeiten wollte die bereits 45 Jahre alte Diana von Poitiers ihrem nunmehrigen Geliebten, der um 19 Jahre jüngere Dauphin Heinrich, den Ruhm, der Retter von Paris zu sein, zuwenden, und betrieb deshalb die Gegenwart des Connetable Montmorency; der König konnte aber nicht bewogen werden, diesen zu sich zu rufen. Andererseits wünschte die Herzogin von Estampes, dem Herzoge Karl von Orleans vermittelst des Friedensschlusses das Herzogthum Mailand zu verschaffen, da der Kaiser oft versprochen hatte, dasselbe einem jüngeren französischen Prinzen, welcher es nicht an die Krone bringe, zu überlassen. Der Herzog hatte deshalb zu Crepy (Crespy) eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser und dieser versprach, daß der Herzog entweder seine Tochter Maria und die Niederlande mit den Grafschaften Burgund und Charolais, oder seines Bruders Ferdinand zweite Tochter Anna und das Herzogthum Mailand erhalten solle. Der Kaiser selbst sollte binnen vier Monaten sich darüber entscheiden, welche von beiden Vermählungen er wünsche. Auch die Einleitung zum Frieden wird von den an Anekdoten reichen Denkwürdigkeiten mit einer Kabale von Weibern und Pfaffen in Verbindung gebracht. Es heißt nämlich, die Königin Eleonore von Frankreich, des Kaisers Schwester, habe die ersten Friedens-Eröffnungen ihres Bruders durch ihren Beichtvater, einen Dominikaner, erhalten, welchem sie von einem anderen Dominikaner im Auftrage des kaiserlichen Beichtvaters, der demselben Orden angehörte, überbracht worden seien. Die Königin habe, heißt es, be-

wirkt, daß die Präliminarien in La Chaussée, zwischen Chalons und Vitry, geschlossen wurden und daß der Form wegen König Heinrich zur Theilnahme an der Friedensunterhandlung in Crepy eingeladen worden sei. Als der Letztere diesen Vorschlag ablehnte, unterhandelte man ohne ihn.

Durch die Bemühungen der Herzogin von Estampes ward der Friede von Crepy zum großen Verdruß des Dauphin schon zwischen dem 9. und 18. September 1544 abgeschlossen. Er war ganz zum Vortheile des Kaisers; denn bis zu der höchst ungewissen Verheirathung des Herzogs von Orleans sollte Alles im alten Stande bleiben oder mit anderen Worten, der Kaiser sollte, um Zeit zu gewinnen, den unglücklichen Herzog von Savoyen preisgeben und bis zur vollzogenen Vermählung die Franzosen im Besitze ihrer Eroberungen in Savoyen und Piemont lassen. Ferner versprach der König Kriegshülfe zur Vertreibung der Türken aus Ungarn. Diesen Frieden ratificirte der Kaiser, sobald Annebault, der Günstling der Herzogin von Estampes und des Herzogs von Orleans, nach Brüssel gekommen war, indem er zugleich sich dahin entschied, daß der Letztere die Tochter seines Bruders und das Herzogthum Mailand erhalten solle. Der Dauphin protestirte am 2. December öffentlich gegen den Frieden, und dasselbe geschah am 22. Januar 1545 von Seiten des Generaladvokaten und Generalprocurators des Parlaments von Toulouse. Da der Herzog von Orleans bald nachher starb, so wurde der Kaiser seines Versprechens auf eine ehrenvollere Weise entbunden, als er hatte hoffen können.

König Heinrich eroberte um dieselbe Zeit, als der Friede von Crepy geschlossen ward, die Stadt Boulogne. Er setzte den Krieg auch im Jahre 1545 fort. Die französische Flotte erschien in diesem Jahre an den englischen Küsten und trieb die englische in die Häfen; sonst erfolgte weder damals noch im folgenden Jahre etwas Bedeutendes. Beide Könige waren schon im Mai 1546 des Krieges müde und schlossen nach einem kurzen Waffenstillstande am 7. Juni in einem Zelte zwischen Guines und Ardres den Frieden ab. Es ward in demselben festgesetzt, daß Heinrich für die ihm 1523 versprochenen Jahrgelder und deren Rückstände 512,022 Dukaten (crowns), sowie nach acht Jahren noch zwei Millionen für Rückstände und für die Unterhaltung der Festungswerke von Boulogne erhalten und dagegen, sobald diese Summe gezahlt sei, die Stadt Boulogne und was dazu gehöre an England zurückgeben solle. Schottland wurde in den Frieden mit eingeschlossen.

16. Deutsche Angelegenheiten von 1542 bis 1546.

Sobald Karl V. den Frieden mit Frankreich geschlossen hatte, dachte er daran, das Ansehen des Hauses Oestreich in Deutschland wiederherzustellen und sich an Johann Friedrich von Sachsen und an Philipp

von Hessen zu rächen. Er verfuhr jedoch dabei keineswegs übereilt oder leidenschaftlich. Um der Unterstützung deutscher Fürsten gegen die Anmaaßungen der beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes versichert zu sein, hatte er einerseits den Heinrich'schen Bund immer öffentlich ableugnen, insgeheim aber unterstützen lassen und andrerseits den Papst zur Zahlung von Geldbeiträgen bewogen. Er hatte ferner, wie die Protestanten forderten, Religions-Gespräche halten lassen, bei welchen sich dann zeigte, daß auf diesem Wege nichts auszurichten sei. Er hatte endlich immer darauf gedrungen, den Religions-Streit auf einem Concilium schlichten zu lassen, und sogar den Papst dahin gebracht, daß derselbe dieses Concilium in einer deutschen Stadt halten lassen wollte. Der Papst, welcher das Concilium schon einmal nach Trident ausgeschrieben und dann diese Berufung zurückgenommen hatte, erneute diese jetzt, zerfiel aber zum Glück später mit dem Kaiser, weil er sie noch einmal zurücknahm. Uebrigens beschwerte sich der Kaiser nicht mit Unrecht über die Protestanten, daß sie die Reichsverfassung vernichteten, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen, daß sie von einer Reichs-Justiz nichts wissen wollten und daß sie nicht blos bei dem Streite mit Herzog Heinrich von Braunschweig, mit dem rechtmäßigen Bischof von Naumburg, Julius Pflug, zu dessen Schutze er die schärfsten Mandate ergehen ließ, sondern auch in Magdeburg und Merseburg und bei vielen anderen Gelegenheiten dem bestehenden Rechte Gewalt entgegensetzten. Er warf mit Recht den Protestanten vor, daß ihr Sonderbündniß an der Besitznahme von ganz Ungarn durch die Türken schuld sei und daß König Franz bei seinen Kriegen mit ihm, welche freilich mehrentheils das Reich nichts angingen, immer darauf rechnen könne, in Deutschland Verbündete zu finden. Die Deutschen hatten allerdings in den letzten Jahren Miene gemacht, als wenn sie ihrem Kaiser und dem Bruder desselben gegen die Franzosen und die Türken beistehen wollten, und ihre Reden, Erklärungen und Decrete waren sehr loyal gewesen; allein der Ausgang war sowohl im Kampfe mit den Franzosen als mit den Türken von der Art, daß man deutlich sah, das Reich werde allen Glanz und alle Macht nach Außen verlieren müssen, wenn nicht das Ansehen des Kaiserthums wiederhergestellt werde.

Was die Türken angeht, so war, als dieselben von Ungarn aus Wien aufs Neue bedrohten, 1542 auf dem Reichstage zu Speier die Aufstellung eines sehr ansehnlichen Heeres beschlossen worden; die Stände erklärten, sie wollten „sich stattlich hoch angreifen" und eine allgemeine Vermögenssteuer wurde ausgeschrieben*). Gleichwohl war

*) Auch die gesammte Judenschaft sollte für jeden Kopf einen Gulden aufbringen, wobei die Reichen für die Armen einzutreten hatten.

das Heer nie vollzählig geworden und die Religions-Streitigkeiten hatten verhindert, daß dasselbe einen tüchtigen Oberfeldherrn erhielt, weil diejenigen, welche von den Protestanten vorgeschlagen wurden, den Katholiken nicht gefielen und umgekehrt. Als man endlich einig wurde, den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg an die Spitze zu stellen, gestand dieser selbst ein, er sei sich bewußt, daß er zum Feldherrn durchaus nicht tauge. Er übernahm zwar endlich nach langem Sträuben das Commando; man setzte ihm aber sogleich zehn aus den Kreisen des Reiches erwählte Kriegsräthe zur Seite, ohne deren Rath er nichts unternehmen sollte. Joachim reiste hierauf zuerst nach Brandenburg, und als er nachher in Wien ankam, fand er außer den von ihm selbst gesandten Truppen nur wenige andere, darunter 3000 Mann päpstliche Söldner unter Alessandro Vitelli. Ueberdies fehlte es an Geld und an Lebensmitteln. Joachim's Heer konnte daher auch beim Angriffe auf die Stadt Pest nichts ausrichten; es mußte die Belagerung derselben aufgeben und kehrte in elendem Zustande nach Wien zurück. Der tapfere Schärtlin von Burtenbach erzählt in seiner Lebensbeschreibung: „Seynd sie erst auf den Herbst hinabgezogen, für Pest sich gelagert und mit Spott, der ganzen Christenheit zum Nachtheil, abgezogen, über 15,000 Mann von guten Leuten verloren, das Geld unnützlich verschwendet." Wegen der Reichshülfe gegen Frankreich ward in den ersten Monaten des Jahres 1544 der erwähnte glänzende Reichstag zu Speier veranstaltet, auf welchem sich endlich einmal auch der Kurfürst von Sachsen einfand und hier wurde dem Kaiser zwar Hülfe gewährt, allein das Heer und die Summe, welche man bewilligte, waren so klein, daß man kaum an eine ernstliche Absicht der Stände, dem Kaiser beizustehen, glauben konnte. Man versprach nämlich dem Kaiser zwar eine Beisteuer zur Unterhaltung von 4000 Reitern und 20,000 Mann Fußvolk, aber nur für sechs Monate und mit der sonderbaren Clausel, daß er einen Theil dieser Truppen an seinen Bruder für den Türkenkrieg abgeben solle, was auch geschah.

Die Streitigkeiten wegen der Religions-Angelegenheiten sollten freilich durch theologische Colloquien und durch ein allgemeines Concilium beigelegt werden; es war aber schon dahin gekommen, daß nur das Schwert entscheiden konnte. Dies wußte der Kurfürst von Sachsen ebenso gut als der Kaiser; denn auch er ließ sich auf nichts ein. Allein er war weniger staatsklug als der Kaiser. Der Letztere schloß, gerade weil er die Nothwendigkeit des Zuschlagens einsah, Verbindungen und ließ sich vom Papste Geld und Truppen versprechen; Johann Friedrich dagegen folgte blindlings dem ganz theologischen Rathe Luther's. Dieser wollte durchaus nicht, daß der Kurfürst Kriegsanstalten treffe, obgleich er selbst im Anfange des Jahres 1545 gegen einen von Papst

Paul III. an den Kaiser geschriebenen Brief, welcher allerdings nicht sehr christlich war, die Abhandlung: „Wider das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet" drucken ließ, die den Kaiser und alle Katholiken aufs Höchste erbittern mußte. Ganz anders dachte der Landgraf Philipp. Die Orthodoxie dieses Fürsten hatte aber wegen seiner Verbindung mit Bucer und anderen Gemäßigten schon längst Luther's Verdacht erregt, und der Letztere beleidigte in demselben Jahre, in welchem er die Einsetzung des Papstthums dem Teufel zuschrieb, den Landgrafen und die Zwinglianer und Calvinisten nicht weniger empfindlich, als die Papisten. Er schrieb nämlich gegen sie sein „Kurzes Bekenntniß vom heiligen Sacrament des Abendmahls," in welchem er nicht nur heftig gegen Zwingli und Calvin polterte, sondern auch sogar Bucer und Melanchthon beschuldigte, daß sie in der Lehre vom Abendmahl viel zu gelinde verfahren wären. Zudem konnte sich der Kurfürst nicht entschließen, dem Herzog Moritz näher zu treten, wie der Landgraf es begehrte.

Der Kaiser durfte, auch wenn er gewollt hätte, schon der Spanier, Italiener und Belgier wegen, dem Fortschreiten des Protestantismus nicht länger ruhig zusehen. Im Jahre 1545 mußte er demselben sogar nothwendiger Weise entgegentreten, weil damals nicht nur der Kurfürst Friedrich II., welcher nach seines Bruders Ludwig Tode die Regierung der Pfalz übernommen hatte, sondern auch der alte Erzbischof von Köln, der schon längst sein Bisthum hatte reformiren wollen, ernstlich zur That schritten. Ließ sich ja doch auch des Kaisers und seines Bruders guter Freund, Moritz von Sachsen, obgleich er mit Beiden gegen Johann Friedrich conspirirte, durch die Rücksicht auf den Kaiser nicht abhalten, mit dem durch Todesfall erledigten Stifte Merseburg wie mit seinem Eigenthume zu verfahren und dasselbe zu einem weltlichen Fürstenthum für seinen zehn Jahre alten Bruder August zu machen, für den er vorerst einen Administrator setzte. Erzbischof von Köln war seit 1525 Hermann von Wied. Dieser hatte schon 1536 einen Versuch gemacht, den Klerus seiner Diöcese zu reformiren. Welche Gründe ihn dazu bestimmten, können wir nicht angeben. Ein guter, alter Mann war er jedenfalls, obgleich er die Bibel schwerlich studirt hatte, da seine eigenen Freunde von ihm sagen, er habe kaum dreimal in seinem Leben Messe gelesen. In einem Artikel des Regensburger Reichstags-Abschiedes von 1541 war den Bischöfen nicht blos erlaubt, sondern sogar geboten worden, in ihren Sprengeln eine Reformation der Gebrechen vorzunehmen. Diese Pflicht erfüllte Hermann gewissenhafter, als sein Nachbar, der Erzbischof von Trier. Er trat der vorzunehmenden Reformen wegen mit den protestantischen Fürsten und ihren Theologen in Verbindung, unterhielt sich mit Bucer, den er zu sich hatte kommen

lassen, acht Tage lang, und berief im März 1543 einen sehr ansehnlichen Landtag nach Bonn. Auf diesem wollten zwar das Dom-Kapitel und die ganze Geistlichkeit nichts von Reformen hören; dagegen ermunterten aber die anderen Stände, die Grafen, die Ritterschaft und die Städte, den Erzbischof, seinen Vorsatz auszuführen. Hermann wandte sich hierauf an Philipp von Hessen und an Johann Friedrich von Sachsen, und der Erstere schickte ihm seinen Pistorius, der Letztere den furchtsamen Melanchthon, um in Verbindung mit Bucer einen Reformations-Entwurf auszuarbeiten, welchen der Erzbischof im Juni 1543 seinen Ständen vorlegen wollte. Dem Melanchthon, welcher seines Oheims Reuchlin diplomatische Natur geerbt hatte, war es gleich anfangs bei der Sache nicht wohl zu Muthe. Er beschwert sich in seinen Briefen, daß ihn seine hohen Gönner, die Fürsten, gezwungen hätten, sich mit der Kölner Sache zu befassen. Die Fürsten dagegen und Luther klagten, es sollten in Köln alle alten Mißbräuche beibehalten werden und andererseits war dem Letzteren die Art, wie man sich dort über das Abendmahl erklärte, zu schweizerisch. Das Dom-Kapitel, der Magistrat, die Geistlichkeit und die Universität protestirten gegen den Erzbischof, die Ritterschaft und das Volk; sie riefen endlich den Kaiser und den Papst an, wogegen Landgraf Philipp sie nach seiner Art bedrohte.

Unter diesen Umständen ist es allerdings erklärlich, daß Karl in den Friedensvertrag von Crepy einen Artikel einrückte, durch welchen er und der König von Frankreich sich verpflichteten, dazu beizutragen, daß die Einheit in der Kirche wiederhergestellt und die Ketzerei ausgerottet würde. Fast zu derselben Zeit, als auf diese Weise Karl und Franz sich mit einander zur Ausrottung der auch von dem Letzteren längst grausam verfolgten evangelischen Christen verbanden, berief der Papst zum dritten Male ein Concilium nach T r i d e n t, und zwar auf den März 1545. Der Reichstag, welchen unter diesen Umständen der Kaiser auf den Januar 1545 nach Worms ausschrieb, wurde daher, wie aus den zahlreichen Briefen und Schriften jener Zeit hervorgeht, allgemein nicht nach Karl's Wunsch als ein Schritt zur Ausgleichung, sondern als ein Signal betrachtet, daß Kaiser und Papst einen Vorwand zum Religions-Kriege suchen wollten. Er wurde, da Karl in Brüssel heftig am Podagra litt und deswegen im März noch nicht reisen konnte, am 24. dieses Monats durch seinen Bruder Ferdinand eröffnet. Es war von übler Vorbedeutung, daß der Papst schon vorher ein Breve an Ferdinand erlassen hatte, in welchem er diesen ermahnte, in der Religions-Sache auf dem Reichstage nichts vorzunehmen, und daß dagegen Ferdinand bei der Eröffnung die Erhaltung der Religion, des Rechtes und der Gerechtigkeit (also der recusirten Reichs-Justiz) und des Friedens als den Hauptgegenstand der Verhandlungen be-

zeichnete. Der Reichstag zog sich mehrere Monate lang hin, weil die Protestanten sich dem päpstlichen Concilium nicht unterwerfen wollten und weil Karl und seine Rathgeber viel zu verständig waren, als daß sie dem Papste und den Pfaffen zu Gefallen hätten Krieg anfangen wollen. Dem Kaiser und seinen Leuten war es darum zu thun, das kaiserliche Ansehen im Reiche, nicht aber das Pfaffenthum um jeden Preis wiederherzustellen; sie wollten, wie man sich jetzt ausdrückt, das monarchische Princip kaiserlicher Regierung gegen das anarchische der Fürsten und Städte-Magistrate aufrecht erhalten.

Im Mai kam der Kaiser selbst nach Worms. Er benahm sich gegen die Protestanten auf solche Weise, daß man deutlich sah, er sei ebensowenig geneigt, den Papst schalten und alle Mißbräuche erneuern zu lassen, als die Anmaaßungen des Schmalkaldischen Bundes zu dulden. Die Protestanten beleidigten ihn zwar dadurch empfindlich, daß sie aller seiner Bemühungen ungeachtet das Concilium nicht anerkennen wollten; er fühlte aber doch wahrscheinlich als Staatsmann, daß sie dies unmöglich thun könnten, ohne sich dem Papste ganz hinzugeben. Daß die sächsischen Gesandten auf diesem Reichstag nicht nur eine ältere Schrift Luther's über die Concilien, sondern auch die neuere „über das Papstthum vom Teufel gestiftet" verbreiteten, und zwar die letztere mit einem Spottbild im grotesken, satirischen Zeitgeschmack, war jedenfalls taktlos und wurde von vielen Evangelischen mißbilligt; aber der Kurfürst von Sachsen meinte, Doctor Martinus habe einen sonderlichen Geist, dem man nicht Maaße setzen könne. Die Fürsten selbst waren nicht erschienen und Karl verhandelte mit den Gesandten. Nichtsdestoweniger machte er den Versuch, ob man sich nicht vielleicht zu einer Ausgleichung unter seiner Leitung verstehen würde. Er schrieb in einem ganz kurzen vertröstenden Reichstags-Abschied auf den 6. Januar (Dreikönigstag) des folgenden Jahres einen neuen Reichstag nach Regensburg aus, auf welchem dann in Gegenwart des Kaisers noch einmal eine Versöhnung der Religions-Parteien durch ein freundliches Gespräch der deutschen Theologen versucht werden sollte. Viele Schritte des Kaisers bewiesen indessen schon im Jahre 1545, daß er entschlossen sei, die alten Rechte der deutschen Kaiser über die Fürsten wieder in Anspruch zu nehmen. Auch hieß es, daß er einen Vorschlag, welchen der Papst ihm durch seinen „Nepoten" und Legaten Alexander Farnese hätte machen lassen, angenommen habe; wenn nämlich der Kaiser es unternehmen wolle, die Ketzerei und die Ketzer mit den Waffen zu unterdrücken, so wolle der Papst 10,000 Mann guter Truppen und den vierten Theil der Kosten dazu hergeben.

Einige Regenten-Handlungen Karl's in dieser Zeit deuteten darauf hin, daß er nächstens der bisherigen Anarchie richterlich und militärisch

entgegenzutreten gedenke. Wir rechnen zu diesen Handlungen zunächst sein Verfahren in der Naumburger Stiftssache. Der Kaiser hatte schon im vorhergehenden Jahre sehr strenge Mandate für Julius Pflug und gegen den Kurfürsten von Sachsen, gegen dessen Schützling Amsdorf und gegen die in Naumburg vorgenommenen Neuerungen erlassen. In Regensburg wollte er Julius Pflug förmlich mit dem Bisthum Naumburg belehnen, und er konnte nur durch die dringendsten Vorstellungen des kursächsischen Gesandten zum Aufschube bewogen werden. Gegen den Kurfürsten von Köln verfuhr Karl ohne Rücksicht auf die Einreden der Protestanten. Hermann von Wied stützte sich fortwährend darauf, daß vom Reichstag aus den Prälaten aufgegeben worden sei eine Reformation einzurichten. Der Kaiser ließ jedoch einen Proceß gegen ihn einleiten, erkannte die Klagen des Dom-Kapitels für gegründet, beauftragte dasselbe, der Verbreitung der vom Kurfürsten begünstigten Ketzerei kräftig entgegenzutreten, und erklärte dem Letzteren, daß er entweder von ihm oder vom Papste werde abgesetzt werden. Da Köln den Niederlanden nahe liegt und Karl dort bereits eine Heeresabtheilung gesammelt hatte, so verfuhr er mit dem Kurfürsten schon ganz militärisch. Er deutete auf seiner Reise in die Niederlande demselben an, daß, wenn der Papst, was gewiß geschehe, ihm seine geistliche Würde entziehe, auch er, der Kaiser, ohne Rücksicht auf die deutsche Verfassung und die goldene Bulle, ihn seiner Würde als Kurfürst und deutscher Landesherr beraubt erachten werde. Ja, er ging so weit, daß er den deutschen Reichsfürsten außerhalb des Reiches, nach Brüssel, vorlud, um daselbst gerichtet zu werden.

Einen anderen deutschen Fürsten mußte der Kaiser zu derselben Zeit ganz wider seinen Willen mit der Reichs-Justiz verfolgen lassen. Dieser Fürst war Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, welchen Karl durch die Protestanten strafen ließ. Das Land desselben war von dem Landgrafen Philipp und dem Kurfürsten Johann Friedrich auch dann noch besetzt gehalten worden, als diese den protestantischen Städten des Herzogthums schon längst zu ihren Rechten verholfen hatten. Der Herzog führte Proceß dagegen, da ihm jene beiden Fürsten sogar den Sitz auf dem Reichstage streitig machten, in dessen Genuß er jedoch durch den Kaiser geschützt wurde. Nach langem Streite entschied endlich der Kaiser 1545 in Worms, daß Heinrich's Land in seine, des Kaisers, Hände gegeben werden solle, damit er es nachher unter gewissen Bedingungen in die Hände zweier von ihm zu ernennenden Reichsstände gebe (in Sequester nehmen lasse), bis Alles geordnet sei. Es ward darüber eine besondere Schrift, die sogenannte Wormser Capitulation, abgefaßt, welche der Kaiser dann an den Herzog überschickte, indem er von ihm verlangte, daß derselbe sich den vorgeschrie-

benen Bedingungen unterwerfe. Der Herzog jedoch, welcher früher den Schutz des Kaisers so oft gesucht und ihn auf seinem letzten Zuge nach Frankreich begleitet hatte, gerieth darüber in heftigen Zorn und wandte sich an den König von Frankreich. Dieser vertraute ihm damals eine ganz kleine Summe Geldes an, damit er für ihn in Deutschland Soldaten werbe, welche gegen König Heinrich VIII. gebraucht werden sollten. Heinrich warb aber mit dem Gelde für sich selbst Leute, um sein Land wieder zu erobern; er sammelte 8000 Landsknechte und 1500 Reiter im Lande Hadeln, also im Gebiete seines Bruders, des Erzbischofs von Bremen und Verden, und zwar mit dessen Erlaubniß. Mit diesen Truppen richtete er im September und October 1545 vielen Unfug an und ängstigte die Stadt Wolfenbüttel durch eine Belagerung. Die Bürger dieser Stadt leisteten ihm aber einen kräftigen Widerstand, bis der Landgraf Philipp ein Heer aufgestellt hatte. Nun drohte der Kaiser, welcher über diesen Landfriedensbruch heftig erbittert war, dem Herzoge ernstlich mit der Acht, und machte keine Einwendungen, als Moritz von Sachsen seinem Schwiegervater Philipp gegen den wüsten Braunschweiger zu Hülfe zog. Moritz versuchte vergebens, den Absichten des Kaisers gemäß zwischen Philipp und Heinrich zu vermitteln; es war mit dem Letzteren nichts anzufangen. Heinrich ward im Oktober in seinem Lager von Kalefeld umzingelt, verwarf aber noch immer die Bedingungen, die Moritz ihm bei einer persönlichen Zusammenkunft antrug. Aber schon am 21. ward seine Lage so bedrängt und gefahrvoll, daß er sich mit seinem Sohne, Karl Victor, dem Landgrafen gefangen stellen mußte. Dieser begegnete zwar Beiden edel und freundlich, brachte sie jedoch Beide nach der starken hessischen Festung Ziegenhain in Gewahrsam und verlangte vom Kaiser, daß er den Herzog wegen jenes Krieges in die Acht erklären solle. Der Kaiser ließ ihm mündlich sagen, den Gefangenen zu strafen sei jetzt nicht mehr nöthig, er möge ihn recht freundlich behandeln. Gegen den Landgrafen mußte der Kaiser von diesem Augenblicke an um so mehr erbittert sein, da derselbe nicht blos das Reformations-Werk Hermann's von Köln eifrig förderte, sondern auch bei dem damals eintretenden Tode Albrecht's von Mainz die Absicht hatte, in Verbindung mit einigen Domherren auch das Erzstift Mainz zu reformiren und dasselbe seinem Sohne zu verschaffen. Philipp sah zwar bald ein, daß sich das nicht würde durchsetzen lassen; er bewirkte aber doch in Verbindung mit dem Kurfürsten von der Pfalz, daß Sebastian von Heusenstamm gewählt wurde, welcher ihm versprochen hatte, im Mainzischen eine christliche Reformation zu befördern, wiewohl der Pfaff nachher nicht daran dachte, sein Wort zu halten.

Bei dem 1546 in Regensburg gehaltenen Religions-Gespräch waren

der Bischof von Eichstädt und der Graf von Fürstenberg als Präsidenten thätig, die katholische Partei vertraten vier vom Kaiser gewählte Sprecher, der spanische Dominikaner Malvenda, der kölnische Karmeliter Billik, der Augustinermönch Hoffmeister und der bekannte Cochläus. Ihnen standen vier Evangelische gegenüber, Bucer, Brenz, Schnepf und Doctor Majer, der statt des anfangs dazu bestimmten Melanchthon eintrat. Das Gespräch endigte, wie der Kaiser längst vorausgesehen hatte, ohne allen Erfolg. Dagegen gab in Regensburg zum Schrecken der deutschen Nation ein Spanier einen schauderhaften Beweis, wohin papistischer Fanatismus führen könne, und der Kaiser rächte weder die von demselben begangene Gräuelthat, noch mißbilligte er sie auch nur. Dieser Spanier war der oben genannte Malvenda, welchen Karl als einen Haupt-Klopffechter mit nach Regensburg gebracht hatte. Er ward dort aufs Heftigste gegen einen klassisch gebildeten Landsmann, Johann Diaz, erbittert, welcher die Lehre der Evangelischen in Genf erlernt hatte und für dieselbe in Regensburg neben Bucer sehr eifrig auftrat. Malvenda fuhr ihn nicht nur heftig an, sondern faßte in Verbindung mit dem spanischen Beichtvater des Kaisers den Beschluß, einen so verstockten Ketzer seiner Nation ganz aus der Welt zu schaffen. Wenigstens ist zu vermuthen, daß diese beiden Spanier es waren, welche des Diaz Bruder, Alfons, der Advokat in Rom war, nach Deutschland kommen ließen. Dieser lockte seinen Bruder in Neuburg (in der Oberpfalz) zu sich, gab sich bei ihm für einen Gesinnungsgenossen aus und ließ ihn durch einen Banditen in seiner Gegenwart ermorden. Alfons und die Mörder flohen darauf nach Innsbruck zu Ferdinand. Vergebens forderten Pfalzgraf Otto Heinrich und der Reichsoberrichter, Kurfürst Friedrich, ihre Auslieferung von dem Kaiser. Dieser erwiderte ganz kalt, er habe keine Gewalt über seinen Bruder. Wir würden die ganze Geschichte nicht glauben, wenn nicht Sleidanus und Seckendorf ihre Gewährsmänner anführten*). Wir haben sie übrigens hier aus dem Grunde aufgenommen, weil wir aus Rommel's hessischer Geschichte ersehen, daß einer der historischen Sophisten, an welchen unsere Zeit so reich ist, ein

*) Sleidanus, mit seinem deutschen Namen Johann Philippsohn aus Schleiden bei Köln, war mehrmals Gesandter in Diensten Frankreichs, der Stadt Straßburg und der Schmalkaldner Fürsten; seine Kirchen- und Staatsgeschichte der Zeit Karl's V. (de statu religionis et rei publicae Carolo V. Caesare commentarii) ist in trefflichem Latein geschrieben, meist zuverlässig und für einen Protestanten des 16. Jahrhunderts gemäßigt, überhaupt ein ausgezeichnetes Geschichtswerk. — Veit Ludwig von Seckendorf († 1692 als Kanzler der Universität Halle) verfaßte eine urkundenreiche Geschichte des Lutherthums in lateinischer Sprache.

Mann, der noch elender herzlos, als Karl V., und noch dazu ein Protestant war, die Geschichte mit seinem Sophisten-Mantel bedeckt hat.

17. Der Schmalkaldische Krieg.

Schon vor dem fruchtlosen Ausgange des Regensburger Religions-Gespräches hatte es sich bei einer allgemeinen Versammlung, welche die Schmalkaldischen Bundesgenossen in Frankfurt hielten, gezeigt, daß diese weder einig, noch gerüstet seien und daß der Kurfürst von Sachsen eigentlich hätte abdanken müssen, wenn nicht durch ihn und seine leibliche und geistige Unbehülflichkeit Alles gestört werden sollte. Als nun die Protestanten endlich sogar den alten Hermann von Köln fallen ließen, gab der Kaiser auf ihre Anfragen Antworten, aus welchen man auf einen Ausbruch des Krieges schließen konnte.

Der Kaiser hatte, als er sich bereits rüstete, einen Reichstag nach Regensburg auf April 1546 ausgeschrieben. Er begab sich persönlich dahin und hielt unterwegs in Speier eine Zusammenkunft mit dem Landgrafen Philipp, bei welcher er Alles aufbot, um diesen und den Kurfürsten dazu zu bringen, daß sie sich auf dem Reichstage einfänden. Beide Fürsten waren jedoch nicht dazu zu bewegen und Philipp setzte sogar der dreimaligen mündlichen Bitte des Kaisers ein Nein entgegen. Diese standhafte Widersetzlichkeit der beiden Fürsten, sowie die Weigerung der Protestanten, mit dem Concilium von Trident, welches der Papst im December des vorhergehenden Jahres (1545) ohne sie eröffnet hatte, sich einzulassen, bewirkte unstreitig, daß Karl den Angriff beschleunigte. Er hatte zu demselben drei Heere gerüstet, von welchen das eine aus Italien nach Baiern dringen, das andere aus Böhmen in Sachsen einfallen, das dritte am Rhein herauf ziehen sollte. Sein Vertrag mit dem Papste, dessen sämmtliche Artikel immer noch nicht ganz genau bekannt sind, war schon längst abgeschlossen; denn dieser Vertrag ward erst am 22. Juni im Kardinal-Collegium genehmigt und nachher von beiden Theilen unterschrieben, und doch war in demselben der Beginn des Krieges auf den Anfang des Juni festgesetzt. In dem Vertrage verpflichtete sich der Papst, zu den 100,000 Dukaten, die er für die Bekriegung der deutschen Ketzer schon in Augsburg ausgezahlt habe, noch ebensoviel in Venedig niederzulegen, sowie 12,000 Mann Fußvolk und 1500 Reiter zu stellen und eine dem spanischen Klerus aufzuerlegende Steuer zu erlauben.

Die Worte, mit welchen der Kaiser am 5. Juni den Reichstag eröffnete, und die Heftigkeit, mit der sein Kanzler in der Rede an die Städte-Deputirten die Fürsten schalt, waren schon einer Kriegserklärung zu vergleichen, zumal da zu der nämlichen Zeit eines Theils Graf Maximilian von Büren den Befehl erhielt, aus den Nie-

derlanden in Deutschland einzurücken, und anderes Theils der Papst durch den Bischof von Trient, Kardinal Madruzzi, ersucht ward, den Marsch seiner Truppen zu beschleunigen. Als endlich die zagenden, uneinigen und auf den Krieg ganz unvorbereiteten Protestanten den Kaiser fragten, was seine Kriegsrüstungen zu bedeuten hätten, ließ er ihnen erwidern: daß er noch immer wie von jeher die Erhaltung des Friedens wünsche, daß er aber doch jetzt im Begriff stehe, mit den Ungehorsamen, welche seine Gnade nicht suchten, nach dem Rechte zu verfahren und sein kaiserliches Ansehen gegen sie zu gebrauchen. Am 16. Juni sprach sich der Kaiser in einem Schreiben an diejenigen Reichsstädte, welche dem Schmalkaldischen Bunde angehörten, besonders an Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm, noch bestimmter aus. Er sei, schrieb er, in Bereitschaft, einige ungehorsamen Störer des gemeinen Friedens und Rechtes mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzubringen und einige Fürsten zu züchtigen, welche bisher unter dem Scheine der Religion alle anderen Stände des Reiches unter sich zu bringen und ihre Güter an sich zu ziehen gesucht, ja selbst die kaiserliche Hoheit und Obrigkeit anzugreifen gewagt hätten; anderes als dies beabsichtige er nicht. Aehnliches erklärte Granvella mündlich und in Ausschreiben. An den Herzog Ulrich von Würtemberg ward ein Schreiben gleichen Inhaltes erlassen und die Eidgenossen wurden durch Gesandte von der Unterstützung deutscher Rebellen abgemahnt.

Bald darauf brach der Schmalkaldische Krieg förmlich aus. Luther erlebte den Beginn desselben nicht mehr. Er war von Wittenberg nach Eisleben gereist, um eine Streitsache der Grafen von Mansfeld, welche sich auf die Erzgruben in ihrem Lande bezog, als Schiedsrichter beizulegen; hier in seiner Geburtsstadt erkrankte er, und verschied in der Nacht auf den 18. Februar 1546; seine Leiche wurde unter dem Zuströmen des Volkes nach Wittenberg gebracht und in der Schloßkirche beigesetzt. An dem nun beginnenden Krieg oder Kreuzzuge des Kaisers und des Papstes nahm übrigens kein katholischer Reichsstand Theil; wohl aber ließen sich nicht nur zwei protestantische Markgrafen des Hauses Brandenburg, Johann von Küstrin und Albrecht von Bayreuth, durch den Kaiser gewinnen und traten in seine Dienste, sondern auch Herzog Moritz von Sachsen, der sich auf Kosten seines Vetters Johann Friedrich zu vergrößern gedachte, wurde von Karl in näheres Vertrauen gezogen und schloß mit demselben am 19. Juni einen Bundesvertrag, worauf er das Schutzrecht über Magdeburg und Halberstadt erhielt, welche beiden Stifter ebenso wie Mainz durch den Tod des Erzbischofs Albrecht erledigt waren. Der Papst war für den Kaiser ein lästiger Verbündeter, und dies ward nachher den Protestanten sehr nützlich. Er ärgerte den Kaiser durch eine

Kreuzesbulle, in welcher er gegen die Protestanten den Ruf: Schlagt todt! ergehen ließ, da der Kaiser doch durchaus nichts davon wissen wollte, daß er einen Religions-Krieg führe. Karl hatte schon im vorhergehenden Jahre dem Papste, als dieser für seinen natürlichen Sohn Peter Aloysius Farnese die Herzogthümer Parma und Piacenza forderte, die Erklärung gethan, daß er keine Macht habe, Reichs-Rechte und Güter zu vergeben. Der Papst hatte sich aber daran nicht gekehrt, sondern am 27. August 1545 seinem Sohne durch eine Bulle den Titel eines Herzogs von Parma und Piacenza ertheilt und ihn auch in den Besitz dieses Landes gesetzt.

Die Protestanten hatten, noch ehe der Papst am 13. Juli seinen Vertrag mit dem Kaiser über die Ausrottung der Ketzerei bekannt machte, mit überraschender Eile zwei Heere zusammengebracht, das eine an der Donau und am Lech, das andere in Hessen und in Sachsen. Das Erstere hatte zwei ausgezeichnete Feldherren, den Augsburger Stadthauptmann **Sebastian Schärtlin von Burtenbach**, welcher die Truppen der oberländischen Städte des Schmalkaldischen Bundes aufführte, und **Hans von Heydeck**, den der alte Herzog Ulrich von Würtemberg an die Spitze des von ihm zusammengebrachten Heeres gestellt hatte. Der Erstere, von welchem wir eine Selbstbiographie besitzen, wurde den besten und berühmtesten Feldherren seiner Zeit gleich gesetzt und hatte sich dem Kaiser sowohl im Jahre 1532, wo er Suleiman's Rückzug für diesen verderblich gemacht hatte, als auch 1544 gegen die Franzosen sehr nützlich erwiesen. Karl hatte ihn daher auch durch die vortheilhaftesten Bedingungen in seine Dienste zu ziehen gesucht; Schärtlin war aber auf seine Anerbietungen nicht eingegangen. Ebenso hatte der Kaiser dem würtembergischen General Heydeck vergebens die Feldmarschall-Würde angeboten. Beide Feldherren wollten, als am Ende Juli auch der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen ein Heer von 18,000 Mann Fußvolk und 9000 Reitern vereinigt hatten, den Kaiser angegriffen haben, ehe noch die Heere desselben aus den Niederlanden und aus Böhmen eingetroffen seien. Auch gerieth der Kaiser wirklich in nicht geringe Verlegenheit, als, noch ehe er es erwartete, zwei ansehnliche Heere, das eine unter Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen, das andere unter Schärtlin und Heydeck gegen ihn im Felde standen. Schärtlin klagt, der schwäbische Bundesrath, unter welchem er stand, habe ihn entweder an jedem kühnen Unternehmen gehindert oder, wenn etwas begonnen worden sei, seine strategische Klugheit durch juristische Bedenklichkeit vereitelt. Auch Philipp und Johann Friedrich waren nie einig. Die protestantischen Heerführer hinderten daher immer einer des Andern Unternehmungen.

Der Kaiser hatte nur wenige tausend Mann in Regensburg, als am 4. August die Truppen Schärtlin's und Heydeck's sich bei Donauwörth mit dem Heere des Kurfürsten und des Landgrafen vereinigten und so die protestantische Kriegsmacht bis auf 50,000 Mann anwuchs. Hätte dieses Heer eilig Regensburg angegriffen, so würde man dadurch das Versehen einigermaaßen wieder gut gemacht haben, welches vorher der schwäbische Bundesrath begangen hatte, als er einen Plan Schärtlin's verhinderte, dessen Ausführung den Kaiser in große Verlegenheit gebracht haben würde. Schärtlin hatte nämlich im Juni auf die Nachricht, daß das kaiserlich-päpstliche Heer im Begriff sei, aus Italien nach Deutschland aufzubrechen, den Rath gegeben, die Pässe der Alpen zu besetzen, um so den Marsch jener feindlichen Truppen zu hemmen. Er selbst zog zu diesem Zwecke nach der bayrisch-tyrolischen Grenze, besetzte die nach Innsbruck führende Ehrenberger Klause und jagte den zu Trient versammelten Vätern keinen geringen Schreck ein. Auf diesem Zuge schonte er das Landvolk, machte aber in Kirchen und Klöstern reiche Beute, bis ihm der Bundesrath aus Ulm durch einen Eilboten melden ließ, er solle nicht in Tyrol einziehen, um König Ferdinand nicht zu reizen. Ebenso hatte man ihm schon früher gemeldet, daß das Gebiet der Herzoge von Bayern nicht verletzt werden dürfe.

Die italienischen Truppen waren noch nicht eingetroffen, als der Kaiser ein festes Lager bei Landshut bezog, wohin ihm die Protestanten gar zu langsam folgten. Rücksichten hatten die Letzteren damals nicht mehr zu nehmen; denn der Kaiser hatte schon am 20. Juli von Regensburg aus durch einen sogenannten Aechtungsbrief den Kurfürsten und den Landgrafen in des Reiches Acht und Aberacht erklärt, sie aus dem Frieden in den Unfrieden gesetzt und Alle, die ihnen beistehen würden, mit gleicher Strafe bedroht. Diesen Aechtungsbrief wagte gleich darauf Herzog Moritz, welcher längst einen Bund mit dem Kaiser geschlossen hatte, anzuführen, um seinen räuberischen Einfall in die Kurlande zu rechtfertigen, obgleich in demselben seine Glaubensgenossen, seine Blutsverwandten und sein Schwiegervater „Meineidige, Rebellen, Aufrührer, des Hochverraths Schuldige, Störer der allgemeinen Ruhe“ gescholten wurden; nachdem die Verbündeten, denen es doch unmöglich war, ihr zahlreiches Heer auch nur sechs Wochen lang zu unterhalten und zu bezahlen, den Kaiser in Regensburg einzuschließen versäumt hatten, lagen sie zwölf Tage vor dessen Lager bei Landshut, ohne es zu stürmen, weil Philipp in dieser ganzen Zeit mit Schärtlin haderte. Sie sandten sogar einen Absagebrief an den Kaiser; der Herzog Alba erklärte jedoch den Ueberbringern, er werde sie hängen lassen, wenn sie wieder eine solche Sendung brächten. Der

Kaiser bezog nachher ein anderes festes Lager bei Ingolstadt und hier schossen dann die Verbündeten fruchtlos eine sehr große Zahl von Kugeln in dasselbe oder über es hinweg, worüber Schärtlin sich lustig machte. Sie konnten nicht verhindern, daß des Papstes Enkel Ottavio Farnese 10,500 Mann italienischer Kerntruppen in das kaiserliche Lager führte, mit denen sich wenige Tage darauf 6000 erprobte Spanier unter Philipp von Lannoy, Prinz von Sulmone, vereinigten. Auch neue deutsche Truppen kamen an, darunter 1400 Mann unter der Führung des Markgrafen von Brandenburg. Den Oberbefehl im kaiserlichen Heere führte der schon genannte Ferdinand von Toledo, Herzog von Alba, ein tüchtiger Feldherr und Soldat, aber ein schrecklicher Mensch, den sein steinhartes Herz, sein Hochmuth und seine entsetzliche Grausamkeit zum Abscheu aller besseren Seelen gemacht haben.

Man erwartete, die Protestanten würden den Kaiser zu einem Treffen zwingen, ehe Maximilian von Büren mit den niederländischen Truppen an die Donau gelangt sei; aber der Kurfürst, der Landgraf und Schärtlin waren in ewigem Zank und Zwist mit einander. Was der Eine wollte, hinderte stets der Andere, und es kam daher auch bei Ingolstadt zu keinem Kampfe auf offenem Felde. Am 1. September hatten die Verbündeten eine treffliche Gelegenheit, das feindliche Lager zu stürmen; aber trotz der feurigen Ermahnung Schärtlin's blieb dieselbe unbenutzt; er selbst sagt in seiner Lebensbeschreibung, er müsse sich verwundern, daß er an diesem Tage nicht rasend geworden sei. Dagegen erließen sie an demselben Tage eine äußerst scharfe Antwort auf Karl's Achtungsbrief, in welcher sie ihn als „Karl, der sich den Fünften und römischen Kaiser nennt" bezeichneten. In der Mitte des September erschien dann Maximilian von Büren mit der niederländischen Armee von 15 bis 20,000 Mann. Jetzt hielt es der Kaiser seinerseits nicht für nöthig, anzugreifen, da er Geld hatte und warten konnte, die Verbündeten aber nicht. Er wußte gewiß, daß sich das Heer der Protestanten auflösen werde und daß er also nachher jeden Theil einzeln ohne alle Mühe niederwerfen könne. Schon vor der Mitte des Oktober verließ Schärtlin das Heer der Bundesgenossen, denen es an Geld, an Lebensmitteln und vor allen Dingen an gutem Rath fehlte; er war von den Augsburgern heimberufen worden, um ihre Stadt zu beschützen. Herzog Moritz rückte um diese Zeit mit Einwilligung seiner Landstände (damit kein Theil von Sachsen in fremde Hände käme) als Achtsvollstrecker in die sächsischen Kurlande ein und hatte, unterstützt von den Böhmen, bald ganz Sachsen außer Gotha, Eisenach und Wittenberg besetzt. Der Kaiser war daher schon in der Mitte des November, während die ganze Macht der Protestanten noch

beisammen war, seines Sieges so sicher, daß er, als Johann von Brandenburg einen Vermittlungsversuch machte, diesem erwiderte: „nur wenn der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen mit ihren eigenen Personen, auch mit ihren Hab und Gütern sich in seine Gnad' und Ungnad' gänzlich ergeben würden, sei er zum Frieden geneigt; wenn sie dies nicht wollten, bedürfe es keiner weiteren Unterhandlung." Statt von diesem Augenblicke das Aeußerste zu wagen, um rühmlich zu fallen, trennten der Kurfürst und der Landgraf am 24. November ihr Heer von dem oberländischen. Der Letztere übergab das seinige dem Kurfürsten, damit dieser es durch Franken nach Hause führe; er selbst reiste mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg, welchen nun noch einmal der Sturm traf. Der Kaiser zog durch Schwaben an den Rhein und nachher an diesem herab, während der Kurfürst von Sachsen sein Land dem Herzog Moritz wieder entriß, dessen Herzogthum verwüstete und Leipzig bombardirte. Der Kurfürst hatte, da der Graf von Büren ihm den Marsch durch Frankfurt verlegte, einen Umweg nehmen müssen. Er war an der Bergstraße hingezogen und hatte auf seinem Marsche harte Schatzungen, z. B. von Mainz 40,000, von Frankfurt 9000, vom Abt von Fulda 30,000 Gulden erpreßt. In Sachsen ließ er die eifrig lutherischen Unterthanen des Herzogs Moritz, welche dem Bunde desselben mit dem Kaiser abgeneigt waren, gegen ihn aufregen. Dadurch gelang es ihm, in kurzer Zeit nicht blos sein eigenes Land wieder zu besetzen, sondern auch in den ersten Monaten des Jahres 1547 das Herzogthum seines Vetters bis auf Leipzig, Dresden und Pirna zu erobern.

Das Beispiel der Erpressung, welches der Kurfürst auf seinem Marsch nach Sachsen gegeben hatte, wurde von dem Kaiser und seinen Truppen in Oberdeutschland nachgeahmt. Dort zerstreute sich nach dem Abzuge des einen protestantischen Heeres das andere sogleich, und der Kaiser, dessen Spanier, Italiener und Wallonen ihre Wuth an den Ketzern ausließen, besetzte und bestrafte zuerst eine schwäbische Stadt nach der anderen und wandte sich dann gegen den Herzog von Würtemberg. Die Städte und Stände in Schwaben, im Elsaß und am Rhein, von Ulm und Straßburg an bis nach Frankfurt, suchten die Gnade des Kaisers und ließen dessen Truppen in ihre Thore ein; Ulm beugte sich sogar trotz seiner Festungswerke, noch ehe es belagert war. Die Stadt sandte nämlich an den Kaiser, als er sich zu Schwäbisch-Hall aufhielt, Abgeordnete, die ihn fußfällig um Gnade anflehten, und bekannten, sie hätten in ihm den Allmächtigen selber beleidigt; sie erhielten Verzeihung, mußten jedoch 100.000 Dukaten und zwölf Kanonen stellen. Auch Frankfurt bot dem Kaiser seine Unterwerfung an, während derselbe noch in Schwaben beschäftigt war. Der Kurfürst

von der Pfalz fand sich ebenfalls in Schwäbisch-Hall ein und bat demüthig um Vergebung dafür, daß er vorher Willens gewesen sei, seinen Bundesgenossen und Religions-Verwandten einige hundert Reiter zu Hülfe zu schicken. Er erhielt Verzeihung und die vielen Dienste, welche er bald prunkend, bald erbärmlich darbend dem Kaiser vor seinem Regierungsantritt geleistet hatte, bewirkten, daß er im Stande war, auch den Herzog Ulrich von Würtemberg mit dem Kaiser zu versöhnen. Joachim von Brandenburg hatte sich schon längst für den Kaiser erklärt. Mit Ulrich ging Karl sehr hart um; der Herzog mußte jetzt doppelt schwer büßen, da Ferdinand vermöge eines in den Vertrag von Kadan hinterlistiger Weise eingeschobenen Artikels behauptete, daß Würtemberg ein östreichisches Afterlehen sei. Ulrich hatte sich nach Hohentwiel geflüchtet, wo er einen drohenden und scheltenden Brief des Kaisers erhielt. Er beantwortete denselben knechtisch kriechend. Wenn der Kaiser, heißt es in Ulrich's Schreiben, seine Gesandten angehört hätte, so würde er gewiß nicht so höchst ungnädig geschrieben haben; er flehe, heißt es weiter, um Christi willen seine Barmherzigkeit an, daß er über einen armen unglücklichen Fürsten und über die Seinigen doch keinen harten Beschluß fällen möge. Zu Heilbronn erlangte er Ende December vom Kaiser Vergebung, jedoch unter der Bedingung, daß er 300,000 Dukaten zahle, alles von seinen Bundesgenossen zurückgelassene Geschütz ausliefere, zur Versicherung seiner Treue die Burgen von Schorndorf, Hohen-Asperg und Kirchheim einräume und dem Schmalkaldischen Bunde gänzlich entsage. Wir glauben, daß der Kaiser diesen Heilbronner Vertrag besonders in der Absicht, Geld zu erhalten, so schnell abschloß. Auch war er vorher theils wegen der seinen Italienern und Spaniern sehr verderblichen Regengüsse und Sümpfe in der größten Verlegenheit, theils befand er sich in solcher Geldnoth, daß es hieß, wenn der Landgraf und der Kurfürst nicht das Feld geräumt hätten, so würde der Kaiser es haben thun müssen.

Von den Städten flehten Memmingen, Biberach, Ravensburg, Kempten, Isny, Wangen, Lindau und Eßlingen den Kaiser schon im Januar fußfällig um Gnade, Augsburg und Straßburg folgten im März. Um dieselbe Zeit gab der Kaiser zu, daß der Papst durch seine Bannbulle einen Kurfürsten absetzte. Hermann von Köln mußte sich nämlich der im April 1546 gegen ihn erlassenen Absetzungs-Bulle endlich unterwerfen und seinem Coadjutor, Adolf von Schaumburg, das Erzstift überlassen. Die reicheren Städte mußten dem Kaiser bedeutende Geldsummen entrichten und ihr Geschütz abliefern: Ulm zahlte 100,000 Dukaten, Frankfurt 80,000, Straßburg 30,000, Augsburg 150,000. Der Rath in Augsburg erwog anfangs, ob man

sich nicht zur Wehr setzen solle, und verlangte darüber von den Kriegshauptleuten ein Gutachten. Schärtlin gab seine Erklärung für eine mannhafte und ehrenvolle Vertheidigung; die Verhältnisse könnten sich leicht zu Gunsten der Stadt wenden. Inzwischen begab sich Anton Fugger, der einflußreichste der großen Kaufleute, heimlich zum Kaiser, dem er bedeutende Verbindlichkeiten erwiesen hatte, und berichtete bei seiner Rückkehr dem kleinen Rath, er habe den Kaiser geneigten Willens gefunden; wenn sie eine kleine Geldsumme zahlten, einige Fähnlein Kriegsknechte einnähmen und ihren Feldhauptmann Schärtlin entfernten, so werde Niemand vergewaltigt und in Religionssachen nichts geändert werden. Der kleine Rath brachte die Angelegenheit an den großen, und in diesem setzten die Kaufleute es durch, daß Abgeordnete an den Kaiser nach Ulm geschickt wurden. Inzwischen ging es an ein klägliches Bitten, Schärtlin möge nachgeben und etwa auf zwei Wochen in die Schweiz gehen; man wolle ihm den Werth aller seiner liegenden und fahrenden Habe auszahlen und Herr Fugger wolle sich erkenntlich zeigen, daß er während des Krieges für Schonung der Fugger'schen Güter gesorgt habe. Er willigte endlich ein und begab sich nach Constanz. Die Geldstrafe, die Karl von Ulm aus der Stadt auflegte, war gleichwohl, wie wir gesehen haben, nicht gering; auch mußte sie 12 Kanonen mit Zubehör stellen. Als die Brandschatzungen bezahlt waren, zog der Kaiser durch Franken und die Oberpfalz nach Eger, wo er schon am 5. April eintraf.

Sein Bruder Ferdinand war damals in Verlegenheit gerathen; denn die Utraquisten in Böhmen, welche den Schmalkaldnern geneigt waren und ein Bündniß mit dem Kurfürsten von Sachsen zu schließen wünschten, hatten ihm die Heeresfolge verweigert; ja die Stände des Landes stellten im März 1547 sogar ein Heer auf und ernannten Kaspar Pflug von Rabenstein zum Feldhauptmann, um, wie sie sich ausdrückten, den Kaiser und den König Ferdinand zu hindern, daß sie ihnen Spanier und Husaren (Ungarn) ins Land brächten. Der Kurfürst von Sachsen ließ sich im März mit dem Herzog Moritz in Friedensverhandlungen ein, gerade als er einen Vortheil hätte benutzen sollen, den ihm Ende Februar die sächsische Herzogin Elisabeth, die Wittwe Johann's, des Sohnes von Georg, und Schwester des Landgrafen Philipp, verschafft hatte. Elisabeth führte nämlich auf ihrem Wittwensitze zu Rochlitz ein lustiges, aber keineswegs anständiges Leben, und bei ihr kehrte der mit Moritz verbündete Markgraf Albrecht von Bayreuth und Kulmbach, ein sehr wüster Geselle und Führer von raubenden Miethlingen und Rittern, ein, als er von Leipzig auszog. Albrecht, welcher dem Herzog Moritz 7000 Mann und 24 Geschütze zugeführt hatte, war von diesem vergebens vor der

Kirke Homer's, die zu Rochlitz hauste, gewarnt worden. Er und seine Offiziere vergaßen, da sie in Saus und Braus lebten, diese Warnung. Sie wurden von Elisabeth festlich bewirthet und tranken nach der Sitte jener Zeit übermäßig; während sie aber in Rochlitz zu lange verweilten, ließ Elisabeth den Kurfürstlichen, welche drei Meilen davon bei Altenburg standen, einen Wink geben. Albrecht und seine Leute wurden hierauf im Zustande der Trunkenheit oder im Schlafe überfallen, der Erstere gefangen genommen und seine Schaar zersprengt.

Herzog Moritz und sein Bruder August benutzten die Waffenruhe, um nach Böhmen zu gehen, wo sie ihre Truppen mit dem Heere Ferdinand's und des Kaisers vereinigten. Noch ehe dies geschehen war und die vereinigten Heere am 6. April in Sachsen einfielen, hatten zuerst Ferdinand und dann auch der Kaiser an die sächsischen Stände harte Schreiben erlassen, in welchen Moritz schon Kurfürst, Reichs-Erzmarschall und Landesherr der Sachsen genannt wurde. Unmittelbar nach der Vereinigung der kaiserlichen Heere zogen diese von Eger aus nach der Elbe zu und an dem linken Ufer derselben entlang in Sachsen ein. Da der Kurfürst weder die böhmisch-sächsischen Päſſe besetzt, noch gehörige Kundschaft eingezogen hatte, so standen schon am 22. April die Kaiserlichen dem sächsischen Heere gegenüber, welches in der Nähe von Meißen auf das rechte Ufer der Elbe hinübergegangen war und die Brücke bei Meißen in Brand gesteckt hatte. Der Fluß trennte beide Theile von einander und der Kurfürst wollte die Feinde so lange vom Uebergange über denselben abhalten, bis er unter die Kanonen von Wittenberg gelangt sei, wo er den Landgrafen erwarten wollte. Allein die Leute des Herzogs von Alba brachten demselben einen Müller aus der Umgegend, welcher bereit war, den Kaiserlichen eine Furth im Flusse zu zeigen; es heißt, aus Rachsucht, weil ihm die Sachsen ein Pferd weggenommen hatten. Es war ein Sonntag und Johann Friedrich hörte in der Kirche von Mühlberg noch die Predigt, als die Truppen des Kaisers bereits unter Mühen und Beschwerden den Uebergang bewerkstelligt hatten. Nun eilte der Kurfürst zum Kampf und commandirte wegen seines schwerfälligen Körpers von einem Wagen herab. Aber in offener Feldschlacht waren weder die Anführer noch die Truppen der Deutschen den Feldherren und Soldaten Karl's gewachsen, welche ihr ganzes Leben mit dem Kriegführen in Spanien, Afrika und Frankreich zugebracht hatten; doch kämpften sie und namentlich der Kurfürst, als ihre Reiterei bereits geworfen war, auf der Lochauer Haide mehrere Stunden lang. Endlich sah sich der Kurfürst selbst, von dessen Truppen zuletzt nur 400 Reiter zusammen geblieben waren, zur Flucht genöthigt, zu welcher man ihm einen starken Hengst verschaffte. Er wurde jedoch umzingelt und erhielt unter tapferer Ge-

genwehr einen Hieb über den linken Backen, worauf er sich dem herzoglich sächsischen Ritter Thilo von Trott durch Ueberreichung seines Fingerrings als Gefangener ergab. Da alle seine Verbündeten außer dem Landgrafen von Hessen sich schon gefügt hatten, so war eigentlich mit diesem einzigen Schlag der Krieg beendigt. Nur Wittenberg hielt des Kaisers Heer auf und weigerte sich standhaft, den Siegern die Thore zu öffnen; denn in diese Stadt hatte die Kurfürstin Sibylla sich mit ihren beiden jüngeren Prinzen gerettet, während der älteste Prinz verwundet nach Gotha entkommen war.

Der Kaiser hatte sich den gefangenen Kurfürsten auf freiem Felde, blutend, wie er war, vom Herzog Alba zuführen lassen und empfing ihn sehr unfreundlich. Hierauf wurde Johann Friedrich mit fünf anderen Gefangenen, darunter Erich von Braunschweig, dem spanischen Herzog zur Verwahrung übergeben, der ihn seinem Landsmanne Alfons von Vives überließ. Karl wollte jetzt die Kurfürstin durch Furcht und Schrecken zur Uebergabe von Wittenberg treiben. Er ließ deshalb dem Kurfürsten den Proceß machen und das Todesurtheil über ihn aussprechen. Der Kurfürst hörte dasselbe, als es ihm am 10. Mai verkündigt wurde, ganz kaltblütig an, was er, auch wenn es nicht ganz in seinem Charakter gelegen hätte, getrost hätte thun können, da er überzeugt sein mußte, daß es dem Kaiser damit nicht ernst sein könne. Der Kaiser erreichte aber den beabsichtigten Zweck; denn die über dem Haupte des Kurfürsten schwebende Todesgefahr machte dessen Gemahlin geneigter, die harten Bedingungen anzunehmen, welche der Kaiser vorschrieb, als er die Verwendung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, des Herzogs Moritz und des Herzogs Wilhelm von Cleve gelten ließ; der Letztere, ein Bruder der Kurfürstin, stand seit seiner Unterwerfung bei Karl in Gunst. Nach vielen Unterhandlungen unterschrieb endlich Johann Friedrich die Capitulation, durch welche Wittenberg am 19. Mai dem Kaiser übergeben wurde. Die Bedingungen dieser Capitulation waren folgende: Johann Friedrich solle sich an des Kaisers oder seines Sohnes, Philipp von Spanien, Hofe so lange aufhalten, als jener nötig finde; er solle das Kammergericht des Reiches und des Kaisers künftig anerkennen, allem dem, was der Kaiser auf dem Reichstage verordnen werde, unbedingt Folge leisten, der kurfürstlichen Würde und den Ländern, die er bisher als Haupt der Ernestinischen Linie beherrscht hatte, entsagen und beide dem Herzog Moritz überlassen, welcher dies schon längst mit dem Kaiser und mit Ferdinand verabredet hatte. Jedoch sollte Moritz den Kindern des gefangenen Fürsten ein Einkommen sichern und ihnen zu diesem Zwecke gewisse Städte, Flecken und Aemter, namentlich Eisenach, Weimar, Jena, Gotha, Saalfeld eingeräumt werden; dem Bruder

Johann Friedrich's, Johann Ernst, wurde das Amt Coburg zugesprochen. Außerdem mußte Johann Friedrich die Freilassung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und des Herzogs Heinrich von Braunschweig, der sich in des Landgrafen von Hessen Gewalt befand, ohne Lösegeld zugestehen, wogegen auch der Kaiser den Herzog Ernst von Braunschweig, welcher zugleich mit dem Kurfürsten in seine Hände gefallen war, freigeben wollte. Schon im Lager vor Wittenberg, aus welchem der Kaiser am 4. Juni abzog, übertrug Karl die Kurwürde und das Erz-Marschallamt an den Herzog Moritz; erst im Februar 1548 aber ward dieser zu Augsburg feierlich mit Beidem belehnt. Wir glauben die neue Theilung des Landes Sachsen, welche noch vor Ende Mai gemacht wurde, nicht noch genauer anführen zu müssen, sondern bemerken nur, daß es nur der kleinere und minder einträgliche Theil von Sachsen war, der an die Nachkommen Johann Friedrich's oder an die Herzoge von Sachsen kam, der größere und bessere aber an Moritz, später an seinen Bruder August oder an die nunmehrige Kur-Linie des sächsischen Fürstenhauses, die Albertinische, fiel. Die Politik und Moral des neuen Kurfürsten wagen wir nicht zu vertheidigen, obgleich sich derselbe später allerdings um den Protestantismus unsterbliche Verdienste erworben hat. Es ist dies auch überflüssig, da der gelehrte Baron von Langen, welcher mehr Beruf und Talent zu diesem Vertheidigungsgeschäfte besitzt, als der Verfasser dieser Weltgeschichte, es bereits gethan hat.

Am 23. Mai zog die kurfürstliche Besatzung aus Wittenberg. Der Stadt war zugesagt worden, daß der Kaiser die Religionsübung nicht stören und nur deutsche Truppen einziehen lassen werde; wie sich denn allenthalben in Deutschland eine besondere Furcht vor den spanischen oder welschen Soldaten und ihren Lastern kundgab. Am folgenden Tag erschien die Kurfürstin vor dem Kaiser, der sie höflich anredete und ihr am 25. in Wittenberg seinen Besuch machte. Bei dieser Gelegenheit besah er die Schloßkirche und in derselben Luther's Grab *). Der lutherische Gottesdienst wurde nicht unterbrochen und Bugenhagen predigte mehrmals vor kaiserlichem Kriegsvolk. Letzteres verließ die Stadt am 6. Juni und die Truppen des neuen Kurfürsten Moritz rückten ein.

Während der ganzen Zeit, als der Kaiser vor Wittenberg lag und die Dinge in Sachsen ordnete, wobei auch sein Bruder Ferdinand einige böhmische Lehen erhielt, suchten Moritz, Ferdinand und Joachim II.

*) Alba und der jüngere Granvella sollen begehrt haben, daß die Gebeine des Ketzers ausgegraben würden; Karl habe erwidert: „Lasset ihn, er hat seinen Richter"; und: „Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten." — Melanchthon war in dieser Zeit von Wittenberg abwesend.

von Brandenburg auch dem Landgrafen Philipp die Verzeihung des Kaisers auszuwirken. Philipp trotzte nebst der Stadt Magdeburg noch allein dem Kaiser; denn nachdem Herzog Ulrich von Würtemberg sich auf schmählich feige Weise gedemüthigt, die oberländischen Städte unerhörte Summen gezahlt und der Kurfürst von der Pfalz Gnade gesucht hatten, leistete Darmstadt dem Grafen von Büren tapferen Widerstand und Rüsselsheim konnte von diesem gar nicht eingenommen werden. Der Landgraf befand sich in einer sehr bedenklichen Lage. Die Frankfurter nahmen nicht nur die Kaiserlichen in ihre Stadt auf und verpflegten sie mehrere Monate lang, sondern ihr Stadthauptmann unterstützte auch die Wallonen, als diese die obere Landgrafschaft Hessen plünderten. Franken, Westphalen und das Rheinland wurden von den kaiserlichen Truppen durchzogen und nahmen Theil an des Kaisers Fehde gegen Hessen. Sogar Nassau-Dillenburg bekriegte das hessische Gebiet. Ferner hatten der Kurfürst Hermann von Köln, sein Bruder Friedrich, welcher Domprobst von Köln und einige Zeit hindurch Bischof von Münster war, und der Kölnische Dom-Dechant, Heinrich von Holberg, weichen müssen, und auch das Stift Naumburg ward an Julius Pflug übergeben. Was sollte also der Landgraf machen, dem selbst seine Landstände gerathen hatten, den Frieden zu suchen? Er beschloß zu unterhandeln und begab sich deshalb nach Leipzig, konnte sich aber auch dort noch nicht entschließen, demüthigende Bedingungen anzunehmen. Erst auf der Rückreise besann er sich und nahm die vom Kaiser gemachten Bedingungen, die ihm nach Kassel überbracht wurden, willig an: Ergebung auf Gnade und Ungnade, Fußfall vor dem Kaiser, Ablieferung seines Geschützes, Oeffnung seiner Festungen außer einer (Ziegenhain oder Kassel), Zahlung von 150,000 Dukaten und Entlassung Heinrich's von Braunschweig. Doch ließ er sich vom Kaiser und von den beiden vermittelnden Kurfürsten Moritz und Joachim Urkunden ausstellen, durch welche er seine persönliche Freiheit zu sichern hoffte. Die Urkunden, die der Kaiser und noch besonders seine Minister ausstellten, waren, wie Alles, was von diesen ausging, zweideutig und auf Täuschung berechnet; ganz klar dagegen war die Urkunde der beiden Kurfürsten, welche Philipp auch nachher seinen Söhnen nach Hessen schickte, um sie gegen beide Fürsten zu gebrauchen. Moritz und Joachim machten sich in derselben verbindlich, daß sie, im Fall der Landgraf vom Kaiser festgehalten würde, („wenn ihm über die mitgetheilten Bedingungen einige Beschwer wider Verhoffen begegnen solle") sich selbst in Hessen stellen und den Söhnen, sowie der Landes-Regierung Philipp's als Geißel seiner Befreiung dienen wollten. Was die kaiserlichen Urkunden betrifft, so war in dem Geleitsbriefe, welchen der Kaiser dem Landgra-

sen für die Reise nach Halle ertheilte, versprochen, er solle für diese Reise, für den Aufenthalt in Halle und für die Rückkehr alle Sicherheit auf die Weise erhalten, daß er am Leibe oder Gute mit Gefängniß, Bestrickung oder Schmälerung nicht sollte beschwert werden. Die Urkunde aber, die der Reichs-Vicekanzler nach geschehener Abbitte vorlas, lautete, wie uns am wahrscheinlichsten ist, nur dahin, daß der Landgraf **nicht für beständig** gefangen bleiben solle. Es wird jedoch über den verschiedenen Wortlaut dieser Urkunde viel gestritten. Man wirft nämlich den kaiserlichen Ministern vor, daß arglistiger Weise in der den beiden Kurfürsten zugestellten Urkunde die Worte „nicht in **einiger** Gefängniß", durch die Fracturschrift in den Ausdruck „nicht in **ewiger** Gefängniß" umgewandelt worden seien. Wir wagen hierüber nicht zu entscheiden. Viele Schriftsteller, auch Planck und Rommel, behaupten, daß sich Granvella des elenden Kunstgriffes bedient habe, ewiger statt einiger schreiben zu lassen; uns scheint aber Weise in seiner kursächsischen Geschichte (s. Bd. IV. S. 3 f.) hinreichend nachgewiesen zu haben, daß dies ungegründet sei*).

Der Landgraf, welcher in der letzten Zeit eine sehr sonderbare Rolle gespielt hatte, verließ sich auf die Bürgschaft der beiden Kurfürsten, erschien am 19. Juni zu Halle und that vor dem Kaiser knieend eine Abbitte, die sein Kanzler in großer Versammlung vorlas. Die Antwort des Kaisers wurde vom Vicekanzler Seld verlesen; der Landgraf stand auf, der Kaiser verweigerte ihm aber, obgleich er die Capitulation unterschrieben hatte, den versöhnenden Handschlag. Hierauf lud der Herzog von Alba den Landgrafen zur Tafel und nach dieser verkündigte ihm derselbe, daß er verhaftet sei. Am anderen Tage ward Philipp einer spanischen Wache übergeben und, als der Kaiser abreiste, von diesem als Gefangener mit fortgeführt. Nachher wurde Philipp vom Kurfürsten, der dem kaiserlichen Hoflager folgen mußte, getrennt und während seiner Gefangenschaft, welche bis 1552 dauerte, auf jede Weise hart gehalten und behandelt.

Landgraf Philipp und Kurfürst Johann Friedrich, sowie neben ihnen der edle Wolfgang von Anhalt und dessen alter Freund, Franz von Braunschweig, bewiesen für die biblische, den Ceremonieen und der Scholastik feindliche Religion eine innige und herzliche Neigung, welche wir um so mehr bewundern, je mehr an den Höfen der Schein für das Wesen und glänzende Reden für Thaten zu gelten pflegen. Der

*) Wie sehr verbreitet gleichwohl die Annahme war, zeigt sich bei Rabelais, der seinen Pantagruel durch die Inseln des Tohu wa Bohu (der Verwirrung und Täuschung) reisen läßt, wobei auch genannt werden „les isles de Enig et Enig, des quelles estoit aduenue l'estafillade au lan'graff d'Esse." (IV, 17, am Schlusse).

Kurfürst willigte in die unerhört harten Bedingungen der Wittenberger Capitulation, ohne lange zu streiten; nur über die Sache der Religion wollte er durchaus nicht capituliren. Er verwarf standhaft den Artikel jener Acte, daß er in Religions-Sachen sich demjenigen fügen solle, was das Concilium von Trident und der Kaiser beschließen würden, und der Kaiser strich denselben durch, weil Johann Friedrich erklärte, er wolle sich lieber hinrichten lassen, als daß er diesen Artikel unterschriebe. Auch nachher blieb Johann Friedrich trotz alles Andringens, dem er am kaiserlichen Hofe, welchem er als Gefangener in alle Gegenden folgen mußte, ausgesetzt war, ein strenger Lutheraner. Der Landgraf fühlte sich 1550 und 1551, als seine treuen Hessen ihn hatten entführen wollen und er deshalb als Kriminalverbrecher behandelt wurde, gebeugt und schrieb einen seiner unwürdigen Brief, den seine Bewunderer vergebens für falsch zu erklären suchen. Vor seiner Abbitte widerstrebte er lange dem auch ihm vorgelegten Artikel wegen der Religion, endlich nahm er ihn in einer Form an, in welcher ihn auch Johann Friedrich hätte gelten lassen können. Er erklärte, daß er das, was ein freies General-Concilium, darin sowohl Haupt als Glieder reformirt würden, beschließe, neben den beiden Kurfürsten auch halten wolle. Was die beiden anderen genannten Fürsten betrifft, so floh Wolfgang von Anhalt lieber aus seinem Lande, als daß er der Verbindung mit seinen Glaubensgenossen entsagt hätte. Er versteckte sich verkleidet auf dem Harze, und sein Freund, Franz von Braunschweig, schrieb ihm den rührenden Trostbrief, den wir unten beifügen*). Wolfgang's Land hatte übrigens damals Heinrich von Plauen vom Kaiser zu Lehen erhalten.

*) Hochgeborener Fürst, freundlicher lieber Oheim und Schwager. So es euch wohl ginge, hörete ichs gerne, bitte, ihr wollet mir schreiben, ob ihr vertragen oder nicht? Mit mir stehet es noch wie es lang gestanden hat, und man hat mir andere neue Wege fürgeschlagen, ich will aber nicht annehmen und will meine Sache Gott heimstellen und den lieben Gott nicht verleugnen, sondern bei seinem lieben Wort bleiben, es gehe darüber, was Gott verhänget. Die Städte allhier halten noch alle Gott Lob! feste bey Gott und seinem Worte und auch alle die Seestädte. Der König von Dänemark wird auch bey Gott und seinem Worte bleiben, und sollte er auch darüber betteln gehn. Gott stärke ihn! Es wird nun heißen, das Kreuz beweisen mit der That. Doch versehe ich mich, ihr werdet auch bei dem lieben Gott bleiben, und so ihr allda verfolget seyd, und kommet zu mir, so will ich mit Euch theilen, so lange ich einen Bissen Brods habe; denn wir sind alte treue Gesellen, und geschieht billig, was ich mich erbiete. Gott stärke euch und habt einen guten Muth, Gott wird wohl helfen, wenn es Zeit ist! Hoffe aber zu Gott, der Teufel wird so schwarz nicht sein, als man ihn machet. Lieber Schwager, lasset nur Gott walten und bitten durch Christum, er wird helfen und sich gewiß sehen lassen durch Bitte der armen Christen. Es ist viel besser das Zeitliche hintangesetzt, als das Ewige. Thue euch hiemit Gott dem Allmächtigen befehlen und bin euer armer Knecht. Eilends zu Giffhorn. Mittwoch nach Egidii. 1548.

V. Karl V. und das deutsche Reich vom Ende des Schmalkaldischen Krieges bis zum Augsburger Reichstag von 1555.

1. Bis zum Vertrage von Friedewalde.

In den folgenden Jahren war Deutschland mit spanischer Herrschaft und spanischer Inquisition bedroht. Im Herzogthum Würtemberg, das man als östreichisches Afterlehen an Ferdinand bringen wollte, war ein Proceß gegen Ulrich angefangen worden, welcher Jahre lang fortdauerte. In Hessen hatten die Söhne des Landgrafen in der Hoffnung, daß ihr Vater werde befreit werden, das Strafgeld noch vor dem Termine bezahlt und die Festungen geschleift; nichtsdestoweniger blieb ihr Vater in Haft. Ueberall, in Constanz wie in Frankfurt am Main, lagen spanische Truppen, und Karl trug sich seit dem Ende des Jahres 1548 mit dem Gedanken, seinem Sohne Philipp die Kaiserkrone zu verschaffen und vielleicht auch dieselbe erblich zu machen. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß Deutschland damals unter seinen Fürsten einen großen Mann und, was noch seltener ist, daß es mehrere gute, edle, fromme, die Rechte des Volkes achtende Fürsten und Fürstensöhne hatte, und daß des Kaisers Bruder, Ferdinand, sowie dessen Sohn, der nachherige Kaiser Maximilian II., mit den edelsten der protestantischen Fürsten vertraut, sich nicht zum Werkzeuge der spanischen Tücke gebrauchen ließen. Zu jenen Fürsten rechnen wir vor allen Christoph, Ulrich's von Würtemberg Sohn, welcher erst im November 1550 seinem Vater Ulrich nachfolgte und die Wunden heilte, die dem Lande geschlagen worden. Er war der Freund von Ferdinand's Sohn Maximilian, welcher edel und fromm, wie Christoph, im Evangelium forschte und dasselbe später auszubreiten suchte. Maximilian war durch seinen Hofprediger Pfauser zum Evangelium geführt und vom Papste abgewendet worden; sein Freund Christoph sorgte für seine weitere Belehrung. Was Maximilian, welchen deshalb auch des Kaisers Hof-Theologen gern zu Gunsten seines Vetters, des Spaniers Philipp, vom deutschen Throne ausgeschlossen hätten, vom Papstthume dachte, kann man aus einem Handschreiben desselben an den Herzog Christoph ersehen, welches Sattler im vierten Theile seiner würtembergischen Geschichte mitgetheilt hat. Maximilian schrieb diesen Brief, um dem Herzoge, seinem lieben Gevatter, zu

melden, „was für eine ehrliche, zu Teutsch teuflische Werbung das ehrbare Herz, der Papst, am Hofe seines Vaters (des Königs Ferdinand I.) treibe". Christoph empfahl seinem Freunde den Peter Paul Vergerius, welchen dieser später heimlich hegte und der zu den wenigen Italienern gehörte, die um des Evangeliums willen den kirchlichen Würden entsagten. Er schickte außerdem seinem Freunde, nachdem derselbe schon fünf Theile von Luther's deutschen Schriften gelesen hatte, zwei der lateinischen und Maximilian bat ihn hierauf noch um die Zusendung aller übrigen.

Wir könnten noch andere treffliche und fromme Fürsten dieser Zeit anführen; wir wollen aber nur noch einige Worte über Moritz von Sachsen sagen, den einzigen großen Mann, welcher den Kaiser mit seinen eigenen Waffen besiegte. Moritz verachtete den tobenden Lärm der Zeloten, wandelte vier Jahre lang ganz still seinen Gang, betrog die arglistigen Spanier, täuschte die schlauen, spionirenden Italiener und machte Karl's Politik durch die seinige zu Schanden. Freilich lag für Moritz eine Veranlassung, Karl's Treulosigkeit mit Treulosigkeit zu bekämpfen, in der fortdauernden Haft und Mißhandlung seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen. Karl hatte in Bezug auf diesen nicht allein sein kaiserliches Wort übel gewahrt, sondern auch die beiden Kurfürsten, Moritz und Joachim II., beschimpft, welche das von ihnen gegebene Wort nicht halten konnten und durch ein schriftlich ertheiltes Versprechen gebunden waren, sich den hessischen Prinzen als Gefangene zu stellen, wenn der Kaiser nicht ihren stets erneuten dringenden Vorstellungen Gehör schenkte. Der Kaiser ward zuletzt in seinen Antworten unartig gegen die beiden Kurfürsten, drohte den Landgrafen nach Spanien zu schicken und schleppte 1548 diesen, sowie den Kurfürsten Johann Friedrich mit in die Niederlande. Den Letzteren nahm er 1550 wieder mit nach Deutschland; den Landgrafen dagegen schickte er zuerst nach Oudenarde und ließ ihn nachher in der Citadelle zu Mecheln in einem Kämmerchen mit vernagelten Fenstern in Haft halten. Von dieser Zeit an sann Moritz darauf, mit Gewalt zu erhalten, was seinen wiederholten dringenden Bitten versagt wurde. Wie sehr ihm an der Befreiung des Landgrafen lag, bewies er dadurch, daß er, als Karl seinen Sohn Philipp nach Deutschland kommen ließ, diesem entgegenreiste, um ihn zur Fürbitte bei seinem Vater zu bewegen. Moritz verhinderte übrigens auf jede Weise, daß der Kaiser und seine Spanier Argwohn gegen ihn faßten; er sparte sich aber, wie wir unten sehen werden, den ernsten Angriff auf die mit der Reichsacht belegte Stadt Magdeburg für den Augenblick auf, wo er das gegen Magdeburg gerüstete Reichsheer gegen den Kaiser selbst gebrauchen könne. Die Magdeburger Freischaaren fielen oft in Moritzens Ge-

biet ein und dieser ward von den Pasquillanten, denen die Magdeburger Schutz und Zuflucht gaben, noch weit mehr als der Kaiser mit Schmähungen verfolgt; dessen ungeachtet ließ er dem langsamen Reichs-Prozeß seinen Gang, rüstete ein Heer und schloß zwar die Stadt ein, griff sie aber erst dann ernstlich an, als seine Pläne ganz reif waren.

Ebenso benahm sich Moritz in Bezug auf des Kaisers Plan, die Religions-Angelegenheiten durch eine Kabinets-Ordre, Interim genannt, zu beendigen. Karl war auf diesen Gedanken verfallen, als Paul III. im März 1547 unter dem lächerlichen Vorwande, daß die Luft in Trident ungesund sei, das Concilium von dort nach Bologna verlegt hatte; seine Hülfstruppen hatte der Papst bereits aus Deutschland abberufen. Der Kaiser, welcher über die Verlegung sehr erbittert war, wollte deshalb den auf den 1. September 1547 nach Augsburg berufenen Reichstag, welcher bis in das folgende Jahr hinein fortdauerte, benutzen, um, während seine Truppen noch im Reiche vertheilt lagen, ohne Mitwirkung des Papstes die Religion ebenso wie den deutschen Staat militärisch zu ordnen. Die Anordnungen, welche er für diesen Reichstag traf, erlaubten nicht, auf eine freie Berathung der religiösen oder politischen Angelegenheiten zu schließen. Karl verlangte nämlich zuerst, daß die Stände während des Reichstages keine besonderen Zusammenkünfte oder Berathschlagungen hielten; dann ließ er beschließen, daß das Reichs-Kammergericht wieder hergestellt und auch von den Protestanten anerkannt werden solle. Um die Letzteren auf seine monarchische Hülfe zu vertrösten, forderte er, daß wenigstens für das erste Mal die Wahl der Richter ihm allein überlassen werde; um sie zu schrecken, drohte er die Ausführung der Urtheile allein zu übernehmen. Auf welche Weise er zu verfahren gedenke, bewies er dadurch, daß er die Augsburgischen Protestanten zwang, die Domkirche und mehrere andere Kirchen dem Bischofe wieder einzuräumen, der diese dann, wie wenn sie in den Händen von Heiden gewesen wären, neu weihen ließ. Gegen Schluß des Reichstages hob der Kaiser sogar die demokratisch-zünftige Stadtverfassung in Augsburg eigenmächtig auf und ertheilte den Patriciern oder Geschlechtern wieder den Hauptantheil am Regiment; ähnliches erfolgte in Ulm. Auch setzte er damals einseitig durch, daß, wie schon Maximilian I. gewollt hatte, die Niederlande als burgundischer Kreis an das deutsche Reich geknüpft wurden, was für beide Länder lästig war und daher auch keine bleibende Dauer haben konnte.

Zum Glück für die Protestanten bestand, gerade als Karl in ganz Deutschland mit Ausnahme der Länder um die Elbe und Weser allmächtig gebot, eine heftige Zwietracht zwischen ihm und dem Papst Paul III. Diese hatte ihren Grund darin, daß der Papst das Concilium

nach Bologna verlegt hatte und daß der Kaiser die Mörder des Peter Aloysius Farnese unterstützte. Peter Aloysius war bekanntlich ein Sohn Paul's III. und hatte sich als einen schrecklichen Tyrannen gezeigt. Der Papst hatte zwar die Laster seines Sohnes und die unerhörten Frevel, die derselbe in Parma und Piacenza verübte, nicht zu leugnen gewagt, sich selbst aber damit entschuldigt, daß er diese ihn nicht gelehrt habe, und daß er ihn als seinen einzigen Sohn über Alles liebe. Peter Aloysius hatte im Anfang des Jahres 1547 den Johann Ludwig Fiesco in Genua gegen den kaiserlich gesinnten Andreas Doria unterstützt. Im September desselben Jahres wurde er auf der Citadelle von Piacenza von einigen Enthusiasten vornehmen Standes niedergestoßen, dann aus dem Fenster seines Palastes geworfen und vom Volke grausam verstümmelt und herumgeschleift. Das Volk und die Mörder fürchteten jedoch die Rache der Familie Farnese, da des Ermordeten Sohn, Ottavio Farnese, welcher von seinem Großvater, dem Papste, schnell nach Parma geschickt worden war, diese Stadt besetzt hielt. Sie riefen deshalb den kaiserlichen Statthalter von Mailand, Ferdinand von Gonzaga nach Piacenza; dieser nahm die Stadt in Besitz und versprach ihr den Schutz des Kaisers. Ottavio schloß hierauf einen Waffenstillstand mit Gonzaga und ließ Piacenza einstweilen in dessen Händen. Der alte Papst aber wollte Piacenza durchaus zurückerhalten und nicht einmal Parma in den Händen seines Enkels lassen, sondern er nahm dasselbe entweder für dessen Bruder Horaz oder für die Kirche in Anspruch, und schickte erst ganz kurz vor seinem Tode an Camillo Orsini, welcher für die Kirche in Parma commandirte, den Befehl, diese Stadt dem Ottavio zu übergeben. Nach Paul's Tode (1549) erklärte jedoch Orsini, er werde Parma für den künftigen Papst bewahren. Dieser Papst, Julius III., ließ Parma dem Ottavio; bald aber fühlte sich dieser im Besitze der Stadt nicht sicher und wandte sich, obwohl er des Kaisers Schwiegersohn war, an den König von Frankreich. Dies veranlaßte, wie wir unten angeben werden, eine Veränderung der Dinge in Italien und einen Krieg Karl's V. mit Frankreich, welcher endlich die lange verschobene Ausführung der Pläne des Kurfürsten Moritz möglich machte.

Im Jahre 1548, als Papst Paul III. noch lebte und das nach Bologna berufene Concilium der Christenheit aufdringen wollte, schien Kaiser Karl Willens, auf dem Augsburger Reichstage auch die geistlichen Angelegenheiten gewaltsam zu ordnen. Er verlangte deshalb von den Protestanten, daß sie ihre Sache dem Concilium von Trident unbedingt überlassen sollten, versprach ihnen aber auch, dafür zu sorgen, daß auf diesem Alles christlich, ordentlich und gebührlich behandelt werde. Da Niemand zu widersprechen wagte und besonders

die protestantischen Fürsten schwiegen, so handelte der Kaiser, als wenn auch die Städte ihm Alles überlassen hätten, was keineswegs der Fall war. Er trat gleichzeitig dem Papste dreist entgegen. Diesem ließ er nicht allein in Rom seinen Unwillen über das Concilium von Bologna kund thun, sondern seine Gesandten Velasquez und Vargas mußten auch am 16. Januar 1548 in diesem Concilium selbst eine Protestation gegen Alles, was dort beschlossen wäre und beschlossen werden könnte, feierlich vorlesen, worauf der vorsitzende Kardinal-Legat del Monte ziemlich scharf antwortete. Schon zwei Tage vor diesem Schritte der kaiserlichen Gesandten hatte Karl der Reichs-Versammlung diese Protestation kund machen lassen und die Stände aufgefordert, ihm anzugeben, wie man den inneren Frieden auch ohne den Papst wieder herstellen und über eine vermittelnde Religions-Formel einig werden könne. Der Vorschlag war den Katholiken ebensowenig angenehm, als den Protestanten; die Reichsstände konnten daher auch über die Wahl der Männer, welche eine solche entwerfen sollten, nicht einig werden und überließen dieselbe endlich dem Kaiser. Dieser wählte den Bischof von Naumburg, **Julius Pflug**, den Weihbischof von Mainz, **Michael Helding**, und den sehr eiteln und zweideutigen brandenburgischen Hof-Theologen und Schein-Protestanten **Johann Agricola**, der zu anderen Zeiten als Ultra-Lutheraner aufgetreten war. Die Erwählten sollten dem Reichstage einen Aufsatz über die Hauptpunkte des Glaubens, des Gottesdienstes und der Kirchenverbesserung vorlegen, welche bis zur Schlußbestimmung durch das Concilium zugleich für die Protestanten und für die Katholiken als Gesetz betrachtet werden könnten. Die genannten drei Herren setzten das sogenannte **Augsburger Interim** auf, welches in 26 Artikeln fast die ganze alte römische Lehre, nur hie und da verdeckt und versteckt, enthielt. Als Zugeständniß für die Protestanten konnte man betrachten, daß der abergläubische Zulauf zu den Heiligenbildern mißbilligt wurde und daß in Bezug auf die verheiratheten Geistlichen wie auf den Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt es bis zur Entscheidung des Conciliums sein Bewenden haben solle; auch die Aergernisse in der Disciplin der Geistlichkeit sollten abgethan werden. Dieses beiden Theilen mißfällige Interim ward am 15. Mai 1548 in der Reichsversammlung vorgelesen, worauf der Kurfürst von Mainz den Dank der Stände aussprach, ohne von denselben dazu ermächtigt zu sein. Da noch an demselben Tage der vom Papste geschickte Nuntius beim Kaiser Audienz hatte, so glaubte man allgemein, der Kaiser habe dem Papste recht auffallend zeigen wollen, daß er auch ohne ihn in Deutschland religiöse Gesetze geben könne. Der Papst und die Bischöfe waren mit dem Interim besonders deshalb unzufrieden, weil

die protestantischen Geistlichen ihre Frauen sollten behalten dürfen, weil ihnen einstweilen erlaubt wurde, ihren Gemeinden das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu reichen, und weil namentlich die Protestanten nicht gezwungen werden sollten, alles säcularisirte Kirchengut sogleich zurück zu geben. Warum aber die Protestanten sich durchaus weigerten, das Augsburgische oder kaiserliche Interim anzunehmen, könnten wir nur dadurch klar machen, daß wir in das Theologische eingingen, was wir sorgfältig vermeiden, da wir uns streng auf politische Geschichte beschränken. Die Städte verweigerten alle die Annahme des Interim, Bremen und Magdeburg widersetzten sich sogar mit den Waffen; diejenigen aber, welche den alten Cultus wieder einführten, thaten es nur aus dem Grunde, weil sie durch die kaiserlichen Truppen gezwungen wurden. Die protestantischen Geistlichen verließen in Schaaren Amt, Haus und Hof, ließen sich in Ketten fortschleppen oder einkerkern, oder flohen, wie Peter Martyr, Ochino und Andere, nach England, wo endlich nach Heinrich's VIII. Tode eine wirkliche Reformation vorgenommen ward.

Kurfürst Moritz, welcher aufrichtig protestantisch war und dessen Bruder August sich sogar später aus fanatisch lutherischem Eifer empörende Verfolgungen gegen den aufgeklärteren Theil seiner Glaubensgenossen erlaubte, ward, weil er Zeit zu gewinnen suchte, von den Protestanten als Abtrünniger geschmäht und von Flacius Illyricus, einem der gelehrtesten, aber auch der streitbarsten und unduldsamsten strengen Lutheraner (eigentlich Vlaeich aus Albona in Illyrien), sowie von vielen Anderen in einer Menge Flugschriften verschrieen. Während des Reichstages hatte er die Gunst des Kaisers in hohem Grad erfahren; am 24. Februar wurde er auf dem Weinmarkt in Augsburg auf einem prunkvoll ausgeschlagenen Gerüst feierlich mit der sächsischen Kur belehnt, wobei der abgesetzte Kurfürst von einem Fenster aus ruhig zusah. Dessen ungeachtet nahm Moritz, auch als die beiden protestantischen Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg die Einführung der kaiserlichen Religion gestattet hatten, das Interim nicht sogleich unbedingt an; er schob vielmehr seine Erklärung über dasselbe ebenso, wie seinen Angriff auf Magdeburg, hinaus, indem er sagte, er wolle zuerst seine Theologen darüber befragen. Er machte sogar in einer im März übergebenen Schrift Einwendungen und berief sich darauf, daß der Kaiser im vorigen Jahre beim Abschlusse des Bundes versprochen hatte, ihn bei seiner Religion zu lassen. Doch suchte er seine Theologen dazu zu bewegen, daß sie sich auf Unterhandlungen einließen. Melanchthon, friedliebend und unentschieden, wie er war, willfahrte dem neuen Kurfürsten, obgleich er dessen Absichten, den Kaiser zu täuschen, nicht kannte. Er wußte auch seine Collegen

Bugenhagen, Cruciger und Georg Major zu einer im wesentlichen nachgiebigen Erklärung über das Interim zu bereden. Nichtsdestoweniger war der Kaiser heftig erzürnt, weil diese Männer nicht Alles billigten. Melanchthon ließ sich von dem halb-papistischen Minister von Carlowitz durch schöne Reden von der Einheit der Kirche täuschen; er schrieb sogar, der Kurfürst möge nur befehlen, er wolle sich nicht widersetzen, sondern schweigen oder sich entfernen oder leiden. Welche Erbitterung Melanchthon und seine Collegen durch diese Art von Nachgiebigkeit bei den Protestanten hervorrufen mußten, wird man schon allein aus der plattdeutschen Inschrift ersehen können, welche auf die in Niedersachsen gegen das Wort Interim geschlagenen Thaler gesetzt ward*).

Die sächsischen Theologen kamen endlich auf einen Gedanken, welcher von Melanchthon ausging und der Politik des Kurfürsten vortrefflich dienen konnte, da dieser dem Interim durchaus nicht gewogen war, aber doch dem Kaiser zu Gefallen den Namen beibehalten wollte. Die Theologen des Kurfürsten riethen ihm nämlich unter dem Vorwande, daß es sogenannte Adiaphora oder gleichgültige Ceremonieen oder Lehren gebe, die der reinen Lehre nichts benähmen und nach der christlichen Freiheit des Friedens halber zugelassen werden könnten, eine Anzahl Artikel des Augsburgischen Interim gelten zu lassen. In Folge dieses Rathes entstand ein Aufsatz, durch welchen der Kaiser befriedigt werden sollte und den man das sächsische oder Leipziger Interim oder auch das zweite, neue oder junge Interim nannte. Die Annahme dieser neuen Kirchenordnung ward von Moritz, da dessen Plan noch nicht reif war, den sächsischen Landständen im December 1547 abgedrungen; die sächsischen Geistlichen und Schullehrer nahmen sie im folgenden Mai auf einer Versammlung zu Grimma an und die Prediger, welche sich nicht darein fügen wollten, wurden ohne alle Rücksicht auf ihre Vorstellungen aus dem Lande getrieben. Dies veranlaßte, daß später über die Lehre von den Adiaphoren oder den gleichgültigen Religions-Punkten eine blutige Zwietracht unter den Protestanten entstand. Uebrigens nahmen die katholischen Regierungen auf keines der Interime Rücksicht, während die in ihren Ländern wohnenden Protestanten das Alte unbedingt wieder herstellen mußten.

Auch Papst Paul III. gab bis zu seinem Tode, welcher am 10. No-

*) Auf der Hauptseite war die Taufe Christi im Jordan dargestellt mit der Umschrift: „Dit is mün leve Son, den schall gi horen." Die Rückseite stellte in einem aufrechtstehenden Drachen mit drei Menschengesichtern (den drei Urhebern des Interim) die Versuchung Christi durch den Satan dar und hatte die Umschrift: „Packe di, du Satan Interim." — Allbekannt ist der Volksspruch: „Hütet Euch vor dem Interim, Es hat den Schalk hinter ihm."

vember 1549 erfolgte, sein Concilium in Bologna nicht auf. Bei der Erwählung seines Nachfolgers stritten die päpstliche und die kaiserliche Partei unter den Kardinälen fast vier Monate lang mit einander. Die Letztere suchte die Wahl des würdigsten unter den Kardinälen, des durch seine Vertheidigung der Kirche gegen Heinrich VIII., durch seine nahe Verwandtschaft mit diesem und durch seinen Anspruch an den englischen Thron bekannten Reginald Pole, durchzusetzen. Dies gelang ihnen aber nicht, sondern die Farnesische Partei siegte, und im Februar 1550 wurde der schlechteste unter den Kardinälen erwählt. Dieser Mann, dessen Laster und Verbrechen an Papst Alexander VI. aus dem Hause Borgia erinnerten, war der oben genannte Kardinal del Monte, und gab sich als Papst den Namen Julius III. Er verständigte sich sogleich mit dem Kaiser in Betreff des Conciliums, während wegen des Besitzes von Parma und Piacenza der Zwist zwischen Beiden fortdauerte. Die Welt war ganz überrascht, als ein Papst, welcher als Legat Paul's III. lange Zeit für das Concilium zu Bologna kabalirt hatte, sich bereit erklärte, das Concilium nach Trident zurückzuverlegen. Der Kaiser hatte es nämlich dahin gebracht, daß es schien, als wenn das Interim dem deutschen Reiche wirklich aufgezwungen werden könne, und deshalb war es klug, nach und nach einzulenken. Jener Schein war jedoch trügerisch, weil die deutschen Fürsten gerade zur Zeit der Erwählung des neuen Papstes einen von der Religion ganz unabhängigen Grund erhielten, das Verfahren des Kaisers argwöhnisch zu beobachten und sich nicht von ihm gebrauchen zu lassen, so daß selbst Karl's Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian mit Moritz und anderen protestantischen Fürsten in eine geheime Verbindung traten, um zu verhindern, daß der Kaiser die Ordnung der Thronfolge ändere.

Kaiser Karl nämlich, welcher 1548 viele seiner Truppen mit sich in die Niederlande genommen hatte und dort das ganze Jahr 1549 hindurch, sowie die ersten Monate von 1550 verweilte, hatte sich von Paul III. eine Dispensation zur Vermählung seiner Tochter Maria mit seinem Neffen Maximilian verschafft und den Letzteren nach Spanien reisen lassen, wo derselbe die Leitung der Regierung erhielt, während Karl seinen Sohn Philipp zu sich in die Niederlande rief. Philipp ward von Andreas Doria auf einer der glänzendsten Flotten, welche seit langer Zeit aus einem spanischen Hafen ausgelaufen waren, nach Italien gebracht, hielt sich einige Zeit in Mailand auf und reiste im Januar 1549 durch Deutschland in die Niederlande. Viele deutsche Fürsten reisten ihm damals entgegen; unter ihnen war auch Moritz von Sachsen, der ihn dringend um seine Verwendung für den Landgrafen Philipp ersuchte. Moritz war ebensowenig als die anderen Für-

sten mit Philipp's spanischen Manieren und seiner durchaus nicht jugendlichen oder bieder deutschen Haltung zufrieden; auch verspürte er nachher keine Wirkung von dessen Verwendung beim Kaiser. Ob Karl, wie auch Planck glaubt, schon gleich nach Besiegung der Protestanten daran dachte, seinem Sohn Philipp die Kaiserkrone zu verschaffen, und ob er schon 1548 mit seinem Bruder Ferdinand unterhandelt hatte, damit dieser sich mit der römischen Königswürde begnüge, wollen wir nicht untersuchen. Nach dem Reichstage, den er auf Juli 1550 nach Augsburg ausgeschrieben hatte, sprach er sich öffentlich und officiell darüber aus. Er ließ auf diesem Reichstage seinen Vorsatz als Gerücht verbreiten, und unterhandelte mit Ferdinand über die Sache. Dieser wollte seine Zustimmung höchstens dazu geben, daß Philipp auf ihn selbst, Ferdinand's Sohn Maximilian aber auf Philipp als römischer Kaiser folgen solle. Philipp mußte damals nach Augsburg kommen und der Kaiser verlegte nicht nur aufs Neue einige tausend Spanier in das Reich, sondern er besetzte auch Augsburg mit Truppen. Es hieß, er wolle das Reich dadurch erblich machen, daß er es seinem Sohne übertragen lasse. Der Gedanke des Kaisers fand jedoch weder bei Protestanten noch bei Katholiken Gehör; nicht einmal auf die mit Ferdinand verabredete bedingte Nachfolge gingen die Kurfürsten ein. Philipp reiste daher in die Niederlande zurück und der Kaiser richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Unterdrückung der Protestanten, welche um so leichter schien, da der einzige deutsche Fürst, der im Stande war, ihnen Gewissensfreiheit zu erkämpfen, der Gegenstand des Hasses und der Schmähungen von Seiten der heftigen Lutheraner, unter welchen Flacius Illyricus die Hauptrolle spielte, geworden war. Für diese war wohl nicht ganz mit Unrecht das Leipziger Interim ein weit größeres Aergerniß, als das Augsburgische, weil es auf der unseligen Theorie von Adiaphoren oder unbedeutenden Glaubens-Artikeln beruhte. Sie schmähten daher den Herzog Moritz und seine Theologen Jahre lang in unzähligen Schriften, wogegen aber auch diese ihnen nichts schuldig blieben.*) In den Schriften, welche von Magdeburg, von Bremen und überhaupt von den durch kaiserliche Truppen nicht bedrohten Städten in zahlloser Menge ausgingen, wurden die Wittenberger Theologen „Achabiten, Baaliten, Adiaphoristen, Epikureer, Leute, die mit der babylonischen Hure buhlen, Samariter, Verfälscher der wahren und reinen Religion“ u. s. w. gescholten. Die Letzteren dagegen nannten ihre Gegner „Verräther, falsche Brüder, freventliche, undankbare, abtrünnige, aufrührerische, teuflische, böse Leute, Schlangen und Ottern.“

*) Bieck in seinem dreifachen Interim nennt 87 grobe Streitschriften; es wäre aber leicht, die doppelte Zahl anzugeben.

Der Kurfürst ließ sich alles dies nicht anfechten. Er rüstete unter dem Vorwande, die Acht gegen Magdeburg zu vollziehen, ein weit größeres Heer, als zur Bezwingung dieser Stadt nöthig war. Den letzten Schritt, die förmliche Verbindung mit dem Reichsfeinde gegen den Kaiser, that er erst dann, als der Krieg zwischen diesem und dem Könige von Frankreich durch den Streit über Parma unvermeidlich geworden war. Die Rechtmäßigkeit dessen, was er bei dieser Verbindung zum Nachtheile seines Vaterlandes that und zugestand, wollen wir weder vertheidigen noch rechtfertigen. Jedenfalls hatte er dabei das Glück, daß die spanischen Maaßregeln, welche von den kaiserlichen Ministern gegen deutsche Fürsten und Städte und gegen die seit 30 Jahren bestehende neue, evangelische Staats-Religion getroffen wurden, seine Schritte und Zugeständnisse wenigstens entschuldigen können. Was das Verfahren der Minister Karl's gegen die protestantische Religion angeht, so ließ der grobe Bischof von Arras, der jüngere Granvella, welcher die Stelle seines Vaters bekleidete, aber dessen Sinnesart nicht geerbt hatte, nach dem Augsburger Reichstage am 26. August 1551 die sämmtlichen evangelischen Pfarrer von Augsburg gewissermaaßen als Verbrecher in sein Quartier rufen, wo sie dann, von Trabanten umgeben, vor ihm, dem Reichs-Vicekanzler Seld und einigen kaiserlichen Räthen zuerst lange mit Fragen gepeinigt und endlich mit den Worten angefahren wurden: „Ob sie denn nicht glaubten, daß der Kaiser das Recht habe, in der Religion sowohl als in politischen Sachen Gesetze zu machen und die Formel der Lehre vorzuschreiben." Der Senior erwiderte: „Es sei nicht die Rede von dem, was dem Kaiser freistehe oder nicht, sondern davon, daß er und seine Collegen schon längst erklärt hätten, sie könnten die kaiserliche Glaubensformel nicht annehmen und noch weniger billigen." Da fuhr der grobe Bischof ihn an und rief: „Pack' dich, Kerl (Apage, bestia)." Zuletzt ließ Granvella die Prediger noch einmal vor sich führen und kündigte ihnen an: innerhalb drei Tagen die Stadt zu räumen, im Reiche und in allen Staaten des Kaisers nie mehr zu predigen, von Niemanden Abschied zu nehmen oder zu sagen, warum sie aus der Stadt entfernt würden, und endlich weder eine Trostschrift zu erlassen, noch einen Bericht über das, was vorgefallen sei, zu geben. Von dieser Zeit an wurde auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers in Augsburg weder evangelischer Gottesdienst gehalten, noch gepredigt, noch ein Sacrament ausgetheilt. Die Reichsstadt Constanz war schon 1548, als sie die Einführung des Interims verzögerte, durch die kaiserliche Achtserklärung so eingeschüchtert worden, daß sie sich geradezu dem König Ferdinand als öftreichische Landstadt antrug, um Schutz für das Leben der Bürger zu erhalten; im Oktober wurde sie für den neuen Herrn in Pflicht genommen, der

hierauf nicht etwa das Interim, sondern das frühere katholische Kirchenthum dort einführen ließ.

Die Wiedereröffnung des Concils von Trident und die drohende Art, wie der Kaiser von den Fürsten und auch sogar von Moritz das Versprechen, ihre Theologen nach Trident zu schicken und sich den Beschlüssen des Concils zu fügen, erpreßte, bewiesen um dieselbe Zeit, daß Deutschland von Karl mit einem ähnlichen Schicksale bedroht sei, als dasjenige war, welches nachher sein von ihm zum deutschen Kaiser bestimmter Sohn Philipp über die Niederlande verhängte.*) Jetzt wurde daher die Erscheinung der Franzosen in Parma und ihr Bund mit Ottavio Farnese für Moritz und seine Verbündeten ein Signal, auch ihrerseits sich gegen den Kaiser zu erheben. Papst Julius III. hatte nämlich, als Ottavio Farnese sich durch den kaiserlichen Statthalter von Mailand wieder in den Besitz von Parma zu setzen suchte, nachgegeben. Er hatte den Commandanten, welchen Paul in diese Stadt geschickt hatte und der dieselbe für den neuen Papst behaupten wollte, abgerufen und sie dem Ottavio Farnese wieder überlassen. Dieser wollte gern auch Piacenza den Spaniern wieder entreißen und fürchtete jeden Augenblick, aufs Neue vom Papste aus Parma getrieben zu werden; er wandte sich daher an Heinrich II., welcher seit 1547 in Frankreich herrschte. Am 27. Mai 1551 nahm Heinrich II. die Familie Farnese förmlich in seinen Schutz und versprach nicht nur dem Ottavio Farnese, der wegen dieser Verbindung mit Frankreich von den Truppen des Papstes und des Kaisers in Parma enge eingeschlossen wurde, 2000 Mann zu Fuß und 500 leichte Reiter, sondern auch 12,000 Goldthaler jährliche Subsidien und legte als Bürgschaft für das letztere Versprechen 200,000 Dukaten in Venedig nieder. Das französische Hülfsheer erreichte Parma trotz der Hindernisse, welche die kaiserlichen und päpstlichen Truppen ihm in den Weg legten, und Paul de Thermes, vorher Gesandter in Rom, übernahm das Commando in der Stadt. Der Papst bemühte sich zwar, den Ausbruch des Krieges zu verhindern, allein der König von Frankreich hatte schon längst den Unwillen der Söhne des gefangenen Landgrafen und des Kurfürsten Moritz benutzt, um sich für den Verlust von Mailand auf Unkosten des deutschen Reiches zu entschädigen.

*) Mit furchtbarer Härte war ein Mandat abgefaßt, das Karl, vielleicht unter dem Einflusse seines bei ihm weilenden Sohnes, im April 1550 von Brüssel aus für die Niederlande erließ. Wir führen daraus nur an, daß erst von verbotenen Büchern, Bildern, wiedertäuferischen Zusammenkünften, Disputationen über die heilige Schrift die Rede ist; Uebertreter werden mit Güterverlust oder nach Umständen mit dem Tode bestraft und zwar sollen Männer enthauptet, Frauen verbrannt oder lebendig begraben werden.

König Heinrich II. hatte schon 1548 den Erzbischof von Vienne, Marillac, nach Deutschland geschickt, und dieser hatte dort eine großartige Kabale gegen den Kaiser angesponnen und eine Anzahl Agenten in allen Gegenden besoldet, um die Protestanten zu einer neuen Schilderhebung zu ermuntern. Von diesen Agenten, welche wir nicht alle nennen wollen, waren der edle Sturm aus Straßburg und der Geschichtschreiber dieser Zeiten, Sleidanus, am Rhein und bei den oberländischen Städten thätig, d'Auzay unterhandelte mit den norddeutschen Städten, und de Fresse, Bischof von Bayonne, verweilte bei den Söhnen des Landgrafen Philipp. Nur bei Moritz befand sich, damit derselbe nicht Argwohn errege, kein Franzose, sondern Marillac bediente sich bis zu der Zeit, wo ein Vertrag abgeschlossen werden sollte, bei Moritz eines Italieners, welcher von Niemanden als sein Agent betrachtet wurde. Die Fäden hielt Marillac in den Händen. Dieser beauftragte endlich den Bischof de Fresse, einen Bund zu schließen, in welchem den protestantischen Fürsten für ihre Unternehmung gegen den Kaiser Frankreichs Hülfe versprochen ward. Dieser höchst geheim gehaltene Bund, den wir entschuldigen, aber nicht rechtfertigen können, wurde von Johann Albrecht von Mecklenburg, Johann Georg von Brandenburg-Baireuth, Wilhelm von Hessen und Moritz von Sachsen, welche Letztere sich zuvor in Torgau und Lochau mit ihren Glaubensgenossen verständigt hatten, am 5. Oktober 1551 zu Friedewalde, einem sehr einsam gelegenen Waldschloß in Hessen, abgeschlossen; in derselben Zeit, als der König von Frankreich noch schärfer als jemals sein Vater gethan die Reformirten in seinem Lande verfolgte. Die genannten Fürsten versprachen, zur Erhaltung der deutschen Verfassung und zur Befreiung des gefangenen Landgrafen die Waffen zu ergreifen und sie nicht ohne beiderseitige Einwilligung wieder niederzulegen. Die Verbündeten wollten sich von Johann Friedrich's Söhnen einen Revers ausstellen lassen, daß dieselben sich während des Krieges ruhig verhalten wollten; wo nicht, so wollten sie sie als Feinde behandeln. Wenn aber Johann Friedrich's Söhne sich ihrem Bunde anschlössen, so sollte auch die Freilassung ihres Vaters bewirkt werden. Kurfürst Moritz sollte vom König Heinrich sogleich 240,000, in der Folge aber monatlich 60,000 Goldthaler Subsidien erhalten. Dafür willigten Moritz und seine Bundesgenossen ein, daß der König die zum deutschen Reiche gehörigen Städte, in welchen nicht Deutsch gesprochen werde, Metz, Toul, Verdun und Cambray, besetzen und mit Vorbehalt der Rechte des Reiches als Reichs-Vicarius behalten dürfe. Die Fürsten wollten bis zum 11. März 1552 ein Heer von 7000 Reitern und 40,000 Mann Fußvolk gegen den Kaiser marschiren lassen und alle Städte und Herren mit Feuer und Schwert zwingen, sich an sie anzu-

schließen. Sie vergaßen dabei das Nationalinteresse so sehr, daß sie den König von Frankreich verpflichteten, mit einem gleich starken Heere in den Niederlanden zu erscheinen und, wenn es nöthig wäre, auch noch weiter vorzurücken. Unter den Gründen ihres Verfahrens zählen sie auch die Gefangenschaft des Landgrafen auf; als das Wichtigste aber führen sie an, durch welche Praktiken der Kaiser darauf bedacht sei, „nicht nur die Kurfürsten und Fürsten, sondern auch die Grafen, Freiherren, Städte und Unterthanen unseres geliebten deutschen Vaterlandes aus ihrer alten Freiheit und Libertät in eine bestialische, unerträgliche und immerwährende Knechtschaft zu setzen, wie er in Spanien und anderen Ländern gethan hat.“ In den Bund der genannten deutschen Fürsten und Heinrich's von Frankreich war ein Fürst nicht mit einbegriffen, der sich nachher bald heranzudrängen wußte, um bei dieser Gelegenheit am Main und Rhein rauben und morden zu können. Dies war der rohe und wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der in inniger Verbindung mit allen jenen kleinen Grafen, Baronen und Rittern von Nord- und Mitteldeutschland stand, welche noch immer gleich den Kurden und Beduinen das Berauben und Ausplündern der Schwächeren als ein edles, romantisch-ritterliches Gewerbe trieben und sich an den Meistbietenden vermietheten. Albrecht reiste verkleidet nach Frankreich und verweilte zugleich mit Schärtlin, jedoch unter falschem Namen, in der Nähe des Königs Heinrich, der am 15. Januar 1552 in seinem Schlosse Chambord bei Blois den geschlossenen Vertrag bestätigte und Albrecht in den Stand setzte, eine ganz bedeutende Zahl seiner sauberen Raubgenossen in Dienst zu nehmen.

2. Bis zum Schluß des Augsburger Reichstages von 1555.

Nach dem Abschlusse eines Vertrages, welcher unmöglich lange geheim gehalten werden konnte, machte Moritz dem Schein-Kriege, den er bisher mit Magdeburg geführt hatte, ein Ende, um einen ernstlichen Krieg mit dem Kaiser anzufangen. Gegen Magdeburg war schon im Juli 1547 eine Achtserklärung, die uns Hortleder*) aufbewahrt hat, ausgefertigt worden, und seit dieser Zeit bildete Magdeburg einen Zufluchtsort für alle diejenigen, welche die alte Ordnung und Religion am meisten haßten und über die diplomatische Nachgiebigkeit der protestantischen Fürsten und ihrer Theologen am heftigsten erbittert waren. Alle Arten von Schand- und Schmähschriften, sowie von höhnenden Liedern, Medaillen, Gemälden und Holzschnitten gingen von Magde-

*) Friedr. Hortleder, († 1640) „Von den Ursachen, Anfang und Fortgang des deutschen Krieges;“ enthält viele Urkunden aus Archiven, besonders dem weimarischen.

burg aus und die daselbst vereinigten unruhigen Köpfe und aufgeregten Schaaren streiften weit und breit im Lande der Anhänger des Interims, besonders aber im sächsischen Gebiete umher. Die Stadt wurde daher durch Reichstruppen bekriegt und von allen Seiten her enger und enger eingeschlossen; allein zu einer eigentlichen Belagerung kam es nicht, weil es an Geld fehlte. Auch war keinem deutschen Fürsten die Kriegführung gegen die geächtete Stadt besonders übertragen worden. Es wurde deshalb in den Jahren 1548 und 1549 nichts Entscheidendes gegen Magdeburg unternommen, obwohl Karl von Brüssel aus ein verschärftes Mandat gegen die Rathmänner, Innungsmeister und die ganze Gemeinde der Stadt erließ. Als endlich der Kaiser 1550 zur Abhaltung eines Reichstages wieder nach Deutschland kam, drang er sogleich auf ernste Maaßregeln gegen die trotzige Stadt, welche der Sitz und das Bollwerk aller Unzufriedenen, sowie die Plage und das Aergerniß für alle nahen und fernen Nachbarn geworden war. Auch dann noch (November 1550) bot man den Magdeburgern unter leidlichen Bedingungen Vergebung an; sie erklärten aber trotzig, daß sie weder zu diesem Anerbieten, noch zu den Fürsten, von welchen dasselbe gemacht worden war, Zutrauen hätten. Dies diente den Planen des Kurfürsten Moritz vortrefflich. Die deutschen Stände trugen darauf an, daß ihm die Execution der Reichsacht übertragen und daß die Stände aller benachbarten Kreise aufgefordert würden, ihn dabei zu unterstützen. Der Kaiser ging auf diesen Vorschlag ein und Moritz erhielt für seine Kriegsrüstungen 100,000 Dukaten auf einmal und 60,000 monatlich, so daß er eine zahlreiche Mannschaft und vieles Geschütz zusammenbringen konnte. Auch zahlte er vielen der Grafen, Fürsten, Herren und Ritter, welche beim Mangel stehender Heere aus dem Vermiethen geworbener Streiter ein Gewerbe machten, Wartegelder, um sie zur rechten Zeit an sich ziehen zu können.

Daß dies Alles dem Kaiser verborgen blieb und daß eine schon im Herbst 1550 begonnene enge Einschließung der Stadt Magdeburg noch ein ganzes Jahr lang fortgesetzt werden konnte, ohne seinen Argwohn zu erregen, würde unerklärlich sein, wenn wir nicht wüßten, daß Karl seit dem März 1551 an nichts dachte, als an die Concilien-Sache, die Vertreibung seines Schwiegersohnes Ottavio Farnese aus Parma und den drohenden Krieg mit Frankreich. Moritzens Schlauheit ist um so mehr zu bewundern, da sich ein guter kaiserlicher General, Lazarus Schwendi, als Commissär des Kaisers in seinem Lager befand und da Moritz unter den Augen desselben nicht allein den bekannten, noch unter des Reiches Acht stehenden Hans von Heydeck, welcher der Stadt mit einigen tausend Mann zu Hülfe gezogen war, nebst dessen Leuten in sein Heer aufnahm, sondern sich auch dieses Führers bediente,

um, als die rechte Stunde gekommen war, die Magdeburger zur Uebergabe ihrer Stadt bereden zu lassen. Moritz hatte diesen wackeren Feldherrn zurückgeworfen und vorgeblich als Gefangenen, in Wahrheit aber als Verbündeten mit sich zurückgebracht, und Heydeck diente seitdem mit vier Fahnen (d. i. Compagnieen) unter ihm, während Albrecht von Kulmbach und Schärtlin zu dem Könige von Frankreich gegangen waren und mit französischem Gelde Truppen unterhielten. Heydeck ward, als endlich Moritz gegen den Kaiser loszubrechen beschloß, den Magdeburgern Bürge dafür, daß Moritz wirklich gesonnen sei, das wider sie gerüstete Heer gegen den Verfolger ihres Glaubens, den Kaiser, zu gebrauchen. Sie unterwarfen sich daher am 6. November 1551 willig. Der Form wegen ergaben sie sich zwar auf Gnade und Ungnade an den Kaiser; aber Moritz gestand ihnen nicht nur geheime Bedingungen zu, sondern er stellte auch drei Tage nach dem Abschlusse der Capitulation einen in Lünig's Reichs-Archiv zu findenden Revers aus, daß der Kaiser alle Ungnade gegen die Stadt aufgeben und dieselbe bei ihren Freiheiten lassen werde. Sich selbst vergaß Moritz dabei freilich auch nicht; denn er ließ nach der Einnahme der Stadt sich von dem Magistrat und der Bürgerschaft huldigen und das eidliche Versprechen geben, daß sie ihn so lange als ihren rechten Herrn anerkennen wollten, bis sie von ihm und dem Kaiser an einen andern Herrn gewiesen würden. Er besaß übrigens wegen der ihm früher übertragenen Burgvogtei und wegen der Einlösung der Stücke der Burggrafschaft durch Johann Friedrich Hoheitsrechte über die Stadt. Mit dem Erzstift Magdeburg, sowie mit Brandenburg hatte Moritz sich (durch einen Vertrag, der das tripartitum genannt wurde) schon während der Belagerung abgefunden; Brandenburg versprach, für das, was dieser Vertrag gewährte, künftig 95,000 Gulden an das Kurhaus zu zahlen. In die Stadt legte Moritz zwar Truppen, jedoch nicht so viele, daß dieselben die Bürger hätten bezwingen können. Von den Truppen aber, welche die Stadt vertheidigt hatten, traten gegen 2000 Mann in die Dienste des Herzogs Georg von Mecklenburg, welcher im Begriffe stand, mit Moritz ins Feld zu ziehen.

Den sächsischen Landständen und dem furchtsamen, zwischen schroffen Gegensätzen stets vermittelnden Melanchthon ward recht bange, als Moritz seine Truppen auch im Winter beisammen hielt. Die Ersteren protestirten, um Hab und Gut besorgt, gegen den Krieg, der Andere schrieb einen Abmahnungsbrief. Der Kaiser war glücklicher Weise weit entfernt. Er hatte sich schon am 21. Oktober nach Innsbruck begeben und die Spanier, welche während seines Aufenthaltes zu Augsburg in der Nachbarschaft lagen, mit sich genommen. Es gelang daher dem Kurfürsten, ihn durch seine Bereitwilligkeit in Anerkennung des

Conciliums zu täuschen, obgleich auch die geistlichen Kurfürsten, welche des Kaisers Andringen endlich nach Trident gebracht hatte, denselben vor den Absichten Moritzens warnten. Der Letztere ließ nämlich nach langem Zögern seine Gesandten wirklich nach Trident abreisen und ihnen mußten seine Theologen, Melanchthon an der Spitze, nachfolgen, bis sie nach dem Ausbruch des Krieges in Nürnberg den Befehl erhielten, nicht weiter zu reisen. Zugleich erneuerte Moritz im Verein mit dem Kurfürsten von Brandenburg seine dringenden Vorstellungen wegen der Freilassung des Landgrafen. Ja, er machte sich sogar in demselben Augenblicke, als er aufbrechen wollte, um den Kaiser in Innsbruck zu überfallen, zu einer Reise dahin fertig und ließ seine nahe Ankunft durch einen der Spione des Kaisers anmelden. Der General Schwendi in Magdeburg hegte Verdacht und die Kurfürsten von Mainz und Trier warnten von Trident aus gegen Moritzens Anschläge; Karl aber glaubte nicht, daß ein Deutscher ihn betrügen wolle oder könne. Er schrieb den beiden Kurfürsten: „Seine Lieb hat sich dermaaßen gegen uns entboten und vernehmen lassen, daß wir, wo anders einige menschliche Treue und Glauben auf Erden, uns billig Anderes nichts denn allen Gehorsam und alles Gute zu Ihr versehen sollten und je wo Seine Lieb etwas Anderes im Gemüth hätten, solches bei einem deutschen Fürsten vielleicht nie erhört worden." Dem Herzog von Alba sagte er geradezu: „Die tollen und vollen Deutschen haben kein Geschick zu dergleichen listigen Ränken*)."

Während der Kaiser ganz sicher war, hatte Moritz im März gegen 25,000 Mann in Thüringen versammelt und sich in der Mitte dieses Monats zu ihnen begeben. Zwei Tage nachher stieß der Landgraf Wilhelm von Hessen mit seinen Soldaten bei Bischofsheim am Rhöngebirge zu ihm. Am 25. März waren alle Truppen vereinigt, und schon am 1. April standen dieselben vor Augsburg. Dem bewunderungswürdig raschen Zuge des Kurfürsten, welcher, wenn wir auf Größe des Geistes, auf Heldenmuth im Augenblicke der Gefahr, auf richtige Beurtheilung der lügenden und trügenden Spanier, mit denen er es zu thun hatte, und auf das glorreiche Resultat seines Zuges sehen, wenig seines Gleichen hat, obgleich die strenge Moral ihn nicht billigt, ging ein Manifest voraus. Entkleiden wir dieses von seiner harten Form, so finden wir, daß die verbundenen Fürsten ihren plötzlichen Angriff mit folgenden drei Umständen rechtfertigten: der Kaiser

*) Der Marschall de Tavannes mém. I. p. 3 preist den Kurfürsten von Sachsen in den wenigen Worten: Moriz, grossier Allemand, trompe les Espagnols et les Italiens sur espoir de paiz et d'aller au concile, marche avec le marquis de Brandenbourg, les fils du Landgrave, ceux de Jean Fréderic etc. etc.

stehe im Begriffe, trotz seiner vielen Zusagen die evangelische Religion zu unterdrücken; er habe wortbrüchig und treulos den Landgrafen in Haft genommen und halte ihn bereits vier Jahre lang in derselben; er habe endlich Versuche zum Umsturz der Reichs-Verfassung und zur Vernichtung des Reiches gemacht. Auch hier heißt es, er habe vor, die Deutschen „zu einer unerträglichen viehischen, erblichen Servitut" zu bringen. Augsburg öffnete schon am 3. April seine Thore, und erhielt sogleich seine alte Verfassung und die Ausübung der evangelischen Religion wieder. Von Augsburg zog Moritz an der Spitze von 20,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern aufs Eiligste nach Tyrol, um die Zeit zu benutzen, während welcher die kaiserlichen Truppen zerstreut waren und Karl in Innsbruck nur wenige Leute bei sich hatte. Uebrigens ahmten die Städte oder vielmehr die sich selbst ergänzenden Magistrate derselben, welche denjenigen Klassen angehörten, die immer Angst haben, und denen die Freiheit zwar lieb, aber das Geld doch noch viel lieber ist, nicht das Beispiel der Magdeburger oder das der Bremer, die sich ebenfalls dem Kaiser nicht gefügt hatten, sondern das der Frankfurter nach. Die kleineren Städte Schwabens, deren Deputirte durch die verbündeten Fürsten im Mai zu Augsburg versammelt wurden, versprachen nach langem Sträuben so viel, als sechs Römermonate betrugen; Nürnberg mußte zur Zahlung von 100,000 Gulden gezwungen werden. Ulm zahlte gar nichts und setzte sich einige Tage lang gegen die fürstlichen Truppen zur Wehr, die hierauf abzogen. Desto größer war der Ruhm des Kurfürsten, als er ohne Hülfe der Krämerseelen Deutschland vom Joche der Spanier und Wallonen befreite.

Wir vermuthen, daß Moritz schon vorher sich mit seinem Freunde, dem römischen König Ferdinand, welcher gleich seinem Sohne Maximilian ganz anders dachte, als sein Bruder, dahin verständigt hatte, daß man den Schrecken des Kaisers über den in Italien, in den Niederlanden und am Rhein drohenden Krieg benutzen wolle, um den Kaiser zur Wiederherstellung der deutschen Verfassung und zur Erledigung der Religionsstreitigkeiten zu zwingen. Ferdinand hatte nämlich, wie man aus Sleidanus sieht, seinen böhmischen Kanzler, Heinrich von Plauen, an Moritz geschickt und seine Vermittelung angeboten; darauf wurde nachher fortgebaut und Ferdinand hielt zu Linz eine persönliche Zusammenkunft mit Moritz. Schon bei dieser Gelegenheit erbot sich der Kaiser, den Landgrafen Philipp freizugeben, den Geächteten, besonders den Feldherren Heydeck und Schärtlin, Gnade zu gewähren und die Religions-Sache, sowie die Angelegenheit der Reichsverfassung einem Reichstage zu überlassen. Dies nahm Moritz für einen italienischen Kniff; denn er sollte dagegen seinerseits die Waffen niederlegen und

seinen Bundesgenossen, den König von Frankreich, aufgeben. Hätte er dies gethan, so würde er ganz in des Kaisers Gewalt gewesen sein. Man kam also nur wegen eines am 26. Mai in Passau zu eröffnenden Friedens-Kongresses überein, bis zu welchem Moritz in den Waffen bleiben und weiter marschiren durfte. König Heinrich war unterdeß über die Reichsgrenze eingerückt; er sandte ein offenes Schreiben voraus, welches auf dem Titelblatt einen Hut mit der Unterschrift „Libertas“ zeigte; denn er nannte sich ausdrücklich den Schützer und Rächer der deutschen Freiheit. Einstweilen besetzte er die ihm überlassenen Städte in Lothringen, in welche man ihn einließ; den neunjährigen Herzog schickte er nach Paris. Die Reichsstadt Metz nahm er durch List ein und zwang sie zur Huldigung; auch gelangte er bis nach Straßburg an den Rhein; diese Stadt folgte aber seiner Lockung nicht, sondern hielt ihre Thore geschlossen. Albrecht von Kulmbach und seine Mordbanden hausten gräßlich in Franken.

Schon am 12. Mai war Moritz im Süden von Baiern. Er griff am 18. Mai die kaiserlichen Truppen bei Reutte an, brachte ihnen große Verluste bei und nahm am folgenden Tage die Ehrenberger Klause ein. Am 22. war er nur noch zwei Stunden von Innsbruck entfernt und der Kaiser, welcher am Podagra krank darnieder lag, sah sich genöthigt, fast ohne Begleitung über die unwegsamen Höhen der Julischen Alpen zu fliehen. Wir vermuthen, daß Moritz absichtlich dem kranken Kaiser Zeit gelassen habe, sich durch eine Flucht, die bei aller Welt seinem Ansehen schadete, eilig zu retten; denn er war ja mit Ferdinand darüber einig, daß die Unterhandlungen zu Passau am 26. Mai wieder beginnen sollten. In Innsbruck ließ Moritz Alles, was dem Kaiser oder den Spaniern gehörte, plündern; Ferdinand's Eigenthum dagegen ward sorgfältig geschützt. Der Letztere, welcher ebenfalls in Innsbruck gewesen war, begab sich von dort nach Passau, wohin auch Moritz kam und wo Beide dann miteinander unterhandelten, während der Kaiser in Villach verweilte. Den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich setzte Karl schon zu Innsbruck in Freiheit; er hatte dort alle Bequemlichkeit genossen, betete und las nach eigenem Gefallen und hatte den berühmten Maler Lucas Cranach, den eifrigen Verehrer Luther's und Melanchthon's, in seinem Gefolge. Johann Friedrich versprach jedoch, noch ferner dem kaiserlichen Hofe zu folgen, wahrscheinlich damit es nicht heißen sollte, der Räuber seiner Kurwürde und eines großen Theiles seines Gebietes habe ihn befreit. Ferdinand und die in Passau versammelten Fürsten (mehrentheils geistliche) konnten den überlisteten und daher sehr gekränkten und erbitterten Kaiser lange nicht dazu bewegen, daß er mit Moritz abschließe. Dieser drohte endlich, dem geschlossenen Waffenstillstande ein Ende zu machen und

willigte nur ungern ein, daß derselbe bis zum 3. Juli verlängert werde. Als jedoch der Kaiser sich keinen Termin setzen lassen wollte, erklärte Moritz den Waffenstillstand für aufgehoben, begab sich zum Bundesheer nach Mergentheim und ertheilte den Befehl, die Stadt Frankfurt anzugreifen, in welcher noch einige tausend Kaiserliche lagen. Die Stadt wurde mehrere Tage lang beschossen; doch war die Gegenwehr der Besatzung nicht ohne Erfolg und am 20. Juli wurde der junge Herzog Georg von Mecklenburg zu Tode verwundet. Inzwischen sah sich Ferdinand, welcher damals aufs Neue durch die Türken heftig bedrängt wurde, genöthigt, selbst nach Villach zu reisen, um seinen Bruder zum Nachgeben zu bewegen. Dies gelang ihm denn auch, weil Moritz durchaus keine neue Forderung machte, sondern mit dem zufrieden war, was er gleich anfangs verlangt hatte. Es ward hierauf in Passau ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit unter den von Moritz vorgeschriebenen Bedingungen geschlossen, nach welchen der Landgraf von Hessen in Freiheit gesetzt werden und die anderen Protestanten ihre Ehren und Güter wieder erhalten sollten. Dieser **Passauer Vertrag** war freilich nur ein Stillstand, kein eigentlicher Frieden, weil zu Passau nur ein Theil des Reiches repräsentirt war und deshalb wegen der Religion, wegen der kaiserlichen Eingriffe in die Verfassung und wegen des Verhältnisses der Parteien noch auf ein Concilium und zunächst auf einen Reichstag verwiesen wurde; allein man fand in Beziehung hierauf eine Auskunft. Man wies nämlich nicht, wie vorher, unbedingt auf das Concilium oder den Reichstag hin, sondern erklärte, es solle mit diesem Passauer Stillstande ein beständiger Friede zwischen den Anhängern der alten und der neuen Religion anfangen und jeder Theil solle den anderen nicht nur bei seiner Religion, sondern auch bei seiner Habe, seinen Gütern und Einkünften ruhig lassen. Alle Urtheile der fanatischen Juristen der Reichsgerichte und alle gegen die neue Religion ergangenen beschwerlichen Mandate und Decrete wurden aufgehoben und vernichtet; jeder sollte nicht blos bei seiner Religion, sondern auch bei seiner Habe und seinen Gütern geschützt werden. Zufolge eines Nebenvertrages, den aber der Kaiser nicht bestätigen wollte, sollte dieser Vertrag auch in dem Falle, daß man auf den folgenden Reichstagen nicht einig werde, nichtsdestoweniger beständig in Kraft bleiben. Die Augsburgischen Confessions-Verwandten sollten deshalb auch künftig zum Reichs-Kammergericht zugelassen und dieses angewiesen werden, allen Parteien ohne Unterschied der Religion unparteiisch Recht zu sprechen. Alles dieses ward nicht nur vom Kaiser und vom römischen Könige, sondern auch von allen Kurfürsten und von dem größten Theile der Fürsten bekräftigt und verbürgt. Ferdinand und sein Sohn Maximilian gelobten,

demjenigen Theile, in Rücksicht dessen der Vertrag verletzt werde, gegen den ihn verletzenden beizustehen. Die Unterzeichnung durch Moritz erfolgte in Rödelheim bei Frankfurt am 29. Juli; doch zog der wilde Markgraf Albrecht erst später ab und brandschatzte dann noch das mainzische Gebiet. Johann Friedrich nahm am 1. September 1552 in Augsburg vom Kaiser freundlichen Abschied. Die Theilung der sächsischen Lande, wie sie in der Wittenberger Capitulation festgesetzt worden, nahm er an; dagegen weigerte er sich nach wie vor, ein künftiges Concil als bindend anzuerkennen, da er durchaus bei der augsburgischen Confession bleiben wolle. Ueber Nürnberg, wo man ihn feierlich einholte, gelangte er in die Länder, die ihm als Herzog zu Sachsen geblieben waren, zurück. Besondere Freude hatte er in Jena an der durch seine Söhne neu gestifteten Universität, in welcher dieselben einen gemeinschaftlichen Ersatz für das verlorene Wittenberg zu finden hofften; förmlich bestätigt wurde sie erst im Jahr 1558. Johann Friedrich starb 1554; das Gebiet seiner Linie, der Ernestinischen, wurde durch den Tod seines kinderlosen Bruders noch um Coburg und durch Vertrag mit Moritzens Nachfolger um Altenburg und einige kleinere Aemter vergrößert. Landgraf Philipp kam im September 1552 in sein Land zurück, zeigte aber für den Rest seines Lebens weder besondere Thätigkeit nach außen, noch lebhaften Antheil an Staats- und Kirchensachen; doch schuf er nützliche Einrichtungen und sorgte für das Landeswohl. Er starb 1567, worauf sein Land unter vier Söhne getheilt wurde.

Die Ereignisse der folgenden Jahre, den Ausgang des französischen Krieges, den Tod des Kurfürsten Moritz in Niedersachsen und die Abdankung des Kaisers werden wir erst weiter unten berichten. Hier fügen wir noch eine Bemerkung über die Befestigung des Passauer Vertrages durch den Augsburger Religions-Frieden hinzu. Obgleich nämlich ein Reichstag, auf welchem dem Passauer Vertrage zufolge Alles ausgemacht und dieser in einen förmlichen Frieden umgewandelt werden sollte, schon auf 1553 nach Ulm ausgeschrieben worden war, so konnte doch weder in diesem noch im folgenden Jahre etwas daraus werden. Im Jahre 1555 aber kam endlich ein Reichstag in Augsburg zu Stande, nachdem Ferdinand, welcher schon Ende December 1554 in jener Stadt angelangt war, mehr als sechs Wochen auf die langsam eintreffenden Stände gewartet hatte. Die Instruction, welche die kaiserlichen Gesandten mitbrachten, war ganz spanisch und römisch abgefaßt; Ferdinand aber und sein Sohn Maximilian waren deutsch und der Letztere dem Pfaffenthume keineswegs gewogen. Ferdinand erklärte sogleich in der Reichstags-Proposition, daß er für das Beste halte, gar keinen Versuch zu machen, die Religions-Meinungen

durch ein Concilium oder durch Gespäche und Disputationen zu vereinigen, sondern sich ganz allein an das rein Politische zu halten. Er sprach trotz der Intoleranz, welche in seines Bruders Instruction lag, trotz des Papstes und trotz des von diesem versammelten allgemeinen Tridentiner Concils sich dahin aus, daß man am Besten thun werde, wenn man jetzt den Protestanten einen beständigen, von dem Religions-Vergleiche unabhängigen Frieden von Seiten des ganzen Reiches zusichere. Auch die Fürsten und Kurfürsten trugen in ihrem Gutachten darauf an. Ferdinand's Vorschlag ging daher durch, zumal da auch der Kardinal Otto, Bischof von Augsburg, welcher von einem Frieden mit den Protestanten schlechterdings nichts wissen wollte, durch den Tod des Papstes Julius III. im März nach Rom gerufen ward und den kurz vorher eingetroffenen, zur Störung des Friedens bevollmächtigten päpstlichen Nuntius mit sich dahin zurücknahm.

Die Hauptsache ward schon in den ersten Monaten des Jahres 1555 zu Ende gebracht, weil der Kaiser im Begriffe stand, die Krone niederzulegen, und weil weder Ferdinand noch die katholischen Stände Lust oder Macht hatten, den Frieden zu brechen. Es war dabei nur von den Lutheranern die Rede; denn es hieß in der Friedensurkunde: es sollten alle Anderen, die den obgemeldeten beiden Religionen (dem katholischen und dem augsburgischen Bekenntniß) nicht anhängig, in diesem Frieden nicht gemeint sein. Es sollen weder ein Reichsstand wegen der augsburgischen Confession und derselben Lehre beschädigt, vergewaltigt, beschwert oder verachtet werden dürfen, noch umgekehrt die Stände der alten Religion in Lehre, Kirchengebräuchen, Habe, Gütern, Obrigkeiten angetastet werden. Nicht blos die Fürsten und die unmittelbaren Herren, sondern auch die Frei- und Reichsstädte, sowie die mittelbaren, unter katholischen Herren stehenden Ritter, Städte und Gemeinden sollten in Bezug auf Religion dasselbe Recht haben, wie die unmittelbaren. Jede Regierung aber, welche nur eine Religion dulden wolle, solle den Anhängern der andern erlauben, nach Verkauf ihrer Güter ohne Abzugsgelder und ohne irgend eine Schmälerung auszuwandern. Ferner sollten im Reichs-Kammergericht sowohl Protestanten als Katholiken sitzen. Die Kirchengüter, welche bereits von den Protestanten eingezogen wären, so daß zur Zeit die Geistlichen nicht im Besitze derselben wären, sollten den Inhabern verbleiben. Unglücklicher Weise brachten die Protestanten einen Punkt zur Sprache, welcher, wenn er unerörtert geblieben wäre, unfehlbar die Säcularisation der meisten geistlichen Stifter herbeigeführt haben würde. Die Protestanten verlangten nämlich, es solle mit ausdrücklichen Worten auch den geistlichen Ständen dasselbe Recht des Religionswechsels zugestanden werden, welches den weltlichen Ständen

eingeräumt worden war. Dadurch wurden die katholischen Stände geweckt und es begann ein heftiger Streit, welcher die schon mit dem Beginne des Monates April über die ersten Punkte einigen Stände in Betreff dieses Punktes und eines mit ihm enge verbundenen anderen noch sechs Monate lang zu keiner Einigung kommen ließ. Selbst König Ferdinand erklärte, daß er lieber auf der Stelle davon reiten, als den Geistlichen die Religion freilassen wolle; denn jeder Prälat, der zur neuen Lehre übertreten wolle, hätte in diesem Falle seinen geistlichen Besitzstand in einen weltlichen und, wenn er sich vermählte, eventuell in einen erblichen verwandeln können. Als daher endlich am 13. September 1555 der Augsburger Religions-Friede unterzeichnet ward, schob man auf des römischen Königs Veranlassung einen Vorbehalt desselben und der katholischen Stände ein, welcher besagte, man habe sich über diesen Punkt nicht einigen können, sondern dem römischen König die Entscheidung anheimgestellt. Diese Entscheidung oder der sogenannte geistliche Vorbehalt (Reservatum ecclesiasticum) lautete: daß, wo ein Erzbischof, Bischof und Prälat oder ein Anderer geistlichen Standes von der alten Religion abtreten würde, derselbe sein Erzbisthum, Bisthum oder andere Beneficien, auch damit alle Früchte und Einkommen, so er davon gehabt, seiner Ehre unnachtheilig verlassen solle. Dieser geistliche Vorbehalt wurde später die Veranlassung zu unseligen Streitigkeiten und großen Uebeln.

VI. Deutschland, Frankreich und Spanien bei Abschluß der Reformation und Beginn der Gegen-Reformation.

1. Calvin.

Wir haben die deutsche Reformation bis zu dem Zeitpunkte begleitet, wo sie unter fürstlicher Pflege feste Formen annahm, einen officiellen Charakter erhielt und zu verknöchern anfing. Das religiöse Interesse wirkte im lutherischen Deutschland allerdings mächtig fort, aber es zog sich mehr in das Haus und in das Gemüth zurück; es wurde loyal und war, wie dies von Anfang an auch in Luther's Auffassung lag, am politischen Voranstreben nicht ferner betheiligt.

Einen ganz anderen Gang nahm diejenige Reformation, die von Calvin ausging und in einem Freistaate zu Kräften kam. Der Unter-

schied lag zum geringsten Theil in der Lehre selbst; mehr aber darin, daß die Reformirten den Begriff der Gemeinde und ihrer Verwaltung mit einer wahrhaft großartigen Consequenz ausbildeten und diesen Begriff im äußeren Organismus darzustellen suchten. Calvin selbst erlangte zu Genf eine Wirksamkeit, welche an die Propheten und Priesterkönige des Alterthums erinnert; er wurde die Seele eines Staates, der in allen seinen Lebensäußerungen von einer religiösen Grundidee durchdrungen war. Daß dieser Staat sich eben erst von den Anmaaßungen eines benachbarten Fürstenthums befreit hatte, gab der Reformation noch mehr ein festes Gepräge. Der Calvinismus breitete sich im Wesentlichen bei solchen Völkern und Stämmen aus, in welchen der Staatsgeist rege war; bei Franzosen, Holländern, Ungarn und anderen.

Johann Calvin, dessen französischer Name Cauvin oder Chauvin geschrieben wird, war 26 Jahre nach Luther geboren (1509 zu Noyon in der Picardie) und erhielt eine geregeltere Ausbildung als dieser; seine Talente, seine Kraft im Ausdruck wurde früh anerkannt. Ein geistliches Einkommen erhielt er schon in seinem zwölften Jahre ohne Schwierigkeit, da sein Vater ein angesehener Jurist war. Als er aber durch Lesen in der Bibel den Unterschied zwischen seinen Ueberzeugungen und dem damaligen Glaubenssystem erkannt hatte, wandte er sich dem Rechtsstudium zu und ging nach Orleans und Bourges. Durch einen Deutschen, Namens Volmar, wurde er näher mit den lutherischen Bestrebungen bekannt. In Paris war seines Bleibens nicht, obwohl Margaretha von Navarra ihn begünstigte. Zu Basel verfaßte er seine institutio christianae religionis, die er mit einer Vorrede an den König von Frankreich versah. In derselben wies er nach, daß die Reformation nicht aus Schwärmerei, Genußsucht und Lust an Unordnung, sondern im Gegentheil aus Sittenstrenge, Wahrheitsliebe und Pflichtgefühl hervorgehe. Auf seinen Reisen lernte er die von uns früher erwähnte Herzogin Renata von Ferrara kennen (eine Tochter des Königs Ludwig XII. von Frankreich), die ihn mit der größten Achtung aufnahm.

In Genf war 1535 die Reformation eingeführt worden; ihre Hauptvertreter waren Wilhelm Farel und Pierre Viret, welchen letzteren man zuweilen als Calvin's Melanchthon bezeichnet hat. Sie veranlaßten den bereits hochberühmten Mann, sich dort niederzulassen; doch mußte er mit Farel nach zwei Jahren den Gegnern weichen und lebte nun eine zeitlang in Straßburg in Bucer's Nähe, als Lehrer der Theologie und Prediger. Erst im Jahr 1541 kehrte er auf eifriges Bitten nach Genf zurück und begann dort seine dauernde Wirksamkeit, die man wohl eine theokratische nennen kann. Die strenge

Auffassung der Prädestination, d. h. die vom heiligen Augustin ausgehende Lehre, daß gewisse Menschen von Ewigkeit her durch göttlichen Rathschluß zur Seligkeit, andere zur Verdammniß bestimmt seien, erschien Vielen in der schroffen, unerbittlichen Weise, wie sie bei Calvin zum Ausdrucke kommt, hart und unerträglich. Seine Uneigennützigkeit, Arbeitsamkeit und furchtlose Wahrheitsliebe konnte Niemand in Abrede stellen; nicht nur Frivolität, sondern lässige Nachgiebigkeit war in seinen Augen Sünde. Die Geistreichen, die Freunde eines heiteren Lebensgenusses waren ihm daher nie zugethan, ja sie haben seinen Namen zu einem Typus von rauher Bitterkeit gestempelt. Luther war den Künsten zugethan, er sprach über Musik nicht nur mit Begeisterung, sondern mit tiefem Verständniß; er war mit Lucas Cranach eng befreundet und klagte über Dürer's Tod in rührenden Ausdrücken; er sprach sein Bedauern aus, daß er nicht in seiner Jugend mehr Poeten gelesen habe. Dieser Zug fehlte bei Calvin, wenn auch der reformirte Gottesdienst in hohem Grade durch den Kirchengesang, durch Psalmen von dem sonst leichtsinnigen Marot und Melodieen von Goudimel gehoben wurde. Dagegen sind bedeutende Leistungen für Menschenrechte und für Begründung eines freien Staatslebens vom Calvinismus ausgegangen. Im Ganzen kann man wohl sagen, daß Calvin an der römischen Kirche dasjenige am meisten haßte und bekämpfte, was ihm heidnisch erschien (den Paganismus); während er und die Seinen dem alttestamentlichen Tone geneigt waren und gern in der Zornessprache der jüdischen Propheten gegen weltliche Genüsse auftraten, wie sie denn Fürstenpracht und Baalsdienst, als eng zusammen gehörend, verdammten. Der Herbheit in Calvin's Wesen entsprechen auch einzelne Züge von Unduldsamkeit, wie sie einem Reformator schlecht anstanden, der im Namen der freien Forschung und rücksichtslosen Ueberzeugung uralte Mißbräuche ausrotten will.

Das bekannteste, aber auch gehässigste Beispiel von solcher Unduldsamkeit ist das Verfahren der Kirchenhäupter von Genf gegen den Spanier Michael Servet (Servede). Dieser, ein gewandter und kühner Geist, hatte sich ebenso gegen falsche Richtungen in der Medicin, wie in der Theologie ausgesprochen. Er war von Lyon aus mit Calvin in Briefwechsel getreten und hatte in einem Buch über die Irrthümer in Bezug auf Dreieinigkeit (de trinitatis erroribus) Ansichten kundgegeben, die dasselbe bei Protestanten ebenso wie bei Katholiken höchst anstößig machen mußten. Erst 22 Jahre später erschien sein zweites Hauptwerk, die restitutio christianismi, das überall verboten wurde. Calvin hat jedenfalls dazu mitgewirkt, daß man in Servet den Verfasser dieses Werkes entdeckte. Der Verfolgte wollte sich nach Italien begeben, kam aber durch Genf und wurde dort auf Calvin's

Betrieb verhaftet. Man hat diesen Schritt damit entschuldigen wollen, daß den Reformatoren daran gelegen sein mußte, zwischen ihren Ansichten und völlig irreligiösen Meinungen eine scharfe Grenze zu ziehen. Man sieht leicht, daß diese Entschuldigung nicht Stich hält; Calvin's Lehren waren in den Augen guter Papisten ebenso verbrecherisch, als Servet's Lehren in den seinigen. Der Letztere wurde am 27. October 1553 in Genf, wo er gegen den Staat keine Uebelthat begangen hatte, verbrannt, und zwar in Folge von Nachlässigkeit oder üblem Willen auf eine besonders qualvolle Weise. Melanchthon billigte in einem Brief an Calvin das Todesurtheil.

Von außerordentlicher Bedeutung war die Organisation der Gemeinde Calvin's; sie übte ihren Einfluß von der Kirche aus in den Staat. In der römischen Hierarchie geht die Weihe von Christus, Petrus und den Päpsten, wie von der Spitze einer Pyramide aus mit voller Consequenz abwärts. Eine solche Consequenz vermochten die lutherischen Landeskirchen nicht aufzuweisen; wohl aber findet sie sich in der calvinischen Verfassung, die man eine constitutionell-demokratische nennen kann. Die Weihe ruht in der gesammten Gemeinde, welche ihre Befugnisse durch gewählte Aelteste oder Presbytere (daher Presbyterial-Verfassung) ausübt. Wir werden im Fortgang der Geschichte, vornehmlich der englischen, oft genug sehen, wie an jede neue Auffassung der Kirchengemeinde eine entsprechende politische Entwickelung sich anschloß.

2. Die Jesuiten.

Des Ordens der Jesuiten haben wir bisher nicht erwähnt, weil erst seit dem Augsburger Religions-Frieden und dem damit wenigstens in entfernter Verbindung stehenden Concilium von Trident die ganze leitende Geisteskraft der alten Staats-Religion sich in diesen Orden zusammendrängte. Seit jenem Religions-Frieden ward sowohl das Lutherthum, als auch der Calvinismus immer mehr das Werk und Eigenthum der gelehrten, eiteln, rechthaberischen Theologen. Der Protestantismus verlor in Folge davon den Reiz, welchen das Evangelium dadurch hat, daß es Allen zugänglich, Allen verständlich ist und nicht den Reichen, Vornehmen und Gelehrten, sondern den Armen, Niedrigen und aller Sophistik Fremden das Himmelreich verheißt. Es ward deshalb seit 1555 dem neuen gelehrten und eifrigen Orden leicht, die trockenen Formeln, in die man zu Wittenberg, zu Tübingen, zu Genf und an anderen Orten die freie und klare Lehre des Evangeliums preßte, zu vernichten. Die Jesuiten brauchten, um dies zu bewirken, nur der Wissenschaft die Wissenschaft, den trockenen Predigten religiöse Mythen von Wundern und Heiligen und dem nackten

Cultus die aus dem Heidenthum entlehnten, christlich eingekleideten und symbolisch erklärten Ceremonieen und Processionen mit allem Schaugepränge des poetisch-religiösen Gottesdienstes entgegenzusetzen, sowie endlich ängstlich dafür Sorge zu tragen, daß jeder, der in den neuen Orden eingeweiht war, ganz vom Geiste desselben durchdrungen sei. Dies geschah, und die Jesuiten wurden, indem sie bald die Dominikaner aus allen vornehmen Beichtstühlen verdrängten, für die neuere Zeit dasselbe, was diese im 13. und 14. Jahrhundert gewesen waren, Lehrer der päpstlichen Weisheit und treue Diener des päpstlichen Absolutismus.

Die Verwirrungen, welche nach der Mitte des 15. Jahrhunderts in Frankreich entstanden, und der damals dort wüthende Bürgerkrieg, die zu gleicher Zeit in den Niederlanden statt findenden Religions-Verfolgungen, die Zerrüttung, die nach Maximilian's II. Tode im habsburgischen Hause eintrat, und die Verletzungen des augsburgischen Religions-Friedens, welche den dreißigjährigen Krieg veranlaßten, waren hauptsächlich das Werk der Jesuiten. Wir müssen daher hier einen Augenblick bei der Geschichte dieses neuen Ordens verweilen, welcher bestimmt war, die Ungläubigen und Ketzer zu bekehren und die Wissenschaft des 14. und 15. Jahrhunderts zu gebrauchen, um dem alten Glauben neue Grundlagen zu verschaffen. Dagegen halten wir nicht für nöthig, ausführlich von den bekannten Kapuzinern zu reden, welche fast zu gleicher Zeit den etwas sauibereren Franziskanern zugesellt wurden, damit der gemeine Haufen, dem sie angehörten, von dem Evangelium fern gehalten und im Aberglauben bestärkt werde.

Der Gründer des Jesuiten-Ordens, Ignaz von Loyola, (geboren um 1491 in der spanischen Provinz Guipuzcoa) wurde fast um dieselbe Zeit von seiner weltlichen und kriegerischen Laufbahn zu einer geistlichen getrieben, als Luther durch seine Reise nach Worms dem Kloster und der alten Lehre gänzlich entfremdet ward. Ignaz von Loyola leitete 1521 die Vertheidigung der Burg von Pampeluna und ward bei der tapferen Vertheidigung dieser Stadt so gefährlich an beiden Füßen verwundet, daß er die militärische Laufbahn aufgeben mußte. Während seiner langen und sehr schmerzlichen Heilung beschäftigte er sich auf seinem väterlichen Schlosse mit dem Lesen von Legenden und Heiligen-Geschichten, mit den Wundern, welche durch die Heiligen verrichtet worden waren, und mit den Gesichten, die sie gehabt hatten. Als ein Spanier, der mit Legenden genährt und in den oft nicht weniger wunderbaren Rittergeschichten bewandert war, wurde er dann natürlicher Weise mit himmlischen Erscheinungen und Offenbarungen beglückt, deren ein kalter Nordländer selten würdig

ist. Loyola zog hierauf aus, um geistliche Abenteuer zu suchen, da Gott oder das Schicksal ihn zu ritterlichen untüchtig gemacht hatte. In dem berühmten catalonischen Kloster Montserrat gelobte er der heiligen Jungfrau ewige Keuschheit und legte seine Waffen in der Kirche nieder; und bei Manresa glaubte er, durch Kasteiung entkräftet, das Geheimniß der Dreifaltigkeit mit leibhaften Augen zu erkennen. Ueberhaupt muß man die ersten Abenteuer, welche er auf einer Pilgerfahrt nach Rom und Jerusalem bestand, und die Türken-Bekehrung, die er in Jerusalem versuchte, bei einem seiner unzähligen Lobredner lesen, um nicht auf den Gedanken zu kommen, er sei zwei Jahre hindurch, wenn auch nicht ganz, doch zum Theile wahnsinnig gewesen. Nach seiner Heimkehr kam Loyola auf einen Gedanken, der für die Geschichte und Wirksamkeit des von ihm gestifteten Ordens von der größten Bedeutung ist. Nachdem er nämlich in Spanien überall umhergezogen und als Bußprediger aufgetreten war, auch in Barcelona vergebens versucht hatte, sich Elementarkenntnisse zu verschaffen, entschloß er sich, seinen Beruf als Prediger und Vertheidiger der Kirche auf strenge Studien zu begründen. Er war über 30 Jahre alt, als er Latein zu lernen anfing; als er es hinreichend zu verstehen glaubte, begab er sich erst nach der von Ximenez gestifteten Universität Alcala, dann nach Salamanca. Aber an beiden Orten wurde er der Inquisition verdächtig und kam sogar in Haft. Nun ging er nach Paris und trieb hier einige Jahre hindurch die nöthigen Studien sehr ernstlich, indem er das erforderliche Geld zum Theil auf Reisen erbettelte. Auf diese Weise lernte er, was nachher seinen Orden auszeichnete, sowohl die Welt und die Menschen im größten Umfange, als auch die ihm bisher fremd gebliebene Wissenschaft seiner Zeit kennen. Er konnte also auch der wilden Schwärmerei, dem übertriebenen Aberglauben und den fanatischen Bußübungen, welche ihm über den großen Haufen denselben Einfluß verschafften, den die Stifter der Bettelorden gehabt hatten, eine wohl überlegte Richtung geben. Loyola ward im Jahre 1534 Magister und wir glauben wohl, daß ein so fester, ausdauernder und ehrgeiziger Mann es in neun Jahren dahin gebracht habe, alle gelehrten Prüfungen mit Ehren zu bestehen.

Schon während dieses langen Aufenthaltes zu Paris trieb Loyola, nach dem Zeugnisse seiner jesuitischen Lebensbeschreiber, denen wir folgen, das Bekehrungs- und Bußprediger-Geschäft, jetzt innere Mission genannt, mit denselben ganz wunderlichen Mitteln und Reden, welche, wie Montalembert's Geschichte der heiligen Elisabeth beweist, auch heut zu Tage ihre Wirkung auf die Menge und die modische Welt nie verfehlen. Dagegen ist nichts einzuwenden. Ein anderer Zug aber, welchen seine Lebensbeschreiber anführen, zeigt uns, daß

schon der Heilige, der den Jesuiten-Orden gründete, dasjenige Werk begann, das bis auf unsere Tage der Hauptzweck des Ordens geblieben ist, nämlich den Protestantismus und die Protestanten zu vertilgen, ohne über die Mittel bedenklich zu sein. Eine längere Stelle aus der Geschichte der Jesuiten des ersten Jahrhunderts würde das Gesagte, sowie die grimmige Feindschaft des Ordens gegen Luther und das Lutherthum ganz anschaulich machen, wenn unser Zweck uns erlaubte, sie übersetzt hier einzurücken. Wir begnügen uns anzuzeigen, wo sie sich findet (Imago primi seculi etc. lib. I. diss. VI. p. 18). Was den Heiligen selbst angeht, so sagt sein Biograph Ribadeneira: „Zu der Zeit, als Ignaz in Paris promovirte, begünstigten viele angesehene Lehrer der Universität Luther's Unternehmen. Ignaz, als das von Gott erwählte Rüstzeug, mit welchem die verdammliche Lehre des Reformators niedergeworfen werden sollte, gebrauchte alle möglichen Kunstgriffe, um das Reformationsgeschäft in Frankreich zu hintertreiben. Er zog sorgfältig über die vermuthlichen Ketzer Kundschaft ein und zeigte sie der Inquisition an, die dann nach aller Strenge mit ihnen verfuhr." Die Könige von Frankreich nämlich, sowohl Franz I. als Heinrich II., ließen von Zeit zu Zeit Ketzer zu halben Dutzenden verbrennen, indem die juristischen Theologen des Parlaments dies als Recht erkannten. Am Feierlichsten geschah solches im Januar 1535, wo der König und seine drei Söhne, brennende Kerzen tragend, mit entblößtem Haupt an einer Prozession Theil nahmen, die auf sechs größeren Plätzen Halt machte; auf jedem derselben wurde ein Ketzer langsam verbrannt, indem man ihn an einem Strick über der Flamme auf und nieder zog. Loyola ward übrigens allerdings vom Schicksale begünstigt, obgleich sein Lebensbeschreiber uns versichert, daß selbst in Paris seine Mystik und Schwärmerei verlacht wurden und daß anfangs sogar sein Landsmann Franz Xaver, bei welchem er im Collegium Beauvais Philosophie hörte, nichts davon wissen wollte. Xaver besann sich bald eines Besseren, weil er und andere einsahen, wie gut sich die nicht erheuchelte, sondern aufrichtige fanatische Frömmigkeit seines Schülers im Interesse der bedrohten päpstlichen Kirche benutzen lasse. Der in Navarra geborene Professor Franz Xaver und der gelehrte Savoyarde Peter Faber (Lefebvre) gaben hierauf der abenteuerlichen und phantastischen Schwärmerei Loyola's ein wissenschaftliches Gewand, und eine kleine Zahl sehr gelehrter Männer schloß sich an diesen an, um bekehrend und gegen die Ketzer predigend umherzuziehen und, wie die irrenden Ritter jener Zeit mit der Lanze thaten, mit der Rede für den Glauben zu streiten und gelegentlich als Heilige zu abenteuern.

Diese Männer hatten richtig gerechnet. Sie spielten schon in den

nächsten Jahren sehr bedeutende Rollen, und zwar, weil es lauter tüchtige Charaktere waren, nach der Verschiedenheit ihres Geistes, ihrer Kenntnisse und ihrer Charaktere in ganz verschiedenen Stellungen. Die Ersten, die sich als Kämpfer auf Leben und Tod für die damals von allen Seiten angegriffene und erschütterte päpstliche Lehre mit Loyola vereinigten, waren außer den beiden Genannten Jakob Laynez, Alfons Salmeron, Nikolaus Bobadilla und Simon Rodriguez. Loyola las diesen mit ihm zu gleichem Zwecke vereinigten Männern im August 1534 in der unterirdischen Kapelle eines Nonnenklosters am Montmartre bei Paris eine feierliche Messe und nahm ihnen das Gelübde auf eine geweihte Hostie ab, daß sie entweder zusammen nach Jerusalem oder doch nach Rom gehen, sich dem Papste zu Füßen werfen und ihm ihr Leben und ihre Dienste zur Vertheidigung des bedrohten heiligen Stuhles anbieten wollten. Er begab sich nachher auf kurze Zeit nach Spanien, wo die Selbstpeinigungen, die übertriebene Demuth und die schwärmende Selbstverleugnung, welche in Frankreich sogar von seinem Arzte für partiellen Wahnsinn erklärt worden waren, für Tugend und Heiligkeit galten. Als er sich seinem Geburtsorte nahte, zogen das Volk und die Geistlichkeit ihm feierlich entgegen; denn er betrug sich so, wie einst Pachomius und die byzantinischen Styliten. Er wohnte nicht im Schlosse seines Bruders, sondern im Spital, erbettelte seinen Unterhalt, hielt überall Bußpredigten und that Wunder. Doch war sein Wandertrieb eben so stark, als sein Bekehrungseifer. Er durchwanderte Spanien und begab sich endlich zu Schiffe über Genua nach Venedig.

Dorthin kamen die genannten, durch Eidgelübde mit Loyola verbundenen und von ihm fanatisirten jungen Männer, deren Zahl unterdessen noch durch einige andere in Paris studirende Spanier vermehrt worden war. Der Plan, nach Jerusalem zu gehen, ward in Folge eines Krieges zwischen Venedig und der Türkei aufgegeben. Ignaz, Faber und Laynez reisten nach Rom, um dem Papste den Beistand eines mit Leib und Leben dem römischen Stuhle dienenden, allen Ketzern Vernichtung bringenden Ordens anzubieten; die anderen Verbundenen vertheilten sich, um auf den italienischen Universitäten für den neuen Orden zu werben. In den Jahren 1538 und 1539 wurde dann der Plan zur Ordensregel nach dem Grundsatz eines ganz besonderen, dem päpstlichen Stuhle, nicht blos der Kirche oder ihrem unsichtbaren Haupte, zu leistenden beständigen Dienstes entworfen, und gleich im April 1539, noch ehe der Papst sich über den neuen Orden ausgesprochen hatte, ward zu den Gelübden der Armuth und der Keuschheit noch das eines ganz unbedingten und blinden Militairgehorsames gegen den künftigen Ordens-Oberen hinzugefügt.

Auch dies schien noch nicht genug, um den Papst dazu zu bewegen, daß er das ehrgeizige Streben so heftiger und unruhiger Männer, wie die spanischen Unternehmer der Sache waren, anerkenne und einem neuen, nicht für das Kloster, sondern für die Welt bestimmten Orden seine Bestätigung ertheile. Man fügte deshalb noch ein viertes, bis dahin unerhörtes Gelübde hinzu, welches nothwendiger Weise für den neuen Orden und dessen Stifter einen Papst gewinnen mußte, der in einer Zeit, wo man überall gegen die Bettelorden, ihren Schmutz und ihre Gemeinheit laut protestirte, den neu geschaffenen Kapuziner-Orden anerkannt hatte und mit dem größten Nachdruck auf die jährliche feierliche Verkündigung der Verfluchungs-Bulle In coena domini am grünen Donnerstag drang. Die Verbündeten übernahmen nämlich am vierten Mai 1539 noch als viertes Gelübde die Verpflichtung zu einem ganz besonderen Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl und gelobten, sich in allen Geschäften nach Gefallen der Päpste unentgeltlich gebrauchen zu lassen. Namentlich sollten sie ohne Weigerung sich in jedes Land senden lassen, zu Ketzern wie zu Heiden.

Von dieser Zeit an nahm der Einfluß der Männer, die sich an Loyola angeschlossen hatten, mit großer Schnelligkeit zu, und die vornehmsten und tüchtigsten Leute in Rom erkannten deutlich, was mit dem Entwurfe eines Mannes, dessen Eitelkeit und Fanatismus grenzenlos war und dessen Auftreten in Spanien und Portugal das größte Aufsehen machte, anzufangen sei. Die alten Mönchsorden hatten dem Katholicismus im Kampfe mit der beginnenden Reformation wenig Nutzen gebracht. Man hatte neue zu gründen unternommen, denen es an Eifer und Glaubensgluth nicht fehlte, so 1524 die Theatiner, deren Stifter Caraffa nachher unter dem Namen Paul IV. Papst wurde; so 1535 die überaus strengen Barnabiten; aber diese verstanden sich nicht auf das Wichtigste, auf Heranbildung eines neuen, unbedingt gläubigen Geschlechts. Die Freunde des neuen Unternehmens entwarfen einen auf die damalige Lage der Dinge jenseit der Alpen ganz vortrefflich berechneten Aufsatz, wie ihn Loyola selbst mit seinen beschränkten Fähigkeiten und Kenntnissen nie hätte entwerfen können, und legten denselben dem ganz diplomatischen und politischen Papst Paul III. und dessen scharf sehenden, die Zukunft richtig berechnenden Kardinälen vor. Unter den Letzteren war es besonders der in Deutschland als gemäßigt und sogar als reformfreundlich geltende Contarini, der den Entwurf dringend empfahl. Der Papst zauderte jedoch auch dann noch, als bereits die portugiesische Regierung sich an Loyola mit der Bitte wandte, daß er ihr Bekehrer für die portugiesischen Besitzungen in Ostindien senden möge. Loyola ging auf dieses Begehren ein

und ward so der Gründer der portugiesischen Missionen im Osten. Simon Rodriguez und Franz Xaver zogen als Missionaire über das Meer, und der Letztere gab als Missionair in Japan, als Märtyrer und Heiliger dem Orden denselben Glanz, welchen einst der heilige Dominikus und Franz von Assissi den Dominikanern und Franziskanern gegeben hatten. Er starb auf einer Fahrt nach Goa, wo er begraben liegt, im Jahre 1552.

Nachdem Paul III. am 27. September 1540 den Orden durch die Bulle Regimini ecclesiae militantis bestätigt hatte, ward Ignaz Loyola der erste Ordensgeneral und bewies bei der Ausbreitung und Bereicherung desselben eine ebenso anhaltende unruhige Thätigkeit, einen ebenso großen Fanatismus und eine ebenso geschickte Benutzung der Umstände, unter welchen die geistlichen und weltlichen Regierungen eine den Gegnern durch Kenntnisse gewachsene Macht brauchten, als er vorher bei der Stiftung bewiesen hatte. Unmittelbar nach der Bestätigung des Jesuiten-Ordens hören wir überall über die Härte, Verfolgungssucht und Unduldsamkeit der Mitglieder desselben klagen. In Portugal wüthete Simon Rodriguez, welcher dort noch zurückgeblieben war, als Franz Xaver sich vom König Johann III. durchaus nicht hatte halten lassen, auf die Gunst des Letzteren gestützt, mit der ärgsten Grausamkeit gegen Juden und Marranen, und der Adel wie das Volk klagten vergebens über den blutigen Bekehrungseifer der neuen päpstlichen Miliz. In Spanien wehrte man ihnen anfangs den Zugang zur Universität Salamanca und beschuldigte sie vermessener weltlicher Anmaaßung. In Schottland betrugen sich die vom Papste dahin gesendeten Jesuiten Salmeron und Brouet, denen Loyola Milde, Schonung und Demuth anempfohlen hatte, auf solche Weise, daß man nachher in ihrem Verfahren den Hauptgrund fand, warum ein Freiheit liebendes Volk einer Religion, die man ihm mit Gewalt aufdringen wollte, gänzlich entfremdet wurde. In Deutschland waren die aus Rom geschickten Jesuiten unter den damaligen Umständen höchst willkommen, und Faber, Bobadilla und le Jay bewiesen sich dort sehr nützlich, um die Religions-Gespräche in Worms und Regensburg zu vereiteln. In der letzteren Stadt wollte freilich das Volk den le Jay wegen seines Schimpfens über die Reformation in die Donau werfen; der Herzog von Baiern aber machte ihn zum Professor in Ingolstadt, von welchem Orte aus dann der Jesuitismus sich über Deutschland verbreitete. Bobadilla nahm seinen Sitz in Wien, wo zu Ferdinand's Lebzeiten noch Vieles für einen spanischen Jesuiten zu thun war, während nachher unter Maximilian II. Oesterreich keinen Wirkungskreis für die Jesuiten darbot. Faber begab sich zuerst nach Mainz, um mit Hülfe des Papstes die Reformation der dort bestehenden schreienden Mißbräuche, welche

der Erzbischof selbst begonnen hatte, auf jede Weise zu hintertreiben. Von Mainz ging er nach Köln, wo er den daselbst studirenden Holländer Peter Canisius für seinen Orden gewann und in diesem gelehrten Manne von starkem Gedächtnisse und großer Streitbarkeit der päpstlichen Theologie eine neue Grundsäule verschaffte. Canisius wurde später Provinzvorsteher (Provinzial) des Ordens in Oberdeutschland; er verfaßte ein Handbuch der Glaubenslehre und einen katholischen Katechismus, der in deutscher Bearbeitung unter dem Volk weit verbreitet wurde.

Schon 1543 hob Papst Paul III. den Zusatz zu seiner Stiftungs-Bulle, nach welchem die Zahl der Professen auf 60 beschränkt war, auf, und jetzt wimmelte es bald in allen katholischen Ländern, besonders in Spanien, Portugal und den Niederlanden, von Jesuiten, so daß ihre Zahl bei Loyola's Tod (1556) über 1000 betrug. Die Vorrechte, welche sie allmälig von den Päpsten erhielten, waren unerhört und trugen dazu bei, die alten Orden, Universitäten und geistlichen Collegien anfangs gegen sie zu verstimmen. Sie wurden von der bischöflichen Aufsicht und Gerichtsbarkeit befreit, unter Umständen vom gemeinsamen Gebet, selbst vom Gebrauch des Breviers, auch vom Tragen der Ordenskleidung entbunden, sie durften mit Ketzern und Gebannten Umgang pflegen. Dabei verstanden sie die besten Köpfe an sich zu ziehen, eigneten sich die neue, von den Klostergeistlichen verschmähte Wissenschaft an, und gebrauchten dieselbe mit einer ihrem Orden eigenen Sophistik zur Befehdung der evangelischen Lehre, welche um diese Zeit bei den Deutschen in eine trockene Dogmatik umgewandelt ward. Universitäten, Schulen und die Beichtstühle der Höfe waren bald in der Jesuiten Gewalt; die Glieder der vornehmsten Familien gehörten ihnen an; sie kannten als Beichtväter alle Geheimnisse, und ihr Ordens-General hielt die Fäden aller Ereignisse in seiner Hand. Sie wußten ihre Schüler zu bezaubern, bildeten ganz vortreffliche Hofleute, und schoben jeden ihrer lange geprüften, blind gehorchenden Schüler in den Platz ein, welcher für ihn und für den er paßte. Statt grober Mönche und unbehülflicher Scholastiker traten den Reformatoren nun Männer entgegen, die ihnen an Gewandtheit in Sprache und Ausdruck mindestens gleich, an Weltkenntniß und Umgangsformen oft überlegen waren. Vor Allem zeigten sich die Jesuiten einsichtsvoll in dem Werth und Nachdruck, den sie von Anfang schon auf Erziehung und Unterricht legten. Bereits im ersten Entwurf hieß es, kein gelehrtes Mitglied solle den Kinder- und Volksunterricht für zu gering ansehen, derselbe sei vielmehr als die nützlichste, auch der eigenen Demuth zuträglichste Beschäftigung zu erachten. Ihr meist unentgeldlicher Un-

terricht, der die elementaren wie die höchsten wissenschaftlichen Fächer umfaßte, war überall willkommen.

Soweit haben wir der Anfänge des Jesuiten-Ordens hier erwähnen zu müssen geglaubt, weil von der Mitte des 16. Jahrhunderts an dieser Orden überall thätig und geschäftig war, um einerseits jeden über das Mittelalter hinausgehenden Fortschritt der Christen zu hemmen und dagegen andererseits die exacten Wissenschaften und die Fortschritte des materiellen Lebens mächtig zu fördern. Wir würden leicht nachweisen können, daß und wie die Regeln des Ordens, die ganze Einrichtung und Regierung desselben, die Auswahl, Prüfung und Ueberwachung seiner Mitglieder darauf eingerichtet waren, die Ordens-Oberen zu einer Aristokratie zu machen, welche dem alten römischen oder dem venetianischen Senat gleich kam, wenn wir uns nicht scheuten, von dem rein historischen Wege uns auch nur um einen Schritt zu entfernen. Die Organisation der Gesellschaft erreichte übrigens unter dem zweiten General Laynez (bis 1565) ihre Vollendung; von ganz besonderer Wichtigkeit ist noch dessen zweiter Nachfolger Claudius Aquaviva, der vierte Ordensgeneral, weil unter demselben die tief eingreifende Studienregel und Anweisung (Ratio et institutio studiorum societatis Jesu) festgestellt und (1599) verkündigt wurde.

Wir wollen von den unzähligen Schriften über die innere Einrichtung des Ordens nur eine einzige nennen, deren Verfasser uns, wenn man von der durch sein Buch hindurchgehenden Ironie absieht, das Wesen der Ordens-Einrichtungen besser, als irgend ein anderer Schriftsteller über die Jesuiten, gekannt und geschildert zu haben scheint. Diese Schrift ist ein Werk Melchior Inchhofer's, welcher in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bedeutende Würden im Orden bekleidete, in Rom lebte und der Freundschaft des Papstes Innocenz X. gewürdigt ward. Dieser Papst war es auch, der die Jesuiten zwang, den Melchior Inchhofer, welcher freilich auf dem Titelblatte seines Buches seinen Namen nicht genannt hat, der sich aber vor ihnen nicht verbergen konnte, schnell wieder nach Rom zurückzubringen, als sie ihn fast unter den Augen des Papstes gewaltsam entführt hatten. Die Jesuiten halfen sich später damit, daß sie, um das Gewicht der Autorität von Inchhofer's Schrift zu schwächen, die freilich von Niemanden geglaubte Behauptung aussprachen, Inchhofer habe das Buch nicht verfaßt. Seine Schrift ist eine durchgeführte Allegorie, in welcher die Jesuiten nicht einmal genannt werden; denn sie führt den Titel: Monarchie der Erz-Egoisten (Monarchia Solipsorum). Sie stellt in 20 Kapiteln die Einrichtung und den Zustand des Jesuiten-Ordens im ersten Jahrhundert nach seiner Stiftung auf eine ganz andere Weise dar, als sie in dem jesuitischen Gemälde dieses ersten Jahrhunderts (Imago primi

seculi societatis Jesu) dargestellt sind. Es wird in ihr zuerst von der Regierungsform des Ordens gehandelt, dann von den Mitteln und der Gleisnerei, womit sie brauchbare und reiche Leute an sich ziehen, von den Legenden und Fabeln, in welche sie ihre Geschichte hüllen, von ihren Collegien, Studien, Sitten und Gebräuchen, von ihren Gesetzen, Urtheilen und Versammlungen, von ihren auswärtigen Missionen, von ihren Einkünften und endlich von ihren zahlreichen Streitigkeiten. Der Verfasser hatte freilich, was jedem Leser seiner Schrift einleuchtend ist, die Absicht, seine Zeitgenossen, von welchen die Jesuiten vergöttert wurden, auf die schwache Seite der bewunderten Einrichtungen derselben aufmerksam zu machen; allein die Thatsachen, die er angibt, sind darum nicht weniger zuverlässig. Uebrigens hat der Jesuit Gottlieb Raynaud, dessen Werke in zwanzig Bänden gedruckt sind, nach der Art seines Ordens Inchhofer's Buch durch dreistes Ableugnen, herzhaftes Schimpfen und sophistisches Entschuldigen zu widerlegen versucht.

3. Die Guisen und Heinrich's II. von Frankreich Verhältniß zu Deutschland.

Schon unter Franz I. hatten in Frankreich, besonders auf Betreiben des neuen Ordens der Jesuiten, die Verfolgungen der Protestanten begonnen, welche bis zum Ende des Jahrhunderts dieses Reich zerrütteten und den französischen Großen einen Vorwand gaben, sich des Volkes zu ihren Privatzwecken zu bedienen. Die vornehmen Herren gewannen das Volk, welches religiöse Freiheit suchte, durch den Schein des Eifers für dieselbe, gerade wie man in unseren Tagen das Volk durch den Schein des Eifers für politische Freiheit gewonnen hat; beide Male ward es betrogen, sobald die Privatzwecke der Parteihäupter erreicht waren.

Es hat an Höfen stets Parteiungen gegeben, und die Geschichte der letzten Jahre des Königs Franz I. dreht sich fast ausschließend um die Kabalen zweier Geliebten dieses Königs, der Diana von Poitiers oder Herzogin von Valentinois und der Herzogin von Estampes. Franz I. starb am 31. März 1547 auf dem Schlosse Rambouillet. Unter seinem Sohne und Nachfolger Heinrich II. erhoben sich lothringische Prinzen oder die Familie Guise auf furchtbare Weise neben dem Throne. Franz hatte den alten, herrschsüchtigen Connetable von Montmorency vom Hofe verbannt und sich auf dem Todbette von seinem Nachfolger das Versprechen geben lassen, daß derselbe nicht wieder zurück gerufen werde; kaum hatte aber Heinrich II. den Thron bestiegen, als er nicht nur den Connetable zurückrief, sondern sich auch gänzlich der Leitung desselben überließ und den Befehl gab, ihm die während seiner Verbannung zurückgehaltenen Gelder vollständig auszuzahlen. Die erste

Folge dieser Veränderung war die Verbannung, sowie bald darauf die Beraubung der Herzogin von Estampes. Ihren Palast erhielt Diana von Poitiers, ihre beste Besitzung einer der lothringischen Prinzen, der sogenannte Kardinal von Lothringen. Heinrich's II. Hof war in nicht weniger als fünf Parteien getheilt, und das Haupt einer jeden derselben strebte nach Alleinherrschaft. Diana von Poitiers, die, 19 Jahre älter als der König, denselben bis zu seinem Tode in ihren Fesseln hielt, hatte ihren Anhang, der aber enge mit dem des Connetable zusammenhing; ebenso stark, als diese beiden Parteien, war die der Guisen; weniger stark aber war der Anhang des Marschalls von St. André und der der Königin Katharina von Medicis.

Die Familie der Guisen, zu deren Gunsten die Jesuiten kabalirten und welche vom fanatisirten Haufen als Hauptstütze des durch die Calvinisten erschütterten Katholicismus betrachtet wurde, stammte von dem jüngeren Sohne des Herzogs Rainer II. von Lothringen*), dem Herzog Claudius von Guise, ab, dessen älterer Bruder, Anton, das Herzogthum Lothringen erbte. Die Familie Guise war also eigentlich ein lothringisches Haus. Das Land Lothringen gehörte aber zum deutschen Reiche, und die Nachkommen Anton's, welche deutsche Vasallen blieben, wurden, da das deutsche Reich sie nicht schützen konnte, von der französischen Regierung auf jede Weise beeinträchtigt, während die Nachkommen seines Bruders Claudius in Frankreich Herzogthümer und Macht fanden. Dieser Claudius hatte sich völlig zum Franzosen gemacht, mit Antoinette von Bourbon vermählt und wurde Besitzer von Guise, Aumale, Joinville, Mayenne und vielen anderen Gütern. Er hatte sechs Söhne, von welchen fünf ebenso wie er eine bedeutende Rolle in der französischen Geschichte spielten. Der älteste Sohn, Franz, welcher bis zum Tode seines Vaters (1550) Graf von Aumale war und dann Herzog von Guise ward, ist schon als Graf von Aumale durch die fürchterliche Wunde berühmt geworden, die er beim Angriffe der Engländer in Boulogne erhalten hatte**). Der zweite Sohn, Karl, Kardinal und Erzbischof von Rheims, wird unter dem Namen Kardinal von Lothringen von uns noch oft erwähnt werden. Der dritte, Claudius, ward Herzog von Aumale. Der vierte, Ludwig, erhielt ebenfalls die Kardinals-Würde. Der fünfte, René, ward Herzog von Elboeuf. Den Grund zur Größe des Hauses Guise legte

*) Rainer (Renatus) II. von Lothringen ist derselbe, der mit Karl dem Kühnen Streit hatte. Er starb 1508. Von seinem ältesten Sohn Anton stammen die späteren Herzoge von Lothringen, von denen Franz Stephan 1737 statt Lothringens Toskana erhielt und 1745 deutscher Kaiser wurde.

**) Par le cop de lance Anglesche entre l'oeil et le nez, sagt Vieilleville; von der Narbe hieß er le balafré.

Claudius dadurch, daß er, als Montmorency nach Heinrich's II. Thronbesteigung Alles am Hofe vermochte, diesen und durch ihn die Herzogin von Valentinois (Diana von Poitiers) gewann, und daß er die Vermählung seiner ältesten Tochter Maria, der verwittweten Herzogin von Longueville, mit Jakob V. von Schottland zu Stande brachte. Als Jakob V. starb und seine kaum erst geborne Tochter, die unglückliche Maria Stuart, Königin von Schottland ward, beherrschten die Guisen und ihre Jesuiten unter dem Namen der verwittweten Königin dieses Reich, verlobten später ihre junge Nichte mit dem Dauphin Franz und ließen sie zu ihrem Unglück im Juli 1548, da sie sechs Jahre zählte, nach Frankreich bringen, wo sie erst im Kloster, dann am leichtfertigen französischen Hofe unter dem wüsten Treiben der Parteien heranwuchs. Man entwarf außerdem noch den Plan einer Vermählung des Guisen Claudius, Herzogs von Aumale, mit der Tochter der allmächtigen Geliebten des Königs (die loyalen Franzosen berichten, dieses Verhältniß ihres Königs sei eine ganz Platonische Liebe gewesen). Dem ältesten Bruder endlich, dem gewaltigen Franz von Guise, verdankte König Heinrich II. im Kriege mit Karl V. noch weit mehr, als vorher in dem Kriege, welcher um den Besitz von Boulogne geführt wurde. Es begannen nämlich, gleich nachdem König Eduard VI. von England am 24. März 1549 (nach anderer Berechnung 1550, indem man das Jahr mit Ostern anfing) Frieden geschlossen und Boulogne an Frankreich zurückgegeben hatte, die Feindseligkeiten der Franzosen in Italien, welche in den folgenden Jahren den Krieg mit dem Kaiser herbeiführten.

Die Leute, welche den schwachen Heinrich II. regierten und von ihm auf beispiellos verschwenderische Weise mit Gütern, Ehren, Aemtern und Stellen leichtsinnig beschenkt wurden, benutzten bekanntlich die Streitigkeiten in Italien und in Deutschland, um Frankreich auf Unkosten der Spanier und des deutschen Reiches wieder zu dem durch die Erfolge Karl's V. verlorenen Ansehen in Europa zu bringen. Hierbei erwarb sich Niemand mehr Verdienst, als Franz von Guise, der Narbige. Noch ehe an Krieg gedacht wurde, erneute man die Capitulation mit den Schweizer Kantonen, von welchen nur Bern und Zürich sich ausschlossen, weil seit Heinrich's Thronbesteigung Montmorency, die Guisen und Katharina von Medicis in dem einzigen Punkte übereinstimmten, daß sie die Protestanten überall morden oder berauben ließen. Dies war zu Heinrich's II. Zeit ein Mittel, bevorzugte Damen und Schaaren von jungen Hofleuten auf Unkosten der Unglücklichen zu bereichern, weshalb auch der Marschall von Vieilleville, wie er selbst uns berichtet, das Diplom, durch welches er ebenfalls mit einer solchen Gabe reichlich bedacht wurde, mit Verachtung

zurückwies, indem er seinen Dolch zog, seinen Namen aus dem Pergament herausstach und dieses auf die Erde warf.

Schon ehe die Franzosen, welche damals noch immer Savoyen und Piemont besetzt hielten, dem Ottavio Farnese, in Folge eines Vertrages, durch de Thermes Hülfstruppen zuführen ließen, wiegelte Marillac, der sich als Gesandter bei Karl V. aufhielt, die Protestanten und andere Unzufriedene im deutschen Reiche gegen den Kaiser auf, wie er selbst sich dessen in seinen Depeschen rühmt. Schon 1550 wurden französische Agenten an alle Höfe gesandt, Magdeburg in seiner Widersetzlichkeit bestärkt, mit den Söhnen des Landgrafen Philipp das Nöthige verabredet und mit Kurfürst Moritz durch einen Italiener unterhandelt. Im Jahre 1551 begann der Krieg in Italien, indem de Thermes in Parma einrückte und die Spanier von Mailand aus diese Stadt enge einschlossen. Dies war bekanntlich der Zeitpunkt, wo endlich auch die Söhne des Landgrafen Philipp, sowie Moritz von Sachsen sich entschlossen, zur Rettung der politischen und religiösen Freiheit Deutschlands den Beistand Frankreichs in ihrem Kriege mit dem Kaiser dadurch zu erkaufen, daß sie den ganzen zu Deutschland gehörenden Strich von Metz bis über Cambray hinaus an die Franzosen abtraten. Der Kaiser bereitete sich, wie wir wissen, gerade damals vor, der ganzen Ketzerei ein Ende zu machen. Da nun Heinrich überdies zu jener Zeit die Anerkennung des kaiserlich-päpstlichen Conciliums von Trident verweigerte, so traf der französische König, um sich nicht der Begünstigung der Ketzerei verdächtig zu machen, gerade in dem Augenblicke, als er sich ganz enge mit den Protestanten gegen den Kaiser verband, die furchtbarsten Maaßregeln gegen den französischen Protestantismus. Er erließ (Juni 1551) das Verfolgungs-Edict von Chateaubriand, eines der furchtbarsten, welches jemals von irgend einer Regierung gegen Glauben und Gewissen erlassen worden ist. Dasselbe zeichnete sich durch besonders strenge Verfügungen gegen Bücher aus; kein Buch sollte ohne Erlaubniß der Sorbonne gedruckt, keine Bibliothek ohne vorherige Durchsicht durch Censoren versteigert, keine ausländische Bücherkiste ohne Beaufsichtigung derselben eröffnet werden.

Zu derselben Zeit übrigens, als man zu Friedewalde über die Bedingungen einig wurde, unter welchen Heinrich II. ein Heer nach Deutschland schicken wollte, unterhandelte der König selbst zu Fontainebleau mit einer Gesandtschaft, die im Oktober von Straßburg aus nach Frankreich geschickt worden war. Bei dieser Gesandtschaft spielten nicht nur Wilhelm von Nassau-Dillenburg, der Vater des berühmten Schweigsamen, und der Pfalzgraf von Simmern eine bedeutende Rolle, sondern sie war auch sonst sehr zahlreich; zwei Reichs-Kammergerichts-

Assessoren und die Bürgermeister von Nürnberg und Straßburg befanden sich unter den Gesandten. Den Letzteren ward jedoch nicht gesagt, daß man Reichsstädte an Frankreich abtreten wolle. Hätte man dies gesagt, so würden, wie der Marschall von Vieilleville in seinen Denkwürdigkeiten bemerkt, jene Städte sich gerüstet und zur Wehr gesetzt haben. Uebrigens finden wir in den Denkwürdigkeiten dieses Marschalls, welcher am meisten mit den Gesandten zu thun hatte, manche spöttische Bemerkung über die von der französischen ganz verschiedene Lebensweise der Deutschen. Die Gesandtschaft sei, heißt es unter Andern, von Straßburg über Diziers, die damalige Grenzstadt, gereist und habe dann, als der Dollmetscher ihr gesagt, an welchen Orten der beste Champagner wachse, ihren Weg über diese genommen. Es sei aber gegen die deutsche Sitte, täglich mehr als fünf oder sechs Stunden zu reisen, denn hierzu hätten die Gesandten nur den Vormittag benutzt; nach dem Mittagessen seien sie bis neun Uhr Abends sitzen geblieben und man habe ihnen dann von Geschäften nicht reden dürfen, weil sie gefürchtet hätten, daß man ihren Rausch benutzen möchte.*) Die Zusammenkünfte, Reden und Audienzen schildert der Marschall nachher sehr ausführlich. Er fügt hinzu, daß König Heinrich sogleich Anstalten gemacht habe, um ein bedeutendes Heer in das Feld zu stellen, damit er die ihm überlassenen Städte in Besitz nehmen könne, während Moritz den Kaiser in Tyrol bedränge.

Heinrich begab sich bereits im Februar 1552 in das Parlament und zählte in einer Rede die ungerechten Handlungen des Kaisers auf. Sodann sammelte er in der Champagne ein Heer, in welchem sich 7000 Schweizer befanden, und zog dann vor Metz, Toul und Verdun. Er erschien nicht als Feind; denn er hatte keine Ursache das Reich zu befehden, wenn er gleich mit dem Kaiser in Italien und in den Niederlanden Krieg führte, sondern er trat vielmehr als Beschützer dessen auf, was man deutsche Freiheit nannte. Er ließ deshalb das oben erwähnte Manifest in deutscher und französischer Sprache ausgehen, auf dessen Titelblatt ein Freiheitshut zwischen zwei Dolchen abgebildet war, mit der Unterschrift: „Freiheit" und mit der Umschrift: „Heinrich, Schützer Germanien's und seiner gefangenen Fürsten." Als Schützer ward er in den ihm von seinen deutschen Verbündeten abgetretenen Städten Cambray, Metz und Toul eingelassen; er nöthigte aber alsbald die Magistrate derselben, ihre deutschen Truppen abzudanken und die Franzosen einzunehmen. Er ernannte überall Franzosen zu Commandanten, änderte die Magistrate selbst, beraubte die Stadt Metz ihrer Freiheit und unterwarf sie dem Bischof. Ein lateinisch schreibender

*) Par la crainte qu'on les veuille surprendre parmy leurs buvettes qu'ils appellent Schlofftrumers (offenbar will er sagen Schlaftrunk).

Zeitgenosse sagt daher, die Franzosen hätten die Städte verrätherisch und auf schändlich treulose Weise (proditorie et cum omni perfidia) besetzt; der Marschall von Vieilleville nimmt aber denselben wegen seines Schimpfens her, wobei er mit Recht bemerkt: wenn Verrätherei bei der Sache im Spiel gewesen, so sei sie von deutschen Fürsten ausgegangen.

Von Metz richtete der König seinen Marsch nach Lothringen, wo die Tochter der mit Christian II. von Dänemark vermählt gewesenen Schwester des Kaisers Karl V. als Vormünderin ihres erst neun Jahre alten Sohnes, des Herzogs Karl III., regierte. Diese machte dem französischen Könige vergebens eine Aufwartung; die Stadt Nancy ward besetzt und der junge Herzog nach Frankreich geschickt, um gemeinschaftlich mit dem Dauphin erzogen und später mit einer Tochter des Kön gs vermählt zu werden; zum Statthalter wurde der Graf von Vaudemont eingesetzt. Doch verwüsteten die Franzosen Lothringen wenigstens nicht auf unmenschliche Weise mit Feuer und Schwert, wie gleich nachher denjenigen Theil des Elsaß, durch welchen sie auf dem weiteren Marsch nach Weißenburg und Straßburg kamen. Der Connetable in seiner Brutalität und seinem Uebermuth hoffte, Straßburg und alle anderen rheinischen Städte würden ebenso wie Toul und das freilich überlistete Metz (Verdun kam erst etwas später in die Gewalt der Franzosen) den König einlassen; dies verdarb aber der König sich selbst durch sein Mordbrennen im Elsaß und durch die Annahme der Huldigung in den drei deutschen Städten. Daß es so kommen werde, hatte der Marschall von Vieilleville vorausgesagt, als er das Commando in Metz oder vielmehr die Statthalterschaft des ganzen Districts von Metz erhalten sollte, zum Lohn daß er gegen den Connetable die Unternehmung durchgesetzt hatte. Er lehnte damals das glänzende Anerbieten ab und gab dem Könige den Rath: er solle in allen Städten, durch welche er ziehe, keine Commandanten und Garnisonen, sondern nur wenige zuverlässige Leute und Verpflegungs-Commissionen zurücklassen, die Magistrate und die vornehmen Bürger gewinnen und sie in der Meinung erhalten, als habe er den ganzen Zug nur zur Beschützung deutscher Freiheit unternommen. „Denn, Sire," fügte er hinzu, „wenn die Deutschen sehen, daß Sie Stadthalter und Garnisonen in den Städten zurücklassen, dann ist Ihre Absicht einleuchtend, und Sie werden die Gelegenheit verlieren, die schönen Städte Straßburg, Speier, Worms und andere am Rhein gelegene Orte zu besetzen; denn alle diese werden nicht ermangeln, Kundschafter hierher zu schicken und Nachrichten einziehen zu lassen, wie Sie sich hier benehmen, um sich in Rücksicht Ihrer Aufnahme oder Nichtaufnahme danach zu richten."

Der König war geneigt, diesem Rathe zu folgen; allein der Conne-

table erklärte, die Deutschen seien am Rhein so einfältig wie in Metz, man werde die Städte doch nehmen. Heinrich ließ daher Garnisonen und Commandanten zurück und richtete dann seinen Zug durch Lothringen in den Elsaß, wo aber das Heer auf schreckliche Weise hauste. Es war deshalb auch, nach dem Urtheile des genannten französischen Marschalls, gar nicht zu verwundern, daß die ganze Bevölkerung des Landes sich vor ihnen flüchtete*). Das Futter und die Lebensmittel mußten fünf oder sechs Stunden weit geholt werden und man durfte nie unter zehn Mann danach ausschicken. In Straßburg, wohin eine Commission zum Einkaufen gesandt wurde, nahm man diese sehr freundlich auf; als aber am anderen Tage eine bedeutende Anzahl Franzosen ebenso, wie es in Metz geschehen war, in Straßburg einreiten wollte, feuerte man auf sie, sobald sie im Bereiche der Kanonen waren, und zerstreute sie**). Als sodann der Beauftragte des Connetable (Lezigny) sich auf Metz und auf das am Tage vorher gegebene Versprechen berief, erwiderte der Magistrat: „Die von Metz, welche nur französisch sprächen, hätten sich freilich überrumpeln lassen; aber die, welche nur deutsch redeten, ließen sich von den Franzmännern (par des Franchimants) nicht betrügen. Der Connetable dürfe nicht denken, daß er es mit Tröpfen zu thun habe (qu'il avoit affaire à des bestes), die ihn mit einer Heeresabtheilung von sechs Regimentern (avec six compaignies sous ung drapeau) in die Stadt einließen. Wenn aber der König nur von 39 Reisigen (gendarmes) begleitet in ihre Stadt einziehen wolle, so solle er willkommen sein***)." Der Marschall rieth dem Könige ab, sich blos mit 39 Herren und Prinzen und deren Begleitung in die Stadt zu wagen. Er meinte, man könne doch den Deutschen nicht trauen: wenn sie eine Weinflasche sähen, änderten sie ihren Sinn. Der König marschirte hierauf nach Hagenau. In diese Stadt verschaffte er sich zwar durch Drohungen Einlaß; allein er erkannte doch bald, daß weder Worms noch irgend eine andere deutsche Stadt ihn aufnehmen werde und daß es somit hohe Zeit sei, sein Heer vom Rhein zurückzuziehen, weil die kaiserlichen Truppen aus den Niederlanden in das französische Gebiet eingefallen waren. Die Statthalterin der Niederlande, Karl's V. Schwester Maria, hatte den niederländischen Adel und ein bedeutendes

*) Le François monstra bien son insolence au premier logis, qui effraya si bien tout le reste, que nous ne trouvasmes jamais depuis ung seul homme à qui parler.

**) Mais incontinent qu'ils furent à la portée du canon, on leur fit une terrible salve; car il en fut tué environ dix ou douze, et s'ils ne se fussent escartez qui ça qui là à toutes brides, il en fust demeuré bien davantage.

***) Vor Metz hatte nämlich Montmorency versprochen, nur mit 500 Mann in die Stadt einzuziehen; hernach aber halte er die Schließung der Thore verhindert und 5000 Mann hereingebracht (am 10. April 1552).

Heer gesammelt und stand schon in der Champagne, als die französischen Truppen, welche in vier Abtheilungen auf verschiedenen Wegen dahin gekommen waren, sich wieder vereinigten, ins Luxemburgische eindrangen und die Kaiserlichen über die Grenze zurücktrieben.

Während dies geschah und Moritz und seine Verbündeten mit dem Kaiser den Passauer Vertrag schlossen, wütheten der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und die Grafen und Ritter, welche wie er vom Raube lebten, in Franken und am Rhein. Als Vorwand seiner fortdauernden Räubereien gebrauchte Albrecht nach dem Passauer Waffenstillstande und der Aussöhnung Moritzens mit dem Kaiser seine Verbindung mit den Franzosen, indem er sich zugleich aufs Heftigste gegen Moritz erklärte. Er hatte die fränkischen Bischöfe geplündert und zu einem Vertrage gezwungen, welcher nachher von dem Reichs-Kammergericht cassirt wurde; er hatte gegen die Nürnberger furchtbar gewüthet oder, wie er sich ausdrückte, die Pfeffersäcke ausgeklopft; er hatte arge Brandschatzungen eingetrieben; er hatte endlich Frankfurt beschossen, Mainz geplündert und war gegen Ulm gezogen, wo er aber so gute Anstalten gegen sich getroffen fand, daß er eilig zurückging, um den Kurfürsten von Mainz zu überfallen, der ihm nur durch einen glücklichen Zufall entwischte. Gleich nachher vereinigte er alle seine Raubgenossen, bedrängte Straßburg und den Elsaß und sammelte endlich seine Schaaren auf dem linken Rheinufer.

Moritz schickte, wie er versprochen hatte, seinem Freunde Ferdinand Hülfstruppen gegen die Türken; der Kaiser aber, erbittert über die Fortschritte der Franzosen, traf Anstalten zu einem Zuge gegen Metz, wo König Heinrich eine ganze Heerabtheilung und einige tausend Pioniere zurückgelassen hatte, um die Festungswerke der Stadt zu erweitern und zu verstärken. Er brachte sehr schnell ein Heer unter dem Herzog von Alba und dem Marquis von Marignano zusammen; es fehlte ihm aber an Geld und an Credit, um seine Truppen regelmäßig zu bezahlen und zu unterhalten. Er reiste nachher nach Straßburg. Seinen Weg dahin nahm er über Augsburg und hier entließ er, wie bereits erzählt, den gefangenen Johann Friedrich von Sachsen, welcher seinen Sitz zu Weimar nahm. Ueber Straßburg reiste der Kaiser aus dem Grunde, weil er, als er bis Bretten gelangt war, erfahren hatte, daß der wilde Markgraf Albrecht, nachdem er auf das linke Rheinufer übergesetzt sei, alle Schiffe verbrannt habe. Karl mußte mehrere Tage in einem Dorfe unweit Straßburg liegen bleiben, bis sein Heer über den Rhein gebracht werden konnte. Dieses lag darauf sehr lange unthätig im Land Elsaß und drückte und peinigte dasselbe nach der gewohnten Art aller gemietheten Truppen jener Zeit, in

welcher noch kein Staat im Stande war, den Aufwand eines stehenden Heeres lange zu ertragen.

Statthalter in den vom Reiche abgerissenen Landstrichen war der Herzog Franz von Guise, welcher die verwittwete Herzogin Christina von Lothringen genöthigt hatte, nach Straßburg und später in die Niederlande zu gehen. Dieser sorgte, während Karl zögerte, auf treffliche Weise für die Befestigung und Ausrüstung von Metz, Toul und Verdun, wo die besten französischen Generale commandirten. Er hatte, was freilich die Franzosen nicht zugeben wollen, gegen 10,000 Mann Truppen in Metz, und der ganze ritterliche Adel der benachbarten Provinzen Frankreichs sammelte sich um ihn. Dagegen hatte er eine große Anzahl von Einwohnern, die zur Vertheidigung nicht beitragen konnten, Greise, Kinder und Frauen, aus der Stadt vertreiben und die Vorstädte niederreißen lassen. Der Kaiser, welcher gegen Ende September von Landau aufbrach und am Anfange des October ernstliche Anstalten zur Belagerung von Metz machte, vereinigte damals das Heer der Niederlande mit dem seinigen und suchte auch den Markgrafen Albrecht von Kulmbach, sowie die Räuber- und Mörderbanden zu gewinnen, mit denen dieser das deutsche Reich quälte. Der Markgraf war nach den Gräueln und Erpressungen, die er zuerst am Main und dann am Rhein verübt hatte, nach den Gewaltthätigkeiten, die er im Elsaß begangen, nach dem Ueberfalle von Mainz und nach der Brandschatzung des dortigen Kurfürsten in das Land Lothringen gezogen. Seine Raubhorden trugen damals weiße Binden, wie wenn er dem König Heinrich diene. Auch bot er dem Herzog von Guise an, er wolle ihm bei der Vertheidigung von Metz beistehen, wenn man ihm dagegen aus den französischen Magazinen Lieferungen mache. Der Herzog lehnte dies jedoch ab, weil er es für eine List hielt, um seine Magazine zu erschöpfen. Hierauf machte Albrecht, welcher zu Pont a Mousson gelagert war, eine Bewegung, die dem Connetable so bedenklich schien, daß er seinem Könige rieth, den Markgrafen anzugreifen, ehe der Kaiser vor Metz eintreffe. Jetzt knüpfte Albrecht mit dem Kaiser an und dieser bestätigte schon am 24. October, als er noch bei Diedenhofen (Thionville) lag, einen Vertrag, welchen sein Kanzler, der jüngere Granvella, mit dem Markgrafen abgeschlossen hatte. Nach diesem Vertrage sollte der Letztere mit seinen Raub- und Mordbanden dem Kaiser beistehen und erhielt dagegen das Versprechen, daß der Kaiser die von den Reichsgerichten gegen ihn in Schutz genommenen Schwachen ihm preisgeben und die Verträge bestätigen wolle, welche der Markgraf durch entsetzliche Maaßregeln den Bischöfen von Bamberg und Würzburg abgezwungen hatte, die aber, wie sich gebührte, durch die Reichsgerichte cassirt worden

waren. Während nachher der Kaiser die am 22. October begonnene Belagerung von Metz fortsetzte, trieb Albrecht im französischen Gebiete Contributionen ein, welche der Kaiser ihm an Zahlungsstatt angewiesen hatte. Er gab, um dabei nicht beunruhigt zu werden, gegen den König von Frankreich vor, daß er nach Deutschland abziehen wolle; man schickte aber, als er weit und breit brennen, morden und rauben ließ, den Bruder des Herzogs Franz von Guise, den jungen Herzog von Aumale, mit einem Heere hinter ihm her. Dieser wußte einen Theil der unbezahlten Truppen des Markgrafen von demselben abzuziehen; Albrecht aber vertauschte unvermuthet die französische weiße Feldbinde mit der spanischen rothen, überfiel am 4. November die Franzosen bei St. Nicolas und schlug sie. Der Herzog von Aumale wurde verwundet und gefangen genommen; Albrecht ließ ihn auf die Plassenburg bei Kulmbach bringen und dort so lange festhalten, bis er sich mit 60,000 Dukaten loskaufte.

Die Belagerung der Stadt Metz durch den Kaiser währte vom 22. October bis Ende December. Sie fand also in einer rauhen, ungesunden Jahreszeit statt. Der Kaiser, welcher selbst am Podagra erkrankt war, zeichnete sich bei dieser Belagerung durch Ausdauer und Standhaftigkeit aus, obgleich Mangel und Krankheiten mehr als die Hälfte seiner Truppen hinrafften. Sein Heer und er selbst erhielten den Lohn der großen Anstrengungen, die sie gemacht hatten, nicht; am 2. Januar 1553 hob er die Belagerung auf; mißmuthig und an der Gicht leidend, ließ er sich nach Brüssel bringen. In Deutschland spottete man sogar: „Eine Metz und eine Magd (Magdeburg) Haben dem Kaiser den Tanz versagt." Dagegen ward der Herzog von Guise wegen der Vertheidigung von Metz um so mehr gepriesen, weil die drei Städte und Bisthümer Metz, Toul und Verdun seitdem beim französischen Reiche blieben. Deutschland verhielt sich ruhig, da die Franzosen sich mit dem begnügten, was die protestantischen Fürsten ihnen als Ersatz für die gezahlten Subsidien abgetreten hatten. Die Wiedereroberung der drei Bisthümer ward auch durch den Umstand verhindert, daß der Markgraf Albrecht die deutschen Fürsten in einen Krieg mit der Ritterschaft verwickelte, welcher dem Reiche nicht gestattete, an jene Wiedereroberung zu denken. Dieser Krieg muß deshalb hier zunächst kurz berichtet werden.

4. Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und Kurfürst Moritz von Sachsen.

Markgraf Albrecht hatte dem Kaiser bei der Belagerung von Metz Hülfe geleistet und war sogar so lange im Felde geblieben, bis auch das schwere Geschütz des Kaisers nach Diedenhofen gebracht worden

war. Dann begann er seine Mordbrennereien aufs Neue. Um kein deutsches Land ungepeinigt zu lassen, zog er in das Bisthum Trier, wo seine Leute den ganzen Winter hindurch grausam hausten, während die von ihm zur Regierung seines Landes bestellten Räthe ein Heer rüsteten, mit welchem sie, gestützt auf die widerrechtliche kaiserliche Bestätigung der den Bischöfen von Bamberg und Würzburg abgezwungenen Verträge, diese zur Vollziehung derselben nöthigen könnten. Uebrigens hatte das Reichs-Kammergericht schon längst die Bestätigung des Kaisers für ungültig erklärt, die erzwungenen Verträge noch einmal cassirt und zum Schutze der bischöflichen Länder eine Anzahl deutscher Herren und Städte aufgeboten. Der Markgraf, welcher unterdessen nach Heidelberg gezogen war, wandte sich daher an den Kaiser. Dieser leugnete in der Antwort, die er ihm gab, zwar seine Bestätigung jener Verträge nicht ab und sprach überdies aus, daß es ihm lieb gewesen sein würde, wenn die Bischöfe sich dabei beruhigt hätten; er setzte aber hinzu, daß er, da dieselben dies nicht gethan, dem Rechte seinen Gang lassen müsse. Er habe, sagte er, dies nicht verweigern dürfen, weil einige Stände einen Argwohn wider ihn hätten, der sich vermehren würde, wenn er nach des Markgrafen Verlangen den Bischöfen befehlen werde, die eingegangenen Verträge zu halten. Er schlage also, fügte er hinzu, dem Markgrafen vor, die Vermittelung seiner Freunde und Verwandten, der Herzoge von Baiern und Würtemberg, anzunehmen. Außer diesen beiden bot auch der Kurfürst von der Pfalz seine Vermittelung an und die Bischöfe erklärten sich bereit, statt der abgetretenen 20 Aemter eine bedeutende Summe Geldes zu zahlen. Allein Albrecht scheute sich nicht, sogar die drei vermittelnden Fürsten zu beleidigen, jede Vermittelung abzulehnen und wieder zu den Waffen zu greifen. Auch die Stadt Nürnberg suchte und erhielt Hülfe gegen Albrecht vom römischen Könige, nachdem Karl V. die der Stadt abgezwungenen Verträge, die von ihm schon im vorigen Jahre cassirt worden waren, noch einmal für ungültig erklärt hatte.

Der räuberische Markgraf war der Aufrechthalter des Faustrechtes, sowie das Haupt der Ritter, welche die gute Zeit des Wegelagerns zurückwünschten, und unter denen der später als Räuber und Mörder hingerichtete Wilhelm von Grumbach einer der vornehmsten war. Die Fürsten sahen daher in Albrecht einen Feind ihrer wachsenden Macht und schlossen, um der drohenden Anarchie abhelfen zu können, am 29. März 1553 einen geheimen Bund zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Lande auf drei Jahre. Dieses sogenannte Heidelberger Bündniß ward eigentlich blos von den angeführten drei vermittelnden Fürsten geschlossen; sie gedachten es streng geheim zu halten, weil keiner von ihnen den wilden Albrecht auf sich ziehen wollte; da-

her wurde das Vertrags-Instrument von dem gelehrten Herzog Christoph von Würtemberg eigenhändig aufgesetzt und von den anderen Fürsten eigenhändig besiegelt. Doch traten dem Bunde gleich nachher Mainz und Trier bei, und auch Moritz von Sachsen, welcher nachher die Hauptperson im Kriege mit Albrecht und der Ritterschaft ward, kam nach Heidelberg und verabredete sich dort mit den anderen Fürsten.

Schon im April 1553 erschienen Albrecht und die Standesherren, an deren Spitze er stand, auf der einen, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg auf der andern Seite gegen einander im Felde. Ganz Franken wurde grausam verwüstet und gebrandschatzt, die Reichsstadt Schweinfurt eingenommen und das Nürnberger Gebiet sehr mitgenommen. Der Bischof von Würzburg, Melchior Zobel, hatte früher seinen Streit mit Albrecht durch einen Zweikampf beenden wollen; dieser hatte ihm aber geantwortet: „es sei nicht gebräuchlich, daß ein geborener Fürst sich mit einem Pfaffen schlage." Jetzt wandten sich die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, da der Kaiser ihnen nur durch Briefe und Befehle helfen konnte, an Moritz von Sachsen und an einen anderen Fürsten, der in Niedersachsen und Westphalen ungefähr dieselbe Rolle spielte, wie Albrecht in Franken und am Rhein, nur daß der Eine die Ritterschaft hegte, der Andere aber, um das fürstliche Ansehen zu heben, sie unterdrückte. Dieser Fürst war der oft erwähnte Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, welcher wegen seiner Gewaltthätigkeiten gegen die Städte Braunschweig und Goslar von den Schmalkaldischen Bundeshäuptern aus seinem Lande vertrieben und gefangen gehalten worden, nach Karl's V. Siege aber auf dessen Geheiß wieder in Freiheit gesetzt worden war. Er hatte, als er in sein Land zurückgekommen war, seine Güter und Erbstücke an die Glieder der Ritterschaft verpfändet gefunden und, anstatt denselben die Pfandsummen zurückzuzahlen, sich mit Gewalt wieder in den Besitz seiner Städte und Schlösser gesetzt.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um anschaulich zu machen, wie es in Deutschland zu jener Zeit herging und wie Bürger und Bauern damals bei weitem mehr durch die Standesherren, Fürsten und Bischöfe litten, als sie heut zu Tage noch irgendwo durch Socialisten und Radikale gelitten haben. Die ganze Junkerschaft hatte sich nämlich der von Heinrich beeinträchtigten Standesherren angenommen; Albrecht's Raubgenosse, der Graf Vollrath von Mansfeld, ein Sohn des eifrig lutherischen Grafen Albrecht, hatte sich an ihre Spitze gestellt, und Herzog Heinrich war von ihnen endlich ganz aus seinem Lande vertrieben worden. Dies war im Jahre 1552 geschehen, als der Kaiser wegen der Belagerung von Metz Vollrath's Freund, den Markgrafen Albrecht, nicht entbehren konnte. Im folgenden Jahre bedurfte

der Kaiser des Markgrafen nicht mehr und nun konnte Heinrich sich selbst helfen. Von Vollrath's Banden gingen Viele zu ihm über und er besetzte sein Land wieder, da er und sein zweiter Prinz, Philipp Magnus, sich die zur Bezahlung ihrer Miethlinge nöthigen Gelder dadurch verschafften, daß sie im Niedersächsischen und Westphälischen Contributionen eintrieben. Osnabrück, Münster und Minden wurden von ihm gebrandschatzt; Herzog Erich von Kalenberg mußte zahlen, weil er den Grafen Vollrath ins Land gerufen hatte; der Bischof Franz von Münster, Osnabrück und Minden wurde sogar genöthigt, das letztere Bisthum an Heinrich's jüngeren Bruder Julius abzutreten; auch die Grafen von Tecklenburg, Lippe, Schaumburg und Hoya mußten Geld hergeben und das Bremische Gebiet wurde furchtbar verheert. Sehr erwünscht war es daher dem Herzoge, daß die fränkischen Bischöfe sich zugleich an ihn und an den Kurfürsten Moritz wandten, damit der Markgraf Albrecht und die Ritterschaft von Franken und Niederdeutschland durch fürstliche Truppen bekämpft würden.

Im April 1553 ward zu Eger in Böhmen unter dem Vorsitze des Königs Ferdinand eine Zusammenkunft gehalten, auf welcher die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, Kurfürst Moritz, Herzog Heinrich und die Stadt Nürnberg einen Bund gegen den Markgrafen Albrecht schlossen. Gleich darauf sandten die neuen Verbündeten ihre Truppen aus, an deren Spitze Hans von Heydeck stand, welcher seit dem letzten Kriege General in des Kurfürsten Moritz Diensten war. Dieses Heer wurde auch vom Reichs-Kammergericht beauftragt, die von ihm und dem Reiche gegen Albrecht erlassenen Urtheile auszuführen. Während die Verbündeten in Franken über Albrecht die Oberhand hatten, sammelte dieser die Ritterschaft von Thüringen um sich her und warf sich auf Heinrich's Gebiet in Niedersachsen. Hier kamen bald auch die vom Herzoge beraubten Standesherren zu Albrecht, und die Städte Braunschweig und Goslar, welche seit 1547 von Heinrich's Rache getroffen waren, empfingen ihn mit offenen Armen. An diesem Zuge Albrecht's nahmen die vornehmsten thüringischen und viele sächsische Standesherren Theil, weil sie hofften, daß jetzt die goldene Zeit des Faustrechts und der Unterdrückung der Bürger und Bauern durch die Junker wiederkehren werde. Albrecht benahm sich damals sowohl gegen Moritz, als gegen den unglücklichen Johann Friedrich, welcher in Arnstadt residirte, sehr freundlich. Dem Letzteren, der ihn um die Schonung seines Landes bat, gewährte er diese Bitte; daß er ihm aber damals versprochen habe, ihm und seinen Söhnen ihre verlorenen Besitzungen sammt der eingebüßten Kurwürde wieder zu verschaffen, glauben wir nicht. Was den Kurfürsten Moritz betrifft, so schonte Albrecht auch dessen Land und ließ den Landständen desselben

sagen, daß er mit ihrem Herrn in Unfrieden nichts zu schaffen habe. Dem Kurfürsten war jedoch bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe; er fürchtete, Albrecht und seine Raubritter möchten über Leipzig herfallen, da sie ja auch Erfurt plünderten. Er erschien daher in aller Eile mit 400 Reitern in dieser Stadt. Albrecht und sein wildes Heer zogen aber alsbald über Nordhausen, Mühlhausen, Eisleben und Halberstadt in das Herzogthum Braunschweig. Ueberall wurde von ihnen geplündert und gebrandschatzt, am ärgsten in Heinrich's Landen; denn dort half der gegen den Herzog erbitterte Adel und der Herzog Erich von Kalenberg rauben und mordbrennen. Auch die Bisthümer Hildesheim und Minden wurden besetzt.

Endlich glaubte Kurfürst Moritz, Albrecht wolle mit seinem verstärkten Heere durch Hessen nach Franken zurückkehren. Er vereinigte daher eine nicht ganz unbedeutende Macht und lagerte sich bei Osterode, um den raubenden Rittern den Weg zu versperren. Bis dahin hatte er nicht unmittelbar, sondern nur als Verbündeter am Kriege Theil genommen; in Osterode aber kündigten er und der Burggraf von Meißen, Heinrich von Plauen, im Namen des römischen Königs und mit Berufung auf den Kaiser dem Markgrafen Albrecht förmlich den Krieg an. Als dem Letzteren das Manifest des Kurfürsten übergeben wurde, befanden sich gerade die Gesandten seines Vetters Joachim II. von Brandenburg bei ihm, um ihn zum Frieden zu bereden; er benahm sich aber ganz wie ein Räuberhauptmann, trotzig und tollkühn. Er ließ die Genossen seiner rohen Gelage und Raufereien, welche edle Ritter hießen, zu sich rufen, theilte ihnen den Inhalt des Absagebriefes mit und fragte sie: „ob sie mit ihm auch jetzt noch ihr Heil versuchen wollten?" Als sie dies bejahten, schickte er den Herold mit folgenden Worten an Moritz zurück: „Dein Herr hat sein Wort vorher schon dreimal gebrochen und schändlich an mir gehandelt, und das ist nun die vierte böse That von dieser Art. Er mag kommen, so will ich sehen, was er vermag, welches du ihm in meinem Namen sagen kannst." Dann beschenkte er den Herold mit einigen Goldstücken und entließ die brandenburgischen Gesandten. Dies geschah in den ersten Tagen des Juli 1553; schon am 9. desselben Monats wurde Albrecht's Schicksal entschieden.

Die beiden Heere trafen bei Sievershausen im Lüneburgischen auf einander und es erfolgte eine Schlacht, welche zu den blutigsten des ganzen 16. Jahrhunderts gehört, weil die Fürsten und Ritter der Ehre wegen mit Erbitterung stritten, die Streiter einander kannten und Mann gegen Mann focht. Herzog Heinrich und seine beiden ältesten Söhne, Karl Victor und Philipp Magnus, kämpften persönlich mit. Die beiden Letzteren fielen beim ersten Angriff; der Vater ließ

aber sogleich den Kampf erneuern und focht mit Wuth. Als gleich darauf sich das Gerücht verbreitete, daß Markgraf Albrecht gefangen sei, gab Heinrich, welcher neben dem verwundeten Kurfürsten Moritz unter einer Weide hielt, den Befehl, den Gefangenen sogleich an der Weide aufzuknüpfen; allein der Soldat, welcher den Markgrafen gefaßt hatte, ließ denselben für Geld wieder laufen. Dadurch wurde die Verwüstung Deutschlands von der Elbe an bis zur Donau um ein ganzes Jahr verlängert. Der Verlust an angesehenen und streitbaren Männern, welchen Deutschland durch die für die verbündeten Fürsten siegreiche Schlacht bei Sievershausen erlitt, war ungeheuer groß. Außer den beiden Söhnen Heinrich's und dem zweiten Sohne des Herzogs von Celle blieben 300 Männer vom Ritterstande und 4000 Gemeine. Auch der Kurfürst Moritz verlor das Leben. Gefangen wurden 7000 Landsknechte; man entließ sie aber wieder, weil man sie sonst hätte füttern müssen.

Ob Kurfürst Moritz in der Schlacht bei Sievershausen durch Unvorsichtigkeit oder durch Meuchelmord umgekommen ist, wagen wir nicht zu entscheiden. Nach der einfachsten und wahrscheinlichsten Annahme traf ihn gegen das Ende des Treffens eine feindliche Musketen-Kugel, welche durch die Rüstung hindurch drang.*) Man legte ihn zuerst unter eine Weide, wo er dem Siege der Seinigen zuschaute; er unterschrieb noch eigenhändig eine Depesche an den Bischof von Würzburg, in welcher diesem der Sieg gemeldet wurde; nachher wurde er ins Lager gebracht, und hier starb er schon am 11. Juli. Er wurde zu Freiberg bestattet, wobei man die 50 bis 60 in der Schlacht bei Sievershausen erbeuteten Fahnen dem Leichenzuge vorautrug. Da Moritz nur eine Tochter hinterließ, so eilte sein Bruder August, der sich in Holstein bei seinem Schwiegervater, dem König von Dänemark befand, schnell herbei und übernahm die Regierung. Dieser rief seine Truppen nach Sachsen zurück, weil zu befürchten war, daß der abgesetzte Kurfürst Johann Friedrich und dessen Söhne die ihnen mit Gewalt entrissenen Länder und Würden wieder in Anspruch nehmen möchten.

5. Ausgang der Raubzüge des Markgrafen Albrecht und seiner Genossen.

Markgraf Albrecht erneute, als die sächsischen Truppen abgezogen waren, seinen Krieg mit Herzog Heinrich in dem Lande Niedersachsen, welches dann von beiden Theilen auf gleiche Weise geplündert und verheert wurde. Nachher wurde Albrecht nach Braunschweig gerufen.

*) Markgraf Albrecht ließ mit dem Blei Speck in die Geschütze laden, was die Wunden besonders schmerzhaft machte.

Er reiste auch zu seinen Verwandten nach Brandenburg, um den einen derselben zur Vermittelung zu bewegen, von dem anderen aber Geld zur Bezahlung seiner Truppen zu erhalten. In der That vermittelte Kurfürst Joachim nachher einen Vertrag mit dem Kurfürsten August; Herzog Albrecht von Preußen aber gab dem Markgrafen, seinem Neffen, bedeutende Geldsummen, damit derselbe seine Soldaten bezahlen und von Braunschweig aus gegen Herzog Heinrich zu Feld ziehen könne. Auch suchte Albrecht wirklich, da es dem Herzog Heinrich augenblicklich an dem zur Unterhaltung seiner Söldner nöthigen Gelde fehlte, diesen Umstand zu benutzen, um die Miethlinge desselben an sich zu ziehen und ihn dann zu schlagen; allein die Stadt Nürnberg, welche aufs Neue von Albrecht's Banden bedroht war, schaffte Geld herbei, die Leute blieben bei Heinrich und Albrecht wurde am 12. September 1553 unweit Braunschweig zum zweiten Male geschlagen. An demselben Tage wurde unter Vermittelung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg und des Königs von Dänemark der Friede mit dem Kurfürsten August geschlossen. Albrecht eilte hierauf durch Thüringen nach Franken.

Der König von Dänemark trat auch im Verein mit dem römischen König als Vermittler in den Zwistigkeiten auf, die im sächsischen Haus obwalteten. Johann Friedrich, der nunmehr zu Weimar residirte, hatte nämlich, gleich nachdem er den Tod seines Vetters Moritz in Erfahrung gebracht, den Kurfürstentitel wieder angenommen. Nach langwierigen Verhandlungen wurde auf Betrieb der beiden Könige am 24. Februar 1554 zu Naumburg ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem Johann Friedrich für seine Person den Titel „geborener Kurfürst" führen und das für ihn und seine Nachkommen bestimmte Gebiet einige Vergrößerung erhalten sollte. Drei Tage vor Abschluß dieses Vertrags war seine Gemahlin Sibylla gestorben und er selbst folgte ihr schon Anfangs März nach, in einem Alter von 50 Jahren und acht Monaten. Der glaubenstreue Mann hatte noch in der letzten Zeit einer Ausgabe von Luther's Werken seine Sorge zugewandt.

In Franken, in Thüringen und bis nach Augsburg hin hatten die raubenden Ritter, Herren und Grafen, welche den Markgrafen unterstützten, ein ganzes Jahr lang gräßlich gehaust. Als er selbst wieder erschien, ward sogar dem Reichs-Kammergerichte in Speier bange, so daß es Anstalten zur Flucht machte. Das Reichs-Kammergericht hatte, während der Kaiser in Albrecht's Sache eine sehr zweideutige Rolle spielte, ein furchtbares Decret nach dem anderen zu Gunsten der Bischöfe und Städte und gegen die Erneuerer des Faustrechtes erlassen; allein es war Niemand da, der diese richterlichen Sprüche ausführen wollte. Ebenso schrieb hierauf der Kaiser Reichstage aus, ohne daß sich Jemand zu denselben einfand, weil auch er selbst nicht ins Reich

kam. Freilich bestand das Heidelberger Bündniß, sowie die Uebereinkunft, welche mit dem römischen Könige zu Eger getroffen worden war, noch fort, und beide Verträge legten auch dem Kurfürsten August, trotz seiner Aussöhnung mit Albrecht, die Verpflichtung auf, zur Erhaltung der Ordnung im Reiche und zur Abwehr des Faustrechtes Truppen herzugeben; allein die deutschen Stände konnten, wie gewöhnlich, im Berathen, Schreiben, Rüsten, Zaudern und Zagen kein Ende finden und das Land ging darüber zu Grunde. Die Städte, außer Augsburg, wollten nach Krämerart nur dann, wenn es sie unmittelbar anging, dem Vaterlande mit Geld beistehen. Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz, welchem der Oberbefehl des Heeres der Heidelberger Einigung angetragen wurde, lehnte wegen seines hohen Alters diesen ab; man wählte hierauf Christoph von Würtemberg zum Bundeshaupte, dieser trat aber seine Stelle dem Herzog Albrecht von Baiern ab. Ueber allen diesen Unterhandlungen verfloß ein ganzes Jahr, ohne daß etwas geschah.

Erst als Albrecht wieder nach Franken kam, machte man mit den Rüstungen Ernst. Die Stadt Augsburg gab Geld und Soldaten her; vom Kurfürsten August ward Heinrich von Plauen geschickt; auch erhielten Heydeck und Schärtlin ein Commando im Bundesheere. Allein Herzog Heinrich von Braunschweig schickte sein Heer, welches ganz allein durch die Bischöfe von Bamberg und Würzburg und durch die Stadt Nürnberg unterhalten wurde, nicht nach Franken, sondern er gebrauchte es zur Belagerung der Stadt Braunschweig, obgleich jene Bischöfe und die Nürnberger gerade damals aufs Neue von Albrecht geängstigt wurden. Die Letzteren vermittelten daher zwischen Heinrich und der Stadt Braunschweig und brachten Ende Oktober einen Frieden zu Stande, an welchem auch König Ferdinand und die Städte Nürnberg, Goslar, Eimbeck, Hildesheim und Göttingen Theil nahmen.

Hierauf erschien Herzog Heinrich zu Anfang des November 1553 mit seinen Truppen in Franken. Hier vereinigte er sich mit dem Bundesheere, welches die Festungen des Markgrafen zu erobern suchte. Dies gelang freilich den Verbündeten in den letzten Monaten des Jahres 1553 nicht, dagegen betrieben die beiden Bischöfe und die Stadt Nürnberg ihren Proceß gegen den wilden Markgrafen sehr eifrig. Auch erlangten sie, daß am 1. December ein dreifaches Achtsurtheil gegen den Markgrafen, als Landfriedensbrecher und Störer der öffentlichen Ruhe des Reiches, in äußerst scharfen Ausdrücken erlassen und auf sehr feierliche Weise bekannt gemacht wurde. Die Achtsbriefe wurden gleich anfangs an alle Orte gesendet und man forderte nicht nur alle Stände des Reiches auf, die Achter zu verfolgen, sondern bald nachher wurden auch der fränkische, baierische und obersächsische Kreis noch insbesondere zur Vollstreckung der Acht

wider den offenbaren Reichsächter eindringlich gemahnt. Der Markgraf ersuchte zwar den Kaiser um Aufhebung der Acht, er kümmerte sich aber, als dieser erklärte, daß er dazu kein Recht habe, wenig um dieselbe. Er sammelte seine Sauf- und Raufgenossen in Schweinfurt um sich und rief, den Becher in der Hand, aus: „Acht und Aber-Acht, das ist Sechszehn, die wollen wir mit einander fröhlich und in Freuden vertrinken; je mehr Feind, je mehr Glück!“ In der That trotzten der Markgraf und seine Banden dem Reiche und der Heidelberger Einigung bis in den Juni 1554. Die Brandenburger protestirten gegen den Spruch des Reichs-Kammergerichtes; die Executoren desselben reprotestirten, wie man das juristisch nannte; der Kaiser aber gab den Aechtern lange Zeit gute Worte, ehe auch er endlich am 18. Mai aus Brüssel ein Executorial-Mandat gegen Albrecht erließ.

Der Markgraf war übrigens schon seit Februar von Schweinfurt, wo er eine Besatzung zurückließ, nach der Elbe gezogen. Hier hatte er sich von seinen Vettern neue Summen verschafft, ein kleines Heer geworben und dann sich plötzlich nach Franken zurückgewendet. Am 10. Juni 1554 zog er wieder in Schweinfurt ein, welche Stadt von den Verbündeten enge eingeschlossen war. Er sah sogleich, daß er sich in Schweinfurt nicht werde behaupten können, und zog deshalb wieder ganz insgeheim ab; die Feinde erfuhren aber seinen Abmarsch und setzten ihm nach. In der Nähe des Klosters Schwarzach am Steigerwalde wurde er von dem Vortrab derselben eingeholt und endlich am 13. Juni 1554 völlig geschlagen; den Hauptantheil an seiner Niederlage hatten Heinrich von Plauen mit den Sachsen, die Nürnberger und des Herzogs Heinrich von Braunschweig Hülfstruppen. Die Stadt Schweinfurt wurde Tage lang geplündert und dann niedergebrannt. Auch die Plassenburg bei Kulmbach ward von Albrecht's Feinden erobert und sein Land in Verwaltung genommen; er selbst mußte, aller seiner Habe beraubt, nach Frankreich fliehen. Seine späteren Abenteuer hängen mit dem Streite zusammen, welchen der Bischof von Würzburg, Melchior Zobel, mit Albrecht's Freund Wilhelm von Grumbach anfing, in dessen Schicksal nachher auch der älteste Sohn des unglücklichen Johann Friedrich verwickelt wurde. Davon wird erst viel weiter unten die Rede sein.

6. Letzte Regierungszeit Karl's V. in Deutschland und in den Niederlanden.

Karl V. litt in den letzten Jahren seines Lebens am Podagra und an einer tiefen Melancholie, welche oft kurze Zeit hindurch einen Irrsinn erzeugte und vielleicht ein trauriges Erbtheil seiner unglücklichen Mutter Johanna war, die nur drei Jahre vor ihm selbst, nämlich im

April 1555, ihr überlanges Leben beschloß. Dagegen war Karl im Kriege mit Heinrich II. von Frankreich nicht unglücklich, sobald er nur den Gedanken aufgegeben hatte, die durch Moritz von Sachsen und seine Verbündeten diesem Könige abgetretenen deutschen Landstriche und Städte wieder zu erobern. Seit dem Zuge gegen Metz ließ Heinrich das Reich, sowie dieses ihn in Ruhe, ohne daß das Letztere die besetzten Orte förmlich abgetreten oder der französische König dies verlangt hätte. In Italien und in den Niederlanden dauerte der Krieg des Kaisers mit den Franzosen fort, und Franz von Guise erhielt in den Niederlanden Gelegenheit, sich als Feldherr gegen die Spanier und Engländer an der Spitze der Franzosen ebenso sehr auszuzeichnen, wie Emanuel Philibert von Savoyen an der Spitze des spanisch-niederländischen Heeres. Im Jahre 1553 wurde Terouanne umlagert, während man am französischen Hofe mit einer rauschenden Hochzeit beschäftigt war; der Herzog von Castro, aus dem Haus Farnese, heirathete eine Tochter des Königs und seiner geliebten Diana von Poitiers. Im Juni begann Terouanne zu capituliren, wurde aber während der Verhandlungen erstürmt, geplündert und völlig zerstört. Nachdem auch Hesdin von Philibert erobert worden war — wobei jener neuvermählte Herzog von Castro getödtet wurde —, hatte Heinrich selbst den Oberbefehl seiner Truppen übernommen und Karl war, seinem Podagra und seiner Schwermuth trotzend, ebenfalls im Felde erschienen. Man hatte, sobald beide Monarchen persönlich zu ihren Heeren gekommen waren, ein entscheidendes Treffen erwartet; dieses erfolgte aber nicht. Der Krieg dauerte auch im Jahre 1554 fort und die Franzosen eroberten mehrere Plätze. Karl aber beschäftigte sich um diese Zeit mit der Heirathsangelegenheit seines Sohnes Philipp II., welcher damals die englische Königin Maria zur Gemahlin erhielt.

Diese Vermählung hatte, wie das Meiste von dem, was Karl V. unternahm, nicht die Folgen, welche er gehofft hatte. Da wir später in der englischen Geschichte ausführlich auf diese unnatürliche Verbindung von England mit Spanien zurückkommen müssen, so wollen wir dieselbe hier nur im Vorbeigehen berühren. Eduard VI., Heinrich's VIII. protestantischer Sohn, unter dessen Regierung die von Letzterem so sehr verabscheute Lehre Luther's in England herrschend wurde, starb im Juli 1553. Er hatte vergebens versucht, einer eifrigen Protestantin und ihrem Gemahle den Thron zu hinterlassen; die Nation rief Maria, die Tochter Heinrich's VIII. von der Katharina von Aragonien, zur Regierung. Diese war als Kind von ihrer unglücklichen Mutter getrennt, gleich ihr verfolgt und im Haß gegen den Protestantismus, wie gegen jede freie Bewegung des Geistes und des Gemüthes erzogen worden, und hatte den grausamen, verfolgungssüchtigen und despoti-

schen Geist ihres Vaters geerbt. Sie schien daher dem Kaiser Karl eine sehr passende Gemahlin für seinen Sohn Philipp, welcher durch den Tod seiner ersten Gemahlin, Maria von Portugal, Wittwer geworden war. Dieser war despotisch und betrachtete die Ausrottung von Ketzern als das höchste Verdienst eines Regenten; wenn es also möglich war, ihn den Engländern als König aufzudringen, so war dem Absolutismus und Papismus die Herrschaft über Europa gesichert. Daß Maria nicht allein häßlich, sondern auch elf Jahre älter war, als ihr Gemahl, welcher damals in seinem 28. Lebensjahre stand, ward bei einer politischen Ehe durchaus nicht in Anschlag gebracht. Die Vermählung kam zu Stande. Philipp merkte jedoch bald, daß in England Herkommen und Recht, nicht der Wille eines Gewalthabers und seiner Creaturen gelte, und daß seine Gemahlin ihm dort keinen politischen Einfluß verschaffen könne. Er vernachlässigte daher seine Gemahlin und achtete nicht auf ihre dringenden Bitten, wenigstens einige Zeit bei ihr in England zu verweilen; er tyrannisirte lieber Italien und die Niederlande von Spanien aus. Was übrigens den Charakter Philipp's betrifft, so müssen wir die Schilderung desselben den Dichtern und rhetorischen Geschichtsschreibern überlassen, weil wir Leser voraussetzen, welche fähig sind, diesen König aus seinen Thaten zu beurtheilen. Man schreibt ihm neuerdings, da manche Gelehrte theils der orientalischen und slavischen Regierungsart günstig sind, theils auch mit Vorliebe daran arbeiten, vielgeschmähte Charakter zu heben und zu retten, alle glänzenden Eigenschaften eines ächten Monarchen zu. Darüber wollen wir nicht streiten; immer bleibt es aber ein sehr übles Zeichen, daß Philipp nur den Spaniern angenehm war, daß er keine Sprache außer der spanischen, selbst die französische seiner belgischen Unterthanen nicht fertig, sprach, daß er seinen Sohn erster Ehe (Don Karlos) tödtlich haßte und bis zum Tode verfolgte, daß er mit seinem Vater selten einig war und ihn sogar, als derselbe im Kloster lebte, als einen Ketzer ansah, daß er endlich seinem Oheim Ferdinand sehr gram war. —

Karl V. lag nach seinem Zuge gegen Metz lange in Brüssel am Podagra krank und hatte Anfälle einer tiefen Melancholie und einer öfter eintretenden geistigen Niedergeschlagenheit, welchen jedoch längere Zeiträume folgten, in denen er seiner ganz mächtig war. Unterdessen stand Emanuel Philibert, seit 1553 Herzog von Savoyen, an der Spitze des kaiserlichen Heeres, welches den Kampf in den Niederlanden fortsetzte, weil das deutsche Reich dem Kriege, welcher in dem sogenannten burgundischen Kreise geführt wurde, sowie dem Verluste von Metz, Toul und Verdun ganz ruhig zusah. König Heinrich, welcher bei seinem Heere erschien, würde den Truppen des Kaisers überlegen gewesen sein, wenn nicht seine Rathgeber, der Marschall von St. André, der Herzog

Franz von Guise und der Connetable von Montmorency, stets verschiedener Meinung gewesen wären, und wenn nicht Heinrich selbst dem Connetable, welcher zum Zögern und Zaudern rieth, am meisten Gehör gegeben hätte. Dieser hatte an der Maitresse des Königs, Diana von Poitiers (Herzogin von Valentinois), eine Stütze; er war es, der, als auch Karl V. sich aufgerafft und zum Heere begeben hatte, ein entscheidendes Treffen verhinderte. Auch ward in den Niederlanden nichts Bedeutendes unternommen. Erst als Guise sich entfernt hatte, glaubten auch der Connetable und seine Schützlinge etwas wagen zu müssen.

In Italien gelang es den Franzosen durch ihre Kabalen, dem Kaiser in Toscana einen neuen Feind zu schaffen, indem sie die Republik Siena auf ihre Seite zogen. Siena und Lucca waren, nachdem die Stadt Florenz durch die Einsetzung des Herzogs Kosmus I. von Medicis, der ohne spanische Hülfe sich nicht behaupten konnte, ganz von Spanien abhängig geworden war, noch die einzigen Republiken Mittelitaliens; allein auch Siena mußte sich, da es von Parteiungen zerrissen war, die Anordnungen des Kaisers gefallen lassen. Im Jahre 1547 nahm diese Stadt zuerst nur etwa 400 Mann auf, von denen sie selbst 300 besolden mußte; und Don Hurtado de Mendoza, der spanische Gesandte in Rom, welcher in Siena alle zur Erhaltung nöthig scheinenden Verfügungen traf, bahnte der spanischen Herrschaft bald den Weg. Die ganze Besatzung ward spanisch und auch der Magistrat (die Balie) wurde bald durch die Spanier ernannt. Endlich bedienten sich aber die Franzosen der verbannten und flüchtigen Sienesen, von denen es überall in Italien wimmelte, um der spanischen Herrschaft in Siena ein Ende zu machen. Der König von Frankreich bevollmächtigte nämlich seine Agenten in Italien, mit den Unzufriedenen zu unterhandeln, und schloß mit diesen zuletzt einen Vertrag, in welchem er versprach, der Stadt Siena zur Wiedererlangung ihrer Freiheit behülflich zu sein, und zwar ehe noch der von Mendoza auf Kosten der Stadt begonnene Bau einer Zwingburg ganz beendigt sei. Hierauf wartete man einen Augenblick ab, wo die spanische Besatzung gegen Orbitello und andere Plätze der Seeküste ausgezogen und wo Mendoza in Rom war, und nun rückte Nikolaus Orsini mit einer Schaar italienischer Miethsoldaten, welche in französischem Solde standen, unterstützt von saneser Patrioten unter Aeneas Piccolomini und Amerigo Amerighi, im Juli 1552 plötzlich vor die Stadt Siena. Die Bürger bewaffneten sich sogleich und riefen die Freiheit aus. Der kleine in der Stadt zurückgebliebene Theil der Spanier war nicht im Stande, den Aufstand zu dämpfen oder auch nur sich in der Burg zu halten, weil diese noch nicht vollendet war; die wenigen Leute aber, welche Kosmus, an den man sich gewendet hatte, entbehren konnte, richteten nichts aus,

da von allen Seiten her Franzosen und besonders die Verbannten in die Stadt strömten. Man schloß zwar anfangs einen Vergleich, durch welchen der Stadt eine halbe Freiheit zugesichert ward; dieser wurde aber bald gebrochen, die Stadt riß sich ganz von Spanien los und schickte eine Gesandtschaft an den König von Frankreich, um sich Hülfe zu erbitten. König Heinrich sandte den tüchtigen General de Thermes mit 5000 Mann nach Siena, und als die Spanier in Verbindung mit Kosmus die Stadt ernstlich bedrohten, beorderte er zwei geborene Italiener, welche durch seine Gemahlin (Katharina von Medicis) mit ihm verwandt waren, mit einem neuen Heere nach Italien.

Diese Vettern des französischen Königs waren Leo und Peter Strozzi, die Häupter der aristokratischen Partei in Florenz, welche in Hinsicht auf Reichthum und Ansehen zu den ersten Adeligen Europas gehörten. Ihr Vater Philipp hatte zu denen gehört, welche nach Alexander's von Medicis Ermordung die alte aristokratische Republik hatten wiederherstellen wollen; er war aber nebst seinen Freunden der Uebermacht unterlegen und hatte sich im Gefängnisse das Leben genommen. Seine Söhne hatten sich durch die Flucht gerettet und waren vom französischen Könige in dessen Reiche naturalisirt und mit Gütern und Herrschaften reich begabt worden. Peter Strozzi bedrängte, als er nach Italien zurückgekehrt war, den neuen Herzog von Florenz, welcher erst seit 1543 Herr der Stadt Florenz und der Burgen geworden war, mit seinem durch französisches Geld geworbenen Heere. Als aber die Spanier sich sammelten und des Herzogs italienische Freunde im Felde erschienen, wendete sich das Glück. Peter Strozzi wurde zwar vom König Heinrich zum Marschall von Frankreich gemacht, man zweifelte aber mit Recht an seinem Feldherrntalent; er ließ sich bei Marciano schlagen, und nun unterlagen die Franzosen Peter's. Sein Bruder Leo Strozzi ward meuchelmörderischer Weise erschossen. De Thermes verließ Siena, zog, von den Türken unterstützt, nach Korsika und entriß den Genuesen den größten Theil dieser Insel, zuletzt auch noch Ajaccio, wobei ihm der türkische Admiral Torghud Hülfe leistete (1553), und Bonifacio; der Name der Franzosen wurde aber verflucht, weil sie in diesem ganzen Kriege die Türken und Seeräuber zu Bundesgenossen nahmen, welche wie reißende Thiere und Unmenschen wütheten und Hunderttausende jedes Alters und Geschlechtes in die Sklaverei schleppten.

Kosmus zog von der Niederlage, welche sein Hauptgegner, das Haupt der aristokratisch-republikanischen Partei in Florenz, erlitten hatte, den größten Vortheil. Er nahm nicht nur das Vermögen aller derer weg, die sich im geringsten geregt hatten, sondern er setzte sich auch, während die Spanier Siena enge eingeschlossen hielten, in der

bisher schlecht gegründeten Herrschaft endlich ganz fest, und Muratori bemerkt mit Recht, daß Kosmus damals sich den Weg zur großherzoglichen Würde von ganz Toskana gebahnt habe*), obgleich Siena nicht sogleich in seine Gewalt fiel. Siena ward gegen die spanischen und florentinischen Truppen von dem Gasconier Blaise de Montluc vertheidigt, welchen König Heinrich an de Thermes' Stelle geschickt hatte. Dieser Mann, der unter Brissac in Piemont rühmlich gedient hatte, hat uns die Geschichte des Streites der drei Rathgeber des Königs über seine Ernennung und die Geschichte seiner eigenen Thaten in Siena, deren wir nur im Vorbeigehen gedenken, in seiner naiven aber breiten und prahlenden Manier sehr ausführlich erzählt. Er vertheidigte Siena heldenmüthig gegen den kaiserlichen General, den Marquis von Marignano (Johann Jakob von Medicis); der Letztere bedrängte aber die unglückliche Stadt auf unerhörte Weise; diejenigen, die man wegen mangelnder Lebensmittel aus der Stadt schaffte, ließ er entweder in dieselbe zurücktreiben oder zusammenhauen, bis endlich Siena am 2. April unter Vermittelung des Papstes Marcellus II. capitulirte. Dieser Papst, welcher am 9. April 1555 als Nachfolger Julius III. die päpstliche Würde erhalten hatte, war ein edler, für wahre Religiosität und für die Verbesserung der Kirche eifriger Mann und ganz das Gegentheil seines Vorgängers; er starb aber schon 20 Tage nach seiner Einsetzung, und an seine Stelle wurde am 23. Mai ein Mann von ganz entgegengesetztem Charakter, der 79jährige Kardinal Caraffa, ein heftiger Neapolitaner, zum Papste ernannt. Caraffa oder, wie er als Papst hieß, Paul IV., zeigte von Anfang an einen solchen Haß gegen das Haus Habsburg, daß er dadurch beinahe den König Ferdinand I. und besonders dessen Sohn, den späteren Kaiser Maximilian II., auf den Gedanken gebracht hätte, die deutsche Kirche ganz von der römischen zu trennen. Die Bedingungen, unter welchen die Franzosen Siena räumten, waren dem guten Papste zu Gefallen ganz billig; allein die Spanier waren nicht Willens, sie zu halten. Es hieß nämlich, Siena solle blos unter dem Schutze des Kaisers stehen und seine Obrigkeiten selbst wählen; da jedoch die Stadt zugleich spanische Besatzung annehmen und diese bezahlen mußte, so war alles Uebrige nur Blendwerk. In Toscana behielten die Franzosen vorerst noch Chieti, Grosseto, Porto Ercole und Montaleino; die meisten dieser Orte wurden aber gleich nachher erobert. Uebrigens schrieb man dem Peter Strozzi, welchen Heinrich II. zum Marschall gemacht hatte, die Schuld zu, daß die Expedition der Franzosen nach Toscana das

*) Egli accrebbe tal reputazione, che giunse ad unire anche Siena al suo dominio.

Gebiet und die Macht des Herzogs Kosmus vermehrt habe, anstatt sie zu vermindern.

Die Ereignisse des Krieges, welcher 1554 und 1555 zwischen Spanien und Frankreich in den Niederlanden geführt wurde, wollen wir nach den obigen Andeutungen ganz übergehen. Ebenso wollen wir nicht näher ausführen, wie die Franziskaner den Plan entwarfen, ihren Generalconvent in Metz zu benutzen, um diese Stadt durch einen mit dem Commandanten von Thionville verabredeten Ueberfall den Franzosen wieder zu entreißen. Dagegen müssen wir bei Karl's V. gefaßtem Entschlusse, in seinem 56. Lebensjahre die Regierung aller seiner Staaten seinem Sohne Philipp zu überlassen und sich in die Einsamkeit eines Klosters zurückzuziehen, länger verweilen. Dies hätte er früher in Bezug auf seine spanischen Staaten nicht thun können, ohne vorher die Stände derselben befragt zu haben, weil seine Mutter Johanna immer noch als Königin von Castilien betrachtet wurde. Johanna starb aber im Jahre 1555 und nun konnte sich Niemand mehr in die Sache mischen; in Deutschland that es der Papst.

Kaiser Karl hatte seinem Sohn Philipp schon früher auf einige Zeit die Verwaltung von Neapel und von Mailand überlassen gehabt. Er erklärte ihn, ehe Philipp sich im Juli 1554 zur Vermählung nach England begab, zum Könige von Neapel, sowie zum Herzoge von Mailand und überließ ihm die Regierung dieser Staaten. Im folgenden Jahre faßte er den Entschluß, ihm auch die Regierung der anderen Provinzen zu überlassen und zugleich der Herrschaft über Deutschland zu Gunsten seines Bruders Ferdinand zu entsagen. Der Ausführung dieses Vorsatzes stand der Krieg mit Frankreich entgegen, welcher überdies nicht nur Philipp's Einkünfte in Mailand und Neapel, sondern sogar den Ueberschuß der Einnahmen seines Vaters verschlang.

König Heinrich II. von Frankreich war in noch größerer Verlegenheit, als der Kaiser. Die Unordnung und Verschwendung an seinem Hofe waren unbeschreiblich, und die Zwietracht der drei Männer, welche abwechselnd den König leiteten, des Herzogs von Guise, des Marschalls von St. André und des Connetable von Montmorency, erlaubte nicht einmal aus den 1555 im Felde erlangten Vortheilen Nutzen zu ziehen. Beide Theile waren daher geneigt, vorerst wenigstens einen Waffenstillstand zu schließen; keiner von Beiden wollte aber den Antrag dazu machen. Endlich übernahm die Königin Maria von England die Einleitung zu Unterhandlungen, und ihre Vermählung mit des Kaisers Sohne hatte also wenigstens diesen einen Vortheil, nachdem Karl's Hoffnung, daß dieselbe ihm die Hülfe der Engländer auf dem Festlande verschaffen werde, vereitelt worden war. Maria hoffte den König Heinrich um so geneigter zu finden, auf ihre

Vorschläge einzugehen, da die trotz aller Verfolgungen stets zunehmende Ausbreitung des Protestantismus große Verwirrungen im Reiche voraussehen ließ und da aus dieser Ursache auch der Papst vermittelst seines Legaten Reginald Pole die Bemühungen der englischen Königin aufs Kräftigste unterstützte. Die ersten Conferenzen wurden 1555 bei la Marcq zwischen Ardres, Gravelingen und Calais gehalten; sie zerschlugen sich aber wieder, und der Krieg begann aufs Neue Er wurde sowohl in den Niederlanden, als in Italien zum Vortheile der Franzosen geführt. In Oberitalien erwarb sich der Marschall von Brissac großen Ruhm, da er dem Herzoge von Alba, der mit 36,000 Mann ihm gegenüberstand und für einen ausgezeichneten Feldherrn galt, überlegen blieb. König Philipp hatte sein Herzogthum Mailand dem Herzog von Alba anvertraut, weil er froh war, die Vertheidigung desselben und die Verantwortung einem Anderen überlassen zu können.

Um jene Zeit ward Paul IV. Papst. Dieser hatte schon als Kardinal die Vernichtung der Ketzerei wie eine Herzensangelegenheit betrieben; ihm mußte also noch weit mehr als seinem Vorgänger an der Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und Spanien liegen, damit die Könige beider Länder sich ungehindert der Ausrottung der Ketzerei in Frankreich und in den Niederlanden widmen könnten. Paul IV. war vor seiner Erwählung als ein gelehrter, strenger, durch klösterliche Eingezogenheit ausgezeichneter Theolog bekannt gewesen und hatte bereits um 1524 mit Eifer die Stiftung einer neuen, nicht auf den alten klösterlichen Grundsätzen, sondern auf Unterricht und Belehrung der christlichen Gemeinden beruhenden geistlichen Ordensgesellschaft durchgesetzt, deren Mitglieder weniger gehässig und streng, als die Dominikaner, Franziskaner und Kapuziner, und weniger weltlich und auf weltliche Dinge ausgehend, als die Jesuiten waren. Auch wurden die Geistlichen dieser neuen Ordensregel, welche zum großen Theil von adeliger Herkunft waren, nach dem Bisthum benannt, welches Paul als Kardinal besessen hatte. Paul war nämlich zur Zeit der Stiftung des Ordens Bischof von Chieti, welches zu alter Zeit Theate hieß, und nach dieser Stadt nannten die neuen regulirten Chorherren sich Theatiner. Uebrigens ward Papst Paul IV. durch seine Abneigung gegen das Haus Oestreich auf die Seite der Franzosen gezogen; er hatte deshalb, sobald er Papst geworden war, ganz insgeheim einen engen Bund mit Frankreich geschlossen und wollte den Herzog von Ferrara bewegen, das Gleiche zu thun.

Während die Unterhandlungen zwischen Spanien und Frankreich fortdauerten, bemühte Karl sich lange vergebens, seinen Sohn Philipp zu bewegen, daß er zu ihm in die Niederlande komme. Philipp

wollte dort nur als Regent erscheinen und kam auch in der That erst dann, als Karl den festen Entschluß gefaßt hatte, ihm alle seine Länder und zunächst die Niederlande zu übergeben. Schon am 25. October 1555 trat Karl in einer großen Versammlung zu Brüssel seinem Sohne die Niederlande feierlich ab. Der Kaiser zeigte bei dieser Gelegenheit in der Rede, welche er an die Stände hielt, seine geistigen Fähigkeiten und seine großen Regenteneigenschaften im glänzendsten Lichte, obgleich sein Körper so schwach war, daß er sich nicht anders als auf eine fremde Schulter (die des Prinzen von Oranien) gestützt, aufrecht halten konnte. Er erinnerte die Anwesenden, wie er seit seinem 17. Lebensjahr unablässig für das Wohl so vieler Staaten thätig gewesen, wie wenige Zeit er der Muße oder dem Vergnügen gewidmet habe; er versicherte die Niederländer seiner Liebe, ermahnte den vor ihm knieenden Sohn, ruhmwürdig und gerecht zu herrschen, und sank hierauf erschöpft auf den Thron zurück. Seine Schwester Maria, die verwittwete Königin von Ungarn, legte die Statthalterschaft der Niederlande ebenfalls nieder, welche nachher von Philipp dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen übertragen wurde. Maria begleitete später ihren Bruder nach Spanien. Ebendasselbe that dessen andere Schwester, Eleonore, verwittwete Königin von Frankreich.

Sehr gelegen war es dem Kaiser, welcher nach Spanien zu gehen wünschte, daß gerade um diese Zeit die Eifersucht zwischen den Guisen und dem Connetable von Montmorency ihm eine Waffenruhe mit Frankreich verschaffte. Der Connetable hatte ungern gesehen, daß der Kardinal von Guise den Frieden zwischen dem Papste und dem Könige von Frankreich zu Stande gebracht hatte und daß der Bruder desselben, der große Feldherr Franz der Benarbte, in Italien gebraucht werden sollte; er bediente sich daher seines Einflusses am Hofe, um den Bemühungen des Herrn von Noailles, Gesandten in London, des Kardinals Reginald Pole und der Königin von England Eingang zu verschaffen. Diese hatten nämlich seit den Conferenzen von la Marcq ihre Unterhandlungen stets fortgeführt und benutzten jetzt, da der Connetable den König umgestimmt hatte, die Zusammenkunft, welche die kaiserlichen und französischen Bevollmächtigten wegen der Auslösung der Gefangenen hielten, zu Friedensunterhandlungen. Die Commissäre des Kaisers, Lalain und Simon Renard, und die der Franzosen, der Admiral Coligny und Sebastian de l'Aubespine, erhielten unerwartet Vollmachten zur Abschließung eines Waffenstillstandes und kamen deshalb noch im Monat November in der Abtei Vaucelles im Gebiete von Cambray zusammen. Man begann mit Unterhandlungen über den Frieden und entwarf sogar die Bedingungen desselben, sah aber bald ein, daß ein Friedensschluß in diesem Augenblicke unmög-

lich sei, und trug deshalb auf eine Waffenruhe an, vermöge deren beide Theile einstweilen im Besitze dessen bleiben sollten, was sie gerade inne hätten. Am 15. December 1555 hatte man die Unterhandlungen begonnen; am 5. Februar 1556 ward zu Vaucelles der Waffenstillstand auf fünf Jahre abgeschlossen. Lalain reiste hierauf zum Könige von Frankreich, um gegenwärtig zu sein, wenn dieser den Vertrag beschwöre; Coligny dagegen ward nach Brüssel geschickt, um der Eidesleistung des Kaisers und seines Sohnes Philipp beizuwohnen.

Als dies geschah, hatte Karl bereits am 16. Januar 1556 seinem Sohne auch Spanien und alle spanischen Besitzungen in feierlicher Weise überlassen. Die von ihm ausgestellte Entsagungs-Acte, deren Inhalt den spanischen Ständen durch eigene Rundschreiben bekannt gemacht wurde, enthält eine Aufzählung der an Philipp abgetretenen spanischen Besitzungen, welche dem Leser die damalige Größe Spaniens zeigen kann. Außer den spanischen Besitzungen in Europa werden erwähnt: in Afrika das grüne Vorgebirg, die canarischen Inseln, Oran und Tunis, in Asien die Philippinen, die Sundaischen Inseln und ein Theil der Molukken, in Amerika die großen Inseln Hispaniola (St. Domingo) und Cuba, sowie Mexiko, Guatemala, Peru und Chili.

Karl wollte, ehe er sich in sein spanisches Kloster begab, auch der römischen Kaiserwürde entsagen oder vielmehr das Kaiserthum ebenso seinem Bruder Ferdinand überlassen, wie er die anderen Staaten seinem Sohn Philipp überlassen hatte; er fand aber dabei Schwierigkeiten von Seiten der deutschen Stände und auch Papst Paul protestirte dagegen; ja der Letztere erkannte die Entsagung nicht an und zeigte seine Abneigung gegen Karl sonderbarer Weise auch darin, daß er ihn nach wie vor als Kaiser bezeichnete. Die deutschen Stände nahmen es als Geringschätzung auf, daß Karl ihnen Ende August ein Actenstück zustellen ließ, in welchem er ihnen das Kaiserthum aufkündigte; sie nahmen deshalb von dieser aus Brüssel ihnen zugeschickten Entsagungs-Acte wenig Notiz, ja Ferdinand brachte sie nicht amtlich zur Mittheilung. Der Kaiser suchte jedoch, als er am 7. September nach Seeland zur Abfahrt gegangen war, das Versäumte nachzuholen. Er schickte von Rammekens oder Zubburg in Seeland aus an alle einzelnen Fürsten und Stände Deutschlands offene Briefe, in welchen er ihnen kund machte, daß er die Regierung Deutschlands seinem „Bruder und unzweifelhaften Nachfolger" Ferdinand abgetreten habe und sie an diesen mit schuldiger Pflicht, Treue und Gehorsam verweise. König Ferdinand war höchst unzufrieden mit dem Schritte seines Bruders; doch kam er zu ihm nach Brüssel. Irrig ist es, wenn man sagt, auch der König von Böhmen, Maximilian, Karl's Neffe und Schwieger-

sohn, sei nach Brüssel gekommen; er und seine Gemahlin erschienen erst zuletzt in Seeland bei Karl. Mit der Ueberbringung seines Entschlusses nach Deutschland beauftragte Karl den Vicekanzler Scheld und den 22jährigen Prinzen Wilhelm von Oranien; Letzterer zeigte sich tief ergriffen, als der Kaiser Krone und Scepter in ihre Hände niederlegte. Am 17. September 1556 fuhr Karl von Seeland nach Laredo in Biscaya. Er begab sich nach dem Hieronymitenkloster Sanct Juste in Estremadura, das er wegen der gesunden Luft und angenehmen Gegend auswählte und wo er sich neben dem Klostergarten eine einfache Wohnung hatte errichten lassen. Hier verbrachte er die Zeit mit Gebeten, mit Lesen der Kirchenväter und mechanischen Arbeiten. Schon früher hatte er sich gern der Abdankung Diocletian's erinnert (s. Bd. III, S. 528); die seinige hat noch weit lebhaftere Theilnahme bei der Nachwelt gefunden und die einzelnen Umstände seines Klosterlebens wurden mannigfach ausgeschmückt. Nach neueren Forschungen steht fest, daß er keineswegs den weltlichen Dingen völlig fremd blieb und daß ihn sein Sohn namentlich über die wichtigsten Staatsangelegenheiten Spaniens in Kenntniß erhielt. Die Kirchenspaltung bekümmerte ihn bis an sein Ende und er sprach die Ansicht aus, daß er zu Worms besser gethan hätte, auf weltliche Ehrenpflicht weniger zu achten und durch Bestrafung Luther's die Ketzerei im Keim zu ersticken. Die letzten Monate seines Lebens verbrachte er in mönchischen Bußübungen und starb am 21. September 1558. Die officielle Erklärung wegen der deutschen Kaiserwürde und deren Uebertragung an Ferdinand war im Laufe desselben Jahres zu Frankfurt erfolgt. Wir werden ihrer weiter unten erwähnen müssen, weil die Streitigkeit, welche darüber mit dem Papste entstand, einen der wichtigsten Punkte in der Regierungsgeschichte Ferdinand's I. und seines Sohnes Maximilian II. bildet.

7. Französische und spanische Geschichte bis auf den Tod des Königs Franz I.

1. Bis auf den Frieden von Chateau Cambresis.

König Philipp II. fand nach dem Waffenstillstande von Vaucelles alle spanischen Besitzungen im blühendsten Zustande. Die reichen, damals noch ohne große Kosten zu bearbeitenden Bergwerke des spanischen Amerika allein trugen der Krone 25,000,000 Dukaten ein, was zu jener Zeit verhältnißmäßig zehnmal mehr war, als es jetzt sein würde. Philipp hätte also den unter Karl V. ganz erschöpften Finanzen Spaniens durch Sparsamkeit leicht wieder aufhelfen können. Allein er fand oder vielmehr er stellte sich selbst eine Aufgabe, welcher kein Reichthum und keine Militärmacht auf die Dauer gewachsen sind. Er und König Heinrich II. von Frankreich machten nämlich, wie sie gleich

im ersten Artikel des Vertrages von Vaucelles aussprachen, die Unterdrückung des Strebens ihrer Zeit nach bürgerlicher und geistiger Freiheit zu dem Hauptziele, welches sie mit vereinten Kräften zu erreichen suchen wollten. Das Streben nach bürgerlicher und geistiger Freiheit, das sich leiten aber nicht unterdrücken läßt, wenn man anders nicht byzantinische, asiatische und afrikanische Zustände, sowie den Untergang aller Moralität herbeiführen will, zeigte sich damals in der Verbreitung der von Luther, Zwingli und Calvin aus dem Evangelium geschöpften und durch Predigten weiter fortgepflanzten religiösen Aufklärung. Diese konnte Philipp zwar in Spanien aus Ursachen, deren Anführung nicht hierher gehört, hemmen oder vernichten; er vermochte es aber nicht, ohne zugleich die Blüthe Spaniens zu knicken. In den nördlichen Niederlanden dagegen war er nicht im Stande, dasselbe zu thun; er bewirkte vielmehr durch den Versuch dazu, daß dieses Land die Frucht der spanischen Blüthe erntete. Denselben Weg, welchen Philipp eingeschlagen hatte, verfolgten König Heinrich II. von Frankreich, seine Gemahlin, Katharina von Medicis, die Guisen, der Connetable und alle übrigen Rathgeber dieses Königs, sowie auch dessen nächste Nachfolger; sie brachten aber dadurch über Frankreich unsägliches Elend, bis am Ende des Jahrhunderts König Heinrich IV. einen ganz anderen Weg einschlug.

Sonderbarer Weise fand Philipp, der eifrigste Vertheidiger der päpstlichen Religion, gerade an Papst Paul IV. den wüthendsten Feind. Da Paul IV. und der neue König von Spanien gleich eifrig und grausam in der Verfolgung der Ketzer waren; da der Papst dem Tribunal der Inquisition zu Rom eine so unerhörte Gewalt ertheilte, daß Jedermann darüber empört war und daß die Römer bei seinem Tode über die Gebäude und die Beisitzer dieses Tribunals zerstörend und mordend herfielen; da ferner Paul's regulirte Chorherren, die Theatiner, die Spione und Ankläger der Ketzer machten; so hätte man denken sollen, Philipp und Paul würden Hand in Hand gegangen sein. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil; denn der Papst haßte die Spanier und das Haus Habsburg und sein ganzes Bemühen war darauf gerichtet, die Obergewalt in Italien von den Spaniern und den deutschen Kaisern an die Könige von Frankreich zu bringen. Er erhob deshalb nicht blos mit Ferdinand I. Streit, als Karl V. diesem das deutsche Reich überlassen wollte, sondern er suchte auch dem spanischen König Philipp Neapel zu entreißen und dasselbe mit Frankreich zu theilen; den nördlichen Theil bis zum Flusse Garigliano sollte der päpstliche Stuhl an sich ziehen, den weit größeren südlichen Theil einem französischen Prinzen, doch nicht dem Dauphin, verleihen.

Dies war in einem Vertrage, welchen der Kardinal von Lothringen

und der Kardinal Tournon am 16. December 1555 in Rom mit dem Papste geschlossen hatten, ganz bestimmt ausgemacht worden und die Ausführung desselben ward durch den Waffenstillstand von Vaucelles zwar verzögert, nicht aber aufgegeben. Der Papst suchte Ursachen zum Zwiste und fand sie in den Ansprüchen der Kirche an Parma und in dem Streite wegen der sogenannten sicilianischen Monarchie oder wegen des Rechtes der Könige von Neapel, geistliche Stellen zu vergeben oder doch nicht ohne ihr Placet oder ihre schriftliche Erlaubniß besetzen zu lassen. Auch erneute Paul den Streit wegen der Oberhoheit der Päpste über Neapel, wegen des ihnen zu stellenden weißen Zelters (s. Bd. IX, S. 52) und wegen des Censo oder der von den Königen als Anerkennung der päpstlichen Oberhoheit jährlich zu zahlenden Summe. Der Papst mußte sich zwar, als der Waffenstillstand von Vaucelles geschlossen worden war, vorerst ruhig verhalten; er übte aber doch jede Art von Feindseligkeiten gegen Spanier und gegen die Beschützer und Freunde derselben, welche kirchliche Aemter hatten oder im Kirchenstaate lebten. Er eröffnete den zahlreichen Gegnern Philipp's, welche verbannt oder flüchtig waren, eine Freistätte in Rom und vergriff sich an angesehenen Beamten des Königs Philipp. Johann Anton von Taxis, der kaiserliche Oberpostmeister zu Rom, wurde einiger aufgefangener Briefe wegen in den Kerker geworfen und auf die Marterbank gebracht. Der Spanier Garcilasso de la Vega, welchen Philipp als englischer König zu seinem Gesandten in Rom ernannt hatte, wurde ebenfalls verhaftet. Ferner ließ der Papst jeden Spanier oder Freund der Spanier mit Kundschaftern und Aufpassern umgeben. Auch schmähte er in Gegenwart von Spaniern und in zahlreicher Gesellschaft über Karl V., über Philipp und über Spanien aufs Heftigste. Er ließ endlich sogar in seinem geistlichen Gerichte darauf antragen, daß Philipp des neapolitanischen Lehens für verlustig erklärt werde (Juli 1556), und dieses Verdammungsurtheil ward wirklich ausgesprochen, obwohl man es, wie wir bei Giannone*) sehen, nie öffentlich bekannt machte.

Schon Karl V. war von dem Frieden unterrichtet gewesen, welchen der Papst insgeheim mit Frankreich geschlossen hatte, um ihm seine Besitzungen in Italien zu entreißen; er hatte sich daher mit dem Gemahle seiner natürlichen Tochter, Ottavio Farnese, und mit der Familie Farnese ausgesöhnt und den Großherzog von Florenz fest an sich zu knüpfen gesucht. Paul III. hatte bekanntlich dem Ottavio Farnese Parma überlassen und dieser hatte sich in die Arme der Franzosen geworfen, welche ihn im Besitze von Parma schützten, während der

*) Pietro Giannone verfaßte eine gegen den päpstlichen Hof sehr feindselig gehaltene „bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel" (Storia civile del regno di Napoli). Er starb 1748 als Gefangener zu Turin.

Kaiser Piacenza ihm vorenthielt. Sobald aber Karl V. oder vielmehr Philipp II., welchem dieser die italienischen Besitzungen schon längst abgetreten hatte, die feindseligen Gesinnungen des Papstes erfuhr, suchte er das den Caraffa's ohnehin nicht gewogene Haus Farnese vom päpstlich-französischen Bunde abzuziehen. Karl söhnte sich mit seinem Schwiegersohne aus, Philipp gab demselben Piacenza mit Ausnahme der Burg, der Kardinal Farnese erhielt das Erzbisthum Montreale in Sicilien zurück (September 1556), und endlich überließ Philipp dem Ottavio Farnese auch die Stadt und Burg Novara. Die Franzosen schrieen freilich deshalb recht laut über die Undankbarkeit des Hauses Farnese.

Kosmus I. von Medicis war 1537 nach der Ermordung des Tyrannen Alexander zum Haupte (Capo) der Republik Florenz ausgerufen und 1538 vom Kaiser als Herzog und Regent anerkannt worden. Er wurde zum Herzog von Florenz erklärt und kaufte 1543 von Karl V. die Burgen von Florenz und Livorno für 200,000 Dukaten. Seit dieser Zeit war er die Hauptstütze der spanischen Macht in Italien. Er verschaffte, wie wir wissen, den Spaniern den Besitz von Siena, drohte aber nachher, als Philipp II. und der Papst einander bekriegten, so lange mit einer Verbindung zwischen ihm und den Franzosen, bis Philipp (1557) ihm auch diese Stadt überließ und er also Herr von ganz Toscana ward. Uebrigens wurde er erst im Jahre 1569 durch Papst Pius V., ohne daß dieser das Kardinals-Collegium darüber befragt hätte und ungeachtet des Widerspruches aller katholischen Regenten, zum unabhängigen Großherzog von Toscana erklärt und Pius setzte im folgenden Jahre ihm trotz der Protestation des kaiserlichen Gesandten unter großer Feierlichkeit in Rom eine Königskrone auf*).

Gestützt auf die Farnese und die Medicis, sowie auf ein Gutachten über die Rechtmäßigkeit der Anwendung gewaltsamer Maaßregeln gegen den Papst, welches Philipp sich von gelehrten Kanonisten hatte ausstellen lassen, that der Letztere kräftige Schritte, um dem Papste Trotz mit Trotz und Hochmuth mit Hochmuth zu vergelten. Dazu war niemand passender, als der Herzog von Alba, welchem Philipp vielleicht auch aus dem Grunde, weil sein Günstling Ruy Gomez de Silva den wachsenden Einfluß des Herzogs auf den König mit Eifersucht betrachtete, die Statthalterschaft von Mailand überlassen hatte. Alba wurde jetzt als Oberbefehlshaber eines aufzustellenden spanischen Heeres nach Neapel gesandt, wo er an demselben Tage ankam, an welchem

*) Anfangs sollte Kosmus den Titel „Erzherzog" erhalten; dies wurde jedoch durch die Einsprache des östreichischen Hauses verhindert, das diesen Titel als ein ausschließliches Vorrecht seiner Prinzen betrachtete.

die Kardinäle von Tournon und Lothringen den oben erwähnten Frieden zwischen dem Papste und Frankreich geschlossen hatten. Im folgenden Jahre engte Alba den Papst immer mehr ein, vergalt Unbilden mit Unbilden und zog endlich im September mit dem von ihm geworbenen Heere gegen das päpstliche Gebiet. Als er in San Germano angelangt war, ließ er Pontecorvo besetzen, versuchte aber den Papst durch das Kardinals-Collegium zur bessern Einsicht zu bringen; dieser war jedoch seit dem Abschlusse des Vertrages mit Frankreich noch viel stolzer und trotziger, als je vorher, und wies jeden Vorschlag zurück. Alba rückte daher weiter vor und besetzte Frosolone, Feruli, Banco und die umliegenden Orte. Der Papst wurde dadurch so sehr erbittert, daß er den Gesandten, welchen Alba nach Rom geschickt hatte, verhaften ließ und daß er ihn würde haben hinrichten lassen, wenn das Kardinals-Collegium dies nicht verhindert hätte. Der Herzog zog darauf weiter, besetzte Anagni, Tivoli, Vicovato und Ponte Lucano und drohte Velletri zu beschießen; seine leichten Reiter streiften sogar bis vor die Thore von Rom. Uebrigens protestirte Alba bei der Besetzung des päpstlichen Gebietes, daß er durchaus nicht die Absicht habe, der Kirche irgend ein Besitzthum zu entziehen; er ließ vielmehr überall das Wappen des Kardinals-Collegiums anschlagen und an mehreren Orten, wie in Terracina, Pontecorvo und Piperno, verkündigen, er nehme diese Orte nur für das Kardinals-Collegium und für den künftigen Papst in Besitz.

Der König von Frankreich hatte dem Papste den Herzog von Guise mit 20,000 Mann zu Hülfe geschickt und dieser würde ihn wahrscheinlich an den Spaniern gerächt haben, wenn nicht damals der Waffenstillstand in den Niederlanden unvorsichtiger Weise durch den Admiral Gaspard de Chatillon, Grafen von Coligny, gebrochen und der Krieg dort vom Connetable unglücklich geführt worden wäre. Als nämlich die Franzosen in einer entscheidenden Schlacht geschlagen worden waren, mußte König Heinrich den Herzog Franz von Guise, der im April 1557 Civitella belagerte, nachher aber im Kirchenstaate dem Herzog von Alba und den Colonna's gegenüber stand, herbeirufen, um sein Vaterland zu retten. Die Veranlassung zur Verletzung des Waffenstillstandes von Vaucelles und zur Erneuerung des Krieges in den Niederlanden gaben unstreitig dieselben Männer, welche vorher auf die Abschließung des Waffenstillstandes gedrungen hatten, nämlich der Admiral von Coligny und der Connetable von Montmorency. Diese hatten nicht ungern gesehen, daß ihr Nebenbuhler, Franz von Guise, mit einem Heere dem Papste zu Hülfe geschickt wurde, weil derselbe dadurch aus ihrer und des Königs Nähe entfernt ward. Nachher fürchteten sie aber, Franz, den Coligny tödtlich haßte, möchte durch neue

Thaten in Italien sie ganz verdunkeln, und sie suchten daher eine Gelegenheit, den Waffenstillstand zu brechen, um auch ihrerseits Ruhm zu erwerben. Diese Gelegenheit bot sich dar, als Coligny, welcher damals Statthalter der Picardie war, durch einen Eremiten darauf aufmerksam gemacht ward, daß man die feste Stadt Douay, die zu jener Zeit als der Schlüssel von ganz Flandern betrachtet wurde, durch Ueberfall leicht werde erobern können. Coligny und der Connetable billigten den Plan dieses Ueberfalles; die Mutter des Ersteren und seines Bruders, welcher gemeiniglich nach dem Namen der ihm gehörenden Herrschaft d'Andelot genannt wird, war Luise von Montmorency, eine Schwester des Connetable, und diese drei Herren hielten eben so enge zusammen, wie die Brüder der Familie Guise. Der Admiral ward durch jenen Eremiten, welcher nahe bei Douay wohnte, in der Nacht des Dreikönigsfestes 1557, als die Bürger und Soldaten schliefen oder Feste hielten, unentdeckt an die Mauern der Stadt gebracht. Er ließ sogleich Leitern ansetzen und die Mauern waren von den Franzosen bereits erstiegen, als der Anschlag des Eremiten noch schmählicher scheiterte, als früher der Plan der Franziskaner von Metz, diese Stadt wieder an das Reich zu bringen, gescheitert war. Eine alte Frau, die sich zufällig in der Nähe befand, erhob ein Geschrei und weckte eine Wache; zu gleicher Zeit ertönte eine benachbarte Klosterglocke, welche zur Frühmesse rief, die Franzosen nahmen dies für ein Sturmläuten und verließen in Eile die schon erstiegenen Mauern wieder. Für das Mißlingen ihres Planes rächten sie sich durch Eroberung und Zerstörung von Lens in Artois.

Durch diesen treulosen Ueberfall war der Friede gebrochen worden und die Feindseligkeiten begannen daher von Neuem. Es verflossen jedoch mehr als drei Monate, ehe Philipp II. ein Heer aufgestellt hatte, welches zum Angriffe gebraucht werden konnte; seine Gemahlin Maria, die Katholische von England, welche auf seinen Wunsch ebenfalls dem König von Frankreich den Krieg erklärt hatte, verstärkte dasselbe mit 8000 Mann Fußvolk. Oberbefehlshaber des spanisch-niederländischen Heeres war der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, dem der Wiederbeginn des Krieges sehr erwünscht war, weil die Franzosen unter Brissac immer noch im Besitze seines Landes waren, das er nur durch einen Friedensschluß wieder erlangen zu können hoffen durfte. Neben ihm führten der Graf Lamoral von Egmont, Prinz von Gavre, welchen später Philipp II. auf so grausame Weise zum ersten Opfer seiner Tyrannei und Unduldsamkeit in den Niederlanden machte, und Graf Ernst von Mansfeld zwei andere Heere. Diese drei Heere rückten im Juni in Frankreich ein und richteten sich gegen die Stadt St. Quentin, wo sie dann am 25. Juli den von Montmorency, Co-

ligny und d'Andelot geführten französischen Truppen gegenüber standen. Die französischen Generale beschlossen, daß Coligny die Vertheidigung der Stadt übernehmen und d'Andelot ihm Verstärkung zuführen solle. Die Spanier sahen ruhig zu, als der Admiral mit wenigen Truppen in die schlecht befestigte Stadt einzog, und begnügten sich, ihn in derselben enge einzuschließen. Als aber nachher d'Andelot die Besatzung von St. Quentin mit 8000 Mann verstärken wollte, griffen sie diesen an und schlugen ihn. Montmorency mußte sich also entschließen, zu seiner Rettung ein Treffen zu liefern. Dieses Treffen von St. Quentin fand am 10. August 1557 statt. Die Spanier und Niederländer waren in demselben den Franzosen an Zahl bei weitem überlegen und hatten außerdem noch jene Engländer bei sich, welche Maria ihrem Gemahle zu Hülfe geschickt hatte. Sie brachten in einem Kampfe, der nur vier Stunden währte, den Franzosen eine vollständige Niederlage bei, rieben einen Theil des feindlichen Heeres auf, nahmen den anderen gefangen und eroberten alles Gepäck und die ganze Artillerie der Franzosen. Auch der Connetable und der Marschall von St. André, sowie die Herzoge von Montpensier und Longueville geriethen nebst vielen anderen Herren in Gefangenschaft. Philipp hatte zu Cambray den Ausgang des Treffens erwartet und erschien erst nach demselben im Lager; nichtsdestoweniger warf der erfochtene Sieg einen großen Glanz auf den Anfang seiner Regierung.*) Seine Generale gaben nach der Schlacht den kühnen Rath, sogleich gerades Weges auf Paris los zu marschiren; er verwarf aber nach seiner ängstlich vorsichtigen Art diesen Vorschlag und befahl, zuerst die Stadt St. Quentin zu erobern. Dies gab dem Admiral Coligny und seinem Bruder d'Andelot Gelegenheit, durch eine hartnäckige Vertheidigung der für unhaltbar geachteten Stadt es möglich zu machen, daß sein König die Hauptstadt decken konnte. Er vertheidigte St. Quentin bis zum 27. August, wo drei Breschen geschossen waren und die Spanier endlich die Stadt erstürmten. St. Quentin erlitt damals Alles, was eine mit Sturm eroberte Stadt zu erleiden pflegt. Die beiden Brüder selbst fielen in die Hände der Feinde und da jetzt alle ausgezeichneten Generale außer denen, die in

*) Bei Gelegenheit dieser Schlacht that Philipp II. das Gelübde, dem Kalenderheiligen des 10. August, dem heiligen Laurentius, ein Kloster nebst Kirche zu erbauen. Dieser schwere Prachtbau, meist aus bläulichen Granitquadern errichtet, ist das berühmte, sechs Stunden von Madrid in bedeutender Höhe gelegene Escorial, das auch Palast, Bibliothek und andere Sammlungen enthält. Nach der gewöhnlichen Angabe wäre es in Form eines Rostes gebaut, weil Sanct Laurenz auf einem solchen verbrannt worden; doch lag der Entwurf nach einer Zeichnung von Bramante wahrscheinlich schon Karl V. vor. Der Bau, der 5,000,000 Scudi gekostet haben soll, wurde bis auf Philipp's IV. Zeit fortgesetzt; in demselben sind sämmtliche Könige von Spanien seit Karl V. beigesetzt, mit Ausnahme Ferdinands VI.

Italien dienten (Guise, Brissac, Montlüc u. A.) gefangen waren, so mußte Heinrich den Helden Frankreich's, Franz von Guise, aus Italien zurückrufen.

In Italien war noch vor dem Wiederbeginne des Krieges in den Niederlanden Rom durch den Herzog von Alba eingeschlossen worden und König Heinrich II. hatte, wie wir wissen, dem Papste den Herzog Franz von Guise mit einem ansehnlichen Heere zu Hülfe geschickt. Während der Letztere noch auf dem Marsche war, traf der Neffe des Papstes, der Kardinal Caraffa, wieder aus Frankreich in Italien ein und schloß, um den Herzog von Alba so lange aufzuhalten, bis Franz von Guise eingetroffen wäre, mit den Spaniern einen Waffenstillstand auf 40 Tage. Diesen benutzte Alba, um sehr großartige Anstalten zum weiteren Kampfe zu machen. Er bot das Volk und die Ritterschaft des neapolitanischen Reiches auf, ließ sich von den Ständen bedeutende Summen zur Anwerbung von Soldaten geben, untersagte der Geistlichkeit die Zahlung der zwei Zehnten, welche der Papst ausgeschrieben hatte, legte Beschlag auf die Einkünfte aller höheren Geistlichen und ließ das Geld und die sämmtlichen Kostbarkeiten aller Kirchen und Klöster aufschreiben und Rechnung darüber fordern. Ja, er belegte sogar das Erzbisthum Neapel, welches der Papst bei der Erledigung desselben für sich behalten hatte und durch einen Stellvertreter verwalten ließ, im Namen des Königs Philipp mit Beschlag. Im Februar erschienen die Franzosen in Oberitalien, wo dann der Herzog Hercules von Ferrara, dessen Tochter mit Franz von Guise vermählt war, sein Heer mit ihnen vereinigen und als Feldhauptmann des Papstes den Oberbefehl übernehmen sollte. Jetzt verdarb aber der Kardinal Caraffa Alles, weil er den Herzog Kosmus von Medicis gern um einige 100,000 Dukaten prellen wollte. Er hatte den König Heinrich zu dem Befehle bewogen, daß Guise vorzugsweise dem Rathe Caraffa's folgen solle, und rieth dem Herzoge jetzt, sich nicht bei Mailand aufzuhalten oder durch Toscana zu ziehen, sondern seinen Weg durch die Marken zu nehmen und in die Abruzzen einzufallen. Darüber ward der Herzog von Ferrara unwillig, weil auf solche Weise seine Länder den Spaniern und dem Herzog Kosmus von Florenz preisgegeben worden wären; er ließ deshalb die Franzosen allein ziehen. Diese hätten jetzt ihren Marsch beschleunigen sollen; allein der Kardinal hielt den nicht gerade keuschen Herzog Franz während der Monate, in denen es kühl und die Luft gesund ist, zu Rom zurück, und als derselbe endlich aufbrach, ließ der Letztere, statt gerades Weges nach Neapel zu ziehen, sich durch den Kardinal verleiten, zuerst Civitella zu belagern. Wir wollen, um nicht parteiisch zu scheinen, über den Kardinal Caraffa die Worte des Marschalls von Vieilleville, der sich damals in Rom befand, unten beifügen, weil dieser am besten wissen mußte,

auf welche Weise der Kardinal die Franzosen an Rom fesselte*). Als die Franzosen ins Neapolitanische einrückten, hatte König Heinrich (Ende Februar 1557) schon den Spaniern den Krieg erklärt. Der Papst begann einen geistlichen Krieg: er ließ den römischen Kaiser aus dem Kirchengebete weg und verfluchte am grünen Donnerstage bei der Verlesung der Bulle in coena domini das ganze Haus Karl's V., jedoch ohne dasselbe gerade zu nennen, indem er es blos durch den Ausdruck bezeichnete: „Es sollten alle die verflucht sein, welche ein Stück des Kirchengebietes besetzt hätten, wären sie auch noch so vornehm oder gar Kaiser; auch alle ihre Rathgeber sollten dem Banne unterliegen." Während indessen Guise und seine Generale in Rom schwelgten und sich jene Krankheit zuzogen, welche damals in Rom und in Neapel vorzugsweise zu Hause war, und während die Soldaten in der Campagna di Roma müßig lagen, ließ der Herzog von Alba alle Plätze in den Abruzzen befestigen. Dies vermehrte, sobald endlich Guise im April sein Heer in die Abruzzen führte, die Schwierigkeit des Vorrückens, und als endlich die Belagerung von Civitella unternommen und diese feste Stadt tapfer vertheidigt wurde, schmähten die Franzosen laut gegen den Zug nach Neapel und gegen den Bund mit den Pfaffen. Auf den Rath Peter Strozzi's, der sich mit ihnen vereinigt hatte, ward endlich in der Mitte des Monats Mai, als man vier Wochen vor der Stadt gelegen und Alba mit einem nicht unbedeutenden Heere sich in der Nähe der Franzosen gelagert hatte, die Belagerung von Civitella aufgegeben. Um dieselbe Zeit erfocht Antonio Orsini mit deutschen und schweizerischen Truppen im Kirchenstaate bedeutende Vortheile über die Miethlinge des Papstes und besetzte die von dem Letzteren wieder eroberten Städte aufs Neue. Dies erschreckte den heftigen Paul und seine sauberen Neffen so sehr, daß sie den Herzog von Guise baten, zum Schutze Roms herbeizueilen. Alba ließ hierauf einen Theil seines Heeres im Neapolitanischen zurück, erschien selbst in der Campagna di Roma und streifte bis an die Thore der Stadt.

Gerade zu dieser Zeit (August 1557) gerieth König Heinrich II. durch den Verlust der Schlacht von St. Quentin in solche Bedrängniß, daß er zuerst dem Herzoge von Brissac, welcher in Savoyen und Piemont commandirte, seine besten Truppen entziehen und dann

*) Er sagt (liv. VII. ch. 1): Le cardinal de Caraffe, scélérat s'il en fût oncques, donna au duc de Guise de terribles traverses, desquelles la première fût, qu'il le tint tout le mois de Mars (1557), qui est le plus propre pour faire la guerre et camper à cause de sa temperature en tout climat, dedans la ville de Rome; l'entretenant de toutes delices, festins, courtisannes, vierges et femmes mariées, dont ce gouffre d'abominations a accoustumé de fournir, pour par ce temporisement attrapper du duc de Florence quatre cent mille écus.

(wenige Tage nach der Niederlage) dem Herzoge von Guise durch einen Courier den Befehl zusenden mußte, sein Heer aufs schnellste nach Frankreich zu führen und nur so viele Truppen zurückzulassen, als der Herzog von Ferrara zur Vertheidigung seines Herzogthums für nöthig halte und zu bezahlen im Stande sei. Das Schreiben, welches Franz von Guise erhielt, forderte denselben auf, dem Papste die Unmöglichkeit einer weiteren Unterstützung anzuzeigen und zugleich den Rath zu ertheilen, sich mit seinen Feinden so gut und so schnell als möglich auszusöhnen. Diese Botschaft machte den Papst endlich geneigt, den Venetianern, dem Herzog Kosmus von Florenz und den römischen Baronen und Kardinälen Gehör zu schenken und sich mit dem Könige von Spanien und dem Herzoge von Alba auszusöhnen. Er wußte jedoch zu gut, auf welche Art des blindesten Glaubens er bei Philipp II. und bei Alba rechnen konnte, als daß er von seinem Stolze und Trotze im Geringsten abgelassen hätte. Der Herzog von Alba mußte nach Rom kommen, sich vor dem Papste entschuldigen und sich eine Buße auferlegen lassen. Auch die anderen Bedingungen, welche die Vermittler für den Papst ausmachten, waren von der Art, daß man hätte glauben sollen, nicht er, sondern der bigotte König Philipp sei genöthigt gewesen, Friede zu suchen. Der zwischen ihm und Philipp geschlossene Vertrag, welcher am 14. September 1557 durch die Kardinäle von Santafiore und Vitelli einerseits und dem Herzog von Alba andererseits zu Cavi (zwischen Palestrina und Gennazaro) abgeschlossen und nachher von beiden Herrschern bestätigt ward, legte dem Papste die Verpflichtung auf, jeder Verbindung gegen den spanischen König zu entsagen und allen denen, welche gegen die Kirche die Waffen ergriffen hätten, Vergebung zu ertheilen, und setzte namentlich fest, daß Palliano so lange als Unterpfand in den Händen eines der Verwandten des Papstes bleiben solle, bis der Graf von Montorio Caraffa hinreichende Entschädigung vom König Philipp erhalten habe. Sobald dieser Vertrag unterzeichnet war, schiffte Franz von Guise sich mit seinen Truppen nach der Küste der Provence ein. Seinen Feldhauptmann, Hercules von Ferrara, ließ der Papst im Stich und Ottavio Farnese bekriegte denselben mit spanischer Hülfe.

Als der Herzog von Guise nach Frankreich zurückkam, fühlte König Heinrich II. sich in einer so bedrängten Lage und so sehr außer Stande, den äußeren Feinden und den inneren Parteiungen zu widerstehen, sowie dem Protestantismus, welcher in den östlichen Provinzen und in Bearn immer größere Fortschritte machte, Einhalt zu thun, daß er sich selbst gewissermaaßen für regierungsunfähig erklärte. Er machte den Herzog Franz von Guise zum Generalstatthalter des Reichs (Lieutenant général du royaume), oder mit anderen Worten, er überließ dem-

selben unbedingt die ganze königliche Gewalt auf so lange, bis er für gut finden werde, sie wieder zu übernehmen. Diese Ernennung erfolgte im September 1557, und schon am Schlusse desselben Jahres verschaffte das Glück dem neuen Regenten die Gelegenheit, eine Unternehmung auszuführen, welche keiner der früheren Könige für möglich gehalten hatte. Er nahm nämlich den Engländern den einzigen Platz, der ihnen von allen ihren ehemaligen Besitzungen auf dem festen Lande übrig geblieben war, und machte es ihnen dadurch unmöglich oder doch sehr schwer, ohne eigene Gefahr die Franzosen in ihrem Lande anzugreifen. Dieser Platz war die Stadt und Festung Calais, die sich seit dem Jahre 1347 in der Gewalt der Engländer befand (s. Bd. VI., S. 491 f.). Niemand hielt für möglich, daß dieselbe ihnen wieder entrissen werden könnte, bis der Herr von Senarpont, französischer Commandant in Boulogne, auskundschaftete, daß die Königin Maria aus Sparsamkeit die Besatzung zu sehr vermindert, die nöthigen Vorräthe nicht angeschafft und denjenigen Theil der Stadt, den das Meer bespülte, nicht gehörig befestigt habe. Senarpont war oft von Boulogne aus in Calais gewesen; er hatte nachher Kriegsbaumeister in die Stadt geschickt, um Pläne aufzunehmen, und in Erfahrung gebracht, daß nicht nur der Morast am Meere, den man für tief hielt, durchwadet werden könne, und daß die Forts, welche ihn vertheidigten, schlecht gebaut (creux) seien, sondern daß auch die Engländer, um den Sold zu sparen, im Winter den größten Theil ihrer Besatzung aus Calais zögen und erst im Frühjahr wieder frische Truppen schickten. Dies Alles bestätigte Strozzi, welchen Guise mit der näheren Untersuchung der Sache beauftragt hatte, und man beschloß daher gleich im Anfange des Jahres 1558, die Stadt Calais mit dem ganzen, seit der Schlacht von St. Quentin durch Deutsche, durch Schweizer und durch Guise's Truppen verstärkten Heere anzugreifen. Man schickte zuerst ein kleines Heer unter dem Herzog von Nevers zu einem Scheinangriffe gegen das Luxemburgische und zog dasselbe dann wieder in die Nähe; hierauf mußten Tavannes und der Herzog von Aumale die Stadt Calais von der Landseite her angreifen, während der entscheidende Sturm auf die unbefestigte Vorstadt an der See gerichtet wurde. Das Fort Risback an der Küste ergab sich, die Citadelle wurde erobert. Der englische Commandant von Calais, Lord Wensworth, hatte alle Winke, die er erhalten, verachtet, und das englische Ministerium, welches dem König Philipp nicht traute, verschmähte sogar noch im entscheidenden Augenblicke die von diesem angebotenen Truppen. Der Unwille der englischen Nation war daher grenzenlos, als die für unüberwindlich gehaltene Festung Calais nach sieben Tagen capituliren mußte und von den Franzosen besetzt wurde (8. Januar 1558). Acht Tage später fielen

auch Guines und Ham in die Gewalt der Franzosen. Das neu gewonnene Gebiet erhielt den Namen Pays reconquis und kam vorerst unter besondere Verwaltung.

Der Ruhm, die Stadt Calais erobert zu haben, welcher dem Herrn von Senarpont gebührte, verschaffte dem Herzog Franz von Guise einen größeren Einfluß, als der König selbst hatte. Der Herzog schien in Folge dieser Eroberung vollends Herr von Frankreich geworden zu sein. Das Volk und der fanatisch gegen die Protestanten erbitterte König Heinrich sahen ihn, den Kardinal von Lothringen und den Kardinal Tournon als diejenigen Männer an, welche allein im Stande wären, den rechten Glauben gegen die Ketzer zu schützen, deren sogar der König Anton von Navarra,*) die Coligny's und der Prinz von Condé sich annahmen. Die mehr als königliche Freigebigkeit des Herzogs Franz fesselte den Adel an ihn; denn als er z. B. Calais eingenommen hatte, nahm er für sich nichts von der Beute, sondern schenkte einzelnen höheren Officieren 2-, 6-, ja sogar 20- und 30,000 Livres; das Andere ward dem Heere preisgegeben.**) Die Verfolgung der Protestanten betrieb der Herzog erst später; in dieser Zeit war es sein Bruder, der Kardinal, der in Verbindung mit anderen Kardinälen und mit dem Parlament blutige Justiz gegen diejenigen Vornehmen und Geringen üben ließ, welche lieber französische Psalmen singen und biblische Predigten hören, als einem in lateinischer Sprache gehaltenen Gottesdienste beiwohnen wollten. Der König selbst ward den Protestanten tödtlich verhaßt, als er am Ende des Jahres 1557 gegen 400 Personen jedes Standes und Alters, welche Nachts in der Straße St. Jacques die Predigt hörten und das Abendmahl genossen, mit kannibalischer Justiz hatte wüthen lassen. Im Laufe desselben Jahrs erließ der Papst auf Antrieb des Kardinals von Lothringen eine Bulle, durch die ein Inquisitionsgericht in Frankreich eingeführt wurde; der König bestätigte sie durch ein besonderes Edict, welches vom Parlament einregistrirt werden mußte.

Eine neue Stütze erhielten die Guisen und ihre fanatische Partei, als der Dauphin im April 1558 mit ihrer Nichte, der schottischen Prin-

*) Das französische Navarra, an welchem der Königstitel noch haftete, umfaßte nicht viel mehr, als die Landschaft Bearn zwischen den Pyrenäen und der Mündung des Adour; der Hauptort war Pau. Anton von Bourbon hatte Johanna, die Tochter Heinrich's von Albret, Königs von Navarra, und der dem Calvinismus befreundeten Margaretha, geheirathet und als ihr Gemahl führte er nunmehr den Königstitel.

**) Wir bemerken gelegentlich, daß Tavannes sagt, er habe als seinen Antheil an der Beute sich Klassiker geben lassen, welche er nachher seinem Bruder geschenkt habe. Son butin, sagt er von sich, fut en livres Grecs, Latins et Hèbreux, qu'il donna à son frère de Villefrancon, amateur des lettres.

zessin Maria Stuart, welche zu ihrem Unglück als Kind nach Frankreich gebracht und dort zwar eine zeitlang im Kloster erzogen, aber doch bald in alle Leichtfertigkeiten der Maitressen Heinrich's II., sowie in alle Kabalen und Tücken der Italiener am Hofe der Katharina von Medicis eingeweiht worden war, wirklich vermählt werden sollte. Diese Vermählung war bisher durch die beiden Chatillons (den Admiral Coligny und d'Andelot) und durch den Connetable, welche drei Männer sich deshalb an die Königin Katharina angeschlossen hatten, verzögert worden; jetzt benutzte man die Zeit, wo der Admiral und der Connetable noch Kriegsgefangene waren und auch d'Andelot wegen seiner Begünstigung der Protestanten verhaftet wurde. Er hatte sich nämlich nach seiner Befreiung auf einer Reise durch die Bretagne von einem reformirten Geistlichen begleiten lassen, der die neue Lehre öffentlich predigte. Der König zog d'Andelot zu Tische, um ihn durch freundliches Zureden zu einem anderen Verfahren zu bringen. Als aber der freimüthige Mann erklärte, er höre in Glaubenssachen nur auf Gott und sein Gewissen und halte die Messe für ganz unnöthig, warf Heinrich im Zorn einen Teller nach ihm und ließ ihn verhaften. Doch brachte seine Gefangenschaft den Hof in Verlegenheit und nachdem er zugegeben hatte, daß man in seinem Zimmer eine Messe las, wurde er freigegeben. Der Connetable hatte immer, auch während seiner Kriegsgefangenschaft den früheren Einfluß auf den König behalten, welcher in einem ununterbrochenen Briefwechsel mit ihm stand. Als die Guisen sich enge an Katharina von Medicis anschlossen, nahm auch die Herzogin von Valentinois (Diana von Poitiers) sich des Connetable an und drang darauf, daß derselbe sich um jeden Preis loskaufen möchte. Der Connetable wurde überdies von den Spaniern sehr begünstigt, welche ihn gebrauchten, um den König von Frankreich zum Frieden zu stimmen.

Endlich ward der geheime Verkehr des Königs mit dem Connetable den Guisen so verdächtig, daß sie fürchteten, es möchte wirklich ein Friede ausgemacht werden, ohne daß man sie darüber befrage; sie leiteten daher auch ihrerseits eine Unterhandlung ein. Die verwittwete Herzogin Christina von Lothringen wünschte ihren nach Frankreich abgeführten Prinzen zu sehen; die Guisen versprachen, denselben in einen Ort an der Grenze zu führen, wenn die Herzogin spanische Minister mitbringen und Einleitungen zum Frieden treffen wolle. Die Herzogin kam hierauf nach Cambray und hatte den Grafen von Egmont, den Kardinal Granvella und den Präsidenten Viglius in ihrem Gefolge. Da jedoch die Unterhaltung der spanischen Bevollmächtigten mit dem Kardinal von Lothringen bald an das Licht brachte, daß dieser und sein Bruder den Abschluß eines Friedens eher zu verhindern als

zu fördern suchten, so blieb diese Zusammenkunft zu Cambray fruchtlos. Unterdessen hatten die Franzosen unter Guise das spanische Heer aus mehreren Plätzen, unter Andern aus Diedenhofen (Thionville) vertrieben; der Statthalter von Calais, Thermes, eroberte Dünkirchen und drang bis Nieuport vor. Dagegen zog der Graf Egmont, Statthalter von Flandern herbei, um den Franzosen den Rückzug zu verlegen; Thermes und seine Armee wurden von ihm bei **Grevelingen** (Gravelines, zwischen Dünkirchen und Calais) umzingelt und zugleich von der See aus von einer englischen Flotte beschossen, so daß die Franzosen eine völlige Niederlage erlitten (13. Juli 1558). Indessen konnte Philipp II. seine Miethlinge eben so wenig bezahlen, als König Heinrich, und der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen wünschte sehnlich in seine Staaten zurückzukehren. Die Spanier suchten daher neue Unterhandlungen einzuleiten, von denen jedoch der Kardinal von Lothringen ausgeschlossen werden sollte. Das Letztere war aber nicht zu erlangen, weil selbst der Connetable sehr gut einsah, daß man die Guisen nicht ausschließen könne, ohne sich eine große Verantwortung zuzuziehen. Es wurde also ein anderer Ausweg eingeschlagen. Man befreite nämlich den Marschall von St. André, welcher noch immer in den Niederlanden festgehalten wurde und das ganze Vertrauen des Königs Heinrich und der Partei des Connetable besaß, und bewirkte, daß derselbe neben dem Kardinal von Lothringen zum Mitgliede der für die Abschließung eines Friedens ernannten Commission gemacht wurde. Die Herzogin von Lothringen, welche noch immer in Brüssel war, bot sich dem Kardinal als Vermittlerin eines Friedens an, über welchen im Kloster Sercamp in der Nähe von Cambray unterhandelt werden sollte. Der König ernannte hierauf seinerseits den Kardinal von Lothringen, den Marschall von St. André, den Connetable von Montmorency, den Bischof von Orleans, Johann von Morvilliers und den Staatssecretair l'Aubespine, Philipp II. aber den Herzog von Alba, Wilhelm von Nassau-Oranien, Granvella, Ruy Gomez de Silva und den Präsidenten Viglius zu Commissären. Der Connetable, über dessen Loskaufung man schon vorher einig geworden war, erhielt einstweilen auf sein Ehrenwort die Freiheit; er kam nach Amiens zum Könige und dieser empfing ihn mit so auffallenden Freundschaftsbezeugungen, daß Jedermann einsah, derselbe werde die Hauptstimme auf dem Kongresse haben. In der That schrieben die Guisen die Nachgiebigkeit, welche die französischen Commissäre bei den Conferenzen zu Sercamp zeigten, dem Umstande zu, daß zwei derselben noch Kriegsgefangene waren und ihre Befreiung vom Ausgange derselben erwarteten. Der Abschluß dieser Conferenzen wurde dadurch erleichtert, daß Philipp II. am 17. November 1558 durch den Tod

seiner Gemahlin Maria von der Verbindlichkeit, den Engländern die von ihnen verlorenen Plätze und vor Allem Calais wieder zu verschaffen, befreit ward: ein Ereigniß, welches andererseits die Feindschaft zwischen Philipp II. und seinem Sohne erster Ehe, Don Karlos, unversöhnlich machte, weil der Erstere jetzt die vorher seinem Sohne verlobte französische Prinzessin Elisabeth selbst heirathete.

Die Kabalen am Hofe des schwachen Königs von Frankreich erschwerten den Abschluß eines Friedens, bis der Connetable für die Hälfte des verlangten Lösegeldes in Freiheit gesetzt worden war und den König aufs Neue unbedingt leitete. Dieser Einfluß steigerte sich noch, als d'Andelot seiner Haft entlassen und der zweite Sohn des Connetable, Danville, mit Antoinette von der Mark, einer Enkelin der königlichen Geliebten (der Herzogin von Valentinois), vermählt wurde. Den Guisen gelang es um dieselbe Zeit, ihre Familie dem Throne um einen Schritt näher zu bringen und sich dem Volke und dem Parlament als Beschützer des alten Glaubens gegen den Protestantismus, welchem Condé, das Haus Navarra, die Chatillons und Andere günstig waren, zu empfehlen, indem sie das Haupt der im deutschen Reichslande Lothringen regierenden Linie ihres Hauses, den jungen Herzog Karl III., mit Claudia, der zweiten Tochter des Königs Heinrich, vermählten.

Der Kongreß zu Sercamp hatte sich in die Länge gezogen, obgleich König Philipp sehnlich wünschte, nach Spanien gehen zu können, wo die Reformation sich auszubreiten drohte. Die Verhandlungen wurden 1558 durch den Tod der Königin Maria sogar förmlich unterbrochen. Allein die Nachfolgerin derselben, die protestantische Prinzessin Elisabeth, ernannte im Anfange des Jahres 1559 neue Commissäre und der Congreß wurde dann zu Chateau Cambresis aufs Neue eröffnet. Da sich nun die Minister dieser neuen Königin, welche voraussahen, daß sie an König Philipp einen furchtbaren Feind haben würden, in Rücksicht der verlorenen französischen Plätze gegen Frankreich nachgiebiger zeigten, als man erwartet hatte, so wurde der Abschluß des Friedens erleichtert. In der That kam denn auch schon am 3. April 1559 der Friede von Chateau Cambresis zu Stande. In demselben gaben zuerst beide Könige einander das Versprechen, zur Ausrottung der neuen evangelischen Lehre vereinigt aufs Kräftigste zu wirken. Dann trat der Beherrscher von Spanien St. Quentin, Ham und den einst von der Stadt Therouanne eingenommenen Raum an Frankreich ab, und weil in dem zerstörten Therouanne das Bisthum nicht wieder errichtet werden konnte, so sollten mit den Gütern desselben zwei neue Bisthümer gegründet werden, ein französisches in Boulogne und ein niederländisches in St. Omer. Andererseits gab der französische König die Grafschaft Charolais, die Städte Marienburg,

Diedenhofen, Danvilliers, Montmedy, Ivry und alle im Mailändischen noch besetzten Orte dem spanischen Könige zurück; er räumte ferner Alles, was er in Toskana und Corsika besetzt hielt. Philipp gab seine frühere Forderung auf, daß Metz, Toul und Verdun dem deutschen Reich zurückgegeben werden sollten. Der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen endlich ward mit des Königs Heinrich Schwester Margaretha von Berry verlobt und den Worten nach wieder in den Besitz seines Herzogthums gesetzt; in der That aber behielten die Franzosen in demselben festen Fuß, indem sie, obgleich dem Herzoge in Betracht seiner Ehe mit der französischen Prinzessin Bresse, Bugny, Savoyen und das Fürstenthum Piemont zurückgegeben wurden, doch Turin, Chieri, Pignerol und einige andere feste Plätze behaupteten. Der Friede sollte durch eine Vermählung besiegelt werden; die 15jährige Tochter König Heinrich's, Elisabeth (Isabella), die anfangs dem noch etwas jüngeren Sohne Philipp's aus seiner ersten Ehe mit Maria von Portugal, dem unglücklichen Don Karlos, zur Braut bestimmt war, wurde von dem Vater desselben zu seiner eigenen dritten Gemahlin auserſehen. Sie wurde noch im Laufe des Jahres dem Herzog von Alba, als dem Stellvertreter des Königs von Spanien, angetraut und 1560 mit Philipp vermählt. Einen Tag vor dem spanisch-französischen Frieden zu Chateau Cambresis, am 2. April 1559, schloß auch Elisabeth von England den ihrigen mit der Königin von Schottland und ihrem Gemahl, dem Dauphin Franz, sowie mit Frankreich selbst ab; Calais mit Guines sollte auf acht Jahre den Franzosen bleiben, nachher aber entweder zurückgegeben oder mit einer Summe von 500,000 Dukaten erkauft werden; doch geschah weder das eine noch das andere; die letzte Besitzung auf dem französischen Festlande blieb den Engländern verloren.

2. Französische Geschichten bis auf den Tod des Königs Heinrich II.

Heinrich II. und Philipp II. erfüllten Beide zunächst aus allen Kräften ihr Versprechen, mit Feuer und Schwert das Evangelium als eine Quelle demokratischer und revolutionärer Ideen zu unterdrücken und die Lehre der Concilien und Päpste aufrecht zu erhalten. Beide versuchten aber vergebens, dem Strome der Zeit entgegen zu schwimmen: Philipp rief in den Niederlanden, Heinrich in Frankreich einen Bürgerkrieg hervor, welcher Spanien zu Grunde richtete und in Frankreich mit Duldung und Anerkennung der neuen Lehre endigte.

Heinrich II. entfernte zwar die Guisen nicht sogleich von allen Geschäften; er brauchte aber jetzt keinen Reichsverweser mehr und würde unstreitig zuletzt an der Stelle des älteren Guise den Connetable mit dem Oberbefehle des Heeres bekleidet haben, wenn ihn nicht der Tod daran

gehindert hätte. Gegen die Protestanten war der Connetable ebenso heftig, als der König und die Guisen; dies bewies er unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens. Es war während des Krieges schon an mehreren Orten des Königreiches und auch in der Hauptstadt zu blutigen Kämpfen zwischen den Katholiken und Protestanten gekommen. Man hatte z. B. 1557, als die Protestanten ganz ruhig das Nachtmahl des Herrn feiern wollten, die oben erwähnte furchtbare Justiz und Metzelei in Paris geübt. Ein anderer Kampf, welcher während der Hochzeitsfeier des Dauphin und der Maria Stuart zwischen den Anhängern der neuen und der alten Lehre statt fand, zeigte gleich darauf, daß die Kühnheit der Schüler Calvin's, der damals schon eine Art Patriarch oder Papst in Genf war, durch die Verfolgungen vermehrt worden war. Zu dieser Hochzeit hatten sich Johanna d'Albret und ihr Gemahl, der schwache Anton von Bourbon, eingefunden, welcher das Königreich Navarra erheirathet hatte und kurz vorher in den Besitz desselben gelangt war; Beide waren von den Predigten Calvin's und seines Collegen Theodor de Beza ganz eingenommen. Auch König Anton's Bruder, der Prinz und dessen Gemahlin waren für die Reformation gewonnen und fühlten sich sehr gekränkt, daß sie als nächste Anverwandte der königlichen Familie nichts am Hofe vermochten, sondern überall zurückstehen mußten. Sobald daher der König Paris verlassen hatte und nach der Champagne gegangen war, ermunterten die Königin von Navarra, der Prinz Condé und die Verwandten Beider die Prediger der Pariser Protestanten, mit größerer Dreistigkeit aufzutreten. Da überdies Calvin, wie aus den Briefen desselben hervorgeht, seinen Anhängern schon längst ihre Lauheit vorgeworfen hatte, so hielten jetzt die protestantischen Prediger in Paris drei- oder viermal Versammlungen auf der Priester-Wiese (pré aux clercs) und Gottesdienst unter freiem Himmel. Es sollen bei diesem einige tausend Menschen versammelt gewesen sein, welche zuerst die von Marot in sangbare Verse gesetzten Psalmen sangen und dann in Procession durch einen Theil der Vorstadt St. Germain zogen. Vor und hinter ihnen befand sich eine Anzahl bewaffneter Edelleute, welche dem Volkshaufen, der den Processirenden den Weg versperren zu wollen schien oder auch nur aus Neugierde herbeigeströmt war, mit den Waffen drohten. Anton selbst schloß sich dem Zug an. Die Polizei wagte nicht, sich in die Sache zu mischen, sondern ließ nur diejenigen Stadtthore schließen, welche in das Quartier der Universität und in die Vorstadt St. Germain führten.

Ueber diese Procession berichtete der Bischof von Paris ausführlich an den König, der dann den Vorfall mit dem, was der Kardinal von Lothringen und Granvella über eine Conspiration der Reformir-

ten und ihrer Schützer zusammen gefabelt hatten, in Verbindung brachte. Der König ließ das Kriminalgericht (le Châtelet) durch das Parlament auffordern, gegen die Protestanten einzuschreiten. Allein selbst das Parlament war damals in seinen Ansichten getheilt, und auch der Siegelbewahrer, welcher ausdrücklich dieser Sache wegen nach Paris gekommen war, hielt, als er die Namen und den Stand der eigentlichen Urheber des Tumultes erfahren hatte, nicht für rathsam, weiter in der Sache zu handeln, sondern drohte blos in einem Edict den Magistern und Studenten mit Bestrafung, wenn sie nicht die Kirchen besuchten und zum Abendmahle gingen. Was das Parlament betrifft, so befolgten die verschiedenen Senate oder Kammern desselben gegen die Protestanten ganz verschiedene Grundsätze. Von der großen Kammer (grand' Chambre), in welcher le Maitre, St. André und Minart den Vorsitz hatten, wurden die Angeklagten in der Regel zum Feuertode verurtheilt; in derjenigen Kammer dagegen, deren Vorsitzer de Thou (Vater des berühmten Geschichtschreibers), Harlay und Seguier waren (la Tournelle), wurden dieselben gewöhnlich losgesprochen oder doch nur zu leichten Geldstrafen verurtheilt. Als endlich die letztere Kammer vier Studenten, welche schriftlich und mündlich sich heftig für Calvin und gegen den Kirchenglauben von der Messe erklärt hatten, blos mit der Ausweisung aus dem Lande bestrafte, entstand darüber ein großer Lärm am Hofe, in der Stadt und im Reiche. Die königlichen Procuratoren brachten daher die Sache in einer jener Sitzungen des ganzen Parlaments vor, welche regelmäßig drei- oder viermal im Jahre als Disciplinar-Sitzungen zur Prüfung des Lebens und Wandels der an Zahl gegen hundert betragenden Mitglieder des Parlaments gehalten wurden, und die man, weil sie stets an einem Mittwoch statt fanden, Mercurialen nannte. Als nun in einer solchen Sitzung (10. Juni 1559) die Sache vorgebracht wurde, erhob sich ein furchtbarer Streit und Lärm zwischen den reformirten und katholischen Parlaments-Gliedern. Dieser Sitzung wohnte auch der König bei, welcher über die Gelindigkeit der Tournelle gegen die Ketzer aufs Höchste erbittert war, und in seinem Gefolge befanden sich die heftigsten Fanatiker unter den Großen, der Kardinal von Lothringen, der Siegelbewahrer, der Kardinal Bertrand, der Herzog von Guise, der Connetable und die Prinzen von Montpensier und von la Roche sur Yon. Er forderte die Räthe auf, ihre Meinung über das gegen die Reformirten zu befolgende Verfahren frei und offen auszusprechen. Dies thaten dann auch die verschiedenen Räthe und Präsidenten, indem sie ihr volles Vertrauen auf die vom Könige gegebene Versicherung setzten, daß er alle Reden für und gegen anhören und dann einen Beschluß fassen wolle. Wie dieser aber ausfallen werde, konnten sie schon aus der

Schlußrede des ersten Präsidenten, Gilles le Maitre ersehen; denn als derselbe alle Reden für ein mildes Verfahren, sowie die für die furchtbarste Strenge resümirte, sagte er: „Das Benehmen des Königs Philipp August, der an einem einzigen Tage 600 Ketzer habe verbrennen lassen, sei des höchsten Lobes werth.“ Hierauf zählte er mit Wohlgefallen alle jene barbarischen Strafen auf, mit welchen das Parlament in den verschiedensten Zeiten die armen Waldenser belegt hatte. Dagegen erklärte Anne Dubourg, der früher Theologie, dann die Rechte studirt hatte und seit zwei Jahren Mitglied des Parlaments war: man lasse die ärgsten Verbrechen ungestraft und erfinde dafür stets neue Qualen gegen Unschuldige; es sei schlimm, Leute zu verbrennen, die noch in den Flammen den Namen Christi anrufen. Aehnlich äußerte sich ein anderes Mitglied, Dufaur. Nachdem die Verhandlung zu Ende gebracht war, stand der König von seinem Sitze auf und begab sich mit den Prinzen und Herren, die ihn begleitet hatten, in ein anderes Zimmer. Hier ließ er sich das Protokoll bringen, in welches alle vorher gehaltenen Reden niedergeschrieben worden waren, las diese, und sprach dann die Worte aus: Jetzt sehe er, was er vorher nicht habe glauben wollen, daß eine Menge Ketzer in seinem Parlamente sei. Er sollte daher eigentlich das ganze Parlament bestrafen; allein er wolle einen Unterschied machen und nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen verdammen. Hierauf trat der Connetable vor den König, um dessen weitere Befehle zu empfangen, und begab sich dann in den Sitzungssaal. Hier ließ er die Parlaments-Räthe Dufaur und Dubourg ergreifen und übergab sie dem Hauptmann der Leibwache, Montgomery, welcher sie sogleich in die Bastille bringen ließ. Unmittelbar darauf erhielt ein zweiter Garde-Capitain, Chavigny, den Befehl, noch sechs andere Räthe in ihren Häusern zu verhaften. Von diesen wurden drei wirklich verhaftet, die drei übrigen aber retteten sich durch die Flucht.

Diese des Königs ganz unwürdige Scene im Parlament erregte in ganz Europa großes Aufsehen und theilte Frankreich in zwei feindliche Lager. Da der heftige Papst Paul IV. den König laut und wiederholt wegen seines Ketzerhasses pries, und da durch die Kardinäle, durch Guise und durch den Connetable eines Theils das fanatische Volk, welches die Protestanten tödtlich haßte, aufgeregt und anderes Theils die Jesuiten, die Theatiner und die theologischen Juristen der Parlamente gelobt wurden, so vergalten die Protestanten Gleiches mit Gleichem. Sie bildeten seit dieser Zeit eine politische Partei und organisirten eine Art von religiöser Republik im Reiche. Schon längst bestand nämlich in allen den französischen Provinzen, welche an der von Italien ausgegangenen Bestrebung, die Wissenschaften und Künste der Griechen und Römer wieder zu erwecken, Theil genommen hatten, eine geistliche

Gesetzgebung, ausgehend von allen in einer Synode versammelten Predigern der Provinz. Diese Provinzial-Synoden waren neuerdings in einen allgemeinen Bund vereinigt worden, so daß gerade in der Zeit, als König Heinrich die vom Papste in so ungemessenen Ausdrücken gelobte Mercuriale hielt, um durch grausame Verfolgung der angesehensten Glieder der reformirten Gemeinden diese zu vertilgen, die Prediger und Deputirten der Kirchen von Isle de France, von der Normandie, von Orleannois, Aunis und Poitou zu Paris selbst in einem Hause der Vorstadt St. Germain, unter dem Vorsitze des Pfarrers Franz Morel, Herrn von Collonges, ihre erste Nationalsynode hielten (Mai 1559). Sie knüpften sich enge an Genf an, wo damals schon Calvin und Beza für ganz Europa eine Lehranstalt der humanistischen und religiösen Bildung mit geringen Kosten eingerichtet hatten und von wo aus Calvin, wie die Briefe desselben zeigen, seine gleich päpstlichen Bullen geachteten Rathschläge ebenso zu den germanischen und slavischen Stämmen, wie zu den Magyaren sandte.

Das erste Geschäft jener Generalsynode von 1559 war, daß man ein Glaubensbekenntniß in 40 Artikeln und eine neue Kirchenordnung abfaßte, um die innige Verbindung und Gleichförmigkeit der Disciplin unter den sehr zerstreuten und bisher unabhängigen Gemeinden zu erhalten; dies sollte durch Abhaltung von Provinzial-Synoden erzielt werden, an deren Spitze man eine National-Synode zu stellen gedachte. Als dies geschehen war, dachte man daran, sich der gefangenen Glaubensgenossen anzunehmen. Man wandte sich zu diesem Zwecke an den Herzog von Würtemberg und an den Kurfürsten von der Pfalz, und bat sie um ihre Verwendung. Allein König Heinrich hatte damals die Freundschaft der deutschen Protestanten nicht nöthig. Er ließ daher ohne Weiteres den Gefangenen den Proceß machen, indem er Leute, deren er ganz sicher war, zu Gerichts-Commissären machte und neben denselben den Bischof von Paris und den Inquisitor Demochares zu Beisitzern ernannte. Ja, er ging in seinem fanatischen Zorn so weit, daß er laut betheuerte, er wolle mit eigenen Augen der Verbrennung der Gefangenen zuschauen. Er verlor jedoch gleich darauf in einem Turnier das Leben. Dieses Turnier ward am 29. Juni 1559 bei Gelegenheit der Vermählung der Schwester Heinrich's mit dem Herzoge von Savoyen in der Antonsstraße zu Paris gehalten. Der König brach in demselben zuerst mit dem Herzoge von Savoyen und dann mit dem Grafen de Lorges, dem Sohne des Garde-Capitains Montgomery, eine Lanze. Der Herzog von Guise, der Fürst von Ferrara und der Herzog von Nemours waren neben dem Könige diejenigen, welche den Kampf aufnahmen (les tenans). Auch sie hatten bereits ihre Geschicklichkeit bewiesen, als Heinrich gegen den Rath und die

Bitten aller Anwesenden noch einmal zu rennen verlangte. Der Graf de Lorges wurde genöthigt, die ihm vom Könige aufgezwungene Lanze anzunehmen. Er brach, als er im vollen Rennen auf diesen traf, seine Lanze, warf sie aber unvorsichtiger Weise nicht, wie man zu thun pflegte, aus der Hand. Die abgebrochene Lanze traf das Visir des Königs, sprengte dasselbe auf und drang so heftig in das eine Auge Heinrich's ein, daß dieser, gleich als man ihm den Helm abnahm, erklärte, er sei tödtlich verwundet*). Heinrich lebte noch bis zum 10. Juli. Wir vermuthen daher, daß er zu retten gewesen wäre, wenn nicht die königlichen Chirurgen durch ihr wunderliches Verfahren die rechte Zeit versäumt hätten; um nämlich die Splitter und den Schaden am Gehirn zu finden, zerschnitten sie die Köpfe von vier zum Tode verurtheilten Verbrechern, denen man den gleichen Stoß beigebracht hatte. Was den unglücklichen Thäter anbetrifft, so bewirkte die Königin Wittwe, Katharina von Medicis, noch 15 Jahre nachher seine Hinrichtung.

Heinrich's II. Tod ist nicht allein aus dem Grunde merkwürdig, weil, seitdem ein König im Turnier das Leben verloren hatte, kein großes ernstes Rennen mehr in Europa ausgeschrieben wurde, sondern namentlich auch deshalb, weil vom Augenblicke desselben an die französischen Bürgerkriege begannen, welche erst mit Heinrich's IV. Thronbesteigung endigten. Durch Heinrich's II. Tod nämlich gerieth Frankreich ganz in die Gewalt der Guisen und der Eiferer für die päpstliche Religion. Selbst die Mutter des Königs Franz II., welcher seinem Vater Heinrich in der Regierung nachfolgte, Katharina von Medicis, stand ebenso, wie der Connetable und die Prinzen von Geblüt, den lothringischen Prinzen des Hauses Guise an Einfluß nach, weil Franz II. mit der Schwestertochter der Letzteren, der schottischen Prinzessin Maria Stuart, vermählt war.

3. Frankreich unter Franz II.

Wenn wir Specialgeschichte von Frankreich schrieben, so würde es leicht sein, die folgende Zeit glänzend zu schildern. Wir haben in den unzähligen Denkwürdigkeiten handelnder Personen des 16. Jahrhunderts Anekdoten die Fülle. Wir haben an dem Landsmanne und Freunde der Katharina von Medicis, dem Florentiner d'Avila, einen

*) Die beste und zugleich kürzeste Nachricht gibt der Marschall von Vieilleville (Mém. liv. VII. ch. XXVIII.), der dem Könige auf alle Weise abgerathen hatte, noch eine Lanze zu brechen, und der ihm dabei gesagt hatte, er habe geträumt, daß dieses Turnier dem Könige verderblich sein werde. Vieilleville schreibt: Le malhabile Lorges ne jecta pas, selon l'ordinaire coustume, le tronsson, qui demeura en la main, la lance rompue, mais le porta toujours baissé et en courant rencontra la teste du roi, duquel il donna droict dans la visière, que le coup haussa et lui crêva un oeil.

jener allwissenden, die Ursache aller Dinge mit Sicherheit angebenden sogenannten pragmatischen Geschichtschreiber, und auch das in klassischem Latein geschriebene Werk des Präsidenten de Thou ist reich an Angaben über das Geheimste. Wir könnten daher die Labyrinthe der Kabalen, welche von den Prinzen, Kardinälen und Großen ausgingen und die Anschläge, welche Katholiken und Protestanten gegen einander machten, in einer Weise schildern, als wenn wir Zeitgenossen wären. Die Masse und Beschaffenheit der Materialien, sowie die ganz entgegengesetzten Ansichten und Leidenschaften ihrer Verfasser würden uns sogar in den Stand setzen, die Charaktere der handelnden Personen wie in einem Roman gut oder schlecht zu schildern, je nachdem der gehoffte Effekt unseres Werkes es erforderte. Dies erlaubt aber unser bescheidener Zweck nicht. Wir wollen uns daher auf wenige Andeutungen beschränken.

König Heinrich II. war kaum gestorben, als die beiden Häupter der Guisen, der Kardinal und der Herzog, sich des jungen, 1543 geborenen Königs Franz II. bemächtigten. Sie beraubten unter dem Vorwande, daß zwei Kron-Großwürden nicht in einer Person vereinigt sein dürften, den Connetable der Würde eines Groß-Hofmeisters (grand maître de la maison du roi) und entfernten ihn vom Hofe. Sie schlossen die Königin Mutter, Katharina von Medicis, und den ersten Prinzen von Geblüt, den schwachen König Anton von Navarra, von dem Recht an der Regentschaft aus, weil der König 16 Jahre alt war. Katharina, hieß es, sei eine Fremde, die man nach Florenz zurückschicken müsse; den Bourbons aber, deren Haupt König Anton war, ließ man durch den König allerlei Sendungen auftragen*). Anton war nämlich vom Connetable eilig berufen worden, aber zu spät gekommen, weil der König, als er erschien, schon dem Kardinal von Lothringen die oberste Leitung des Finanzwesens und dem Bruder desselben, dem Herzog Franz von Guise, das Kriegswesen des Reiches übertragen hatte. Die Bourbons, die Chatillons (Coligny und seine Brüder) und andere hielten zu Verdun eine Parteiversammlung; im Auftrag derselben begab sich König Anton an den Hof, der sich zu St. Germain en Laye aufhielt, fand aber dort eine schlechte Aufnahme und richtete nichts aus. Seine Gemahlin Johanna war eine Freundin und Beschützerin Calvin's und der Reformirten, Beza predigte oft vor ihr, sie hatte im Erbe ihres Vaters größeres Ansehen, als ihr charakterloser Gemahl; sie wurde daher von den eifernden Fanatikern ebenso sehr gehäßt, als Condé, die Coligny's und die andern Beschützer der Protestanten. Dies benutzten die Guisen und ihr Anhang. Der Prinz von Condé

*) Die drei Brüder Bourbon waren: Anton, König von Navarra; Karl, Kardinal und Erzbischof von Rouen; Ludwig, Prinz von Condé.

aber erklärte sich öffentlich für einen Protestanten und für das Haupt der damals schon sehr zahlreichen protestantischen Gemeinden (über 2000), welche durch ganz Frankreich hin und in allen einzelnen Provinzen enge mit einander verbunden waren, und berief die Prediger derselben, sowie den Theil des Adels, welcher ihre Lehre bekannte, zu Berathschlagungen in seine Residenz nach la Ferté in der Champagne.

Seit dieser Zeit war zwischen den beiden Theilen des Adels und der Hofleute, welche für oder gegen die Guisen arbeiteten, weniger von Religion, als von politischer Parteiung die Rede. Dies geht am besten daraus hervor, daß die protestantischen Großen und die Ritterschaft sich überall militärisch rüsteten, obgleich Calvin in allen seinen Gutachten und Briefen einen durchaus passiven Gehorsam gebot, wie ihn die ersten Christen unter den heidnischen Kaisern geübt hätten, obgleich er selbst in Genf das strengste Regiment übte und üben ließ und obgleich die Generalsynode denselben Grundsatz eingeschärft hatte. Am deutlichsten erkennt man es aber daraus, daß Katharina von Medicis, welche ganz gewiß den Protestanten nicht günstig war, höchst wahrscheinlich um ihre wichtigsten Anschläge wußte. Von der andern Seite glaubte der junge König nichts politisch Klügeres thun zu können, als die Reform zu unterdrücken. Im November 1559 erließ er ein Ediet, das den Evangelischen allen Gottesdienst bei Todesstrafe untersagte und ihre Kirchen einzureißen gebot. Bei jedem Parlament sollte eine besondere Kammer sich mit Ermittelung und Bestrafung der Reformirten beschäftigen; und da diese Kammern fast nur Verdammungen zum Scheiterhaufen aussprachen, so wurden sie brennende Kammern (chambres ardentes) genannt. Der unter dem vorigen König verhaftete Parlamentsrath Anna Dubourg wurde am Tage vor Weihnachten höchst feierlich verbrannt. Das Volk aber wurde besonders dadurch fanatisirt, daß man die Zusammenkünfte der Hugenotten als nächtliche Orgien darstellte.

Der Stolz der Guisen, die Grausamkeit der von ihnen aufgeregten Gerichte, die im ganzen Reiche gegen die Protestanten veranstalteten Verfolgungen, die vielen stattfindenden Hinrichtungen, sowie endlich der Druck, den die Guisen im Namen des in ihrer Gewalt befindlichen jungen Königs ausübten, gaben den Vorwand zu lauten Beschwerden. Die Guisen waren zwar gerade in den ersten Zeiten bemüht, die Mißbräuche der vorigen Regierung abzustellen, und gebrauchten den Kanzler Olivier, welchen alle Parteien als einen wackeren und geschickten Geschäftsmann anerkennen, um die ganze Verwaltung in eine bessere Ordnung zu bringen; allein man forderte von ihnen die Berufung der Generalstände, weil die Prinzen, der Connetable, der Admiral und sein Bruder hofften, daß sie durch dieselben ihren Einfluß wieder erhalten

würden. Dies wußten die Guisen zu verhindern. Die Heftigsten unter dem protestantischen Adel ließen sich daher bewegen, die sogenannte **Verschwörung von Amboise** oder mit anderen Worten das tolle Projekt eines Abenteurers zu billigen, welches darin bestand, daß man zu Blois den König und die Guisen in Verhaft nehmen, die Reichsstände berufen und dem König Anton von Navarra die Regentschaft übertragen lassen wollte. Der Urheber dieses Planes, der sich zum Haupte der Ausführung desselben aufwarf, war ein abenteuernder betrügerischer Edelmann aus Perigord, **la Renaudie**, welcher schon zweimal gerichtlich verurtheilt worden war; es ist daher auch nicht wahrscheinlich, daß Condé und die Chatillons, d. h. Coligny und seine beiden Brüder, an der Sache Theil genommen haben, obgleich sie unstreitig im Allgemeinen von ihr unterrichtet waren. La Renaudie, welcher, wie dergleichen Leute pflegen, auch noch einen zweiten Namen führte, reiste im Reiche umher, um alle fanatischen Protestanten zur Theilnahme an dem beabsichtigten Ueberfalle des Hofes aufzufordern. Er besuchte auch Lausanne und Genf und erhielt dort von den angesehensten Juristen, wie Hotomann, und von den ersten Theologen (Calvinus und Beza) ein Gutachten (consultation), dessen er sich nachher auf seine Weise bediente. Calvinus und Beza wurden deshalb auch von den Katholiken beschuldigt, Mord und Empörung gerechtfertigt zu haben, obgleich sie selbst stets mündlich, schriftlich und in eigenen Büchern ihre Unschuld betheuerten.

Der König hatte sich mit dem Hofe nach Blois begeben, um in dieser ganz unbefestigten Stadt gegen ein Uebel, das man boshafter Weise Aussatz nannte, ärztliche Mittel zu gebrauchen. Dies wollten la Renaudie's Mitverschworene benutzen, um sich seiner zu bemächtigen und die Guisen nebst seiner Mutter Katharina von ihm zu entfernen. Die Ausführung ihres Planes setzten sie in einer Versammlung, welche zu Anfang des Februar 1560 in Nantes gehalten wurde, auf den 10. März fest. Die Guisen hatten jedoch schon längst den Pariser Advokaten Peter des Avenelles unter die Verschworenen eingeschoben und waren von Allem unterrichtet. Sie rüsteten sich ganz im Stillen, machten die Unbesonnenen sicher und ließen die Sache zur Ausführung kommen, damit sie nachher alle Protestanten mit einem Scheine des Rechtes verderben könnten. Daß ihr Anschlag verrathen sei, hätten die Verschworenen leicht wissen können, als der Hof sich aus dem offenen Blois in das befestigte Schloß von Amboise begab; sie beharrten aber auf ihrem Vorhaben und verschoben nur die Ausführung auf den 16. März, um noch mehr bewaffnete Mannschaft zu vereinigen, wodurch sie neues Aufsehen erregten. Sie beabsichtigten nämlich, es solle zuerst ein Zug von Unbewaffneten vor dem König erscheinen, um Re-

ligionsfreiheit zu verlangen; nach erhaltener Weigerung (die voraus-zusehen war) sollten die bewaffneten Schaaren heranrücken. Aber die Guisen hatten eine bedeutende Anzahl Truppen gesammelt und vertheilt; sie bewogen die Königin Mutter, die drei Chatillon's nach Amboise einzuladen, damit dieselben beobachtet werden könnten. Als am 16. März die Anstalten getroffen wurden, um la Renaudie's Angriff auf Amboise zu vereiteln, gab man dem Prinzen von Condé, welcher ebenfalls nach Amboise gekommen war, den Ehrenplatz am Thore, gesellte ihm aber einen Guise bei. Der Herzog von Nevers, welcher bei dem Treffen bei St. Quentin die Reste der geschlagenen Truppen gesammelt und ein neues Heer für Guise gebildet hatte, erhielt den Auftrag, den zuerst heranziehenden Protestanten entgegen zu gehen. Diese wurden, gerade als sie gegen Amboise heranrückten, noch einmal verrathen. Sie waren in zwei Abtheilungen getheilt, die sich vereinigen sollten, sobald ein Herr von Linières das Zeichen gäbe; dieser ging aber nach Amboise, um dort Alles anzuzeigen, und das Zeichen erfolgte nicht. La Renaudie wehrte sich sehr tapfer gegen die königlichen Truppen und tödtete den Führer derselben, Pardaillan wurde aber selbst durch einen Pistolenschuß niedergestreckt (18. März). Hierauf wurden alle Protestanten, die man bewaffnet fand, niedergehauen. Was nicht auf dem Kampfplatze blieb, wurde nachher gerichtlich verurtheilt, gehängt, gerädert; man sagt, es seien aus Anlaß dieses Unternehmens gegen 1200 Menschen ums Leben gekommen. Die Chatillons und der Prinz von Condé konnten, so viele Mühe man sich auch gab, durchaus nicht mit einigem Schein des Rechtes in die Sache verwickelt werden; der Letztere erklärte übrigens, sich von jeder Anschuldigung durch einen Zweikampf reinigen zu wollen. Auch hatten die Guisen nicht verhindern können, daß der weise Kanzler Olivier eine Amnestie für die wegen der Religion Verfolgten ausgehen ließ. Dagegen vereitelten nachher die Protestanten selbst durch Unvorsichtigkeit diese Amnestie-Ertheilung. Uebrigens war am Tage vor dem Gefechte ein Document ausgefertigt worden, welches den Herzog Franz von Guise aufs Neue zum Reichs-Statthalter und Stellvertreter des Königs ernannte. Der Kanzler Olivier hatte die Sache vergebens zu hintertreiben gesucht; er hatte aber doch bewirkt, daß man die Gewalt, welche dem Herzoge unter der vorigen Regierung verliehen worden war, bedeutend beschränkte. Gleich am Tage nach dem vereitelten Anschlage ward Franz Guise als General-Statthalter (lieutenant général du roi) ausgerufen.

Der Herzog von Guise war auf diese Weise Dictator von Frankreich geworden. Er und sein Bruder, der Kardinal von Lothringen, bedienten sich nachher der fanatischen Häupter der katholischen Partei,

um an allen Enden des Reiches Druck und Verfolgung üben zu lassen; die Anarchie war daher schon im Anfange des April unbeschreiblich groß. Gegen die Guisen kabalirten und rüsteten sich nicht allein die Chatillons und die Prinzen von Geblüt, sondern auch die fanatisch erbitterten Häupter der Protestanten unterhielten in ihren Burgen und Herrschaften Bewaffnete. Auch die Königin Katharina, welche von den Guisen um die Regentschaft gebracht worden war, arbeitete diesen auf jede Weise entgegen. Als Olivier starb, erhielt sie an dem neuen Großkanzler, Michel de l'Hôpital, eine sehr bedeutende Stütze. Die ersten Maaßregeln, welche auf dieses Kanzlers Rath ergriffen wurden, waren freilich grausam und verderblich; l'Hôpital wollte aber durch dieselben die förmliche Einführung der Inquisition verhindern, auf welcher die Guisen bestanden. Diese benutzten nämlich für ihren Zweck zuerst gewisse Unruhen, welche die Protestanten in den Städten der Provence, der Dauphiné und von Languedoc erregt hatten. Sie bewiesen auch, daß die Protestanten von Guyenne, Poitou, Touraine, Anjou und der Normandie im Begriffe ständen, die Waffen zu ergreifen; und nun ward auf l'Hôpital's Vorschlag (Mai 1560) das strenge Edict von Romorentin erlassen, durch welches das im ganzen Reiche unter der Asche glimmende Feuer um so eher zum Auflodern angefacht werden mußte, als man nicht lange vorher durch zwei königliche Ausschreiben allen denen, die sich gegen die Gesetze vergangen hätten und nicht gerichtlich überführt worden wären, Vergessenheit des Geschehenen zugesichert hatte.

Die Grundsätze, auf welche der Kanzler nach seiner eigenen, im Kabinet des Königs von den Guisen und von der Königin Mutter gebilligten Erklärung jenes Edict und also die neue Verfolgung der Protestanten gründete, waren folgende: „Die Processe wegen Ketzerei sollten den weltlichen Tribunalen entzogen und ausschließlich an die geistlichen Gerichte gewiesen werden. Es müßten ferner alle diejenigen, welche Conventikel oder geheime Zusammenkünfte besuchten, des Hochverraths schuldig erklärt werden, und die Kriminalgerichte der Provinzen müßten die Berechtigung erhalten, diese Leute ohne Appellation zu richten und die über sie ausgesprochenen Urtheile sogleich vollziehen zu lassen. Man müsse endlich jedem, der eine solche geheime Versammlung zur Kenntniß der Gerichte bringe, 500 Thaler versprechen." Das nach diesen Grundsätzen abgefaßte Edict war nicht blos gegen die Protestanten, sondern ganz besonders auch gegen die Großen, welche Truppen halten durften und das Faustrecht erneuerten, gerichtet. Es mußte, wenn es ausgeführt werden sollte, vom Parlament einregistrirt und versendet werden; dies geschah jedoch nicht. L'Hôpital selbst versuchte bis zum Juli das Parlament dazu zu bereden. Es gelang ihm aber

nicht und der König mußte daher endlich den ausdrücklichen Befehl ertheilen, daß das Parlament von seinem Widerspruche abstehen und das Edict ganz einfach und ohne Vorbehalt einregistriren solle. Allein auch jetzt noch leistete das Parlament Widerstand. Es konnte sich freilich nicht weigern, das Edict einzutragen: es setzte aber in seinem Protokoll ausdrücklich hinzu, dies geschehe nur vorläufig, und bis der König anders verordne*).

Die Prinzen, gegen welche das Edict von Romorentin besonders gerichtet war, machten im Stillen Anstalt, sich ihrer Haut zu wehren, und König Anton von Navarra, der sich nebst dem Prinzen von Condé in seinem eigenen Lande zu Nerac aufhielt, ward mit einiger Wahrscheinlichkeit beschuldigt, an der Stiftung einer neuen Verbindung gegen den Hof oder mit anderen Worten gegen Katharina von Medicis und die Guisen zu arbeiten. Diese hatten unterdessen vorerst den alten Admiral dadurch unschädlich gemacht, daß sie gerade ihn wählten, um die Unruhen in der Normandie, welche besonders von Protestanten erregt worden waren, zu unterdrücken. Den Marschall von St. André hatten die Guisen ganz gewonnen, so daß er sich von ihnen gebrauchen ließ, um in Nerac, wo alle Unzufriedenen sich um die Bourbons sammelten, Kundschaft einzuziehen. Der ganz charakterlose König Anton erlaubte ihm, dorthin zu kommen; der Prinz von Condé aber empfing ihn mit den bittersten Vorwürfen wegen seines Verrathes und Undankes. Die Guisen erkannten jedoch, daß sie ohne Gewalt der Waffen nicht durchdringen würden; sie traten deshalb mit den deutschen Grafen und Baronen, welche Regimenter für fremden Dienst zu werben pflegten, in Verbindung, um nöthigenfalls ein geübtes Heer augenblicklich aufstellen zu können. Allein es mangelte ihnen an Geld; denn die Kassen waren leer, die gewöhnlichen Auslagen reichten nicht aus und neue konnten nur von den allgemeinen Reichsständen ausgeschrieben werden; diese wagte man aber nicht zu berufen. Die Guisen beschlossen daher eine Notablen-Versammlung auf den 21. August 1560 nach Fontainebleau auszuschreiben. Doch beschränkten sie auch diese, zur Besteuerung des Landes durchaus nicht berechtigte Versammlung, indem sie nur das, was man einen außerordentlichen geheimen Rath nannte, beriefen.

Die Versammlung, in deren Mitte der junge König mit seiner Gemahlin, Maria Stuart, auf dem Throne saß, bestand aus den Prinzen von Geblüt, den Großbeamten der Krone, den Staatsräthen, den Rittern der königlichen Orden und den Kabinets-Referenten (maîtres des requêtes). Außerdem sollten noch andere Personen hinzugezogen werden, welche man als solche bezeichnete, die am Wohle des Staats

*) Provisoirement et jusqu'à ce que autrement en eût été pourvu par le roi.

den größten Antheil nähmen. Die Bourbons und ihre Freunde blieben jedoch aus, weil sie meinten, daß man sie blos an den Hof locken wolle, um sich ihrer zu bemächtigen. Der greise Admiral Coligny dagegen fand sich in Fontainebleau ein. Er übergab eine Bittschrift der Protestanten um Duldung, welche er persönlich mit seinem Worte unterstützte*). Man bemerkte ihm, die Bittschrift sei nicht unterzeichnet; darauf erklärte er: „wenn man die Erlaubniß ertheilt, will ich einzig aus der Normandie 50,000 Unterschriften in einem Tag beibringen." Was in diesem Aktenstück verlangt wurde, war hauptsächlich, daß es den Reformirten gestattet werde, sich bei hellem Tage zu versammeln; es sollten dann Alle, die sich an nächtlichen oder unerlaubten Versammlungen betheiligten, als Rebellen behandelt werden. Aber Coligny redete tauben Ohren, obgleich der Bischof von Valence, Montluc, und der Erzbischof von Vienne, Marillac, sich der Sache annahmen und gegen die mohammedanische und chinesische Weise, die Einheit des Glaubens mit Gewalt zu erhalten, protestirten. Die Versammlung von Fontainebleau sah endlich selbst ein, daß sie mit den Parlamenten in Krieg gerathen würde, wenn sie neue Auflagen decretirte, und daß man ihre Beschlüsse wegen der Reformirten nicht anerkennen werde. Auch fehlten in Fontainebleau alle Prinzen und die den Protestanten günstigen Großen. Ueberdies redeten dort, wie bemerkt, ein katholischer Bischof und ein Erzbischof in Vorträgen, welche besonders in unserer Zeit, wo Glätte, nicht Kraft und Ueberzeugung in Reden gesucht wird, gelesen zu werden verdienen, der Duldung das Wort. Es wurde beschlossen, daß nicht nur eine allgemeine Ständeversammlung gehalten, sondern auch eine freundliche Uebereinkunft in Betreff der Religion durch eine Versammlung der Geistlichen vorbereitet werden solle. Die Ständeversammlung, welche zu Meaux hatte gehalten werden sollen, wurde nachher im Oktober nach Orleans berufen. Dort wollten sich die Guisen der Bourbons entledigen, die an der Spitze der Protestanten standen und sich derselben für ihre politischen Zwecke bedienten. Auch gingen Katharina von Medicis und der Kanzler l'Hôpital, welche sonst glücklicher Weise den Guisen oft entgegen arbeiteten, diesmal auf den Vorschlag ein, sich bei Gelegenheit der Ständeversammlung der Prinzen und der Häupter der Protestanten zu bemächtigen und ihnen den Proceß zu machen. Uebrigens würden Condé und sein Bruder, denen man den Plan des Ueberfalles von Amboise Schuld gab, durch eine ihrer Creaturen (Montigny) sich der Stadt Lyon durch Ueberfall bemächtigt haben, wenn nicht der alte Connetable den König Anton von Navarra abgeschreckt hätte.

Der junge König selbst wurde mißbraucht, um seine nächsten An-

*) Supplication de ceux qui, en diverses provinces, invoquent le nom de Dieu suivant la règle de la piété.

verwandten in die Falle zu locken. Er mußte dem Könige von Navarra einen Brief schreiben und ihm schriftlich versprechen, daß man weder ihn noch seinen Bruder festhalten wolle. Eine solche treulose Versicherung von einem so jungen Manne würden wir nicht glauben, wenn nicht in den Observationen über Castelnau *) der Beweis gegeben wäre. Das Betragen seiner Mutter Katharina läßt sich eher erklären, da dieselbe aus dem Lande des Verrathes stammte und später noch viel ärgere Dinge verübte. Sie war es nämlich, welche durch ihre Basilisken-Thränen den Bruder der beiden Prinzen, den Kardinal Karl von Bourbon, dahin brachte, daß er sich zu ihnen begab und Beide zur Reise beredete, obgleich dieselben von allen Seiten gewarnt wurden. Die ihnen in Orleans drohende Gefahr hätten sie schon daraus erkennen können, daß auch sogar die Deputirten der Ständeversammlung durch die militärische und gewissermaaßen feindliche Art, wie der König am 18. Oktober seinen Einzug in Orleans hielt, abgeschreckt wurden, sich dahin zu begeben. Ein ganzes Heer zog mit dem König in Orleans wie in eine eroberte Stadt ein, und der durch seinen Fanatismus und seine Grausamkeit berüchtigte Marcilly de Cypierre **) mußte die Einwohner entwaffnen. Jedermann wurde dadurch so sehr erschreckt, daß die Chatillons und der Adel in Anton's und seines Bruders Landen sich erboten, für sie die Waffen zu ergreifen, was diese jedoch ablehnten.

Die Prinzen waren kaum in Orleans angekommen, als Condé eingesperrt und Anton von Navarra unter polizeiliche Aufsicht genommen, Beiden aber verkündigt wurde, daß man ihnen wegen der Verschwörung von Amboise, wegen des Anschlages auf Lyon und wegen einer dritten von einem ihrer Anhänger angesponnenen Unternehmung den Proceß machen werde. Der Verhaftsbefehl war übrigens nicht von dem Reichsstatthalter unterschrieben, sondern dieser hatte den jungen, kranken König vorgeschoben. Er ließ zuerst dem Prinzen von Condé den Proceß machen, um nachher auch den König von Navarra in diesen hineinzuziehen. Der König ernannte eine Commission zum Verhör des Prinzen. Diese hatte zum Vorsitzer den Präsidenten de Thou, den Vater des Geschichtschreibers; Beisitzer aber waren die Parlaments-Räthe Barthelemy Faye und Viole, der Generalprocurator Bourdin und der

*) Vol. IV. p. 281.

**) Was die Protestanten von diesem monarchisch-ultramontanen Haudegen dachten, sprachen sie in einem Sonnet auf sein Grab aus, aus welchem wir nur einige Verse anführen wollen:

Passant, veux tu sçavoir de qui est ce tombeau?
C'est d'un qui n'eust désir, quand vivoit, d'autre chose,
Que d'être des enfans de dieu cruel bourreau.
En sa vie ne fit rien, ny de bon ny de beau,
Que de réduire en un bourg une grande ville close (Orleans).

Actuar du Tillet. Der Prinz von Condé weigerte sich freilich, das Gericht anzuerkennen, und erklärte dem Präsidenten de Thou, dieser müsse ja selbst am besten wissen, daß ein Prinz von Geblüt nur durch den König in Person als Präsident und durch die sämmtlichen Prinzen und Pairs als Beisitzer gerichtet werden könne. De Thou erwiderte, er werde darüber an den königlichen geheimen Rath berichten; diesem aber fehlte es dann nicht an Gründen, um das Gericht competent zu finden. Die genannten Commissäre sollten übrigens den Proceß nur einleiten. Zur Fällung des Urtheilsspruches aber wurden ihnen noch der Kanzler und einige Staatsräthe, sowie diejenigen Ritter des königlichen Ordens und diejenigen Kabinets-Referenten zugesellt, welche zufällig in Orleans anwesend waren, aber durchaus kein Recht hatten, über die Prinzen tumultuarisch zu richten. Dieses Gericht sprach schon am 26. November das Todesurtheil über den Prinzen von Condé aus.

Die Verurtheilung Condé's erfolgte zu einer Zeit, als man schon anfing, an des Königs Leben zu verzweifeln. Deshalb wollte auch der Kanzler l'Hôpital das Urtheil anfangs nicht unterschreiben; er that es aber, wie auch seine Collegen, später doch. Der Präsident de Thou unterschrieb das Urtheil sogleich und sein Sohn bietet Alles auf, um ihn zu entschuldigen, daß er sich zum Mörder von Prinzen habe gebrauchen lassen, welche nächst den Söhnen der Katharina am ersten zur Thronfolge berechtigt waren. Der Geschichtschreiber de Thou (denn d'Avila schreibt einen historischen Roman) schiebt alle Schuld auf die Guisen. Er sagt, diese seien zu Katharina gegangen und hätten sie dringend aufgefordert, in die Hinrichtung des Königs und des Prinzen einzuwilligen und dadurch der rechten Lehre den Sieg über die Ketzer zu verschaffen; l'Hôpital habe ihr aber bewiesen, daß dies nicht blos den Haß, den die Guisen verdient, über sie (die Königin) bringen werde, weil dieselben sich sehr in Acht nähmen, irgend einen öffentlichen Schritt in der Sache zu thun, sondern daß ihr dadurch auch die Gelegenheit geraubt werde, den feigen König von Navarra zur Abtretung des ihm beim Tode des Königs Franz gebührenden Antheiles an der Vormundschaft über ihren zweiten Sohn Karl IX. zu bewegen. Wir glauben daher auch dem, was Regnier de la Planche in Bezug auf das berüchtigte Gespräch des armseligen Königs Anton mit der verschlagenen und treulosen Florentinerin erzählt, den Vorzug vor den anderen Berichten geben zu müssen, welche den Vorschlag zu einer Zusammenkunft vom Könige ausgehen lassen. Nach la Planche's Erzählung ließ Katharina den leicht erschrockenen und von jedem Winde bewegten König Anton auf ihr Zimmer rufen und bediente sich, um ihre Absichten bei ihm zu erreichen, auf schlaue Weise der Gräfin von Montpensier. Diese mußte nämlich den König Anton beschwören, daß er von dem, was Katharina

verlangen werde, ja nichts verweigern solle, weil es sonst um sein Leben geschehen sei. Als er in das Kabinet der Königin trat, nahm diese eine sehr ernste Miene an. Sie entschuldigte die Guisen und behauptete, daß diese an seiner und Condé's Verhaftung gar nicht Schuld seien; zuletzt aber rückte sie mit dem Vorschlage zu dem Opfer heraus, welches sie von seiner Einfalt fordern wollte. Sie schlug ihm vor, er solle ihr einen Revers darüber ausstellen, daß er nach dem Tode des Königs Franz II., der in den nächsten Tagen erfolgen müsse, ihr die Regentschaft für ihren zweiten Sohn nicht streitig machen wolle, wogegen sie nicht allein sein sonst unfehlbar verlorenes Leben retten, sondern auch die Regentschaft mit ihm theilen wolle. Wie schlau Katharina den armen König von Navarra täuschte, hat ein Zeitgenosse in seinem kurzen naiven und durchaus ironischen Berichte sehr gut dargestellt*).

König Franz II. starb am 5. December 1560; man war am Hofe durch die gespannten Verhältnisse so sehr in Anspruch genommen, daß nicht einmal ein geregelter Leichenzug stattfand; nur der Bischof von Senlis, der blind war, und zwei Hofdiener begleiteten den Sarg nach Saint Denis. Seine junge Wittwe, Maria Stuart, blieb bis zum August des nächsten Jahres in Frankreich. Mit dem Tode des Königs fiel die Generalstatthalterschaft des Herzogs von Guise von selbst weg. Katharina übernahm im Namen ihres zweiten Sohnes, Karl IX., die Leitung der Geschäfte, ohne sich jedoch Regentin zu nennen. Der Herzog von Guise blieb aber als Parteihaupt so mächtig, daß Katharina es klug fand, ihm am Hofe die Prinzen und den Connetable entgegen zu setzen. Sie gab dem Könige von Navarra den leeren Titel eines Generalstatthalters des Reiches und ließ dem Prinzen von Condé die Freiheit anbieten. Der Letztere wies anfangs ihr Anerbieten zurück, weil er gerichtlich für unschuldig erklärt sein wollte; als ihm dies aber im Januar 1561 zugesichert worden war, nahm er die Freiheit an. Er erschien am 5. Februar bei Hofe und erhielt im März nicht nur die ihm gebührende Stelle im königlichen Rathe, sondern auch eine Urkunde, in welcher er für völlig schuldfrei erklärt war, und die im Juni vom Parlament einregistrirt und von den Ständen anerkannt wurde. Auch die Chatillon's erschienen wieder am Hofe, nachdem der Connetable von Montmorency gleich im December von Katharina eingeladen

*) A donc la dicte dame (on ne sçait si ce fut pour rire) lui promis à bouche, qu'il seroit lieutenant du roi en France et conduiroit les affaires de la guerre et recevroit les paquets et puis les lui renverroit tous après les avoir ouverts et veus; et que rien ne seroit ordonné si non par son advis et des autres princes du sang qui seroient autrement respectés à l'avenir. Après cela elle lui fit embrasser ses cousins de Guise et promettre mutuellement d'oublier toutes querelles passées.

worden war, seine Stelle wieder einzunehmen. Er machte gleich nach seiner Ankunft am Hofe sein Recht geltend; denn er entließ die Garde von gemietheten Haudegen, mit welchen Franz von Guise den vorigen König, eigentlich aber sich selbst umgeben hatte. So gefährlich auch seit Karl's VI. Zeiten jede Ständeversammlung war, so sehr man auch seit 1506, wo Ludwig XII. eine allgemeine Ständeversammlung gehalten und von ihr den Titel Vater des Vaterlandes empfangen hatte, der Berufung einer solchen Versammlung ausgewichen war, so wagte Katharina diese doch, weil die Stände bereits einberufen waren. Sie fand 43 Millionen Livres Schulden vor und sah kein anderes Mittel dieselben zu tilgen, als neue Auflagen; diese konnten aber nur von den Ständen gemacht werden. Die Stände, die am 13. December 1560, acht Tage nach des Königs Tod, förmlich eröffnet wurden, erklärten im Lauf der Verhandlungen, von neuen Auflagen stehe nichts in den Aufträgen (cahiers) ihrer Wähler, sie müßten daher erst diese darüber befragen. Die Königin ließ darauf die Stände auseinander gehen, um sie im Mai oder Juni wieder zu berufen, nachdem sie mit ihren Wählern Rücksprache genommen hätten.

Neben der Forderung neuer Abgaben hatten die Unterhandlungen sich besonders um die Duldung der Protestanten und um die Wiederherstellung der Einigkeit des Glaubens gedreht. In der ersten Sitzung sprach l'Hôpital im Namen des Königs; er gab zu, daß Mißbräuche in der Kirche die Spaltung veranlaßt hätten und daß eine gute Reformation nöthig sei; er rieth zu gegenseitiger Milde und empfahl ein National-Concil. Der Redner des dritten Standes, Johann Lange von Bordeaux, beklagte die Unwissenheit und Habsucht des Klerus, wie denn überhaupt der Bürgerstand eine Umänderung der Kirchenverfassung begehrte; Jakob von Silly, Herr von Rochefort, sprach für einen großen Theil des Adels und verlangte die Ueberlassung von Kirchen zu Gunsten der reformirten Edelleute. Der Redner der Geistlichkeit, Johann Quintin, sprach heftig gegen den Ungehorsam der Ketzer und wurde gegen Coligny so anzüglich, daß er ihm nachher Abbitte thun mußte. Im Fortgang der Verhandlungen drangen die Protestanten auf ein Religions-Gespräch in Frankreich. Dem Letzteren war sogar der Kardinal von Lothringen durchaus nicht abgeneigt, wie er denn überhaupt gern von Milde und Duldung redete, während sein Bruder Franz und der Connetable nur an Verbrennen und Vertilgen dachten. Der Kardinal, der ein ausgezeichneter Lateiner war, suchte um diese Zeit die deutschen Lutheraner, deren Kriegsvolk er sehr fürchtete, von den französischen Reformirten gänzlich abwendig zu machen.

Katharina wollte sich das Ansehen geben, als wenn sie die Protestanten begünstige. Sie that gleich in der ersten Woche des Januar

zwei Schritte, den einen öffentlich, um die Protestanten zu gewinnen, den anderen insgeheim, um es mit den Katholiken nicht zu verderben. Sie forderte nämlich am 7. Januar alle Parlamente und Gerichte auf, jeden gefangenen Protestanten frei zu geben und sich blos an das Edict von Romorentin zu halten, nach welchem alle Processe wegen Ketzerei blos vor die Bischöfe gehörten. Man hatte nämlich diesen Ausweg gewählt, weil die Geistlichen keine peinlichen Strafen verhängen konnten. Zugleicher Zeit erließ aber die Königin insgeheim Privatbefehle an die Präsidenten der Parlamente und an andere Gerichtspersonen, worin sie Zögerung empfahl. Sie duldete es, daß Coligny in seinem Hause die reformirte Lehre predigen ließ, ja sie eröffnete dem wackeren Bischof von Montluc, der sich entschieden für Verbesserungen ausgesprochen hatte, die Kanzel des Palastes von Fontainebleau. Sie wird hierfür von katholischen Schriftstellern, vor allen von dem Jesuiten Maimbourg, sehr streng getadelt, indem sie damals die Hugenotten ermuthigt habe. Dies war gewiß nicht ihre Absicht; sie glaubte sich den Umständen fügen zu müssen. Die evangelische Lehre war in Frankreich schon so verbreitet, daß auch die verständigen Katholiken die Unterdrückung derselben und die Wiederherstellung des Pfaffen-Regiments nicht billigten. Ein großer Theil der Ritterschaft und der ganze dritte Stand erklärten sich immer aufs Neue gegen die Verfolgungen. Die Königin ließ daher im ganzen Reiche Manifeste (lettres patentes) ausgehen, durch welche im Namen des jungen Königs nicht nur unter Androhung von sehr harten Strafen verboten wurde, einander wegen der Religion auszuschimpfen, sondern auch der Befehl ertheilt ward, die Thore der Gefängnisse allen denen zu öffnen, welche nur aus dem Grunde verhaftet wären, weil sie Predigten beigewohnt oder andere Religions-Handlungen der neuen Lehre geübt hätten. Man solle, hieß es, von ihnen blos das Versprechen fordern, daß sie künftig katholisch (catholiquement) leben wollten; wenn sie aber auch dies nicht wollten, so solle man sie doch vorerst (par provision) freilassen und ihnen einen Termin setzen, bis zu welchem sie das Reich zu verlassen hätten. Zugleich ward den Parlamenten aufgetragen, das Edict von Romorentin aufs Neue bekannt machen zu lassen, und zwar ohne alle Beschränkungen.

8. Frankreich unter Karl IX. bis auf den Frieden vom März 1568.

Die allgemeinen Stände hatten freilich erklärt, daß sie über die Abtragung der Schulden nicht eher Beschluß fassen könnten, als bis sie die Provinzialstände befragt hätten. Sie hatten anderes Theils der Königin Katharina überlassen, die Religions-Verfolgungen einzustellen, ohne ihr jedoch die Regentschaft förmlich zu übertragen. Nichtsdesto-

weniger hatten Katharina und ihre Italiener vorerst den Hauptzweck ihrer Kabalen erreicht. Sie hatten ganz Frankreich und auch den Hof in feindliche Parteien getheilt und der Königin Katharina die Rolle einer Vermittlerin verschafft. Dieser waren, obgleich man ihr den Titel einer Regentin nicht hatte zugestehen wollen, die Gewalt und die Rechte der Regentschaft dadurch übertragen worden, daß der Beschluß des königlichen geheimen Rathes anerkannt ward, vermöge dessen Katharina und Anton von Navarra statt der Guisen an der Spitze der Regierung standen. Die am 13. December 1560 in Orleans eröffneten Stände wurden, nach den zum Theil schon erwähnten langen und mitunter sehr pedantisch schulmäßigen Reden des Kanzlers und der drei für die einzelnen Stände erwählten Redner, Ende Januar 1561 aufgelöst. Man war zuvor übereingekommen, daß sie noch in der ersten Hälfte desselben Jahres, nachdem sie mit den Provinzialständen Rücksprache genommen, wieder versammelt werden sollten. Um die Förmlichkeiten abzukürzen und die Zahl der Deputirten zu vermindern, verständigte man sich über eine Art der Wahl, welche, wie der Kanzler bei der Kundmachung des königlichen Willens sagte, große Kosten ersparen werde. Die Mitglieder der Stände sollten nämlich zuvörderst in ihren verschiedenen Provinzen mit den Provinziallandtagen Rücksprache nehmen; dann sollten für die neue, im Mai zu Meaux abzuhaltende Ständeversammlung nicht die Baillages zur Wahl berufen werden, sondern in den 13 großen Statthalterschaften des Reiches sollte jeder Stand einen Deputirten für sich wählen und diese vereinigten Repräsentanten der drei Stände der Provinzial-Landtage als allgemeine Ständeversammlung gelten. Die Sache verspätete sich gleichwohl und die einzelnen Stände kamen vorerst an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten zusammen. Der Klerus versammelte sich schon im Anfang Juni zu Poissy, der Adel und der dritte Stand erst im August zu Pontoise.

In der Zwischenzeit suchten die Guisen, der Connetable und der sehr reiche Marschall von St. André, der sich längst gegen die Prinzen und die Protestanten hatte gebrauchen lassen, an der Spitze der spanisch-ultramontanen Partei im Reiche den Chatillon's, den Prinzen und den protestantischen Großen entgegenzuwirken. Sie bedienten sich auch des Restes von Einfluß, welcher der Geliebten zweier Könige, Diana von Poitiers, geblieben war; ja sie hatte vorzugsweise zur Annäherung des Connetables an die Guisen beigetragen. Der alte Connetable von Montmorency selbst war bei vielen guten Eigenschaften ein stockbornirter Aristokrat, dem seine Gemahlin Magdalena von Savoyen beständig einschärfte, seiner Devise eingedenk zu sein: **Dieu aide au premier chrétien**; ein Ahnherr seines uralten Hauses sollte näm-

lich der erste französische Christ, ein anderer der erste Baron gewesen sein. Die Königin Katharina begünstigte bald die Protestanten, bald verrieth sie dieselben dem spanischen Gesandten und dem Nuntius, um sich durch das Schaukel-System ihrer Politik zu behaupten. Ihr Kanzler l'Hôpital drang auf Duldung; die Guisen und die theologischen Juristen der Parlamente nebst der Geistlichkeit wollten Verfolgung. Die beiden Letzteren wußten recht gut, daß es der Königin nicht um Duldung, sondern nur um Politik zu thun sei; sie nahmen daher auch auf l'Hôpital's Manifeste zu Gunsten der Protestanten gar keine Rücksicht. Das Parlament erließ in demselben Augenblicke, als das Manifest des Kanzlers Duldung und Milde gebot, mehrere Edicte hinter einander, in welchen unter Androhung von sehr grausamen Strafen („bei Vermeidung des Stranges ohne Hoffnung auf Gnade") allen Leuten verboten ward, an geheimen (protestantischen) Gottesdiensten Theil zu nehmen und irgend eine Schrift über die neue Religion oder über die Bibel zu verkaufen. Dies ward auf Befehl des Parlaments nicht allein öffentlich unter Trompetenschall in Paris ausgerufen, wo dem Parlamente die hohe Polizei zustand, sondern auch in Le Mans, Angers, Poitiers, Tours, Saumür, la Fleche und in anderen Städten. Die Protestanten glaubten daher nicht mit Unrecht, daß die Königin nach den Grundsätzen ihres Landsmannes Machiavelli mit ihnen ein diplomatisches Spiel treibe und suchten im Vertrauen auf den Prinzen von Condé (denn den König von Navarra kannten sie als einen schwachen Mann) die Umstände zu benutzen. Auch die protestantischen Geistlichen und Prediger wagten es nämlich, sich in politische Angelegenheiten zu mischen und gegen die aus Katholiken bestehende Mehrheit des Volkes zu protestiren. Sie hielten, noch ehe die Provinzialstände zusammen gekommen waren, in Poitiers eine Generalsynode und erklärten, daß in Betracht der Kindheit des Königs die Stände weder über die Bezahlung der Schulden irgend etwas verfügen, noch irgend eine andere Uebereinkunft mit dem Könige treffen könnten, ehe diesem ein geheimer Rath zur Seite stände, welchen die Stände als solchen anerkannt hätten. Sie fügten hinzu, daß außer den Prinzen von Geblüt, als gebornen Räthen der Krone, keiner von denen, die sich geheime Räthe nenneten, diese Eigenschaft wirklich habe, weil offenbar ihre Vollmacht mit dem Tode des vorigen Königs erloschen sei. Selbst der Kanzler l'Hôpital, behaupteten sie, könne verfassungsmäßig sein Amt nicht verwalten; denn die Prinzen seien bei seiner Ernennung nicht zugegen gewesen und die Stände hätten dieselbe nicht gebilligt. Man gab dem alten Admiral Coligny Schuld, daß er sich dieser Synode von Aeltesten und Geistlichen bedient habe, um einen Vorwand zu haben, beim dritten Stande den Guisen ent

gegen zu wirken. Dabei hatte die Königin Katharina die Hand im Spiele, weil sie die Guisen ganz von den Geschäften zu entfernen wünschte und deshalb die Prinzen, besonders den König Anton und den Prinzen von Condé, begünstigte.

Der Kardinal von Lothringen entfernte sich in der That auf einige Zeit vom Hofe, indem er den Vorwand gebrauchte, er wolle seine Diöcese besuchen und seiner Nichte, der verwittweten Königin Maria Stuart, beistehen. Diese war, schon ehe sie aus Schottland herüberkam, leichtsinnig und sinnlich gewesen und dann an dem halbitalienischen, halb französischen Hofe durch allerlei Liebeshändel ganz verdorben worden, weil man ihr, einer jungen, sehr schönen und sehr leichtfertigen Frau, einen von Kindheit auf schwachen und kränklichen Gemahl gegeben hatte. Sie gründete ihr künftiges Unglück, den streng reformirten Schotten und der eifersüchtigen englischen Königin gegenüber, durch eine hartnäckige Anhänglichkeit an den ihr von ihrem Oheim eingeprägten Grundsatz, daß der steife und blinde Glaube an die überlieferten Lehren der Concilien und Päpste allein seligmachend, die evangelische Lehre von sittlicher Strenge aber eine Ketzerei sei, und daß im Schooße der Kirche sich Mittel genug fänden, um für fleischliche Sünden und sogar für gröbere Vergehen von Gott Vergebung zu erlangen. Obgleich Katharina den nämlichen Glauben hatte und ihr ganzes Leben hindurch den Grundsätzen desselben treu blieb, so hatten doch beide Frauen unter Franz II. einander stets entgegen gearbeitet. Die Eine war die Verwandte und Creatur der Guisen, die andere die Feindin derselben. Der Kardinal von Lothringen nahm sich daher nach des Königs Franz Tode seiner Nichte, der Wittwe desselben, an. Er brachte sie zuerst nach Joinville zu seiner Mutter, Antoinette von Bourbon, und dann an den lothringischen Hof, bis die Angelegenheit ihres Witthums beendigt und die Anstalten zu ihrer Rückkehr nach Schottland getroffen wären.

Um auch den Herzog Franz von Guise aus den Geschäften zu verdrängen, schloß Katharina sich enger an die Prinzen, an die Chatillons und besonders an den Admiral Coligny an, welcher die Protestanten leitete und sich ihrer bediente. Dies verdroß den alten, wirklich fanatischen Connetable. Er verfuhr daher nicht nur gegen die Protestanten, welche sogar in den Zimmern des Schlosses Andachten zu halten wagten, hart und scharf, sondern er ward auch durch den Marschall von St. André bewogen, sich dem Herzoge von Guise zu nähern. Jacques d'Albon, Marschall von St. André, hatte sich, wie Diana von Poitiers, mit eingezogenen Gütern protestantischer Großen bereichert; er und der Connetable gehörten zu denen, über welche die Stände sich beschwerten, daß sie von der Regierung auf Unkosten des

Volkes große Vergabungen erhalten hätten; er war nichts destoweniger durch seine Verschwendung (Brantome nennt ihn einen wahren Lucullus) stets in Geldverlegenheit und hatte sich treuloser Weise von den Protestanten losgemacht, weil er fürchtete, die Stände möchten zunächst ihn angreifen. Er ließ sich jetzt zum Mitgliede einer Verbindung zwischen dem Connetable von Montmorency und dem Herzog Franz von Guise gebrauchen. Aus dieser Verbindung machten die beiden Letzteren eine Art heiligen Bund gegen den Protestantismus und gegen die Beschützer desselben; denn sie nahmen, um den Bund zu heiligen, am Ostertage 1561 gemeinschaftlich das Abendmahl. Die Protestanten gaben daher nicht mit Unrecht dieser Verbindung, welche die drei mächtigsten Männer zur Ausrottung ihrer Lehre und zu ihrem Untergange geschlossen hatten, den Namen, welchen einst die zum Verderben der Republik geschlossene Verbindung dreier Römer führte; sie nannten dieselbe das Triumvirat. Uebrigens fühlten die drei Herren sich vorerst nicht stark genug, und Guise und Montmorency verließen deshalb, um nicht überstimmt zu werden, auf einige Zeit den Hof. Der Erstere begab sich in seine Residenz Nanteuil, der Andere feierte die Vermählung seines vierten Sohnes mit einer reichen Erbin.

Die Abwesenheit der beiden Triumvirn und die Geneigtheit des Kanzlers, der Verfolgungssucht der Parlamente auf jede Weise Widerstand zu leisten, erleichterte dem Admiral den Versuch, die Beobachtung des Edicts von Romorentin zu erzwingen. Das Parlament wurde genöthigt, Deputirte an den Hof zu schicken, um sich wegen der Nichtbeachtung des Edicts zu rechtfertigen, und so geschickt auch einer dieser Deputirten, der Präsident de Thou, das Parlament vertheidigte, so mußte sich dasselbe doch Vorwürfe gefallen lassen und blieb mit dem Hofe in Streit. Der Kanzler erließ darauf ein neues scharfes Edict, durch welches die Verfolgungen wegen der Religion und das Eindringen in Wohnungen, in welchen religiöse Versammlungen gehalten würden, strenge verboten ward, weil dergleichen Haussuchungen den Polizei-Behörden nur dann erlaubt seien, wenn der öffentlichen Sicherheit Gefahr drohe. Alle Gefangenen, welche der Religion wegen verhaftet worden waren, sollten freigelassen werden, und alle aus demselben Grunde Verbannten oder Geflüchteten zurückkehren dürfen. Wenn sie (dies ließen Katharina und ihr Kanzler schlau beifügen) daheim katholisch lebten, so sollte Niemand sie beunruhigen; sonst dürften sie mit ihrem Vermögen auswandern. Das Edict wurde freilich vom Parlament nicht einregistrirt; der Kanzler schickte es aber unmittelbar an die Untergerichte und gab dem Parlamente nur Nachricht, worauf dieses die Sache ruhen ließ.

Da von jetzt an die Protestanten dreister auftraten und sich aus Genf,

Neufchatel und dem Waadtland Prediger kommen ließen, die fanatischen Gerichte und Obrigkeiten aber die Verfolgung fortsetzten und Pfaffen und Mönche den Pöbel gegen die Ketzer aufhetzten, so begannen die Letzteren vom passiven Widerstande zum activen überzugehen. Der erste Tumult fand in Beauvais statt, wo der Kardinal Odet von Chatillon, welcher wie seine Brüder Coligny und d'Andelot dachte, seinen bischöflichen Sitz hatte. Er hielt die Ostern nicht nach alter Weise, sondern feierte sie mit seinen evangelischen Freunden nach Calvin's Grundsätzen in seinem Palaste. Zu gleicher Zeit verhöhnte eine Anzahl protestantischer Bürger der Stadt eine Procession der Katholiken. Dies veranlaßte einen Aufstand. Die Protestanten wurden bis in den Hof des bischöflichen Palastes verfolgt, viele von ihnen verwundet und einer erschlagen. Der Kardinal glaubte, man wolle seinen Palast stürmen, und legte den bischöflichen Ornat an, den er schon lange nicht mehr getragen hatte. Dies beruhigte den fanatischen Haufen; er zerstreute sich, noch ehe die von der Königin geschickten Truppen ankamen.

Bedeutender war, was in Paris vorfiel. Dort hatte das Parlament nicht einmal zugegeben, daß das neue Edict öffentlich bekannt gemacht werde; dennoch nahm in Paris die Zahl der reformirten Prediger zu und es wurde regelmäßig und öffentlich reformirter Gottesdienst gehalten. Das Letztere hielten die Katholiken für Trotz und Hohn, und eine Anzahl Studenten und fanatischer Bürger beschloß, diesen Gottesdienst zu stören. Als sie aber das in der Vorstadt St. Germain stehende Haus des reformirten Herrn von Longjumeau, Gaillard, in welchem die Glaubensgenossen desselben Kirche hielten, stürmen wollten, stürzte eine bedeutende Zahl adeliger Herren mit dem Schwerte in der Hand heraus und es entstand ein blutiges Gefecht, welches damit endigte, daß einige der Angreifenden auf dem Platze blieben und der ganze Haufe zerstreut ward. Am anderen Tage erneuerte sich das Gefecht und es wurden wieder Viele verwundet oder erschlagen. Das Parlament, welches Lust gezeigt hatte, Gaillard zur Rechenschaft zu ziehen, traute sich nicht zu, seine Polizei und Justiz mit Gewalt durchsetzen zu können. Es erlaubte ihm, sich mit 2- bis 300 Rittern, die ihn umgaben, in sein Schloß nach Longjumeau zu begeben und dort unter den Waffen zu bleiben.

Diese anarchischen Scenen im Reiche und der gleichzeitige Umstand, daß der heftigste Vertheidiger der neuen Lehre, der Prinz von Condé, in den königlichen Rath aufgenommen wurde, gaben dem Kardinal von Lothringen den Vorwand, sich feierlich als das Haupt der katholischen Kirche geltend zu machen. Die Bischöfe, die Dom-Kapitel und die sämmtlichen geistlichen Körperschaften Frankreichs betrachteten den Kardinal, selbst noch als er sich aus dem königlichen Rathe entfernt hatte,

als das Haupt der französischen Kirche und bestürmten ihn jetzt mit Beschwerden, Bitten und Vorstellungen, sich derselben bei der vormundschaftlichen Regierung anzunehmen. Dies that er, als der Hof im Mai 1561 zu ihm nach Reims kam, wo der junge Karl IX. gekrönt werden sollte. Er war naiv genug, einzugestehen, daß der größere Theil des Volkes nichts mehr von der päpstlichen Lehre wissen wolle, sondern die Mönche und Geistlichen, welche dieselbe lehrten, bei ihren Predigten und Missionen störe und verhöhne, sowie daß das Volk keine Processionen mehr halten und keine Zehnten mehr entrichten wolle. Er sprach aber zugleich die auch in unseren Zeiten aufgestellte Meinung aus, das herrschende System sei nur dadurch zu retten, daß die weltliche Macht den Fortschritten des menschlichen Geistes Schranken setze und daß man die Vorrechte der Geistlichkeit polizeilich aufrecht erhalte. Die Königin Katharina gab ihm vollkommen Recht, bedauerte aber, daß sie nicht wisse, wie der Sache abzuhelfen sei; sie verlangte daher die Abhaltung einer außerordentlichen Rathssitzung in Reims. In dieser Versammlung trugen aber auch die Reformirten die bescheidene Bitte vor, man möge sie doch über ihre Lehre hören und nicht an das Tridentinische Concilium verweisen, wo sie, wie schon im Voraus gewiß sei, nicht würden angehört werden; und nun zeigte sich der Kardinal auf einmal ganz billig und gemäßigt, wie er denn überhaupt keineswegs glühend fanatisch war. In der Hoffnung, die Lutheraner und Calvinisten zu entzweien und sich als glänzenden lateinischen Redner geltend zu machen, machte er den Vorschlag, zur Ausgleichung des Religions-Streites zwar nicht alsbald ein Nationalconcilium, aber doch ein Religions-Gespräch zu halten. Der ganze Rath, auch die protestantischen Mitglieder desselben, stimmten ihm bei. Die Protestanten verlangten darauf bis zur ausgemachten Sache eine Duldung, welche von Reichswegen anerkannt sei. Ueber dieses Begehren wagte man im Rathe nicht zu entscheiden, weil in demselben für den Augenblick die Protestanten das Uebergewicht hatten. Der Kanzler schlug daher vor, diese Entscheidung einer glänzenden Versammlung des Pariser Parlaments vorzubehalten, in welcher dem Gebrauche gemäß auch der königliche Rath und die geistlichen und weltlichen Pairs Sitz und Stimme hatten.

Am 19. Juni wurde eine solche Parlaments-Versammlung gehalten. In derselben führte der Kanzler den Vorsitz. Ihm zur Rechten saßen die Parlaments-Präsidenten und nach ihnen die Kardinäle, zur Linken zuerst der König von Navarra, dann der Kardinal von Bourbon, als Prinz von Geblüt, hierauf die andern Prinzen, die Herzoge, die Marschälle von Frankreich, der Admiral, der Bischof von Paris und endlich die Staatsräthe nach der Ordnung, wie sie in den Rath aufgenommen worden waren. Auf niedrigeren Sitzen saßen dort die

Kabinets-Referenten und 122 Parlaments-Räthe. Die Berathungen dauerten 20 Tage lang, gaben aber kein entscheidendes Resultat für die vom königlichen Rathe gewünschte Duldung. Ein Theil der Versammlung bestand auf der Ausrottung der Ketzer und ihrer Lehre. Dies ward verworfen. Zwei andere Theile stimmten für eine Art Duldung, aber unter mehr oder weniger harten Beschränkungen. Aus den beiden letzten Abstimmungen setzte das Parlament ein Decret zusammen, welches sehr drückende Bestimmungen enthielt: der Kanzler gab aber nicht zu, daß dasselbe so, wie es im Protokoll stand, bekannt gemacht werde, sondern er veränderte und milderte vorher viele Artikel. Dieses vorgebliche Duldungs-Edict ist in der französischen Geschichte unter dem Namen des Juli-Edictes bekannt. Beide Parteien waren unzufrieden mit demselben. Die Protestanten behaupteten, sie seien durch dasselbe getäuscht und betrogen, das Parlament klagte, daß der Kanzler in demselben etwas ganz Anderes verordnet habe, als was vom Parlamente beschlossen worden sei. Das Juli-Edict wurde daher auch nur provisorisch einregistrirt und das Parlament behielt sich vor, bei nächster Gelegenheit dem Könige Gegenvorstellungen gegen dasselbe zu machen. In dem Edict war für beiderseitige Vergehungen Amnestie zugesagt: die Priester sollten das Volk nicht mehr aufreizen, die öffentlichen Versammlungen der Reformirten aber bis zur Entscheidung durch ein Nationalconcil unterbleiben, bei Strafe der Verbannung und Gütereinziehung.

Der Beschluß von Rheims, ein Religionsgespräch zum einstweiligen Ersatz für ein Nationalconcil zu halten, die allgemeine Beschwerde über die Mißbräuche in der Kirche und der lebhafte Wunsch einer gründlichen Reform, welchen selbst die beiden Kardinäle von Lothringen und Bourbon theilten, wurden von der Regierung vortrefflich bei den Unterhandlungen benutzt, die sie mit den Deputirten des Klerus bei den allgemeinen Ständen führte. Diese Deputirten waren, da die einzelnen Stände damals getrennt berathschlagten, schon seit Anfang Juni in Poissy versammelt. Es wurde mit ihnen lange über eine Reform und über einen größeren Beitrag zu den Ausgaben des Staates, als der Klerus bisher bezahlt hatte, unterhandelt. Endlich brachte aber der Hof, indem er auf die Beschwerden des Volkes über den Geiz und Reichthum des Klerus und auf das bevorstehende Nationalconcil hinwies, es dahin, daß diesmal von den Deputirten der Geistlichkeit ein bedeutender Beitrag zur Abtragung der 43 Millionen Schulden versprochen wurde. Als die Unterhandlung mit dem Klerus beendigt war, begab der Hof sich (August 1561) von Poissy nach Pontoise, um dort die allgemeine Ständeversammlung zu eröffnen, welche, da die Deputirten

der Geistlichkeit vorerst nicht dabei waren, nur aus dem dritten Stande und dem Adel bestand. Der Klerus sollte nachher auch zugezogen werden.

Die Ständeversammlung zu Pontoise war, der Uebereinkunft von Orleans gemäß, aus 13 Deputirten des Adels und 13 vom dritten Stande zusammengesetzt. Diese 26 Deputirten nahmen auf die Abwesenheit des Klerus keine Rücksicht, sondern handelten, wie wenn sie vollzählig und für sich allein berechtigt wären. Sie weigerten sich aber, irgend eine Berathschlagung vorzunehmen, bis die von ihnen zu Orleans geforderten Artikel als Gesetz bekannt gemacht wären. Diese Artikel hatte der Kanzler, dessen sich Katharina bediente, nach langem Bedenken und Zögern in das sogenannte Edict von Orleans zusammengefaßt; er wagte aber lange nicht, die Katholiken durch die Bekanntmachung desselben zu beleidigen, und gab dadurch den Juristen des Parlaments, welche schon längst sich ständische Rechte angemaaßt hatten, den Vorwand, sich auch zu Richtern über die Stände aufzuwerfen. Der Kanzler legte nämlich, anstatt auf die Stände gestützt jenes Gesetz unmittelbar bekannt zu machen, dasselbe dem Parlamente zur Beurtheilung vor. Jedermann glaubte, dies sei nur geschehen, weil Katharina, nachdem sie die Guisen durch Begünstigung der Protestanten und der Prinzen verdrängt hatte, jetzt die Protestanten mit dem Parlament und der Mehrheit der Nation entzweien wolle. Daß das Parlament nicht registriren werde, ohne allerlei Aenderungen zu fordern, hatte man voraussehen können. Als es nun wirklich diese Forderungen erhob, übertrug die Königin, die sich damals ganz allein auf die Chatillons und die Prinzen stützte, dem Könige von Navarra, dem Prinzen von Condé und dem Prinzen von la Roche sur Yon, also gerade den Protestanten, das gehässige Geschäft, dem Parlamente das unbedingte Einregistriren anzubefehlen. Das Parlament gehorchte dem Befehle nicht. Nun hieß es, der König sei vom Parlamente beleidigt, und man wählte einen Mittelweg. Der Kanzler willigte in viele der vorgeschlagenen Aenderungen ein, so daß seit diesem Vorgange das Parlament in dem ganz zerrissenen Reiche eine für den König und das Volk gleich gefährliche und verderbliche Stellung einnahm.

Nach der Bekanntmachung des Edictes ward mit den Ständen zu Pontoise besonders über drei Punkte unterhandelt: über die Bildung eines Regentschafts-Rathes, über die Beilegung der Religions-Streitigkeiten und über die Abtragung der Schuld. In Rücksicht des Ersteren ließ man es bei dem Vertrage bewenden, welchen Katharina mit dem Könige von Navarra geschlossen hatte. Nur ward (was den Guisen galt) die Erklärung hinzugefügt, daß in dem Regentschafts-Rathe keine Kardinäle sitzen sollten, weil sie im Dienste eines fremden Herrn wären, sowie keine Bischöfe, weil sie verpflichtet wären, sich in ihren

Sprengeln aufzuhalten, und endlich auch keine fremden (also keine lothringischen) Prinzen, weil sie auswärts Verbindlichkeiten hätten. Der zahlreichen übrigen Vorschriften oder Beschränkungen erwähnen wir nicht, weil sie keine praktische Bedeutung erhielten, sondern blos auf dem Papiere Geltung hatten. So wurde die Sache, wie es uns scheint, auch von dem dritten Stande betrachtet. Dieser mischte sich nicht ein; er forderte nur, daß nicht blos während der Minderjährigkeit des Königs, sondern auch wenn er volljährig geworden sei und selbst regiere, die Reichsstände alle zwei Jahre einberufen werden sollten und daß man dies als feste und unveränderliche Regel anerkenne. Ferner wurde verlangt, daß Parlamentsräthe und Statthalter nur auf drei Jahre angestellt werden sollten.

Was die Beilegung der Religions-Streitigkeiten betrifft, so erneuten die beiden Stände die Forderung einer vollständigen Duldung und machten, um eine gewisse äußere Einheit der getrennten Kirche herzustellen, den Vorschlag, man solle den Umstand benutzen, daß die katholischen Bischöfe gerade jetzt in Poissy versammelt seien, um daselbst ein Religions-Gespräch halten zu lassen. Zu diesem Zwecke brauche man nur eine Einladung an alle reformirten Kirchen ergehen zu lassen, daß sie ihre Prediger und Gottesgelehrten nach Poissy schickten, um sich über gewisse Artikel mit den Bischöfen zu verständigen. Die Punkte, in Betreff deren eine Einigung zu Stande komme, sollten nachher in ein gerichtliches Protokoll eingetragen werden, damit man nichts wieder zurücknehmen könne. Der dritte Stand begehrte sogar, es sollten die Reformirten in jeder Stadt eine Kirche haben dürfen, damit man allgemein wisse, was sie thun und lehren. In Rücksicht des dritten Punktes endlich, der Schuldentilgung, waren beide Stände einig, den Hauptantheil an derselben auf die Geistlichkeit zu wälzen. Sie waren sogar nicht abgeneigt, den Reichthum des Klerus wesentlich zu vermindern und die Einnahmen der hohen Würdenträger und reichen Pfründner bedeutend zu schmälern. Es ward bei dieser Gelegenheit ein solcher allgemeiner Unwillen gegen den Klerus laut, daß dieser, um nicht preisgegeben zu werden, freiwillig einen bedeutenderen Beitrag als je zur Bezahlung der Schulden versprach, nämlich eine jährliche Beisteuer von zwei Millionen Livres auf 6 Jahre. Merkwürdig ist, daß ein Redner des dritten Standes, Mitglied des Stadtrathes von Autun, geradezu den Vorschlag machte: man solle die Güter der Geistlichkeit, deren Werth er auf 120 Millionen anschlug, verkaufen, etwa 42 sollten zur Schuldentilgung verwandt werden, 30 zur Förderung von Ackerbau und Handel, und der Rest von 48 Millionen würde ausreichen, um von den Zinsen die Geistlichkeit zu besolden.

Nachdem die beiden Stände den Hof benachrichtigt hatten, daß die

Aufzeichnung ihrer Forderungen und Vorschläge (ihre cahiers) fertig seien, berief der König sie zu einer allgemeinen Versammlung, welche im großen Saale zu St. Germain gehalten werden sollte und zu der auch die Deputirten des Klerus berufen wurden. Um dieselbe Zeit willigte die Königin in die Bitte der Stände, daß zu der in Poissy versammelten französischen Geistlichkeit, die man als Nationalconcilium ansehen wollte, auch die Reformirten eingeladen würden. Sie schrieb hierüber an den Papst und ließ sich durch dessen abweisende und protestirende Antwort nicht abhalten, ihren Vorsatz auszuführen. Die Katholiken schickten den Kardinal von Lothringen, welcher freilich kein gelehrter Theologe, wohl aber ein fertiger und gewandter lateinischer Redner war und sich sogar stellte, als wenn er nicht abgeneigt sei, das Augsburgische Bekenntniß anzuerkennen. Er hoffte dadurch die Lutheraner von den Calvinisten zu trennen. Gefahr war für ihn gar nicht dabei; denn er hatte den polternden und schmähenden Kardinal Tournon neben sich, es war ein päpstlicher Nuntius im Lande, und der Papst schickte nachher noch einen Legaten und einen Jesuiten-General, so daß man eine Aussöhnung nicht zu fürchten hatte. Die Protestanten schickten ihre Theologen nur unter der Bedingung, daß erstens die Bischöfe nur als Partei, nicht als Richter dem Gespräche beiwohnten, daß zweitens nur die Bibel, nicht Väter und Concilien als Normen des Glaubens gelten dürften, daß drittens der König und der Regentschafts-Rath allein den Vorsitz hätten, und daß viertens das Protokoll von Notaren und Schreibern beider Parteien geführt werde. Katharina, ihr Kanzler und ihre Rathgeber gestanden diese Bedingungen zwar zu, weil sie die Prinzen, die Chatillons und andere Freunde der Protestanten augenblicklich nöthig hatten; sie suchten aber doch überall Ausflüchte, um das, was versprochen wurde, nicht halten zu müssen. So ward z. B. die Zusicherung nur mündlich, nicht schriftlich gegeben, weil es hieß, des Königs Wort müsse genügen. Ebenso beseitigte man die Schwierigkeit, daß die Protestanten die königlichen Protokollführer durch die ihrigen controliren lassen wollten, durch eine Bestimmung, nach welcher ein königlicher Staatsrath das Protokoll zu führen hatte.

Das feierliche Religions-Gespräch wurde zwar erst am 9. September 1561 im Refectorium der Nonnen zu Poissy eröffnet; Theodor von Beza traf aber schon am 23. August ein, predigte öffentlich am folgenden Tage und hatte am Abend desselben in den Zimmern des Prinzen von Condé, in Gegenwart des ganzen Hofes, ein theologisches Gespräch mit dem Kardinal von Lothringen. Beza, geboren 1519 zu Bezelay in Burgund, war ein Mann von gutem französischen Adel und als Gelehrter, Dichter, Prediger und Redner in lateinischer und französischer Sprache berühmt; er verband äußere Schönheit mit innerer Bildung,

er hatte in seiner Jugend die Welt gesehen und genossen und diese Genüsse besungen, und nahm jetzt neben Calvin zu Genf etwa die Stellung ein, welche Melanchthon neben Luther zu Wittenberg eingenommen hatte. Er und Peter Martyr Vermiglio, welcher in Italien Abt gewesen war und einen großen Ruf hatte, sollten und konnten mit demselben Ansehen und Gewicht für den Calvinismus auftreten, wie der Kardinal von Lothringen für die bestehende Kirche. Dem Letzteren mißlang, wie wir unten sehen werden, seine gehässige Absicht, die Calvinisten vor aller Welt Augen mit den lutherischen Theologen, die er aus Deutschland hatte kommen lassen, wegen der Abendmahlslehre zum Streite zu bringen.

Die eigentliche Eröffnung des Religions-Gespräches erfolgte mit großer Feierlichkeit. Der Kanzler l'Hôpital sprach zur Einleitung in sehr versöhnlichem Sinn, was den Prälaten keineswegs recht war und den Kardinal von Tournon sogar zu einer Einsprache veranlaßte. Der elfjährige König, sein Bruder, der Herzog von Orleans, seine Mutter Katharina, der König von Navarra und dessen Gemahlin saßen dem Eingange gerade gegenüber auf einer Erhöhung. Hinter ihnen hatten alle Prinzen und Prinzessinen, alle Großbeamten der Krone, alle Ritter der königlichen Orden, alle Herren und Damen des königlichen Hofes ihren Platz. Diesen zur Seite und vor ihnen saßen sechs Kardinäle und 36 Bischöfe, welche im vollen Ornat und mit ihrer römischen Pracht erschienen waren; hinter denselben aber befand sich eine große Zahl vornehmer und gelehrter Theologen. Ganz bescheiden und demüthig erschienen im unteren Raume die auserwählten calvinistischen Geistlichen, lauter Männer, welche nur durch Einfalt, Würde und Gelehrsamkeit ausgezeichnet waren; sie waren einfach, wie es den Aposteln des armen Propheten von Nazareth gebührt. Der Contrast der Erscheinung, die Demuth der Calvinisten einerseits, der Hochmuth und die Pracht ihrer Gegner andererseits machte einen so tiefen Eindruck auf die ganze Versammlung, daß selbst der Hof ergriffen schien. Vor den anderen calvinistischen Geistlichen stand der durch äußere Gestalt und würdige Haltung ausgezeichnete Theodor de Beza, umgeben von 11 auserwählten Geistlichen (Peter Martyr war noch nicht angekommen) und geleitet von 22 Gliedern der Ritterschaft. Sie stellten sich an die Schranken, welche den vorderen Raum von der Versammlung trennten.

Nach einer kurzen und sehr bescheidenen Anrede an den König knieeten Beza und alle Protestanten nieder, und Beza sprach dann ein Gebet, dessen Inhalt und Form auf die ganze Versammlung den tiefsten Eindruck machte. Nachher erhob er sich und suchte zuerst jeden Gedanken an Zank, Rechthaberei oder Feindseligkeit gegen die Anhänger der alten

Lehre zu entfernen. Er erklärte insbesondere, daß die Reformirten ihren Königen und Obrigkeiten Gehorsam leisten, wenn sie auch den obersten Gehorsam dem König der Könige schuldeten. Als er auf die Glaubens-Artikel zu reden kam und die Abweichungen seiner Glaubensgenossen vom alten Lehrbegriffe rechtfertigte, wurde er mit großer Aufmerksamkeit angehört, und alle Anwesenden staunten, daß es möglich sei, trockene dogmatische Punkte mit solcher Salbung und in so hinreißender Weise zu behandeln, bis Beza an den Artikel vom Abendmahle des Herrn kam. Beza ließ sich nämlich von der Begeisterung für Calvin's Lehre und von dem rhetorischen Schwunge, durch den er seine Zuhörer fortriß, zu dem Ausrufe verleiten: „Wir glauben zwar allerdings, daß Christus im Abendmahl wirklich (réellement) gegenwärtig sei, allein zu gleicher Zeit auch, daß der wahre Leib, mit welchem er im Schoße der Jungfrau Maria umkleidet worden, so weit vom gesegneten Brod und Wein sei, als der Himmel von der Erde." Diese Worte veranlaßten ein Murren in der ganzen Versammlung. Die Lutheraner wie die Katholiken schauderten; der Kardinal Tournon beschwerte sich sogar laut darüber, daß man den König und seinen Bruder in eine Versammlung führe, wo sie so anstößige Reden hören müßten, und verlangte, daß das Gespräch abgebrochen werde. Dies geschah gleichwohl nicht; Beza endigte seinen Vortrag und ergänzte seinen Ausspruch dahin, daß der Gläubige durch den Glauben des Leibes und Blutes theilhaftig werde; an eine Uebereinkunft war aber nicht mehr zu denken.

Am 16. September wurde eine zweite Versammlung gehalten. In dieser führte der Kardinal von Lothringen das Wort; ihm gehörte aber von seinem Vortrage nur die Form an, während die theologische Materie von dem sehr gemäßigten katholischen Theologen Claudius d'Espence gegeben worden war. Die Wendung, die der Kardinal der Sache gab, war sehr schlau berechnet, um zu zeigen, daß die Protestanten, Lutheraner und Calvinisten, unter sich selbst uneins wären. Er schlug vor, sich zuerst über zwei Haupt-Artikel zu vereinigen, indem das Andere nachher leichter folgen werde. Diese Artikel waren das Ansehen der Kirche in Glaubenssachen und die Lehre vom Abendmahle. Der Kardinal sprach sich über Beide so ausführlich und bestimmt im römischen Sinne aus, daß alle Bischöfe entzückt waren, sich um den Kardinal Tournon stellten und jedes weitere Disputiren für überflüssig erklärten, wenn nicht zuerst des Kardinals Lehre über die beiden Punkte von den Calvinisten anerkannt sei. Beza ließ sich dann auf ein Knie nieder, richtete das Wort an den König und sagte: er habe jetzt alle Gründe gehört, welche der Kardinal von Lothringen im Namen des Klerus anzuführen gehabt habe, und sei jetzt am besten im Stande, Punkt für Punkt auf dieselben zu antworten, weil er gegen-

wärtig noch Alles lebendig im Gedächtniß habe; er bitte daher um die Erlaubniß, auf der Stelle antworten zu dürfen. Ueber dieses Begehren berathschlagte der königliche Rath, und die Gegner der Reformatoren zogen die Königin auf sehr schlaue Art aus der Verlegenheit. Es wurde nämlich erklärt: der Rath billige zwar durchaus das Verlangen Beza's; da aber der Kardinal zwei Stunden lang geredet habe, so werde Beza wahrscheinlich noch länger reden müssen; die Zeit sei jedoch zu kurz und man wolle deshalb die Sache auf einen andern Tag verschieben; Beza möge mit seinen Collegen überlegen und das Resultat dieser Berathung vortragen, wenn man ihn wieder rufen lasse.

Ehe dieses geschehen war, traf ein Legat des Papstes ein, welcher nicht nur sehr reiche Pfründen in Frankreich hatte, sondern auch der nächste Verwandte des regierenden Herzogs von Ferrara und durch große Verbindungen mächtig war. Dieser Kardinal, Hippolytus von Este oder Ferrara, hatte in seiner Begleitung den Jesuitengeneral, Jakob Laynez, welcher dem Ordensstifter Loyola in dieser Würde gefolgt war und welcher auch beim Concilium von Trident die Rolle des Wolfs in Schafskleidern spielte und nach Frankreich in der Absicht gekommen war, seinem Orden die dort bisher stets versagte gesetzliche Existenz auszuwirken. Er führte in der That die Aufnahme der Jesuiten in Frankreich damals durch, wenn auch unter einigen Beschränkungen. Der Kardinal von Ferrara hatte bereits den lauten Unwillen der Franzosen über die päpstliche Einmischung in ihre bürgerlichen und religiösen Nationalangelegenheiten erfahren. Er war nämlich in Lyon vom Volke insultirt worden; dies hatte sich zu St. Germain wiederholt und sogar die in Pontoise noch immer versammelten Deputirten des dritten Standes, sowie die Universität Paris überreichten eine Verwahrung ihrer Rechte gegen die drohenden Anmaaßungen des Papstes. Diese Erfahrungen machten es dem feinen italienischen Prinzen rathsam, vorerst sehr gemäßigt aufzutreten. Er widersetzte sich daher der Fortsetzung der Religions-Verhandlungen nicht, bewirkte aber im Verein mit Laynez, daß der König und sein Bruder denselben nicht mehr beiwohnten, machte die Sache zu einer Privatangelegenheit und schloß alle Feierlichkeit und Oeffentlichkeit aus dem Gespräche aus. Als Beza am 24. September wieder eingeladen worden war, disputirte nicht mehr der Kardinal, sondern er saß als Richter da und das freie Gespräch hatte den Anschein eines Gerichtes bei verschlossenen Thüren. Beza fand beim Eintritt in das zur Conferenz bestimmte Zimmer Niemand als die Königin Mutter, die Königin von Navarra, die Prinzen von Geblüt, einige Staatsräthe, fünf Bischöfe und 15 oder 16 Doctoren der Theologie. Er und Peter Martyr mühten sich daher auch in dieser Conferenz vergebens ab. Am Ende derselben schlug

ihnen der Kardinal als einen ersten Schritt zur Uebereinkunft hinterlistiger Weise vor, daß sie eine Erklärung über das Abendmahl, welche einst von Calvin ausgestellt worden war und der Lutherischen nahe kam, oder auch eine Formel, die in einem von 40 Würtemberger Theologen abgefaßten Werke enthalten war, unterzeichneten. Der Kardinal hatte nämlich protestantische Theologen aus Deutschland verschrieben, um die Lutheraner und Calvinisten gegen einander kämpfen zu lassen; fünf derselben, zwei pfälzische und drei würtembergische, waren auch wirklich nach Paris gereist; aber hier starb einer von ihnen, der Tübinger Kanzler Beurlin, gleich an der Pest und die übrigen kamen nicht nach St. Germain. Der Kardinal wollte also auf andere Weise zeigen, wie uneinig die Protestanten seien. Dies mißglückte jedoch; denn Beza erklärte nach zwei Tagen Bedenkzeit, in einer Conferenz vom 26. September, daß die Unterschrift der Lutherischen Formel zu nichts führen werde, weil der Kardinal sich weigere, sie ebenfalls zu unterzeichnen.

In dieser letzteren Conferenz trat der Jesuitengeneral so schimpfend und tobend auf, indem er die Reformirten mit Schlangen, Affen und Füchsen verglich, daß, obgleich er von Beza auf eine feine und spöttische Weise abgefertigt wurde, an eine Uebereinkunft nicht weiter zu denken war. Katharina und ihr Kanzler fanden es jedoch dem Triumvirat gegenüber nothwendig, die Protestanten einigermaaßen zu befriedigen. Man hielt daher den Beza, auch als keine Aussöhnung mehr zu erwarten war, am Hofe zurück, um mit den gemäßigten, schon halb protestantischen Bischöfen und Doctoren eine Formel zu entwerfen, welche den Katholiken genüge und die zugleich die Protestanten sich gefallen lassen könnten. Diese Formel kam zu Stande und die Bischöfe fanden nichts Nachtheiliges in ihr; als aber dieselben sie von den Doctoren der Sorbonne prüfen ließen, ward sie als sehr verfänglich erkannt. Am 9. October ging das Religionsgespräch, das an die Stelle eines Nationalconcils hatte treten sollen, völlig zu Ende. Doch wollte man den protestantischen Gliedern des Regentschafts-Rathes gefällig sein. Ueberdies mußte schon der öffentlichen Ruhe wegen irgend etwas geschehen, um die Protestanten gegen die Mißhandlungen des fanatischen Pöbels zu schützen. Die zahlreichen Advents-Prediger, wüthende Mönche, eiferten von der Kanzel herab aufs Tollste gegen die protestantischen Prinzen; sie reizten das Volk auf, die Versammlungen der Protestanten gewaltsam zu stören und alles Disputiren über die Religion tumultuarisch zu verhindern. Am heftigsten benahmen sich die Bettelmönche und die Jesuiten, welche zu Mord und Todtschlag aufforderten. Als der wüthendste Eiferer für die Ausrottung der Protestanten zeigte sich ein Franziskaner in seinen Predigten. Diesen ließ daher der Prinz von La Roche sur Yon (Bourbon Vendée), als Mitglied des

Regentschafts-Rathes, Nachts in seinem Kloster aufheben und in das Gefängniß von St. Germain bringen. Am folgenden Tage theilte der Prinz dem Parlamente den Befehl des Königs mit, daß jenem Mönche der Prozeß gemacht werden solle. Jetzt nahm sich aber das Volk des Gefangenen an, strömte in Masse in die Vorstadt hinaus, füllte alle Höfe des Justizpalastes und tobte und schrie so furchtbar, daß das Parlament den Aufruhrprediger los ließ, welcher dann von dem Volke im Triumph nach seiner Kirche zurückgeführt wurde. Die unteren Klassen von Paris waren im Ganzen gegen die Ketzer sehr feindselig gestimmt, während im wohlhabenden Bürgerstand die Reform zahlreiche Anhänger hatte. Im Süden hatte das Religionsgespräch von Poissy ungeachtet seines ungünstigen Verlaufes den Evangelischen Muth gemacht; der 72jährige Farel kam aus Neufchatel in seine Heimath, die Dauphiné, und sprach den Seinigen Muth ein; Viret aber, krank durch Gift und körperliche Mißhandlung, predigte zu Nismes vor 8000 Zuhörern. Leider enthielten sich jedoch die Reformirten nicht, trotz den Abmahnungen der Verständigen, durch Zerschlagen und Verbrennen von Heiligenbildern und Reliquien Unwillen zu erregen.

Um diese Zeit fanden beständig Prügeleien zwischen beiden Religions-Parteien statt, bis es endlich am 26. December 1561 zu einem blutigen Gefechte kam. Die Reformirten, welche ihren Gottesdienst in einem großen Privathause der Vorstadt St. Marceau hielten, wurden bei demselben immer dadurch gestört, daß man absichtlich die Glocken der anstoßenden katholischen Kirche St. Medardus läutete. Dies geschah wieder, als einige tausend Reformirte am zweiten Weihnachtsfeiertage in jenem Hause versammelt waren: die Katholiken läuteten unaufhörlich mit allen ihren Glocken, damit man den Prediger auf der Kanzel nicht hören könnte. Einige Leute von der Gemeinde gingen darauf hinüber, um zu bewirken, daß man das Läuten einstelle; die Katholiken nahmen aber nicht nur keine Rücksicht auf ihr Begehren, sondern sie mißhandelten auch einen von ihnen auf arge Weise. Nun rief der Andere die versammelte Gemeinde zu Hülfe, in welcher sich auch viele rüstige Kämpfer befanden. Diese stürzten auf die katholische Kirche los, erbrachen die Thüren und fielen mit gezogenen Schwertern über diejenigen her, die sich dort befanden. Nach furchtbarem Wüthen zerschlugen und zerstörten sie das ganze Innere der Kirche und führten, da auch die Polizei der Regierung sich ihrer annahm, 32 Bürger und Priester gebunden in das Gefängniß. Auch das Parlament war nicht im Stande, den Gefangenen sogleich die Freiheit zu verschaffen. Man kann daher jenen Vorfall, die sogenannte mutinerie de Saint-Médard, als den eigentlichen Anfangspunkt des langen und blutigen Religionskrieges in Frankreich betrachten; denn am Tage nach

demselben verbrannten die Katholiken ihrerseits die Bänke im protestantischen Betsaale und bald erfolgten in allen Provinzen ähnliche Auftritte. Die Regierung faßte den Beschluß, dem Unfuge Schranken zu setzen, die Bedingungen der Duldung genau zu bestimmen und dem Mißverstande des Juli-Edictes, sowie der Mißdeutung der von den Protestanten durch das Gespräch von Poissy erlangten Vortheile abzuhelfen. Sie berief zu diesem Zwecke eine Versammlung nach Saint Germain, deren Zustimmung der Verordnung, welche sie zu erlassen Willens war, Gewicht geben sollte. Zu dieser Versammlung wurden die Deputationen aller Parlamente, die Prinzen von Geblüt, die Groß-Kronbeamten, die anderen Staatsräthe und die Kabinets-Referenten (maîtres des requêtes) berufen. Sogar der Connetable, welcher schon ganz innig mit den Guisen verbunden war und den König von Navarra für die Katholiken zu gewinnen suchte, wohnte derselben bei, wenn er auch gegen das Ergebniß protestirte. Nur die Guisen erschienen nicht in ihr.

In dieser Versammlung erklärte die Königin, daß sie und ihr Sohn stets fest bei der alten Lehre verharren und nicht die geringste Aenderung oder Beeinträchtigung derselben gestatten würden, daß sie aber den Reformirten eine gewisse Duldung feierlich zusichern wollten. Ueber die Art dieser Duldung und die Schranken derselben erklärte sich der Kanzler l'Hôpital ausführlich. „Es handelt sich hier", sagte er, „nicht um die Religion, sondern um das öffentliche Wohl. Auch ein Excommunicirter hört nicht auf, Bürger zu sein; man kann mit solchen, die anderer Meinung sind, in Ruhe leben, wie wir in Familien sehen, wo die Katholiken nicht aufhören, diejenigen zu lieben, die von der neuen Religion sind." Die Königin selbst fügte zum Troste der Katholiken hinzu, daß Alles, was den Reformirten in dem der Versammlung vorzulegenden neuen Edicte zugestanden werde, ja nur für die Zeit gelten solle, in welcher die Religions-Angelegenheit noch durch kein allgemeines Concilium geordnet sei. Jenes Edict fand daher auch nur von Seiten des Connetable, des Marschalls von St. André und ihrer Partei Widerstand. Der Connetable ward bei dieser Gelegenheit gegen den alten Admiral Coligny so heftig, daß Beide, welche bis dahin als Verwandte und Freunde gelebt hatten, seitdem unversöhnliche Feinde waren. Das Edict wurde angenommen und am 17. Januar 1562 bekannt gemacht. Es ist unter dem Namen des Januar-Edicts oder des Toleranz-Edicts bekannt. Sein Inhalt war folgender: „Die Protestanten dürfen ihre Religion außerhalb des Umfanges der Städte frei üben und sollen, wenn sie sich ruhig verhalten, bei ihrem Gottesdienst durch die Parlamente geschützt werden. Alle Kirchen, heiligen Geräthe und Ornate aber, deren sie sich bemächtigt haben, sollen sie den Katholiken zurückgeben. Sie sollen außerdem die katholischen Feiertage beobach-

ten und dürfen bei ihren Zusammenkünften nicht bewaffnet erscheinen, die Edelleute ausgenommen. Ihre Prediger sollen sich des Schimpfens und Schmähens auf den Kanzeln enthalten und nicht auf Missionen umherziehen, sondern an einem und demselben Orte verweilen. Auch sollen die Prediger sich verbindlich machen, dem Wort Gottes und dem Symbol von Nicäa gemäß zu lehren, damit das Land nicht mit neuen Ketzereien erfüllt werde." Die Parlamente registrirten zwar dieses Edict, das Pariser that es aber erst nach langem Widerstande am 5. März mit dem Zusatze: „In Anbetracht der dringenden Nothwendigkeit, ohne die neue Religion zu billigen, und bis anders verfügt ist." Das burgundische Parlament (das von Dijon) weigerte sich und bat den Statthalter von Burgund, den Marschall Tavannes, um Schutz gegen die Königin, den Kanzler und die Prinzen. Der Marschall rühmt in seinen Denkwürdigkeiten, er habe sich um Religion und Staat dadurch verdient gemacht, daß er die Ausführung des Gesetzes mit Gewalt gehindert habe*). Der Connetable und der Herzog Franz von Guise waren entschlossen, sich dem Januar-Edicte mit den Waffen zu widersetzen.

Jetzt bemühten sich Papst Pius IV. und der König von Spanien, die französischen Angelegenheiten möglichst zu verwirren; der Erstere, um sein wankendes Ansehen in Frankreich neu zu stützen, der Zweite, um im Trüben zu fischen und die französischen Reformirten zu hindern, daß sie ihren Brüdern in den Niederlanden, die er grausam zu verfolgen im Begriff stand, Hülfe leisteten. Beide hatten zu diesem Zwecke am französischen Hofe Bevollmächtigte, denen keine der Eigenschaften abging, welche einen vollendeten Diplomaten, der bekanntlich auf die Moral mit Verachtung herabsehen muß, zum großen Staatsmanne machen. Vertreter des römischen Stuhles war seit dem Gespräche von Poissy der fürstliche Kardinal von Ferrara, Hippolytus von Este, welcher zur Zeit des Januar-Edictes die Königin Katharina von Medicis mit dem Netze päpstlicher Kabalen umschlang und auch den schwachen König von Navarra von seinem Bruder, dem Prinzen von Condé, trennte und zu den Guisen herüberbrachte. Der König von Spanien hatte als Gesandten den Perrenot de Chatonay geschickt, dessen Briefe uns tiefe Blicke in das Innere der verworrenen Händel jener Zeit thun lassen. Dieser sollte ganz insgeheim das Feuer schüren und

*) Das Edict ward auf eine gewissermaaßen militärische Weise dem Pariser Parlamente zum Einregistriren aufgedrungen, qui, sagt Tavannes, fut suivi des autres cours souveraines de France, hormis de celle de Bourgogne, où le dit enregistrement fut vertueusement empesché par le Sieur de Tavannes, lieutenant général, qui s'y opposa directement, dont il obtint beaucoup d'honneur.

die Königin auch den Katholiken verdächtig machen. Er war, wie seine Briefe zeigen, darin so glücklich, daß Katharina, der es nur um Herrschaft, nicht um die Religion zu thun war, bald rathsam fand, sich ganz von den Protestanten zu trennen. Der Kardinal von Ferrara, der spanische Gesandte und der päpstliche Nuntius, Prosper de St. Croix, hatten nämlich den König von Navarra durch die Aussicht gewonnen, daß er für das spanische Navarra durch den Besitz des Inselkönigreiches Sardinien entschädigt werden sollte, welches man ihm als eines der herrlichsten Länder schilderte. Die ihm dafür gestellte Bedingung war, daß er zur alten Religion zurückkehre. Anton, welchem an der Religion wenig gelegen war, ließ sich bethören, er erklärte, bei dem Religionsgespräch von Poissy sei die Richtigkeit der reformirten Lehre ganz unzweifelhaft an den Tag gekommen. Er schickte seine Gemahlin Johanna, welche stets eine eifrige und standhafte Protestantin blieb, nach Bearn zurück*), behielt ihren Sohn Heinrich, der noch ein Kind war, bei sich, versprach, denselben katholisch zu erziehen, und entfernte sich vom Hofe. Dadurch ward auch Katharina, mit welcher Anton die Vormundschaft über den jungen König theilte, genöthigt, den Admiral und die Chatillon's zu entlassen und sich der spanisch-päpstlichen Partei in die Arme zu werfen. Von diesem Augenblicke an herrschte im königlichen Rathe die letztere Partei, an deren Spitze das Triumvirat stand, auf dieselbe Weise, wie vorher die protestantische Partei in ihm geherrscht hatte; die Protestanten aber rüsteten sich unter dem Schutze des Prinzen von Condé; des Admirals und der Königin von Navarra, um die durch das Januar-Edict erlangten Rechte mit den Waffen zu behaupten.

Bei dieser Veränderung spielte Katharina ihre Rolle ganz meisterhaft, da sie immer noch den Schein einer Verbindung mit den Protestanten behielt, obgleich sie aus einem Schreiben des furchtbaren Königs Philipp von Spanien längst gesehen hatte, was er, der Papst, die Guisen und das Triumvirat eigentlich wollten. Philipp schreibt nämlich der Königin Katharina, deren älteste Tochter seit einigen Jahren seine Gemahlin war: Wenn sie fortfahre, Duldung zu üben, so werde er nicht im Stande sein, die Ketzerei, welche in Frankreich geduldet sei, von Spanien und den Niederlanden abzuhalten. Sie müsse ihr Königreich mit Feuer und Schwert von dieser Pest befreien, und dürfe gar nicht fragen, wie groß die Zahl dieser Pestkranken sei; er wolle sie bei

*) Standhaft war sie; daß sie aber gegen Katharina von Medicis die Aeußerung gethan habe, sie werde, wenn sie in der einen Hand ihren Sohn, in der anderen die Krone hielte, eher Beide ins Wasser werfen, als in die Messe gehen, ist eine Zeitungs-Ente. Als Beherrscherin des nördlichen Navarra gab sie übrigens nicht bloß Gesetze gegen Trunkenheit, Wucher und Hazardspiel, sondern sie wirkte mit großem Erfolg für Unterricht und allgemeine Wohlfahrt.

der Vertilgung derselben mit jeder Art Hülfe unterstützen, deren sie etwa bedürfen könne.

Herzog Franz von Guise und der Connetable hatten unterdessen, schon ehe der schwache König von Navarra ihnen den ganzen Hof von Fontainebleau nach Paris zuführte, auf die von Philipp angerathene Weise gegen die Protestanten gewüthet. Der Erstere nämlich, welcher schon seit dem November 1561 vom Hofe entfernt gewesen war, hatte sich mit seinem Bruder, dem Kardinal von Lothringen, nach Zabern begeben, um die deutschen Lutheraner zu bewegen, daß sie den Reformirten, wenn man in Frankreich über sie herfalle, keine Hülfe leisteten. Beide Guisen hatten deshalb den Herzog Christoph von Würtemberg zu sich gebeten und dieser war in Begleitung mehrerer Theologen, darunter Brenz und Jakob Andreä, am 15. Februar zu ihnen nach Zabern gekommen, weil der Kardinal sich erboten hatte, mit diesen Männern ein Religions-Gespräch über Luther's Lehre zu halten. Der gute Herzog Christoph ließ sich täuschen. Er staunte, als der Kardinal seine Billigung der Augsburgischen Confession aussprach und Sätze zugab, welche von Calvin und Beza geleugnet wurden; er trat in nähere Verbindung mit den Guisen*). Fast zu gleicher Zeit erhielt Herzog Franz ein officielles Schreiben vom Könige von Navarra, der sich nun völlig von seinem Bruder, von den Chatillon's und von den Protestanten losgemacht und mit der spanischen Partei vereinigt hatte. In diesem Schreiben befahl König Anton als Reichsstatthalter dem Herzoge und bat ihn zugleich als Freund, mit seiner ganzen Garde-Reiterei (compagnie d'ordonnance) und allen reisigen Freunden, die er um sich sammeln könne, zu ihm zu kommen, damit er die katholische Religion und die Stadt Paris rette. Der Herzog säumte keinen Augenblick, Folge zu leisten, und fand (Anfang März 1562) schon vier Stunden von Joinville in der kleinen Stadt Vassy in der Champagne (Departement Haute-Marne) Gelegenheit, den Fanatismus seiner Glaubensgenossen mit dem Schwerte zu unterstützen.

Das Städtchen Vassy gehörte zum Witthum der Maria Stuart, welches ihre Großmutter, Antoinette von Bourbon, die Mutter der Guisen, verwalten ließ. Der Letzteren war es höchst anstößig, daß die Protestanten in Vassy nicht weit von der Pfarrkirche in einer Scheune gottesdienstliche Versammlungen hielten. Außerdem war der Bischof von Chalons, der sich mit zwei Theologen nach Vassy begeben hatte, um mit dem reformirten Prediger zu disputiren, von den dortigen Protestanten verhöhnt und verspottet worden. Nun richtete der Herzog von Guise, dessen Mutter von den Bürgern nur die Mutter der Ty-

*) Vergl. über diese Verhältnisse den Abschnitt „Christoph und Frankreich" im 2. Bande von Bernh. Kugler „Christoph, Herzog zu Würtemberg", Stuttgart 1872.

raunen genannt wurde, seine Reise so ein, daß er, der Oheim der Herrin von Vassy, gerade am Sonntage durch diese Stadt kam und während des protestantischen Gottesdienstes an der Kirche abstieg, um die Messe zu hören. Er selbst freilich hat die Absichtlichkeit seines Eintreffens später entschieden abgeleugnet. Der Pfarrer und der Richter des Ortes brachten ihm ihre Klage über das Singen und Predigen der Protestanten in der Nähe ihrer Kirche vor. Der Herzog schickte sogleich den jungen de Brosses und zwei Pagen ab, um den Prediger und die Aeltesten der Protestanten vor sich zu bescheiden. Diesen Abgeordneten schlugen die Protestanten das Thor der Scheune vor der Nase zu. Die Pagen klopften und lärmten hierauf mit Ungestüm, und wurden dafür von denen, welche der Predigt beiwohnten, mißhandelt. Nun eilten der Vater des jungen de Brosses und Guise selbst mit ihren Dienern herbei; aber auch sie wurden durch Steinwürfe verwundet. Jetzt fielen aber die Soldaten über die zum Gottesdienst versammelten Bürger her, unter denen sich nur zwei Bewaffnete, dagegen Frauen und Greise befanden; 60 Personen wurden niedergehauen und viele verwundet. Es hieß, der Herzog von Guise habe damals dem Richter des Ortes, welcher das Januar-Edict anführte, geantwortet, er wolle dasselbe mit dem Schwerte durchhauen. *)

Katharina von Medicis und der König von Navarra, den der spanische Sprößling der Granvella's und der Herzog von Alba, der Nuntius und nach seinen eigenen Briefen auch der Legat Hippolytus von Ferrara ganz in ihrer Gewalt hatten, verweilten, nachdem die Prinzen und die Chatillon's sich von ihnen getrennt hatten, zuerst in Monceaux und dann in Fontainebleau. Die Königin stellte sich anfangs, als wenn sie sich dem Einzuge des Herzogs von Guise, seiner beiden Genossen und der ganzen fanatischen Bande widersetzen wollte. Sie ließ die Gesandtschaft der Protestanten, welche über das Blutbad von Vassy Beschwerde führen sollte, vor sich, und ertheilte dem Redner derselben, Theodor de Beza, eine freundliche Antwort. Dagegen wurden diese Gesandten vom König Anton von Navarra, dessen Charakter und dessen Abfall das Volk in Gassenhauern verspottete, **) sehr hart angefahren. Auch Anton begab sich mit dem ganzen Hofe nach Paris, sobald am 16. März die Guisen daselbst einen triumphirenden Einzug gehalten hatten. Die Königin aber nahm die Miene an, als wenn Anton und die Guisen sie mit Gewalt dahin gebracht hätten und als wenn Alles,

*) Im Jahr 1862 hatte der Erzbischof von Toulouse die Absicht, den 1. März als 300jährigen Jubeltag der Mordscene von Vassy öffentlich kirchlich feiern zu lassen.

**) Caillette (das alte Weib) a tourné sa jaquette.

was fortan gegen die Protestanten geschehe, ganz wider ihren Willen sei, wie denn auch unstreitig ihr Kanzler es nicht billigte. Um jene Zeit griffen Condé und seine Freunde an allen Enden des Reiches zu den Waffen, da der Connetable und der Marschall von St. André sich ausdrücklich geweigert hatten, die im Namen des Königs ihnen ertheilten Befehle zu vollziehen, nach welchen sie das Januar-Edict befolgen und die Protestanten im Gebrauche ihrer Bethäuser vor den Thoren nicht stören sollten. Der Connetable schämte sich nämlich nicht, an der Spitze von Truppen, welchen der ganze von Mönchen aufgehetzte Pöbel folgte, vor die Thore St. Antoine und St. Marceau zu ziehen und die beiden vor denselben gelegenen Predigthäuser der Protestanten zu zerstören. Er ließ die Bänke, die Kanzel und alles Uebrige in den Häusern verbrennen und zog, wie wenn er etwas Großes vollbracht habe, triumphirend in Paris ein. Die Protestanten nannten ihn daher von dieser Zeit an nur den Feldherrn Bankbrenner (capitaine brule-bancs).

Jetzt begann der Bürgerkrieg, weil alle dem Protestantismus gewogenen Großen sich um Condé und Coligny sammelten, den Ersteren für ihr Haupt erklärten und die Behauptung aussprachen, der König und seine Mutter, ja auch der armselige Anton von Navarra seien in der Gewalt der Guisen, des Connetable von Montmorency und des Marschalls von St. André und folglich gewissermaaßen Gefangene. Die Protestanten besetzten Toulouse, Lyon, Bourges und Orleans und machten aus der letzten Stadt ihren Waffenplatz, waren aber doch dem fanatisirten Heere der Katholiken bei Weitem nicht gewachsen. Wir wagen nicht, in eine allgemeine Geschichte die sehr verworrenen Händel der Protestanten und Katholiken Frankreichs aufzunehmen; wir wollen nur einige Punkte hervorheben, welche für den Gang der späteren Begebenheiten wichtig sind. Wir gehen dabei von der Ansicht aus, daß der 8. April 1562 der Tag ist, an welchem öffentlich erklärt ward, daß die Einheit der Regierung aufgehört habe, daß der König Parteihaupt geworden sei, und daß zwei Heere einander gegenüber ständen, um im Kampfe zu entscheiden, wer eigentlich Regent sei. Vom 8. April 1562 ist nämlich das Kriegs-Manifest des Prinzen von Condé oder, wie dieser es nannte, die Declaration datirt, in welcher Condé die Gründe angibt, die ihn und seine Glaubensgenossen nöthigten, die Pariser Regierung mit den Waffen zu bekämpfen. Diese Regierung, sagt Condé in dem Manifest, hat aufgehört national und rechtmäßig zu sein, sie ist offenbar in der Gewalt des spanischen Gesandten, des Nuntius und des Legaten, und in derselben führen die fremden lothringischen Prinzen (die Guisen) die Hauptstimme. Condé fügt deshalb auch am Schlusse hinzu, er sei bereit, sich zurückzuziehen und die Waf-

fen niederzulegen, wenn die Feinde seiner Religion ein Gleiches thun würden*).

Da die Protestanten behaupteten, der König und seine Mutter seien Gefangene des Triumvirats, so hatte die Letztere schon am 7. April ihrerseits öffentlich bekannt machen lassen, es sei falsch und erlogen, daß sie, wie Condé und der Admiral behaupteten, gefangen gehalten werde. Am 11. April ließ die Regierung noch weiter verkündigen, daß sie auch das Duldungs-Edict vom Januar aufrecht erhalten wolle und daß nur Paris von der Wirkung desselben ausgenommen sein solle. Die Protestanten dagegen schlossen an demselben Tage nach dem Genuß des Abendmahls einen Bund und stellten den Prinzen von Condé unter dem Titel „Schützer und Vertheidiger der Krone" an die Spitze eines aus den vornehmsten protestantischen Landherren bestehenden Rathes. Diese Landherren, welche in ihren Städten Truppen hielten, waren: die drei Chatillon's, der Prinz Porcien aus dem Hause Croui, der Graf de la Rochefoucauld, der Vicomte von Rohan, der Graf Montgomery de Lorges, Graf von Grammont, Soubise, Vaudray, Herr von Moui, Raguier, Herr von Esternai und die beiden Brüder Genlis und Ivoi. Diese protestantischen Notablen richteten sogleich eine Steuererhebung und Verwaltung, sowie eine Heerordnung und Rekrutenaushebung ein, erklärten, alle Blasphemie, Gewaltthätigkeit und Plünderung abstellen zu wollen, und sorgten für fanatische Prediger, welche durch ihre Reden die religiöse Begeisterung der Bewohner des südlichen Frankreich bis zur Wuth steigern mußten. Die Anleitung dazu ward von Beza gegeben, der sich vom Anfange des Krieges an im Heere befand; denn seine Predigten waren so heftig, daß man ihn sogar beschuldigte, er habe zum Morde der Guisen aufgefordert, was er jedoch stets sowohl in Schriften als mündlich zu widerlegen gesucht hat.

In Guyenne unterdrückte der Marschall Blaise de Montluc durch entsetzliche Grausamkeiten die Bewegung; in allen großen Städten des Südens floß das Blut in Strömen und von beiden Seiten wurden unerhörte Gräuel begangen, welche um nichts besser, ja zum Theil ärger waren, als die von 1793**). Da die Guisen die Unterstützung des Herzogs von Savoyen durch Aufopferung der Plätze erkauften, welche die

*) Il demandoit qu'on enjoignit aux Sieurs de Guise, Connétable, maréchal de St. André, de se retirer en leurs maisons, ajoutant qu'encores que lui Seigneur Prince ne soit de ce rang pour estre envoyé en sa maison, d'autant qu'il a ceste honneur d'estre Prince du sang, il offre s'y retirer volontiers et faire désarmer toute la compagnie, qui est avec lui.

**) Ein Richter ließ seinen Sohn aufhängen, ein Bruder seine Schwester mit brennendem Speck beträufeln und dann verbrennen; Hunderte wurden in Kalköfen verbrannt, geblendet, lebendig begraben; Frauen, die der Niederkunft nahe waren, riß man die Kinder gewaltsam aus.

Franzosen noch in dem Lande desselben besaßen; da ferner die Königin, um elende 100,000 Dukaten (écus) vom Papste zu erhalten, diesem förmlich zugestehen mußte, daß sein Nuntius und sein Legat das große Wort im Rathe führten und auf der Entfernung des Kanzlers l'Hôpital und des duldsamen Bischofs Montluc von Valence bestanden, so folgte auch der Prinz von Condé ihrem Beispiele. Wie nämlich die Katholiken sich an Philipp II. von Spanien wandten, so suchten die Protestanten bei der englischen Königin Elisabeth Hülfe, obgleich damals England mit Frankreich im Frieden war. Man bot den Engländern an, sie in den Besitz von Havre de Grace zu setzen und ihre Truppen in Rouen und Dieppe einzulassen; dafür sollten sie ein Heer von 6000 Mann in die Normandie senden und den Reformirten 140,000 Dukaten Subsidien zur Führung des Krieges geben. Dieser Vertrag wurde am 20. September 1562 abgeschlossen; die Königin Elisabeth erließ nachher ein Manifest, worin sie vor Gott und Menschen erklärte, sie habe keinen anderen Zweck, als die loyalen Unterthanen ihres Bruders Karl's IX. gegen Unterdrückung zu schützen. Man brauchte das englische Geld, um die Deutschen und Schweizer, die man werben ließ, bezahlen zu können. Uebrigens vertrösteten Coligny und Condé ihre Partei darauf, daß sie mit Zürich und Bern in Unterhandlung wären, daß ihnen der Kurfürst von der Pfalz und der Pfalzgraf von Zweibrücken, sowie Brandenburg, Sachsen (dieses war jedoch zu lutherisch, um den Calvinisten beizustehen), der wackere Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog von Würtemberg Truppen versprochen hätten.

Paris verwandelte sich inzwischen förmlich in ein katholisches Lager; die Bürger wurden bewaffnet, die Gemeindevorstände erklärten sich in Permanenz, man brachte Ketten zur Sperrung der Straßen an, sämmtliche Beamte mußten sich mit Zeugnissen über ihre Gläubigkeit versehen; die Hugenotten erhielten Befehl, innerhalb 24 Stunden die Hauptstadt zu verlassen; Bilder wurden ausgegeben, auf denen dargestellt war, wie die Reformirten den Mönchen die Eingeweide ausreißen und das Abendmahl den Schweinen vorwerfen. Ein Befehl, über die Protestanten herzufallen und sie todtzuschlagen, wurde jeden Sonntag in der Kirche verlesen.

Das katholische und das protestantische Heer standen an der Loire gegen einander im Felde, das Erstere, um die Stadt Orleans zu erobern, das Andere, um sie zu vertheidigen. Nur die Waffen konnten entscheiden; dennoch wurden neue Unterhandlungen eingeleitet. Dabei bediente Katharina sich des beschränkten Königs Anton, um dessen Bruder zu täuschen. Ihr lag daran, das Triumvirat vom Hofe zu entfernen; auch entließ sie dasselbe, während unterhandelt wurde, wirklich. Die Pro-

testanten wollten Zeit gewinnen, bis sie Engländer und Deutsche an sich ziehen könnten. Es war also beiden Theilen mit dem Frieden nicht Ernst. Auch blieben die Unterhandlungen erfolglos. Ein von Condé versuchter, aber gescheiterter Ueberfall des königlichen Heeres, welches gegen Orleans vorgerückt war, nöthigte die Königin, die Triumvirn zurückzurufen und durch das Parlament ein furchtbares Edict gegen alle Anhänger des Admirals, seiner Neffen und des Prinzen Condé, als gegen Räuber, Mörder und Heiligthumsschänder ausgehen zu lassen*). Von den in diesem Edicte angedrohten Strafen sollten auf Befehl der Königin nur Condé und diejenigen ausgenommen sein, welche innerhalb einer gewissen Frist die Waffen niederlegten.

Der Anfang des Krieges war sehr ungünstig für die jetzt endlich völlig rebellischen Protestanten, deren Heer aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzt war; denn alle die Landherren, welche mit ihren eigenen Truppen ausgezogen waren, schienen, durch das erwähnte Edict erschreckt, sich auf ihre Güter zurückziehen zu wollen. Sie überließen, je nachdem das königliche Heer weiter gegen die Loire vorrückte, die Städte ihrem Schicksale und zogen zu dem einen Thore hinaus, während Guise oder, wie es hieß, der König Anton in das andere einzog. Die Königin und ihr Kanzler beförderten die Auflösung des protestantischen Heeres dadurch, daß sie allen Abziehenden Verzeihung zusicherten und auch Wort hielten. Der Herzog Franz dagegen ließ in allen Städten, welche er einnahm, auch wenn sie capitulirt hatten, einige Tage hindurch plündern und morden. Tours und Blois wurden zuerst auf diese Weise behandelt. In Tours ließ Montpensier eine nicht unbedeutende Anzahl von Weibern und Jungfrauen hinrichten, welche der evangelischen Lehre nicht entsagen wollten. Bourges widerstand hartnäckiger, bis Anton von Navarra und der junge König von Frankreich selbst vor der Stadt erschienen; dann capitulirte die Stadt am 31. August 1562. Ungeachtet dieser Capitulation mußten alle Reformirten die Stadt verlassen und viele derselben wurden, als sie abzogen, niedergehauen. Poitiers war schon am 1. August durch den Marschall von St. André mit Sturm eingenommen worden.

*) Sont déclaré, heißt es, rebelles, ennemis de dieu et de la couronne de France, perturbateurs du repos publique, criminels de lèze majesté divine et humaine tous ceux, qui par forme d'hostilité sont en armes contre le roi; les villes d'Orléans, Lyon, Rouen, Poitiers, Bourges, qui ont pillé, saccagé et demoli les lieux saints, brulé les reliques, abbattu les croix, dérobé et profané des calices et autres vases sacrés, violé les sepulcres des rois, princes, ducs, comtes et seigneurs particuliers, saisi les deniers publics, saccagé les villes, bourgs et villages, ensemble leurs fauteurs, complices et adhérens, leurs biens seront confisqué et il est enjoint aux officiers de la justice de les saisir du corps et de les constituer prisonniers partout où ils pourraient être arrêtés.

Während die Katholiken diesseit und jenseit der Loire wütheten, durchzog ein protestantisches Heer unter Montgomery (demselben, durch den Heinrich II. getödtet worden war) die ganze Normandie. Dieses Land war als einer der Hauptsitze des Protestantismus fast ganz in der Gewalt der Protestanten und bereits waren auch die Engländer mit dem ersten Transport ihrer Hülfstruppen dort erschienen. Es war daher von der größten Wichtigkeit, daß die königlichen Truppen, welche vor Orleans lagen, an die Seine zogen, ehe die normannischen Städte den Engländern übergeben wurden. Dieses Heer war noch dazu von einer anderen Seite her bedroht; denn die deutschen Truppen, welche den Protestanten versprochen waren, begannen sich am Rhein zu sammeln, so daß man eine Heeresabtheilung in die Champagne schicken mußte, um ihnen den Weg zu verlegen. Die Belagerung von Orleans wurde daher in eine Einschließung verwandelt und das dort stehende große Heer in verschiedene Abtheilungen getheilt. Die eine derselben ging über die Loire und besetzte alle Orte, von welchen Verstärkungen oder Lebensmittel hätten kommen können. Eine andere zog unter dem Marschall von St. André in die Champagne, um den heraufkommenden Deutschen, denen man sich ihrer Zahl wegen im Felde nicht entgegenstellen konnte, so viele Hindernisse als möglich in den Weg zu legen. Das Hauptheer endlich wandte sich unter Franz von Guise in die Normandie und begann seine Unternehmungen mit der Belagerung von Rouen, welche Stadt einer seiner Brüder, der Herzog von Aumale, schon seit mehreren Monaten eingeschlossen hatte.

Der Kardinal von Lothringen trennte sich damals von seinem Bruder, dem Herzog Franz, um denselben nie wieder zu sehen. Er reiste unter dem Vorgeben, auf dem allgemeinen Concilium den Religions-Streit auszugleichen, nach Trident, von wo er nachher erst nach seines Bruders Tode zurückkehrte. Der Letztere fand bei der Belagerung von Rouen, zu welcher er auch den Generalstatthalter und den jungen König kommen ließ, bedeutenden Widerstand, da die Bürger und Soldaten unter Montgomery's Leitung die Stadt mit großer Tapferkeit vertheidigten. Er mußte sich daher wider Willen zum Stürmen entschließen. Ende October nahm er auf diese Weise Rouen ein. Die zweite Stadt des Reiches wurde damals acht Tage lang dem Morden, dem Rauben und der Lust der rohen fanatischen Horden, aus welchen das Belagerungsheer bestand, preisgegeben. Darauf sprach das Parlament von Rouen, das sich nach Louviers zurückgezogen hatte, noch eine Reihe von Todesurtheilen aus; der Prediger Marlorat wurde auf einem Brett an den Galgen geschleift. Uebrigens kostete die Eroberung von Rouen dem König Anton von Navarra das Leben; er hatte in einem Laufgraben eine Wunde erhalten, diese ward in Folge eines bösartigen Fiebers

tödtlich und er starb am 17. November 1562, noch in seinen letzten Augenblicken von den Citronenwäldern Sardiniens phantasirend; er war 44 Jahre alt geworden. Sein Tod öffnete dem Herzoge von Guise den Weg zu der Generalstatthalterschaft. Aber auch die Protestanten gewannen durch dieses Ereigniß: denn Anton's Wittwe, eine eifrige Freundin derselben, verwaltete fortan völlig selbstständig die Besitzungen ihres Sohnes, des nachherigen Königs Heinrich IV., und erhielt denselben beim protestantischen Glauben, obgleich der junge Prinz sich stellen mußte, als wenn er Katholik wäre, da Katharina ihn bei sich behielt und ihm wegen seines Witzes viele Zuneigung bewies.

Die Sache der Protestanten stand damals nicht blos in der Normandie, sondern auch in Guyenne sehr schlecht; auch in der Provence und in Dauphiné unterlagen sie und wurden grausam mißhandelt. Diese Lage der Dinge brachte, verbunden mit der Besorgniß, daß Franz von Guise an Anton's Stelle Generalstatthalter des französischen Reiches werden würde, die mächtigsten deutschen Fürsten zu dem Entschlusse, ihren Glaubensgenossen endlich ernstlich zu helfen. Leider müssen wir jedoch bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Deutschen, welche in diesem furchtbaren Kriege sich beiden Theilen als Miethlinge verkauften, sehr wenig Rücksicht darauf nahmen, wem sie ihre Hülfe leisteten, wenn sie nur gut bezahlt wurden. Der Rheingraf Philipp und ein Herr von Rockendorf dienten, obgleich sie Protestanten waren, fortwährend den Königen von Frankreich und verachteten die über sie ausgesprochene Reichsacht. Die meisten von den Reitern und Landsknechten, welche Beide den Katholiken zuführten, waren, wie Castelnau berichtet, Protestanten. Die deutschen Herren, welche mit Kriegsleuten Handel trieben, sagten zwar dem Herrn von Castelnau, der für die französische Königin Truppen warb, gerade heraus, daß sie sehr ungern gegen ihre Glaubensgenossen dienten; sie thaten es aber doch, weil dies, wie Castelnau im Einzelnen nachweist, den ritterschaftlichen Führern sehr viel Geld einbrachte. Die protestantischen Fürsten Deutschlands waren lange unentschlossen gewesen, ob sie ihren französischen Glaubensgenossen Hülfe schicken sollten; namentlich war es den Guisen gelungen, den wackern Herzog Christoph so lange mit dem Schein guter Gesinnungen hinzuhalten, bis eine Täuschung nicht mehr möglich war. Endlich faßten Hessen, Pfalz und Würtemberg den Beschluß, eine Schaar von Reitern und Landsknechte zu senden. Die Franzosen sagen, dies sei erst dann geschehen, als Coligny und Condé die englischen Subsidien erhalten hätten; allein es steht außer Zweifel, daß Hessen, Würtemberg, Pfalz und Baden auch hunderttausend Gulden baar gaben. Der Prinz von Condé hatte, um Hülfe aus Deutschland zu erhalten, den gelehrten, beredten und angesehenen Bischof Spisame, welcher sein Bisthum auf-

gegeben hatte und Protestant geworden war, abgeschickt, und dieser hielt auf demselben Reichstage zu Frankfurt, auf welchem Kaiser Ferdinand's Sohn Maximilian zum römischen König erhoben wurde, eine uns aufbewahrte Rede*), welche Wunder wirkte. Er setzte durch, daß alle diejenigen, welche den Guisen Truppen zuführten, mit der Reichsacht belegt wurden. Er war es auch, welcher die Hülfstruppen der von ihm gewonnenen Fürsten den französischen Protestanten zuführte. Dies verdient hier erwähnt zu werden, weil Spisame ebenso ein Flecken in Beza's Geschichte geworden und geblieben ist, wie Servet in der Geschichte Calvin's. Der Letztere ließ bekanntlich den spanischen Protestanten Servet als Ketzer verbrennen; Beza aber ward beschuldigt, daß er aus Eifersucht auf Spisame's Talente diesen des politischen Verrathes angeklagt habe, worauf derselbe im März 1566 zu Genf enthauptet wurde. Daß Spisame in Genf hingerichtet ward, ist ausgemacht; wir lassen es aber dahingestellt sein, ob er wirklich ein Opfer der Eifersucht der protestantischen Geistlichen war, welche nicht weniger Herrschsucht, Härte und Fanatismus besaßen, als die katholischen. Wir wollen nicht einmal behaupten, daß Spisame ganz unschuldig gewesen sei. Jedenfalls benahm sich aber Beza bei dieser Veranlassung unedel und unevangelisch. Er machte nach der Hinrichtung Spisame's ein witziges Epigramm, in welchem er den unglücklichen Mann darüber verspottet, daß er, um sich verheirathen zu dürfen, ein Bisthum aufgeopfert habe.

Hessen hatte sich erboten, gegen neuntausend Mann zu stellen; allein die beiden Hauptleute, welche die Führung derselben erhielten, Johann von Ratzenberg und Friedrich von Schlichten, ließen sich von den französischen Gesandten bestechen und wollten erst im Frühjahr 1563 ziehen. Der Landgraf Philipp schalt sie deshalb Sommersoldaten und setzte seinen tüchtigen Hofmarschall, Friedrich von Rollshausen, an ihre Stelle. Dieser lagerte sich um dieselbe Zeit bei Bacharach, als die in Schwaben Angeworbenen über Straßburg in das Elsaß zogen. Hier übernahm d'Andelot die Führung der Letzteren und die Hessen schlossen sich dann an diese an. Der Marschall von St. André, welcher in der Champagne lag, war zwar nicht stark genug, ein Heer von beinahe neuntausend Mann Deutschen aufzuhalten; er hatte aber alle Wege verdorben und die Vorräthe theils vernichtet, theils in die festen Orte geschafft. Man hat daher auch den Marsch d'Andelot's, welcher sein Heer nicht durch die Champagne, sondern durch Lothringen und Burgund nach Orleans führte, als eine sehr ausgezeichnete Kriegsthat gepriesen. Uebrigens lieferte ihm der nächste Anverwandte der Guisen, der Her-

*) Observations sur Castelnau IV. 4.

zog Karl III. von Lothringen, reichlich Lebensmittel, wahrscheinlich um sich nicht die Rache der deutschen Fürsten zuzuziehen.

Als diese Hülfstruppen am 6. November sich mit dem Heere der Protestanten vereinigt hatten, wollte der Prinz von Condé die Abwesenheit des Heeres, welches Rouen erobert hatte, zu einer Ueberrumpelung der Stadt Paris benutzen. Dies mißlang ihm aber. Hätte er gleich nach seiner Ankunft vor Paris einen kühnen Angriff unternehmen können, so wäre die Stadt vielleicht von ihm besetzt worden; allein anfangs war d'Andelot mit dem deutschen Heere noch nicht bei ihm eingetroffen, und nachher ließ er sich von der Königin und ihrem Kanzler, welche bald die Protestanten, bald die Guisen begünstigten, stets aber vom spanischen Gesandten und vom Nuntius geleitet wurden, durch Unterhandlungen hinhalten. Als seine Gegner die erwarteten Verstärkungen erhalten und in Paris aufgenommen hatten, war es ihm nicht mehr möglich, mit einem schlecht bezahlten Heere eine große Stadt anzugreifen oder auszuhungern. Jetzt wurde daher der vom Admiral ertheilte Rath angenommen, in die Normandie zu ziehen, um englisches Geld zur Bezahlung der Reiter und englische Hülfstruppen zu erwarten. Das königliche Heer folgte dem protestantischen auf dem Fuße nach. Beide marschirten hierauf eine zeitlang fast neben einander an den Ufern der Seine her. Doch hatten die Protestanten, welche ganz unbemerkt von Chartres abgezogen waren, den Vorsprung, bis endlich Condé die etwa 16 Stunden von Paris entfernte Stadt Dreux zu überfallen suchte und dadurch so aufgehalten ward, daß das Heer der Triumvirn ihn ereilte. Diese setzten dann über die Seine und verlegten ihm den Weg.

Die drei Herren erkannten, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, ein entscheidendes Treffen zu liefern; sie wagten dies aber nicht eher, als bis die Königin, welche noch immer die Guisen durch die Protestanten, mit denen sie insgeheim Briefe wechselte, im Zügel halten wollte, den ausdrücklichen Befehl dazu gegeben hatte. Sie hatten den Herrn von Castelnau, dessen Denkwürdigkeiten für die Geschichte jener Zeit von großer Bedeutung sind, abgesendet, um den Befehl der Königin zu holen, und die Worte, welche dieser der Letzteren in den Mund legt, beweisen, wie dieselbe immer noch die Schuld des entsetzlichen Religions-Krieges von sich abzuwälzen suchte und ihrem italienischen Schaukelsystem getreu blieb *). Daß übrigens die Königin damals die

*) Quelle s'esmerveilloit, comme les dits connestable, duc de Guise et Sainct André estans bons capitaines, prudens et experimentés envoyoient demander conseil à une femme et à un enfant pleins de regrets. de voir les choses en telle extremité, que d'être reduites aux hasards d'une bataille civile.

frühere Amme des Königs, eine Bauersfrau und Protestantin, die man am Hofe beibehalten hatte, befragte und den Rath derselben befolgen hieß, glauben wir dem Herrn von Castelnau nicht unbedingt nacherzählen zu müssen, obwohl es zu ihrem theils ungläubigen theils abergläubigen Wesen recht wohl paßt. Das Treffen ward am 19. December 1562 16 Stunden von Paris nicht weit von Dreux geliefert; die Protestanten hatten doppelt so viel Reiterei als die Katholiken, diese waren aber ihren Feinden an Fußvolk um das Dreifache überlegen. Nicht ohne Zögern schritt man zu dieser ersten, im offenen Felde zu liefernden Action im Bürgerkrieg; auch fiel das Treffen sehr blutig aus. Es schien anfangs so sehr zu Gunsten der Protestanten zu entscheiden, daß die Königin 24 Stunden lang Alles für verloren hielt und gesagt haben soll: „wir werden wohl künftig auf Französisch beten müssen." Der Marschall von St. André und der Connetable waren nämlich mit ihren Heeresabtheilungen bereits geschlagen worden. Allein der Herzog von Guise, welcher den Oberbefehl abgelehnt hatte und eine dritte Abtheilung anführte, wartete, bis der Prinz von Condé den Sieg zu heftig verfolgte, und fiel dann mit seinen bisher ganz unbeschädigt gebliebenen Truppen über die müden und in Unordnung gerathenen Gegner her. Er erfocht einen vollständigen Sieg, und der Prinz von Condé selbst wurde gefangen.

Seit diesem Treffen ward der Herzog von Guise als das alleinige Haupt der fanatisch katholischen Partei angesehen, welche alle Protestanten und ihre Schützer tödlich haßte und der Königin Mutter durchaus nicht traute; denn der Connetable und der Marschall von St. André traten damals vom Schauplatze ab. Der Connetable war, als er voreilig angriff, von seinem Neffen, dem Admiral, gefangen genommen worden. Der Marschall von St. André aber, der ihm mit seinen Truppen zu Hülfe eilen wollte, gerieth unter sein Pferd und ward nicht allein ebenfalls gefangen, sondern er verlor auch sein Leben. Er begegnete nämlich, als er abgeführt wurde, seinem persönlichen Feinde Bobigny, und dieser tödtete ihn zum großen Verdruß derer, die ihn gefangen und ein großes Lösegeld zu erhalten gehofft hatten, kaltblütig und meuchelmörderisch durch einen Pistolenschuß. Dergleichen Gräuelthaten, an Einzelnen wie an ganzen Dörfern, Städten und Provinzen verübt, kamen in diesem unseligen Religions-Kriege überall täglich, ja stündlich vor, so daß die Nation in Barbarei zurück zu sinken schien. In beiden Heeren dienten deutsche Landsknechte und Schweizer, welche für Geld gegen einander fochten. Außerdem befanden sich einerseits im königlichen Heere 3000 Spanier und andererseits erwartete der Admiral, daß in der Normandie die Engländer sein Heer verstärken würden.

Der Letztere hatte schon auf dem Schlachtfelde von Dreux einen großen Theil des geschlagenen Heeres gesammelt und geordnet und wollte anfangs sogar das Treffen erneuern, um dem Herzog Franz den Sieg wieder zu entreißen; er besann sich aber nachher, als die deutschen Ritterschaaren (reisters) den Dienst verweigerten, eines Anderen und führte das Heer nach Orleans. Die Vertheidigung dieser festen Stadt überließ er gleich darauf seinem Bruder d'Andelot. Er selbst eilte, nachdem er an Condé's Stelle zum Haupte der Protestanten gewählt worden war, in die Normandie. Hier stellte er, während Franz von Guise Orleans einschloß, die Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen einigermaaßen wieder her. Was den Prinzen von Condé betrifft, so hatte zwar der Herzog von Guise unmittelbar nach der Gefangennehmung desselben sich sehr höflich gegen ihn bewiesen; er speiste mit ihm an einer Tafel, ja er bot ihm, da im Quartier sich nur ein Bett vorfand, die Hälfte desselben an. Der Sieger und der Gefangene schliefen in der That in der Nacht, die auf diesen blutigen Tag folgte, in einem Bett; ein Zug von Ritterlichkeit, den die Franzosen nicht genug zu preisen wissen. Am folgenden Tage aber übergab der Herzog den Prinzen dem grimmigsten Feinde der Protestanten, dem dritten Sohn des Connetable, Damville, der ihn auf die Burg Onzain bringen ließ. Dort ward Condé nach einem Befehle der Katharina, den man in den Observationen über Castelnau wörtlich findet, sehr hart gehalten und bewacht, bis Katharina einsah, daß sie sich seiner gegen die Guisen bedienen könne. Sie ließ ihn dann nach Chartres bringen und suchte ihn auf jede Weise zu gewinnen. Dem Connetable erging es besser; denn er ward sogleich nach Orleans gebracht, wo er, im Gewahrsam seiner Nichte, der Prinzessin von Condé, seine Auslösung ruhiger erwartete, als der heftige und ungeduldige Prinz die seinige.

Franz von Guise schien damals die Absicht zu haben, als Haupt der Katholiken, mit Hülfe Philipp's II. von Spanien und des Papstes, die beiden protestantischen Verwandten des jungen Königs, den Sohn Anton's von Navarra und den Prinzen von Condé, ganz zu verdrängen und sich und seine Familie dem Thron um einen Schritt näher zu bringen. Er begab sich nach seinem Siege zuerst nach Rambouillet, wo der Hof sich aufhielt und wo die Königin, so ungern sie es auch that, sich genöthigt sah, ihm die durch Anton's Tod erledigte Generalstatthalterschaft des Reiches zu übertragen. Gleich nachdem dies geschehen war, hoben jedoch sie und ihr Kanzler die protestantische Partei wieder etwas, um den Guisen ein politisches Gegengewicht zu geben. Es ward nämlich nicht nur denen, welche die Waffen niederlegen würden, Straflosigkeit zugesichert, sondern man erlaubte auch den Pro-

testanten, in Privathäusern Gottesdienst zu halten, wenn nur ihre Religion nicht öffentlich geübt würde.

Coligny bewies, daß er als Haupt der Protestanten im Stande sei, es mit dem Herzoge von Guise, welcher jetzt Dictator im Reiche war, aufzunehmen. Er war von Orleans, dessen Vertheidigung er seinem Bruder überlassen hatte, mit seinen Kerntruppen in die Normandie marschirt. Hier erhielt er nicht nur englisches Geld, um seine wegen ihres Soldes besorgten Deutschen zu befriedigen, sondern er ward auch mit Truppen unterstützt und eroberte zu seiner eigenen Ueberraschung die Stadt Caen. Dann begann er die Belagerung von Rouen. In dieser Stadt hatte der tapfere, aber prahlerische Gascogner Vieilleville, welcher nach St. André's Tode von der Königin zum Marschall gemacht worden war, Streit angefangen, wie er überall that; man hatte ihn nachher abgerufen und statt seiner den wackeren Marschall von Brissac geschickt, der sich im letzten Kriege mit Spanien in Oberitalien unsterblichen Ruhm erworben hatte. Brissac fand die Protestanten vor Rouen so mächtig, daß er den Herzog von Guise dringend auffordern ließ, die Belagerung von Orleans aufzuheben und ihm zu Hülfe zu eilen, Castelnau ward deswegen von der Königin an den Herzog von Guise geschickt; dieser bewies aber demselben durch den Augenschein, daß schon zwei Vorstädte sowie ein Brückenthurm von ihm besetzt sei und folglich Orleans nothwendiger Weise in wenigen Tagen fallen müsse. Die Königin willigte daher ein, daß ein Sturm auf Orleans unternommen werde, obgleich der Herzog ihr voraussagte, daß es auch dieser großen Stadt dabei so ergehen werde, wie es der Stadt Rouen ergangen war.

In diesem Augenblicke, wo das Schicksal des Reiches ganz und gar vom Leben des Herzogs Franz abhing, änderte ein Meuchelmord plötzlich die Lage der Dinge. Ein Edelmann aus Angouleme, Johann de Merey, dem man den Beinamen Poltrot gab, war lange in Spanien gereist, sah wie ein Spanier aus, daher man ihn auch Spagnoletto nannte, sprach das Spanische ganz fertig und war deshalb im Kriege mit Spanien als Spion gebraucht worden. Nachher war er mit Soubise nach Lyon gekommen, ein eifriger Protestant geworden und hatte sich dann in Genf, wie andere geflüchtete Edelleute, durch ein Handwerk ernährt. Er hatte sich durch die heftigen Reden Beza's und der anderen Prediger fanatisiren lassen und war auf den Einfall gekommen, den Krieg auf spanische Weise durch Ermordung des „Schlächters von Bassy" zu beendigen. Er war zum Schein katholisch geworden, hatte in Guise's Heer Dienste genommen und feuerte am 18. Februar 1563 aus einem Gebüsche auf den vorbeireitenden Herzog Franz ein mit drei vergifteten Kugeln geladenes Pistol ab. Der Schuß verwundete den

Herzog so gefährlich, daß derselbe schon am 24. Februar starb. Der Mörder ward gefangen und suchte durch seine Aussagen den Admiral, dessen Bruder d'Andelot und besonders Beza in seine Schuld zu ziehen. Da nun diese Männer in der That Unterhaltungen mit ihm gehabt und ihm sogar seiner Kundschaftsreisen wegen Geld gegeben hatten, so erhoben die Fanatiker der Katholiken ein furchtbares Geschrei gegen Coligny und Beza, obgleich die Letzteren in Reden und in eignen Rechtfertigungsschriften jeden mittelbaren oder unmittelbaren Antheil an dem Verbrechen mit Unwillen von sich ablehnten. Das Parlament verurtheilte den Mörder, mit glühenden Zangen gezwickt und von Pferden zerrissen zu werden. Uebrigens ward später des Ermordeten ältester Sohn, Heinrich, den Protestanten noch weit furchtbarer, als der Vater gewesen war.

Die herrschsüchtige Königin, welche damals schon längst mit Condé Unterhandlungen gepflogen hatte, gewann durch Guise's Tod vorerst am meisten. D'Andelot war in Orleans auf das Aeußerste gebracht worden, so daß ihm viel daran lag, durch eine Uebereinkunft mit der Königin einer Capitulation auszuweichen. Auch Condé und Montmorency waren der Gefangenschaft überdrüssig und wünschten frei zu werden. Man nahm daher die Vorschläge der Königin und ihres Kanzlers an, ohne sich daran zu kehren, daß der Admiral den Krieg fortzusetzen wünschte. Die ersten Verabredungen über einen abzuschließenden Frieden wurden zwischen der Prinzessin von Condé und der Königin Katharina getroffen, welche Beide bei ihren Parteien ungefähr die gleiche Stellung hatten. Sie machten nachher mit einander aus, daß zur Fortführung der Unterhandlungen sowohl der Connetable als der Prinz von Condé von denen, welche dieselben zu bewachen hatten, auf eine Insel in der Loire (l'isle aux boeufs) ganz nahe bei Orleans gebracht werden sollten. Bei dieser Conferenz verlangte der Prinz zunächst die strenge Beobachtung des Januar-Edictes, der Connetable wollte aber auf diese Forderung durchaus nicht eingehen. Man ward deshalb nur darüber einig, daß beide Gefangene gegen einander ausgewechselt werden sollten, damit Condé seine in Orleans eingeschlossenen Glaubensgenossen zum Nachgeben bereden könne.

Als Condé frei war, gelang es ihm zwar, sich durch die Belagerer durchzuhauen und in die Stadt Orleans zu kommen, nicht aber seine Glaubensgenossen nach seinem Wunsche zu stimmen. Er selbst war entschlossen, sich mit geringeren Zugeständnissen zu begnügen, als das Januar-Edict bot. Aber die Prediger, an die er sich zuerst wandte, überreichten ihm, 72 an der Zahl, eine Vorstellung, worin sie freie und gesicherte Uebung der Religion in den Orten, wo sie schon bestehe und wo man sie künftig verlangen werde, für unumgänglich erklärten. Er

verhandelte daher nicht weiter mit ihnen, sondern beschloß, sich an den Adel zu halten, der durch Vorrechte gewonnen werden konnte.

Er und die Königin verabredeten darauf eine neue Conferenz. Die Königin zog Damville und den Staatssecretär l'Aubespine zu, d'Andelot aber, der jetzt Condé's Stelle hatte, nahm St. Cyr und d'Aubigné zu sich. In der Conferenz dieser Herren wurde dann ein Friedensvertrag in der Form eines königlichen Edictes aufgesetzt, welches alle Parlamente ohne die geringste Aenderung einregistriren sollten. Schon am 18. März 1563 unterzeichnete der König dieses Edict, welches unter dem Namen des Edicts von Amboise bekannt ist. Es wurde als das Werk des gelehrten, patriotischen, mehr zur Milde als zur Strenge geneigten und für Recht und Gerechtigkeit unermüdet thätigen l'Hôpital gepriesen. Der Inhalt desselben lautete: „Der König gewährt bis zur Haltung eines freien Concils allen seinen Unterthanen volle Gewissensfreiheit. Alle Grafen, Barone und Gerichtsherren sollen innerhalb ihrer Gutsherrschaften für sich selbst, sowie für ihre Familien und Vasallen die neue Religion üben dürfen. Jeder Besitzer eines Lehens ohne Gerichtsbarkeit soll für sich und seine Familie dasselbe Recht in seinem Hause haben, vorausgesetzt, daß die Wohngebäude des Lehens weder in einer Stadt, noch in einem abgeschlossenen Flecken liegen. Der König erlaubt ferner, daß in allen Städten, in welchen vor dem 7. März 1563 freie Religions-Uebung statt gefunden hat, ein oder zwei Kirchen auf Kosten derer, welche darum nachsuchen, eingerichtet werden können. Jedoch sollen dazu auf keine Weise schon vorhandene Kirchen verwendet werden. Auch müssen alle Kirchen den Katholiken zurückgegeben werden, und zwar mit Allem, was zu ihnen gehört hat. Der König gestattet außerdem, daß in den unmittelbar unter einem Parlamente stehenden Gerichtsbezirken, mit alleiniger Ausnahme der Stadt und Umgegend (vicomté) von Paris, ein Ort angewiesen werde, an welchem alle Reformirten des Bezirkes unter obrigkeitlicher Aufsicht sich unbewaffnet versammeln und ihre Religions-Gebräuche, jedoch ohne Lärm und Aergerniß, verrichten können. Jeder soll überall in seinem Hause frei wohnen können, ohne wegen Gewissenssachen aufgesucht, belästigt oder vergewaltigt zu werden. Der König erkennt ferner seinen Vetter, den Prinzen von Condé, für seinen Verwandten und ihn sowie alle die, welche unter demselben gedient und seiner Sache angehangen haben, für getreue Unterthanen. Er glaubt und hält dafür, daß Alles, was neulich geschehen ist, in der besten Absicht und zu seinem Dienste geschehen sei. Er nimmt alle gegen des Prinzen Anhänger ausgesprochenen Verdammungsurtheile zurück und erläßt den Ersatz der Gelder, welche aus den Kassen seiner General-Einnehmer oder aus dem Schatze der Kirchen und Gemeinden genommen worden sind. Er ge-

bietet endlich Vergessenheit alles Geschehenen und will, daß ein jeder im Besitze seiner Güter und Stellen bleibe und seiner bürgerlichen Rechte genieße; aber er verbietet bei Strafe des Ungehorsams jede Verbindung mit fremden Mächten, jede Erhebung einer Steuer, selbst einer freiwilligen, und jedes Werben von Soldaten, wenn er nicht einen besonderen Auftrag dazu gegeben hat."

Wenige Tage nach der Bekanntmachung dieses Edictes, welches besonders darauf berechnet war, die Engländer und die Deutschen aus dem Reiche zu entfernen, zogen die Letzteren wirklich ab. Coligny, entrüstet über den Frieden, begab sich in Eile nach Orleans und sprach den dort Versammelten seine Ueberzeugung aus, daß die Edelleute von den versprochenen Vorrechten wenig Genuß haben würden und daß man Unrecht thue, die Armen und Geringen im Stich zu lassen; Condé aber berief sich auf geheime Zusagen vom Hof. Andererseits bot die Familie Guise, besonders der Kardinal und der Herzog von Aumale, Alles auf, um in Verbindung mit dem Nuntius und dem spanischen Gesandten die Parlamente aufzuhetzen, damit dieselben sich zunächst dem Eintragen des Duldungs-Edictes in ihre Protokolle, nachher aber der Mündigkeits-Erklärung des jungen Königs widersetzten. Sie gaben dabei vor, daß sie sich der Kinder ihres ermordeten Bruders annehmen müßten, obgleich die Königin alle Stellen, Ehren und Güter des Herzogs Franz, selbst die Groß-Hofmeisterstelle, den Söhnen desselben ertheilt hatte. Ihre eigentliche Absicht bestand darin, daß sie die Königin hindern wollten, die Ernennung eines Generalstatthalters zu umgehen. Franz hatte drei Söhne hinterlassen, den Herzog Heinrich von Guise, welcher nicht nur die Güter und Titel, sondern auch die Tapferkeit, die anderen großen Eigenschaften und den Fanatismus des Vaters erbte, Karl, Herzog von Mayenne, der dem Letzteren wenig glich, und Ludwig, welcher später Kardinal und Erzbischof von Reims ward; man nannte ihn später ebenso, wie seinen berühmten Oheim, Kardinal von Lothringen. Spanien, welches damals im Begriffe stand, die Religion und die Freiheit der Niederländer gänzlich zu vertilgen, konnte unmöglich zugeben, daß in Frankreich gesetzliche Duldung bestehe; es unterstützte daher den Widerstand der fanatischen Parlamente gegen das Edict von Amboise. Diese mußten sich freilich zuletzt entschließen, das Edict einzutragen; weil aber dabei der Zusatz gemacht wurde, es sei auf ausdrücklichen Befehl des Königs geschehen, so glaubten sie nicht verpflichtet zu sein, das Edict an ihre Untergerichte zu schicken. Die Stände von Burgund, welche der Herzog von Aumale leitete, erklärten geradezu, Frankreich könne so wenig zwei Religionen vertragen, wie der Himmel zwei Sonnen. Uebrigens wurden durch den Frieden von Amboise freilich Orleans und d'Andelot gerettet; da-

gegen konnten aber auch selbst Coligny und Condé sich schicklicher Weise nicht weigern, ihre Leute mit den königlichen zu vereinigen, als die Engländer die von ihnen besetzten Plätze der Normandie nicht räumen wollten. Warwick, welcher zu Havre de Grace lag, wurde mit ihrer Hülfe gezwungen, diese Stadt gerade in dem Augenblicke aufzugeben, in welchem die lange erwartete englische Flotte sich zeigte.

Da man der Königin Katharina zutraute, daß sie sich, sobald ihre Politik es erfordere, von den Fanatikern trennen werde, so hatte sich damals bereits in Guyenne und Languedoc eine ultramontane Verbindung gebildet, die wir für den Anfang oder für ein Vorbild der später in Heinrich's IV. Geschichte berüchtigten katholischen Ligue halten. Zwei Kardinäle nämlich und sechs oder sieben der angesehensten Landherren hatten einen Verein geschaffen, welcher mit Erlaubniß des Königs und unter der Aufsicht des Parlaments von Toulouse alle katholischen Geistlichen, Adeligen, Justiz-Beamten und Glieder des dritten Standes mit einander zur Herbeischaffung von Geld und von Leuten verbinden sollte, damit sie, wenn der Hof die Ketzer nicht verfolge, als Verein für den Glauben thätig sein könnten. Der Ausschuß des Bundes sollte Geld erheben, Truppen anwerben, für dieselben Hauptleute ernennen und die Ketzer mit ihren Gönnern und Beschützern so lange blutig verfolgen lassen, bis sie ausgerottet seien. Das Parlament von Toulouse hatte zu dieser gefährlichen ultramontan-aristokratischen Verbindung schon seine Zustimmung gegeben, als auf einmal das Friedens-Edict von Amboise die ganze Sache störte. Der Unwillen über den Frieden war daher sehr groß und die von den Pfaffen gebildete Verbindung dauerte im Verborgenen fort. Bald kamen auch die heiligen Brüderschaften im ganzen Reiche hinzu.

Für die herrschsüchtigen Plane der Königin Katharina und für die von ihr insgeheim begünstigten geheimen Verbindungen der Spanier und Papisten mit den Parlamenten und Fanatikern Frankreichs war es sehr wichtig, daß Katharina Gelegenheit erhielt, sich des Regentschafts-Rathes zu entledigen und die Regierung im Namen ihres Sohnes ganz allein zu führen. Sie bewirkte dies dadurch, daß sie die Regierung scheinbar ihrem Sohne übergab. Sie ließ nämlich ihren erst 13 Jahre und zwei Monate alten Sohn, Karl IX., für volljährig erklären. Dies geschah am 17. August 1563 auf feierliche Weise im Parlamente von Rouen, bei welcher Gelegenheit auch der junge König Heinrich von Navarra (nachher Heinrich IV.) seinen Platz unter den anwesenden Prinzen einnahm. Der Knabe konnte offenbar durch die Erklärung, daß er majorenn sei, nicht zugleich fähig gemacht werden, die gerade damals sehr schwierigen Staatsgeschäfte zu leiten. Er war nicht ohne Verstand und Anlagen, sprach gut und liebte die Litteratur; dabei

aber war er leidenschaftlich und im eigentlichen Sinne blutdürstig, so daß er nicht nur ganze Tage auf der Jagd zubrachte, sondern gern Thiere tödtete und ihre Eingeweide durchsuchte. Sein Haupt-Erzieher war Alberto Gondi aus Florenz, später Marschall von Retz, ein Mann, den Brantome als fein, schlau, verdorben und verlogen bezeichnet. Der Grund, warum Katharina ihren Sohn so übereilt für volljährig erklären ließ, bestand darin, daß sie dadurch der Erfüllung der Versprechungen, vermittelst deren sie den Prinzen von Condé bewogen hatte, auch ohne Coligny's Zustimmung den Frieden zu schließen, entbunden war. Der Prinz hätte Generalstatthalter werden sollen; auch erschienen er, der Kardinal von Chatillon, der aufgeklärte Bischof Montluc von Valence, d'Andelot, la Rochefoucauld, der Herzog von Bouillon, Grammont, der Prinz Porcien und andere Reformirte wieder am Hofe und hofften ihren ganzen Einfluß wieder zu erhalten. Dies durfte Katharina's Politik nicht zugeben; sie vereitelte also die Wirkung ihres Versprechens dadurch, daß sie jenen Schritt that. Man sieht, Katharina und ihre Italiener, der spanische Gesandte und die Päpstlichen waren Meister und Muster in der diplomatischen Weißheit.

Unmittelbar nachdem der junge König im Innern des Parlaments von Rouen die Huldigungen der Prinzen und Großbeamten angenommen hatte, ließ der Kanzler die Thür öffnen und des Königs Willen in Betreff des Friedens-Edictes von Amboise öffentlich ausrufen. Der König bestätige, hieß es, die Friedenshandlung, verbiete den Bürgern, Waffen zu tragen, und lasse Schlösser anweisen, auf welche die von ihnen abgelegten Waffen gebracht werden sollten. Er verbiete ferner bei Strafe des Hochverrathes jeden Briefwechsel und jede Verbindung mit fremden Mächten, sowie jede Steuererhebung, welche ohne einen von ihm selbst unterschriebenen Befehl vorgenommen werde. Außerdem ließ der Kanzler das Verbot eines Gebrauches verkündigen, welcher leider noch ein ganzes Jahrhundert lang nicht vollständig unterdrückt werden konnte und der bekanntlich die Hauptursache des Untergangs des polnischen Reiches, sowie der ewigen bürgerlichen Kriege in Ungarn gewesen ist. Es wurde nämlich den Großen untersagt, ein bewaffnetes Gefolge um sich zu haben. Der König verbot eines Theils jedem Edelmanne, sich unter irgend einem Vorwande bei einem Herrn oder Fürsten in Kriegsdienste zu begeben, und anderes Theils den Letzteren, sich von irgend jemand begleiten zu lassen, außer von denen, welche ihre gewöhnliche Hofhaltung (maison ordinaire) bildeten. Uebrigens war es ganz gegen den Gebrauch, daß die Volljährigkeits-Erklärung in Rouen und nicht in Paris vorgenommen wurde. Auch ermangelte das Pariser Parlament nicht, sich gelegentlich heftig darüber zu beschweren, da es Herkommen sei, alle Edicte zuerst bei ihm bekannt

zu machen, und da ferner die neue Declaration eine Sekte billige; es erhielt aber dafür vom alten Kanzler eine sehr barsche Antwort und Zurechtweisung, worin es hieß, der König könne seine Edicte bekannt machen, wo es ihm beliebe, und das Parlament habe einzig für Justiz zu sorgen. Das Parlament rächte sich durch eine Weigerung, Rücksicht auf das Friedens-Edict zu nehmen, weil dieses nicht einregistrirt sei, und selbst Parlaments-Präsidenten und Räthe setzten trotz des königlichen Befehls ihren Militärdienst in Paris fort. Dies ereignete sich während einer Krankheit der Königin; nach ihrer Genesung ward Alles ausgeglichen.

Der Friede ward an keinem Orte beobachtet, wo die Katholiken sehr zahlreich waren. Andererseits konnten auch den Protestanten die Unterhandlungen der Königin mit Philipp II. von Spanien, welcher gerade damals den Herzog von Alba zur Ausrottung der bürgerlichen Freiheit und der evangelischen Lehre in die Niederlande schicken wollte, nicht verborgen bleiben und mußten ihnen höchst verdächtig sein. Die Rundreise, welche die Königin mit dem jungen Könige über Troyes, Dijon und Lyon nach den südlichen Provinzen und durch einen großen Theil des Reiches machte, steigerte die Besorgniß der Reformirten aufs Aeußerste. Noch vor derselben waren seit dem Anfange des Jahres 1564 alle Schritte der Königin und besonders ihr Zusammenhang mit dem römischen Hofe höchst verdächtig gewesen. Als nämlich Katharina im Begriffe war, jene Reise anzutreten, vorgeblich nur um die Beobachtung des Friedens-Edictes überall während der Abwesenheit des Königs durchzusetzen, empfing sie im Februar 1564 zu Fontainebleau eine Gesandtschaft, welche, wie Davila sagt, auf die Ausrottung der Protestanten drang. Es hatte nämlich der Kardinal von Lothringen nach der Beendigung des Tridentinischen Concils sich nach Rom begeben und, weil er mit seinem Könige wegen der den Protestanten gewährten Duldung höchst unzufrieden war, den Papst Pius IV. bewogen, in Verbindung mit Spanien und Savoyen von der französischen Regierung die Bekanntmachung der Beschlüsse des Concils von Trident oder mit anderen Worten die Anerkennung derselben als verbindender Reichsgesetze zu fordern. Diese Forderung ward durch die erwähnte Gesandtschaft überbracht; zugleich drang dieselbe auf Bestrafung der Mitschuldigen an der Ermordung des Herzogs Franz, was vorzugsweise auf Coligny gemünzt war. Katharina konnte damals unmöglich zusagen, obgleich die Gesandten versicherten, daß ihre Partei in Frankreich stark genug sei, um die Sache mit Gewalt durchzusetzen; sie lehnte jedoch den Antrag nicht gänzlich ab, sondern willigte ein, daß in Nancy bei der Taufe des Prinzen des jungen Herzogs von Lothringen alle Hauptgegner der Protestanten sich mit ihr zu einem Bunde gegen

die Ketzer vereinigten. Auch dies kam nicht zu Stande, und zwar, wie es scheint, durch Philipp's II. Schuld, mit welchem damals sogar auch sein eigener Gesandter, Perrenot de Chantonnay, höchst unzufrieden war, so daß dieser, wie er erklärt, froh war, seine Stelle verlassen zu können. *) Katharina hatte nämlich einen weitaussehenden Plan, sie wollte den Kaiser Maximilian II. in die französischen Angelegenheiten ziehen. Dies mißfiel dem König Philipp. Katharina stellte sich hierauf, als wenn sie Bedenken trage, den kürzlich erst geschlossenen Frieden zu brechen, und der junge König mußte in diesem Sinne den katholischen Herren und Gesandten öffentlich antworten. Dessen ungeachtet entging es den Protestanten nicht, daß die königliche Reise nur Rüstungen zu einem neuen Religions-Kriege bezwecke. Darauf nämlich war es berechnet, daß die eine Stadt besser befestigt, die andere aber ihrer Werke beraubt, daß Zusammenkünfte gehalten und Verabredungen getroffen wurden. Auch die deutschen protestantischen Fürsten sollten gewonnen und von den Reformirten abgezogen werden. Von diesen durchschaute der edle Christoph von Würtemberg die schändliche Politik der Florentinerin nunmehr völlig. Er lehnte nach dem Tode des Herzogs von Guise das glänzende Anerbietin ab, welches Katharina ihm machte: er solle, als ein weiser, tapferer, mit Frankreich von jeher befreundeter Fürst in das Land kommen und die Angelegenheiten desselben ordnen;**) ja er entschuldigte sich, als sie in Lothringen war und ihn zu sich einlud, mit seinem Alter und schlug, als sie ihm ein Jahrgeld geben wollte, ihren Sündensold aus. Dasselbe thaten der Kurfürst von der Pfalz und Wolfgang von Zweibrücken. Dagegen hatten Herzog Johann Wilhelm von Sachsen und der Markgraf von Baden als Lutheraner kein so zartes Gewissen.

Zu diesen bekannten Thatsachen fügt Davila, dem man sonst nur mit der größten Vorsicht folgen darf, der aber das Folgende ganz gewiß nicht gesagt haben würde, wenn er es nicht sicher gewußt hätte, noch hinzu, daß Katharina zu Avignon eine ganz geheime Unterredung mit einem Vertrauten des Papstes, Antinori, hatte. Dort, sagt Davila, wurde sie mit diesem einig, daß die völlige Vertilgung des Calvinismus vorbereitet werden solle, und daß man, um die Protestanten nicht vor der Zeit zu wecken, die Bekanntmachung der Beschlüsse des

*) Dies sagt der Secretär des Gesandten in einem Actenstücke, welches den Denkwürdigkeiten Condé's einverleibt ist. Il s'en va fort content; et certes, il a grande raison, car outre qu'il depensoit largement de son bien, il n'estoit plus rien à faire en cette légation, qui pust plaire à ceux, qui gouvernent aujourd'hui.

**) Katharina entnahm diesen Vorschlag der Praxis der italienischen Staaten, wo es im Mittelalter nicht selten geschah, daß man einen fremden Herrn berief, um einen durch Parteiung zerrütteten Staat zu ordnen.

Conciliums von Trident auf eine andere Zeit verschieben wolle. In dieser Weise vorbereitend wirkten vorher schon, als der König durch Dijon kam, der dortige Statthalter, der Herzog von Aumale, und der Vice-Statthalter, Tavannes, sowie in Lyon Vieilleville. In der Dauphiné und in Languedoc wurden die Kirchen den Protestanten entrissen und den Katholiken zurückgegeben und die Hauptfestungen der Ersteren, Meaux und Montauban, wurden ihrer Festungswerke zum Theil beraubt, während man dagegen neben Lyon eine Burg baute, um die Stadt im Zügel halten zu können. Aus Lyon erließ auch der König schon am 24. Juni einen Befehl, der den Protestanten verbot, während seiner Reise in den Orten, an welchen er sich aufhalte, sowie 10 Stunden in der Runde Religions-Uebungen zu halten.

Als im Juli der Herzog und die Herzogin von Savoyen nach dem Schlosse Roussillon bei Vienne zur Königin kamen, ward diese von ihnen, sowie von Spanien, von Rom und von den Guisen zu weiteren Schritten getrieben. Die Guisen verlangten abermals, daß der Admiral von Coligny wegen der Ermordung des Herzogs Franz von Guise vor Gericht geladen werde. Dies geschah freilich nicht; aber der König erließ am 4. August von Roussillon aus ein neues Edict, durch welches, obgleich es nur den Namen einer Erklärung (déclaration) erhalten hatte, das Edict von Amboise wesentlich beschränkt wurde. Im Eingange dieser Erklärung sagte der König ausdrücklich, man könne die verschiedenen Stellen jenes Edictes ganz verschieden erklären, er halte deshalb für nöthig, eine authentische Interpretation ausgehen zu lassen. Dann gab er dem Rechte des protestantischen Adels und seiner Vasallen, ihren Gottesdienst frei halten zu dürfen, eine Deutung, welche offenbar eine Beschränkung war; sie sollen nämlich zu demselben bei Strafe des Hochverraths nur ihre Unterthanen zulassen. Die reformirten Geistlichen sollten die Städte, wo sie predigen durften, nie verlassen; die Errichtung von Schulen wurde den Protestanten untersagt, auch alle Collecten, alle Erhebung von Beiträgen für Kirchen aufs Strengste verboten; denen aber, welche die katholischen Weihen erhalten oder das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatten, wurde auferlegt, wieder in die alte Kirche zurück zu kehren; verheirathete Priester und Mönche sollten bei Vermeidung lebenslänglicher Galeerenstrafe zu ihrem früheren Stande zurückkehren.

Die Artikel dieser unter dem Namen des Edictes von Roussillon bekannten königlichen Verordnung konnten von den Protestanten nicht erfüllt werden, ohne daß sie ihre Kirchen-Einrichtungen aufgaben Sie protestirten daher entschieden gegen dasselbe. Dies ist nicht zu verwundern, wohl aber, daß auch die Parlamente protestirten. Der Kanzler, welcher die Königin, wo er nur immer konnte, so leitete, wie

die Umstände forderten, d. h. nach den Grundsätzen von Recht und Billigkeit, mußte daher mit Schmerz erfahren, daß sein weises Duldungs-Edict vereitelt sei, weil das Edict von Rouissillon überall Gewaltthätigkeiten der katholischen Fanatiker, welche von den Parlamenten, den Untergerichten und den Commissären des Hofes begünstigt wurden, sowie neue Rüstungen und Bewegungen der Protestanten hervorrief. Der Prinz von Condé, bisher ganz in seine Liebesabenteuer verloren, ward endlich geweckt; man hatte ihn auf dieselbe Weise, wie seinen Bruder Anton, gewinnen wollen, indem man ihm Hoffnung auf das Königreich Sardinien und, nach dem Tode seiner Gemahlin, auf die Hand der Maria Stuart machte. Nun aber schrieb er Ende August der Königin im Tone eines Parteihauptes einen dringenden Brief, welchem eine Vorstellung der Protestanten über die zahlreichen Verletzungen der ihnen zugestandenen Rechte (Avertissement) beigefügt war. In dieser Schrift werden 132 neuerdings an den Protestanten der Religion wegen verübte Mordthaten aufgezählt. Der König antwortete freundlich und schrieb auch an die Parlamente. Dies ging nur vom Kanzler aus; die Königin dagegen begünstigte im Stillen die Privatverbindung des hohen Adels (ligue) von Guyenne und anderen Provinzen des Südens zur Ausrottung des Protestantismus.

Die Gefälligkeit des Hofes gegen Savoyen, welches für seinen Beistand im letzten Kriege mit den Protestanten Turin und andere Festungen zurückerhalten hatte und jetzt Saluzzo und die Grafschaft Tenda forderte, war ebenfalls höchst verdächtig, noch mehr aber die Zusammenkunft des spanischen und des französischen Hofes zu Bayonne. Die Königin hatte das sehnliche Verlangen, ihre mit Philipp II. vermählte Tochter Elisabeth einmal wieder zu sehen, vorgegeben, und es war auf Juni 1565 (die Reise des Königs dauerte vom Januar 1564 bis Ende April 1566) eine Zusammenkunft zu Bayonne verabredet worden. Man versteckte, wie gewöhnlich, den eigentlichen Zweck der Zusammenkunft unter glänzende Feste und unter den abenteuerlichen Pomp und die Pracht, von welchen alle Bücher voll sind, die wir aber ganz übergehen. Die Königin Elisabeth war vom Herzog von Alba begleitet, welcher nebst Philipp allein um den bereits entworfenen gräßlichen Plan gegen die Niederländer wußte, auf deren vereinigte Vorstellungen gerade in jenem Jahre die sämmtlichen spanischen Besatzungen aus den Niederlanden hatten entfernt werden müssen. Dem Könige und dem Herzoge wäre es sehr gelegen gewesen, wenn Katharina mit den französischen Protestanten sogleich auf dieselbe Weise verfahren wäre, wie der Herzog an der Spitze eines aus Italien nach Belgien zu führenden Heeres in den Niederlanden zu wüthen schon damals beauftragt war. In der That begab sich nach den zu Bayonne in rauschenden Festen verlebten

Tagen die Königin Katharina in die Zimmer ihrer Tochter und hielt dort ganze Nächte hindurch Berathschlagungen mit dem Herzoge von Alba, über deren Beschaffenheit sich die verschiedenen Schriftsteller ganz verschieden äußern. Die Belustigungen der beiden Höfe zu Bayonne dauerten drei Wochen lang. Ueber Alba's schreckliche, eines türkischen Pascha würdige Rathschläge erklärt sich Davila am ausführlichsten. Alba soll die Tödtung aller protestantischen Fürsten, Prinzen und Großen angerathen und als Heilmittel für alle politischen Uebel eine Maaßregel zur Wiederherstellung der Einheit in den Religions-Meinungen gepriesen haben, welche eine gewisse Art von Staatsleuten gern auch den Fürsten unserer Zeit einreden möchte. Er erklärte, die religiösen Meinungen hätten immer den Mißvergnügten zum Vorwande der Rebellion gedient; man müsse das Uebel daher mit Feuer und Schwert von der Wurzel aus vertilgen, denn bei Anwendung von Sanftmuth und Geduld werde es immer verderblicher wuchern. Wir legen auf die von Davila angeführten Reden keine andere Bedeutung, als auf alle von den Geschichtschreibern mitgetheilten Reden ihrer Helden; doch ist gewiß und wird auch durch die folgende Geschichte bewiesen, daß Katharina ihrem finstern und grausamen Schwiegersohne zutraute, er wolle sie absichtlich in einen Bürgerkrieg verwickeln, ehe sie noch gerüstet sei. Sie lehnte daher auch mehrere Forderungen des Herzogs von Alba ab. Dieser hatte eine Aeußerung gethan, die man nachher weiter trug und die bei den Führern der reformirten Partei Besorgniß und Aerger erregte; er meinte nämlich, man solle vor Allen die Häupter treffen, denn 10,000 Frösche seien nicht soviel werth als ein Salm (Anspielung auf den Salmkopf im Wappen Coligny's). Man beschloß zwar die Vertilgung der Protestanten, jedoch so, daß jeder dabei auf seine Weise verfahren solle.

Ein Versuch des Kardinals von Lothringen, sich zu Paris als Haupt der ultramontanen Partei im Reiche geltend zu machen, war in demselben Jahre im Namen des Königs durch den Marschall von Montmorency, welcher in Paris commandirte, mit Gewalt der Waffen vereitelt worden. Der Kardinal hatte im Anfange des Jahres 1565, zu einer Zeit, als von Seiten des Königs das sehr strenge Gebot ergangen war, daß katholische oder protestantische Herren nicht von Bewaffneten umgeben erscheinen sollten, mit einer Anzahl bewaffneter Begleiter das östliche Frankreich durchzogen. Er wollte auch mit einem Geleite von Bewaffneten seinen Einzug in Paris halten. Als er vor dieser Stadt von dem Marschall von Montmorency (Heinrich von Damville, dem zweiten Sohn des Connetable), der sein persönlicher Feind war, die Aufforderung erhielt, den Gesetzen zu gehorchen, schickte er zwar den Herzog von Aumale fort, zog aber selbst mit seinen Garden,

trotz des erhaltenen Befehles, ein. Eine neue Aufforderung, die der Profos der Marschälle ihm in der Stadt selbst überbrachte, wurde von ihm ebenfalls nicht beachtet, weil er es für einen Schimpf hielt, daß sie ihm durch den Profos zukam. Deshalb zog der Marschall, von einem wüthenden Protestanten, dem Prinzen Porcien, begleitet, vom Louvre aus in die Straße St. Denis gegen ihn. Es kam zu einem kurzen Gefechte, in welchem die Garden des Kardinals aus einander gejagt wurden. Der Kardinal selbst flüchtete sich in das Innere eines Hauses, wobei ihm noch mehrere Kugeln nachgeschickt wurden. Sein Neffe, der junge Heinrich von Guise, blieb mit einem Pistol in der Hand vor der Thür stehen, bis sein Oheim ihn hinein rief. Der Kardinal begab sich nachher in seine Diöcese, bis der König zurückkam und die Sache ausglich. Schon ehe er im April 1566 zurückkam, sah Jedermann mit Gewißheit einen neuen Ausbruch des Religions-Krieges voraus. Zwar bot der Kanzler l'Hôpital, welchen man nicht unpassend den französischen Cato genannt hat, Alles auf, um dem Fanatismus der Pfaffen und Parlamente, den Kabalen des Papstes und der Spanier und den ehrgeizigen und eifersüchtigen Wühlereien der protestantischen Großen zu steuern; alle seine Bemühungen waren aber vergeblich.

L'Hôpital veranstaltete in derjenigen Stadt, in welcher die juristischen Theologen und der Adel den Fanatismus am weitesten trieben, in Bordeaux, am 12. April 1565 eine königliche Sitzung des Parlaments. In dieser Sitzung (Mercuriale) hielt er den Parlaments-Gliedern und dem hohen Adel eine Sittenpredigt, die uns aufbewahrt und ein sehr merkwürdiges Actenstück seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner Strenge und seiner gründlichen Bildung, aber auch seiner Derbheit ist. Wir sehen nicht, daß durch dieselbe etwas ausgerichtet ward; l'Hôpital ermüdete jedoch nicht. Um den Streitigkeiten der Guisen mit den Prinzen und den Chatillons ein Ende zu machen, veranlaßte er im Januar 1566 eine Versammlung zu Moulins, durch welche eine durchgreifende Justiz-Reform beschlossen und die Feindseligkeiten zwischen der Wittwe des Herzogs von Guise und dem Admiral Coligny beigelegt werden sollten. Die Guisen hatten, gestützt auf die durch die Folter erpreßten Aussagen Poltrot's, den Admiral schon seit drei Jahren angeklagt, daß er die Ermordung des Herzogs Franz angestiftet habe. Dagegen war neuerdings von den Protestanten über den katholischen Commandanten von Paris und über den Angriff des Kardinals in den Straßen dieser Stadt Beschwerde erhoben worden. Man versammelte daher zu Moulins die Präsidenten und höheren Beamten aller Parlamente nebst einigen Bischöfen und den ersten Gliedern des hohen Adels, darunter den 16jährigen Herzog Heinrich von Guise, den ältesten Sohn des Ermordeten. Die Ersteren sollten die vom Kanzler beantragten

Justiz-Verbesserungen beschließen, die Letzteren aber den Proceß der Wittwe des Herzogs von Guise gegen den Admiral von Coligny entscheiden helfen und außerdem den Streit zwischen dem Kardinal von Lothringen und dem Marschall von Montmorency vermitteln. In Betreff des Processes zwischen Coligny und den Guisen brachte der Kanzler es dahin, das die Guisen sich mit dem Reinigungs-Eide des Admirals begnügten; der König erklärte ihn für frei von jeder Schuld, die Herzogin Wittwe und der Kardinal von Lothringen umarmten ihn. Schwieriger war es, den Marschall zur Versöhnung mit dem Kardinal zu bewegen. Der alte Connetable von Montmorency mußte den Marschall erst mit Enterbung bedrohen, ehe sich derselbe entschloß, den Kardinal öffentlich zu umarmen und einen Schein der Versöhnung zu erheucheln.

Noch während der Zusammenkunft zu Moulins wäre es zwischen den beiden Partien zu blutigen Händeln gekommen, wenn man nicht Sorge getragen hätte, die erbitterten G gner schnell auseinander zu bringen. Gleich darauf gaben verschiedene Umstände den Calvinisten einen gegründeten Anlaß zur Besorgniß. Diese Umstände waren: die Rüstungen der von der Königin insgeheim unterstützten Fanatiker, die Verhältnisse derselben zum Papste und zu den Spaniern, der von Katharina unterstützte Marsch des Herzogs von Alba zur Vertilgung der protestantischen Religion in Belgien und endlich die Begünstigung des Kardinals von Lothringen und der von den Jesuiten gestifteten geistlichen Brüderschaften, welche später den Kern der Macht der Ligue bildeten. Die Jesuiten selbst waren, wie oben erzählt, auf Gutachten der Versammlung zu Poissy in Frankreich aufgenommen worden, doch unter der Bedingung, daß sie einigen ihrer Privilegien entsagten; das Parlament, die Universität und der Bischof von Paris hatten sich früher sehr ungünstig über sie ausgesprochen. Jetzt aber (seit 1565) erkannte ihnen das Parlament die Befugniß zu, öffentlich zu lehren.

Der Hof hatte 6000 Schweizer angeworben, um die östliche und nördliche Grenze zu sichern, als Alba im Juni 1567 mit einem Heer aus Italien nach den Niederlanden zog; ja nach der Angabe eines Zeitgenossen waren diese Truppen auf Angabe Coligny's und seiner Freunde mit dem von der Königin insgeheim geborgten Gelde geworben worden. Man hatte sie aber nicht zu dem vorgegebenen Zwecke gebraucht, dem aus Spaniern, Italienern und anderem Raubgesindel bestehenden Heere Alba's auf den Fersen sein zu sollen. Dies geschah keineswegs. Man zog vielmehr diese Truppen in das Innere von Frankreich und behielt sie viel länger, als nöthig war; denn Alba langte schon am 22. August in den Niederlanden an, ohne die französische Grenze zu überschreiten. Die Reformirten glaubten daher, es sei wirklich auf ihre

Ausrottung abgesehen und man habe den Herzog von Alba ruhig durch Savoyen, la Bresse, die Franche Comté und Lothringen in die Niederlande ziehen lassen, um ihn sammt den geworbenen Schweizern zur Vertilgung aller Protestanten zu gebrauchen. Sie beschlossen, ihren Gegnern zuvorzukommen, und begannen, auf fremde Hülfe hoffend, ernstliche Rüstungen. Zugleich erließen sie wegen der Anschläge des von Katharina sehr begünstigten Kardinals von Lothringen, wegen des geheimen Verkehrs der Königin mit Philipp II. und mit Alba, wegen der von fanatischen Hierarchen angestifteten Verfolgungen und wegen der Unduldsamkeit der Parlamente viele Manifeste. Den ganzen Sommer 1567 hindurch rüsteten sie sich zu einem neuen Kriege. Sie beschlossen, an einem und demselben Tage, nämlich am 29. September, sich einer großen Anzahl von Städten zu bemächtigen.

Von jetzt an ward Alles Parteisache der Großen, und das Recht war nicht mehr auf Seiten Condé's und Coligny's, als diese den Entwurf machten, ebenfalls in den letzten Tagen des September den Aufenthalt des jungen Königs auf dem Schlosse zu Monceaux (in Brie) zu benutzen, um ihn mit dem ganzen Hofe aufzuheben. Sie wählten dazu den Augenblick, als nach Alba's Ankunft in den Niederlanden die seitherige Statthalterin dieses Landes, Margaretha, die Tochter Karl's V. und Gemahlin des Ottavio Farnese von Parma, aus den Niederlanden abreisen wollte und die Königin unter dem Vorwande, derselben einen Abschiedsgruß überbringen zu lassen, den Herrn von Castelnau mit geheimen Aufträgen an Alba geschickt hatte. Davon sagt freilich Castelnau in seinen Denkwürdigkeiten nichts; wir können es aber aus einigen hingeworfenen Winken über seine Unterhaltung mit Alba leicht errathen. Auch beweist eine in den Observationen zu seinen Denkwürdigkeiten angeführte Stelle aus einem Briefe des päpstlichen Nuntius Prosper de St. Croix an den Kardinal Borromäus ausdrücklich, daß man auf jede Weise den Protestanten zu schaden suchte. Dieser Brief ist im April 1567 geschrieben. Ein anderer vom Oktober gibt an, wie und durch welche Mittel der Nuntius den Grafen von Crussol vom Protestantismus abzog und zum Bundesgenossen der Katholischen machte. Gerade als Castelnau aus Belgien zurückkam, hatten die Protestanten ihre Rüstungen beendigt; am 29. September wurden, wie man bald erfuhr, in der That gegen 50 feste Orte, darunter Vienne, Nismes, Montpellier, bald auch Auxerre und Orleans, in die Gewalt der Hugenotten gebracht; bei drei Städten freilich, die sie für sehr wichtig hielten, Lyon, Troyes und Toulouse, mißlang der Versuch. Ehe die Häupter der Partei noch um diese Ergebnisse wissen konnten, wollten sie ihren Anschlag auf den Hof und ohne Zweifel auch auf den König ausführen. Sie hatten bereits den Kern ihrer Mannschaft zu Rozoy

in Brie, ganz nahe bei dem Aufenthaltsorte des Hofes, versammelt, als am 27. September, zwei Tage vor der Ausführung, die Sache zur Kunde der Königin kam, welche ganz sicher, ohne Garden oder Waffenfähige um sich zu haben, in Monceaux lebte. Ausgesendete Kundschafter verkündigten ihr, daß das nahe Lagny schon von den Ketzern besetzt sei. Bei dieser Nachricht ergriffen alle Hofleute zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuß die Flucht nach Meaux. Hierher wurden auch die Schweizer entboten, welche in dem nur vier Stunden entfernten Chateau Thierry lagen. Der König selbst machte sich anfangs zu Fuße auf den Weg. Seit dieser schimpflichen Jagd der Protestanten auf den jungen König, welcher von Natur sehr heftig war, dem man überdies von seiner ersten Kindheit an die Reformirten als Feinde Gottes und der Menschen dargestellt hatte und welchem von Seiten Condé's allerdings viel Verdruß gemacht worden war, hegte Karl IX. gegen die ganze Partei eine kindische Unversöhnlichkeit und Erbitterung, die er später in der Bartholomäus-Nacht zu seiner ewigen Schande an den Tag legte.

Die Schweizer brachten, obgleich sie von Condé mehrere Male angegriffen wurden, den König glücklich nach Paris. Diese Stadt wurde hierauf von Condé, der seine Stellung bei St. Denis nahm, belagert, während seine Glaubensgenossen Orleans und die Burg wiederum besetzten. Paris gerieth zwar in Noth, und diese steigerte sich immer mehr; man leitete aber wiederholt Unterhandlungen ein, bis eine hinreichende Zahl von Truppen in die Stadt gezogen war. Erst am 10. November wurde der alte Connetable, welcher nebst dem Marschall von Montmorency das königliche Heer commandirte, bestürmt, eine kurze Abwesenheit d'Andelot's zu benutzen, um den Prinzen von Condé bei St. Denis anzugreifen. Die Reformirten wollten nämlich Paris auch vom anderen Ufer der Seine her einschließen, d'Andelot hatte deshalb 500 Reiter und 2000 Mann zu Fuß über den Fluß geführt und Condé war mit nur 1200 Reitern und 1500 Mann zu Fuß zurück geblieben. Diese kleine Zahl von Leuten bestand theils aus Freiwilligen, theils aus Haustruppen der Landherren, und hatte keine Artillerie. Es ist daher unbegreiflich, wie Condé gegen das sehr gut ausgerüstete und mehr als vierfach stärkere königliche Heer ein Treffen wagen mochte. Nichts desto weniger blieb der Ausgang dieses Treffens, welches drei Stunden dauerte, unentschieden. Der Marschall von Montmorency siegte nämlich zwar da, wo er commandirte; der Connetable aber wurde von seinen Leuten verlassen und von einem schottischen Edelmann erschossen. Der Marschall Vieilleville sagte damals dem König: „Nicht Euer Majestät hat die Schlacht gewonnen, noch weniger Condé, sondern der König von Spanien!" Da die Katholiken täglich verstärkt wurden und dagegen die Reformirten keinen Zuwachs an Streitkräften

erhielten, so gaben Condé und der Admiral gleich nach dem Treffen ihre Stellung auf und marschirten nach Lothringen, um sich mit den deutschen Truppen zu vereinigen, welche der Prinz Johann Kasimir, Sohn des Pfalzgrafen Friedrich, herbeigeführt hatte. Als nachher die Deutschen, weil sie nicht Geld erhielten, den Dienst verweigerten, opferten die französischen Reformirten, von Condé an bis zum Gemeinen herab, Alles, was sie an Silber und Gold besaßen, auf, um eine Summe zusammenzubringen, deren Betrag (30,000 Dukaten) die Deutschen befriedigte. Der Herzog von Alba verstärkte damals zwar das königliche Heer durch Spanier, welche er aus den Niederlanden schickte; er suchte aber, der boshaften und neidischen Politik seines Königs gemäß, die Unruhen in Frankreich nicht zu unterdrücken, sondern vielmehr zu vermehren. Darauf waren die Instructionen der Befehlshaber berechnet.

Wir verweilen bei den einzelnen Ereignissen dieses Krieges nicht, weil sie für unseren Zweck ohne Bedeutung sind. Wir bemerken nur, daß bei beiden Theilen die ganze Last des Krieges auf den Adel fiel, daß dieser in Folge davon desselben bald müde ward und daß die Königin, um das belagerte Chartres zu retten, schon am 20. März 1568 einen neuen Frieden schloß. Mit diesem Vertrage, welcher den Namen des kurzen Friedens erhielt, meinten offenbar beide Theile es nicht aufrichtig; auch wurden die Bedingungen desselben, welche ein zu Longjumeau am 23. März 1568 erlassenes Edict enthält, eigentlich nie erfüllt. Alle Gefangenen sollten frei gelassen, alle der Güter und Ehren Beraubten wieder eingesetzt und entschädigt, das Edict von Amboise aufrecht erhalten, alle späteren Beschränkungen, Erklärungen und Bestimmungen desselben aufgehoben und alle Vergehungen, Urtheile, Strafen und Beleidigungen der Vergessenheit anheimgegeben werden. Da der Königin besonders daran lag, daß die aus 9- bis 12,000 Mann bestehenden Truppen, welche Pfalzgraf Kasimir anführte und die eine Landplage Frankreichs waren, schnell nach Hause zurückgeschickt würden, so lieh der König den Anführern der Protestanten 300,000 Dukaten (écus), um diesen Truppen den rückständigen Sold zu zahlen.

9. Philipp's II. erste Zeit in Spanien und seine Unternehmungen gegen die türkischen Seeräuber.

König Philipp II., welcher von Karl V. ein großes und glänzendes Reich erhalten hatte, war nach der Abdankung seines Vaters sehr ungern in den Niederlanden zurückgeblieben, um mit Frankreich Krieg zu führen. Dieser Krieg verschaffte ihm die Ehre eines Sieges, welchen seine Truppen, damals die besten in der ganzen Welt, unter Philibert von Savoyen und Graf Egmont bei St. Quentin, wie eines zweiten, den sie (1558) unter Egmont bei Gravelines über die Franzosen er-

fochten; er benutzte aber seinen Sieg nur, um nach Spanien eilen zu können, wo er dann mit Hülfe der von ihm unterstützten geistlichen Inquisition jeden Versuch, das Volk von den Fesseln des Mittelalters zu befreien, mit Feuer und Schwert vereitelte. Wir haben bereits oben berichtet, wie Philipp, obgleich er der blindgläubigste und dem päpstlichen Stuhle am meisten ergebene König seiner Zeit war, von Paul IV. dahin getrieben wurde, daß er einen Theil des Kirchenstaates besetzte und auch Rom einnehmen wollte. Als der Papst sich hierauf fügte, ließen Philipp und sein General, der übermüthige und stolze Herzog von Alba, sich die härtesten Demüthigungen gefallen, um mit der Kirche wieder ausgesöhnt zu werden.

Gleich nach Philipp's Ankunft in Spanien schien es, als wenn alles persönliche Gute, das diesem Könige vom Schicksale zu Theil ward, für seine despotisch regierten Unterthanen verderblich, und als wenn Alles, was er der Gottheit gelobte, den Menschen ein Gräuel werden solle. Philipp glaubte den Sieg bei St. Quentin dem heiligen Laurentius verdanken zu müssen; er erbaute daher zu Ehren dieses Heiligen das kolossale Gebäude des Escurial. Aber der für dasselbe ausgesuchte Ort war schlecht gewählt; die ungeheueren Kosten des Baues, die man auf 5 Millionen Dukaten berechnet, wurden muthwillig verschwendet und das Escurial ward ein Bauwerk, wie diejenigen sind, welche die orientalischen Despoten von Zeit zu Zeit errichten lassen.

Ein zweites Gelübde Philipp's, das er sein ganzes Leben hindurch zu erfüllen beschäftigt war, veranlaßte in den Niederlanden und in Spanien Gräuel und Mordthaten, vor welchen die Menschheit schaudert, die aber nach der Meinung des Despoten den christlichen Gott der Liebe und der Barmherzigkeit versöhnen und ihm wohlgefallen sollten. Dieses Gelübde war von Philipp wegen eines furchtbaren Sturmes gethan, welcher die Flotte traf, die ihn aus den Niederlanden nach Spanien bringen sollte. Die Flotte wurde durch den Sturm zerstreut und größtentheils vernichtet und mit ihr gingen alle die kostbaren Gemälde und Statuen unter, welche Karl V. und Philipp selbst in Italien und den Niederlanden Jahre lang gesammelt hatten, um sie in Spanien aufzustellen; Philipp selbst aber wurde gerettet. Diese Rettung schien dem Könige ein besonderer Beweis der göttlichen Gunst zu sein und er gelobte deshalb aufs Neue, was er schon vorher als höchsten Zweck des Lebens verfolgt hatte, nämlich dem christlichen Gotte Opfer darzubringen, wie die alten Mexikaner sie ihrem gräßlichen Götzen zu bringen pflegten. Daß es ihm mit der Erfüllung dieses furchtbaren Gelübdes ernst sei, bewies er gleich bei seiner Ankunft in Spanien auf eine schauderhafte Weise.

Philipp fand in Spanien Alles für seine Absicht vorbereitet. Schon Ferdinand der Katholische und der Kardinal Ximenez hatten nämlich der Inquisition politische Gewalt gegeben und auch sogar Karl V. hatte die Verfolgung dulden müssen. Es bestanden schon 18 geistliche Glaubensgerichte in den verschiedenen Provinzen Spaniens und die Städte wie das ganze Land waren mit Spähern erfüllt, die den Geistlichen, welche Gericht hielten, jede Spur einer Abweichung vom Kirchenglauben anzeigten; gleichwohl mehrten sich diese Spuren auf eine für die Altgläubigen erschreckende Weise. Die Zahl der Leute, welche von dem Aufspüren der Ketzer lebten, wird, was wir dahin gestellt sein lassen, von vielen Schriftstellern auf 20,000 angegeben. Schon vor Philipp's Ankunft war eine große Zahl von Personen jedes Standes, welche mit Recht oder Unrecht für Anhänger des Protestantismus galten, verbrannt worden; 30 Verurtheilte traf der König, als er nach Valladolid kam, noch in dem Kerker der Inquisition. Diese wurden das erste Opfer seiner mörderischen Bigotterie. Philipp hatte nämlich kurz vorher (1559) den Herzog von Alba nach Paris geschickt, damit derselbe als sein Stellvertreter die französische Prinzessin Elisabeth sich antrauen lasse, und er glaubte, daß er die Vorfeier seines in Toledo glänzend zu feiernden Hochzeitsfestes auf keine der Gottheit wohlgefälligere Weise halten könne, als wenn er eine prächtig eingerichtete Ketzerverbrennung (einen Glaubens-Actus, auto da fé) veranstalte. Er ließ also jene 30 Leute, welche ihre Ueberzeugung nicht hatten verleugnen wollen, auf einem öffentlichen Platze verbrennen. Er selbst, sowie sein Sohn, der unglückliche Don Karlos, seine Schwester, sein ganzer Hof, seine Garden und eine glänzende Versammlung erschienen, wie zu einem Stiergefechte, auf dem Hinrichtungsplatze und sahen der mit großer Pracht gefeierten Verbrennung bis ans Ende zu. Unter den Unglücklichen, welche damals hingerichtet wurden, befanden sich zwei Männer von altem Adel; diese wurden lebendig verbrannt, 26 Andere wurden zuerst erdrosselt und dann dem Feuer übergeben, einige Andere aber mit leichteren Strafen belegt. Dazu predigte Johann Emanuel, Bischof von Zamora, dessen Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und adelige Abstammung von dem Jesuiten Miniana, welcher Mariana's spanische Geschichte in klassischem Styl fortgesetzt hat, gepriesen werden (doctrina, pietate, juxtaque natalibus clarus). Eine Verbrennung von 56 Anderen folgte gleich nachher. Miniana zählt im 12. Kapitel des fünften Buches mit schauderhafter Kälte diese und eine ganze Reihe anderer Grausamkeiten auf, indem er billigend hinzufügt, auf solche Weise sei in Spanien der Pest des Lutherthums gesteuert worden, welche sonst gewiß auch dort um

sich gegriffen haben würde *). Wie sehr übrigens Philipp überzeugt war, daß er und die Inquisition die Retter der Menschheit seien, mag eine Anekdote zeigen, welche bei Gelegenheit seiner ersten feierlichen Ketzerverbrennung erzählt wird. Einer der beiden lebendig Verbrannten, Don Karlos de Seso, ein Mann aus guter Familie, bat, als er am Könige vorbeigeführt wurde, denselben flehend um Gnade, weil er ja den Tod nicht verdient habe; Philipp erwiderte ihm aber heftig: „Nein, ich würde selbst Holz herbeitragen, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher Frevler wäre, wie du bist." Die Inquisition verschonte in der That auch die höchststehenden Personen nicht. Der erste Geistliche des Landes, Bartolomeo Carranza, Erzbischof von Toledo und Mitglied des Conciliums von Trident, wurde der Hinneigung zu lutherischen Meinungen angeklagt, acht Jahre im Kerker gehalten und dann nach Rom geschickt, wo man ihn noch zehn Jahre, bis kurz vor seinem Tode, festhielt.

Auf der anderen Seite war jedoch Philipp's übermäßiger Glaubenseifer der Christenheit nützlich, um die unerhört grausamen und rohen Türken, welche im Osten Ungarn besetzt hielten und zuweilen Wien bedrohten, im Süden und Westen aber alle Küsten und Inseln des mittelländischen Meeres verwüsteten und jährlich Tausende von Christen in die Sklaverei schleppten, wenigstens von Zeit zu Zeit zu schrecken, wie auch Karl V. gethan hatte. Zwei Räuberhauptleute, Piale und Torghut, verheerten die Küsten jenes Meeres; ein Dritter ward nach dem Tode Chaireddin Barbarossa's Fürst von Tunis, da Chaireddin's Sohn und Erbe, Hasan, nicht roh und energisch genug war, um auch Tunis behaupten zu können. Torghut, oder, wie die Christen ihn nannten, Dragut, war vom Sultan in Dienst genommen worden und hatte, so lange der Kapudan-Pascha oder türkische Groß-Admiral Sinan lebte, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er hatte, wie Chaireddin Barbarossa, von Jugend auf das Seeräuber-Handwerk getrieben. Im Jahre 1546 war er als Commodore eines Raubgeschwaders von Andreas Doria an der korsikanischen Küste gefangen worden und dieser hatte ihn auf die Galeeren schmieden lassen; als aber nachher Barbarossa im Bunde mit den Franzosen vor Genua erschien, war Torghut wieder in Freiheit gesetzt worden. Gleich darauf hatten sich alle kühnen Räuber um ihn gesammelt und wir finden ihn an der Spitze eines Geschwaders, mit welchem er die furchtbarsten Verheerungen anrichtete und die schauderhaftesten Grausamkeiten verübte. Die von ihm getroffene Einrichtung des Geschützes der Schiffe, mit welchen er besonders Neapel und die Umgegend heimgesucht hatte, waren von dem

*) Sic occursum est pesti Lutheranae per Hispaniam grassanti, quae, nisi in ipso exortu compressa fuisset, abs dubio foedasset universam.

Groß-Admiral Sinan so vortrefflich gefunden worden, daß dieser ihn nach Constantinopel einlud, damit er sich dort ebenso, wie einst Barbarossa, dem Großsultan empfehle und nützlich mache. Der Sultan setzte ihn dann in den Stand, sich ein Fürstenthum auf der Nordküste von Afrika zu gründen, was nur auf Unkosten der Spanier und Portugiesen geschehen konnte. Diesen entriß er hierauf eine Stadt und einen festen Platz nach dem anderen. Die wichtigste seiner Eroberungen war die Stadt Mehdija oder Mahadia (s. Bd. IV., S. 143), welche er zu seinem Hauptsitze machte, und in der er seinen Raub, sowie seine Raubschiffe und Raubgenossen sammelte.

Karl V. sah sich endlich genöthigt, eine Flotte unter Andreas Doria und ein bedeutendes Landheer unter dem Herzoge von Alba gegen jenes Raubnest auszuschicken. Als diese Kriegsmacht im Mai 1550 vor Mahadia ankam, war Torghut nicht anwesend. Er verwüstete damals auf grausame Weise die spanischen Küsten von Alicante an bis nach Valencia hin. Bei seiner Rückkehr fand er den Zugang zur Stadt gesperrt. Er besetzte hierauf die Insel Dscherbe an der Küste, um Karl's Heer zu beunruhigen. Dieses wurde, als die Belagerung sich bis zum September hinauszog, durch neue Truppen verstärkt, welche der Vice-König von Sicilien im Juni herbeiführte. Die Spanier nahmen endlich ungeachtet des empfindlichen Verlustes, den sie von den aufgebotenen Mauren erlitten, am 10. September Mahadia ein und machten 7000 Moslim zu Gefangenen. Die Insel Dscherbe dagegen, welche Doria ebenfalls zu erobern suchte, ward von Torghut durch eine sehr kühne Kriegslist gerettet. Dieser begann hierauf seine Raubfahrten von Neuem.

Torghut's Thaten machten nachher den Vezier des Sultans, Suleiman II., sowie den Kapudan-Pascha, Sinan, eifersüchtig und besorgt. Diese Beiden suchten ihn daher zu verdrängen und erweckten den Zorn des Sultans gegen ihn, Torghut mußte sich flüchten. Er fand jedoch am marokkanischen Hofe Schutz und als einige Jahre nachher Suleiman einen Angriff auf die Insel Malta zu machen beschloß und zu diesem Zwecke des Besitzes von Tripolis bedurfte, ließ derselbe ihm und seinen Raubgenossen Verzeihung anbieten. Torghut erhielt damals sogar das Versprechen, daß der Sultan ihm, wenn er Tripolis erobere, den Besitz dieser Stadt, sowie den Titel eines Statthalters ersten Ranges im türkischen Reiche verleihen wolle. Karl V. hatte nach seinem ersten afrikanischen Kriegszuge die unter der Regierung seines Großvaters, Ferdinand's des Katholischen, durch Peter Navarro (1510) eroberte Stadt Tripolis (s. Bd. IX, S. 275) den Malteser-Rittern überlassen; diesen wurde sie jetzt von Torghut, den der Kapudan-Pascha mit türkischen Schiffen unterstützte, wieder entrissen. Torghut erhielt dafür die Würde eines Sandschak Beg; die Herrschaft von Tripolis

aber ertheilte der neidische türkische Groß-Admiral Sinan ihm vorerst noch nicht. Torghut ward darüber so erbittert, daß er die Dienste des Sultans gleich wieder verlassen wollte; der Kapudan-Pascha wußte ihn jedoch zu bereden, daß er mit ihm nach Constantinopel gehe, von wo dann Torghut im folgenden Jahre (1553) mit 45 Galeeren und einer bedeutenden Zahl Landtruppen aufs Neue zur Verwüstung der christlichen Küsten ausgesandt wurde. Er verheerte die Küsten von Neapel und Sicilien, landete auf Korsika und belagerte Bastia. Nachdem er ein dieser Stadt zu Hülfe gesandtes christliches Heer von 4000 Mann geschlagen hatte, zwang er die Belagerten zu capituliren. Er versprach ihnen freien Abzug, gewährte aber nachher nur 47 Einwohnern die Freiheit; die übrigen, 7000 an Zahl, wurden in die Sklaverei geschleppt. Als er hierauf nach Constantinopel zurückgekehrt war, erhielt er endlich noch vor Sinan's Tode die Herrschaft von Tripolis, welche er dann bis zu seinem Ende behauptete.

Nach Sinan's Tode ward Piale, ein Kroate, welcher auf dieselbe Weise wie Torghut berühmt geworden war, Kapudan-Pascha. Dieser verwüstete und entvölkerte in Verbindung mit dem neuen Herrscher von Tripolis und mit Ssalih Reis, einem in der Ebene von Troja gebornen Korsaren, welchen Suleiman zum Fürsten von Tunis gemacht hatte, alle Küsten des aegäischen und mittelländischen Meeres, so daß man behaupten konnte, er habe zu verschiedenen Zeiten über eine halbe Million Menschen aus Italien weggeführt. Die furchtbarsten Verheerungen wurden von den drei genannten Seeräubern 1553 und 1554 geübt, als König Heinrich II. von Frankreich die Flotte seiner Verbündeten, der Türken, an die Küste der Provence rief und diese dann gegen Freund und Feind auf gleiche Weise wütheten. Die Bewohner von Reggio wurden weggeführt, Budschia und das feste Schloß Pignon de Velez an der afrikanischen Küste genommen; ein Angriff auf die Insel Elba und auf Piombino scheiterte zwar, dagegen eroberte Piale Oran im Gebiet von Algier (1555) und zwei Jahre später gelang es ihm sogar, Sorrento bei Neapel einzunehmen; auch Majorka wurde von ihm verheert und entvölkert.

Im Jahre 1559, als Philipp in Spanien erschien, hatte Piale wieder mit 80 Schiffen Constantinopel verlassen und war durch die Seeräuber von Algier, Tunis und Tripolis verstärkt worden. Jetzt entschloß sich endlich Philipp zur Ausrüstung einer mächtigen Streitmacht gegen die Räuber. Seine Absicht war nicht, eine Schlacht auf offener See liefern zu lassen, sondern es sollten die Raubnester, besonders die Haupt-Waffenplätze Torghut's, Tripolis und Dscherbe (Zerbi oder Gerba) zu Wasser und zu Lande angegriffen werden. Man wartete, bis im Herbst 1559 Torghut, wie er pflegte, mit seiner Flotte

nach Constantinopel zurückgekehrt war, um ganz ungeheure Rüstungen für die Unternehmungen des folgenden Frühlings zu machen. Unglücklicher Weise wurden aber diese Rüstungen, sowie der Oberbefehl einem der ersten Großen von Spanien, dem Herzoge von Medina Celi, Statthalter von Sicilien, überlassen, welcher besser verstand, den König zu spielen, als Flotten und Heere anzuführen. Dieser sammelte im Hafen von Messina 200 Schiffe und 14,000 erprobte spanische Veteranen. Mit der spanischen Flotte unter Sancio de Levia, Don Berengar de Requesens und dem Genuesen Cicala vereinigten sich dann die genuesische Flotte unter Johann Andreas Doria, einem Sohn des beim Aufstande des Fiesco getödteten Gianettino*) und die der Malteser unter Guimaran. Auch der Papst und der Großherzog von Toscana gaben Schiffe her. Die Anstalten wurden jedoch so schlecht getroffen, daß schon zu der Zeit, als die Flotte noch im Hafen von Messina lag und auf günstigen Wind wartete, einige tausend Mann durch Krankheiten und Entbehrungen aufgerieben wurden. Im Februar 1560 lief die Flotte aus, um die im Westen von Tripolis und östlich von Tunis gelegene Insel Dscherbe anzugreifen. Dieser Angriff würde gewiß von Torghut vereitelt worden sein, wenn derselbe nicht kurz vorher mit den Einwohnern der Insel und mit einem maurischen Fürsten der Nordküste in Krieg gerathen wäre. Wegen der Erscheinung der christlichen Flotte unterließ er es, einen über die Mauren erfochtenen Sieg zu benutzen, und kehrte nach Tripolis zurück, nachdem er den Renegaten Occhiali, einen geborenen Calabresen, den die Türken Uludsch-Ali nennen, nach Constantinopel geschickt hatte, um den Beistand der türkischen Flotte zu erbitten. Die Insel Dscherbe und ihre Burg ergaben sich den Spaniern und der Scheich der Insel erhielt die Belehnung im Namen des Königs von Spanien und des Kaisers. Jetzt rieth Jedermann dem Herzoge von Medina Celi, die blos als Raubnest oder Zufluchtsort brauchbare Insel nicht besetzt zu halten, sondern nur alle Befestigungen derselben zu schleifen und dann schnell nach Tripolis überzusetzen; der Herzog folgte aber diesem Rathe nicht, sondern beschloß, die Insel zu behaupten und neu zu befestigen. Er blieb deshalb nicht allein den ganzen Monat März hindurch unthätig, sondern verlängerte auch trotz aller Vorstellungen der Unterbefehlshaber seinen Aufenthalt sogar bis in den Mai hinein, obgleich der Malteser-Orden ihn durch ein schnellsegelndes Schiff in Kenntniß setzte, daß die ganze türkische Seemacht gegen ihn heransegle.

*) Dieser Gianettino war es gewesen, der im Jahr 1540 den gewaltigen Torghut an der Küste von Korsika gefangen genommen hatte und auf den genuesischen Galeeren rudern ließ, bis ihn der Doge Andreas gegen ein großes Lösegeld freigab; s. oben S. 326.

Piale, welcher im April mit 140 Galeeren von Constantinopel ausgelaufen war und bei Modon auf Morea die Flotte des Begs von Rhodus und des Sandschak Begs von Mitylene mit der seinigen vereinigt hatte, erschien am 7. Mai auf der Höhe von Malta. Schon am 14. desselben Monats griff er die christliche Flotte bei Dscherbe an. Diese zerstreute sich alsbald in schnöder Flucht und 20 Galeeren derselben wurden nebst 27 Frachtschiffen vernichtet. Unter den Fliehenden waren Doria und der Herzog von Medina Celi die Ersten. Beide erreichten glücklich die Insel Malta. Nur ein einziger spanischer General, Don Alvaro de Sandi, erfüllte damals seine Pflicht und rettete wenigstens die Ehre des spanischen Namens. Don Alvaro übernahm nämlich freiwillig das Commando in der Burg, als Piale und Torghut ihre Kräfte zur Belagerung derselben vereinigten. Er vertheidigte die Burg bis Ende Juli, schlug jede ihm angebotene Capitulation aus, und bewog endlich die 1000 Mann, welche mit ihm ausharrten, lieber den Heldentod zu sterben, als sich zu ergeben. Diese drangen mit ihm zur Nachtzeit in das feindliche Lager ein und kamen um; er selbst schlug sich durch, wurde aber am anderen Morgen gefangen. Piale kehrte im September 1560 nach Constantinopel zurück. Er hielt dort eine triumphirende Einfahrt in den Hafen, welche Sultan Suleiman selbst von der Spitze des Serails herab mit ansah. Dieser Triumphzug Piale's war für den Stolz des spanischen Königs um so demüthigender, als Philipp damals auch mit den Ständen seiner niederländischen Provinzen in einen Streit gerieth, dessen Beilegung seine ganze Militärmacht in Anspruch zu nehmen drohte. Den herben Verlust, welchen die Spanier bei der Insel Dscherbe erlitten hatten, wird man am besten beurtheilen können, wenn wir die angesehensten Gefangenen aufzählen, welche Piale als Sclaven im Triumph nach Constantinopel brachte. Als nämlich die eroberten Galeeren auf schimpfliche Weise entstellt in den Hafen geführt wurden, standen Alvaro de Sandi, Don Sancio de Levia und Don Berengar de Requesens, die vornehmsten Befehlshaber der Spanier, Sicilianer und Neapolitaner, in Ketten dem Hohne der Türken ausgesetzt. Auch Berengar's Schwiegersohn, Don Giovano de Cordova, und der Sohn des Herzogs von Medina Celi, Gaston, sowie der Sohn des Genuesen Cicala befanden sich unter den Gefangenen. Gaston starb im Kerker; der Sohn Cicala's dagegen ein achtzehnjähriger Jüngling, fand beim Sultan eine schimpfliche Gunst, entsagte dem christlichen Glauben und stieg später bis zur Würde eines türkischen Groß-Admirals empor. Der Uebrigen nahm sich Busbecq, der Gesandte des Kaisers Maximilian II. in Constantinopel, von welchem weiter unten ausführlicher die Rede sein wird, freundlich an; sie wurden durch dessen Vermittelung losgekauft.

Philipp II. wird wegen seiner Arbeitsamkeit, wegen der Verschlossenheit und Zurückhaltung, die jeden Menschen schreckte, den Spaniern aber wohlgefiel, sowie wegen der Kälte, mit der er die zahlreichen Unfälle seines Lebens an sich vorübergehen ließ, viel bewundert. Es wird angegeben, daß er während seiner Regierung nur einmal gelacht habe, nämlich als er Nachricht von der Bartholomäusnacht erhielt. Er setzte auch dem auf Dscherbe erfahrenen Mißgeschicke eine unerschütterliche Festigkeit entgegen. Weil er selbst den unfähigen Medina Celi gewählt hatte, so gab er diesem kein Zeichen der Unzufriedenheit; er stellte aber andere Männer an die Spitze einer neuen Flotte, welche er ausrüsten ließ, als, durch die letzte Niederlage der Spanier ermuntert, der Fürst von Algier, Hasan, die Stadt Mazarquivir zu Wasser und zu Lande einschloß. Hasan wurde zum Abzuge genöthigt. Hierauf mußte der Statthalter von Catalonien nach der afrikanischen Küste hinübergehen, um daselbst zum Ersatze für Dscherbe einen anderen festen Punkt zu erobern. Er setzte von Malaga aus an derjenigen Stelle über, an welcher Afrika nur durch eine 40 Stunden breite Meeresstrecke von Spanien getrennt ist. Dort lag auf der afrikanischen Seite zwischen zwei Bergen die Stadt Gomera de Velez und ihr gegenüber auf einer spitzen und steilen Felsen-Insel eine Burg, die man wegen ihrer, der Pinien-Frucht ähnlichen Form Pignon de Velez nannte. Die Stadt Gomera, welche nicht befestigt war, wurde sogleich genommen. Hierauf ergab sich auch die Burg. Diese war in jeder Beziehung mehr als ein Ersatz für Dscherbe; denn nur ein sehr steiler Pfad führte auf den Felsen hinauf, der zwischen ihm und dem festen Lande befindliche Meeresarm bildete einen sicheren Hafen für ein Dutzend Schiffe, und Spanien konnte jetzt von Pignon und Goletta, welches letztere Karl V., als er Tunis an Muley Hasan überließ, klüglich in Händen behalten hatte, die ganze Küste von Afrika beherrschen.

Um das Letztere zu verhindern, rüstete nachher der Sultan Suleiman einen Kriegszug zur Eroberung der Insel Malta, von welcher aus er das mittelländische Heer würde haben beherrschen können. Diese Unternehmung des Sultans bedrohte die Malteser-Ritter mit einem Angriffe durch die türkische Macht: sie ist den Zügen zu vergleichen, welche die alten persischen Könige gegen das freie Griechenland machten. Als sie unternommen ward, mußte Philipp seine ganze Aufmerksamkeit auf die Niederlande richten; denn hier nahmen auch in denjenigen Provinzen, welche nicht aufgeklärt genug waren, um die Lehre des Evangeliums der Lehre der Concilien und Kirchenväter vorzuziehen, der Adel und die Städte Rechte in Anspruch, von denen Philipp nichts wissen wollte, in den anderen aber wollten die Katholiken ebensowenig

als die Protestanten das geistliche Gericht der Inquisition dulden, welches Ketzer und Ketzerei vertilgen sollte.

10. Philipp II., der Herzog von Alba und die ersten Unruhen in den Niederlanden.

In den Niederlanden hatte damals jede Provinz ihre Stände und jede Stadt ihren Magistrat, welcher Letztere entweder frei gewählt oder auch von dem Herrn, in dessen Gebiete die Stadt lag, ernannt wurde. Der Einfluß des Landesherrn war also sehr beschränkt, und dies veranlaßte seit Karl's des Kühnen Zeit die inneren Unruhen, von welchen wir oft haben reden müssen. Auch die Gerichtshöfe waren gewissermaaßen republikanische Gerichte, welche die Civil- und Kriminalurtheile nicht im Namen des Regenten, sondern im Namen des Gesetzes fällten. Alle Sachen wurden entweder von Provinzial-Gerichtshöfen oder von den Magistraten entschieden; die Apellation ging von den meisten, nur nicht von denen Gröningens, Frieslands und Nordhollands, an den Hof von Mecheln. Auch die eigentliche Verwaltung und Regierung des Landes war im Grunde ganz republikanisch, wie es dem Geiste der betriebsamen und wohlhabenden Bürgerschaften entsprach. Drei Abtheilungen des Staatsrathes, in welchen allen der Landesherr oder der von ihm zu seinem Stellvertreter Ernannte den Vorsitz hatte, bildeten die höchste Staatsbehörde. In der ersten Abtheilung, welche aus den angesehensten Herren des Landes, aus einer Anzahl Prälaten und einer bestimmten Zahl Rechtsgelehrten bestand, wurden alle großen und allgemeinen Maaßregeln, die Angelegenheiten des Krieges und des Friedens und diejenigen Sachen, welche alle Provinzen betrafen, berathschlagt, und von ihr mußten die neuen allgemeinen Gesetze ausgehen. Die zweite hatte die Streitigkeiten unter den einzelnen Provinzen und die dem Landesherrn selbst vorbehaltenen Rechtserkenntnisse unter dessen Vorsitz zu entscheiden. In der dritten wurden die Finanz-Angelegenheiten, sowohl die des Fürsten als die der Provinzen, welche einzelnen Personen anvertraut waren, besorgt und berathen. Allgemeine Ständeversammlungen wurden schon aus dem einzigen Grunde, weil die Provinzen eigentlich kein zusammenhängendes Ganze bildeten, sehr selten gehalten.

Bei einer solchen Verfassung war es für einen Mann von streng monarchischem Sinne äußerst schwer, mit den auf ihre Vorrechte sehr eifersüchtigen Niederländern fertig zu werden. Karl V. überließ daher seine Stelle Damen, welche sich nicht zu schämen brauchten, die eigensinnigen Köpfe durch Nachgeben oder Schmeicheln zu beugen. Seine Tante Margaretha von Oestreich ist wegen ihrer Meisterschaft in der Politik und in jeder freien Kunst berühmt, und wir haben früher die

Gelegenheiten, bei welchen sie diese Meisterschaft durch die That bewies, einzeln angeführt. Seine Schwester Maria von Ungarn wußte, so lange Karl die Regierung behielt, ebenfalls mit den Belgiern fertig zu werden. Als ihr Bruder in das Kloster gehen wollte, zog sie sich ebenfalls zurück.

Karl V. war stets Freund und Gönner der großen Herren des Landes gewesen; er hatte ihnen die höchsten Aemter und eine zeitlang sogar Einfluß auf die Regierung in seinen übrigen Erblanden anvertraut. Der schlaueste, verschlagenste und in allen Geschäften des Friedens und des Krieges am meisten erfahrene von ihnen, Wilhelm, Graf von Nassau und seit 1544 Fürst von Oranien, den man den Schweigsamen zu nennen pflegt, Sohn Wilhelm des Aelteren von Nassau-Dillenburg aus dessen zweiter Ehe mit Juliane von Stolberg, war stets Karl's Vertrauter und Rathgeber und der Kaiser bediente sich seiner in Angelegenheiten des Krieges wie des Friedens. Noch ganz zuletzt, als Karl zu den Ständen der Niederländer die Abschiedsworte sprach, stützte er sich auf Wilhelm's Schulter. Auch schickte er denselben damals nach Deutschland, um seine Abschiedsbriefe zu überbringen. Philipp II. dagegen hegte eine so feindliche Gesinnung gegen Wilhelm, daß er ihm noch ganz zuletzt, bevor er sich an der Küste von Seeland nach Spanien einschiffte (26. August 1559), unfreundliche Worte sagte, und daß Wilhelm aus Furcht, Philipp möchte ihn mit nach Spanien nehmen, dem Könige das Ehrengeleite nicht bis in das Schiff gab, sondern am Lande zurückblieb. Wenn man das in der Haager Ausgabe von Mariana's und Miniana's Geschichte enthaltene Porträt Philipp's betrachtet, welches den ganzen Charakter dieses Königs ausdrückt, so wird man begreifen, daß die offenen und geraden Niederländer ebenso wie die Deutschen schon vor den unfreundlichen, scheuen und finsteren Zügen ihres künftigen Königs zurückbebten, als sie ihn 1548 zum ersten Male erblickten. Auch in England (damals noch merry England), wo man ihn als den Gemahl der Königin Maria kennen lernte, war er wegen seines gemessenen und finsteren Wesens und wegen seines Hochmuthes verhaßt. Philipp wurde im Jahre 1549 von den niederländischen Städten und Staaten mit Liebe und mit sehr großem Pompe empfangen; Antwerpen verwandte auf die Feierlichkeiten zu seiner Begrüßung 130,000 Dukaten, seine Züge erheiterten sich aber niemals, verdrießlich blieb er im Wagen sitzen, und wenn Karl V. wie der Erste unter Gleichen mit den Großen verkehrte, so zeigte dagegen Philipp sich stets nur als strengen und finsteren Monarchen. Im Jahre 1555, als er wieder in die Niederlande kam, um die Regierung derselben zu übernehmen, machte er sich vollends verhaßt, weil er sich überall als Beschützer der Inquisition und als Verfolger der in den Niederlanden sehr verbreiteten

evangelischen Lehre aussprach. Sein Vater war unter den Grafen, Fürsten und Herzogen als Vater und Freund erschienen; Philipp dagegen hatte den gehässigen jüngeren Granvella, damals Bischof von Arras, zum Vertrauten, und verkehrte blos mit Spaniern, die ihm glichen, dem Ruy Gomez de Silva, dem Herzog von Alba und dem Grafen von Feria. Er ließ sich durch Granvella mit der Unkunde der beiden in den Niederlanden herrschenden Sprachen entschuldigen, als er seine neuen Unterthanen nicht selbst anredete, sondern seinen Kanzler damit beauftragte.

Philipp ernannte, als die Königin Maria sich mit ihrem Bruder nach Spanien begab, den Herzog Emanuel Philibert von Savoyen zum Statthalter der Niederlande. Dieser entfernte sich wieder, nachdem er durch den Frieden von Chateau Cambresis sein Land, sowie später, als der Religions-Krieg in Frankreich wüthete, auch noch die ihm vorher entzogenen Festungen wieder erlangt hatte. Er hatte die Schlacht bei St. Quentin besonders durch Lamoral, Grafen von Egmont und Prinzen von Gäveren (Gavre), gewonnen, welcher in derselben die Reiterei commandirt hatte und gleich darauf ganz allein bei Gravelingen die Franzosen besiegte. Die Niederländer hofften daher, daß Philipp jetzt diesen Mann zu seinem Stellvertreter ernennen werde; sie wurden aber darin nicht nur getäuscht, sondern wir werden auch unten sehen, daß Egmont unter den Ersten war, welche ihre Liebe zum Vaterlande mit dem Leben büßen mußten. Der König wählte seines Vaters natürliche Tochter, die Herzogin Margaretha von Parma, zur Statthalterin; ihre Mutter war ein Bürgermädchen, Margaretha von der Geest, mit der Karl V. zu Oudenarde Umgang gepflogen hatte, ihr zweiter Gemahl der oft von uns genannte Ottavio Farnese. Mit dieser würden die Niederländer eben so gut zufrieden gewesen sein, als mit den beiden fürstlichen Damen, von denen sie unter Karl V. regiert worden waren; allein die Einsetzung Margaretha's war nur eine Täuschung, da diese Frau blos den Namen zur Regierung des jüngeren Granvella hergeben sollte. Anton Perrenot von Granvella, der Sohn von Karl's V. Kanzler, besaß wenig von den Talenten seines Vaters, beleidigte durch Hochmuth und übermäßigen Prunk und diente blos als Werkzeug für die despotischen und fanatischen Pläne seines Königs. Er war zum Erzbisthum Mecheln bestimmt, war aber den niederländischen Ständen so sehr verdächtig, daß dieselben, als sie zur Führung des Krieges mit Frankreich bedeutende Subsidien gewährten, eigene Commissäre ernannten, um die Verwendung dieser Gelder zu überwachen.

Unter Granvella's Verwaltung wurden ohne Rücksicht auf die Landesverfassung die Religions-Verfolgungen jeden Tag ärger betrieben. Die Niederländer bestürmten daher den König bald mit neuen Klagen

über die Verletzung ihrer Verfassung. Philipp hatte bei seiner Abreise nach Spanien zum großen Verdrusse der Niederländer einige 1000 Mann spanischer Truppen in verschiedenen Städten zurückgelassen; über diese wollte aber weder der Graf von Egmont, noch Wilhelm von Oranien das Commando übernehmen. Im Regentschafts-Rath war nachher ewiger Zwist. Die spanischen Soldaten übten in Flandern Willkürlichkeiten und Rohheiten. Als deshalb die Stände und selbst der Regentschafts-Rath die Entfernung derselben verlangten, schickte die Herzogin diese Truppen nach Seeland. Die Unzufriedenheit wurde aber so laut, daß Philipp sie endlich zurückrufen mußte, da ihre Zahl zu gering war, um Gewalt zu gebrauchen (1561). Dies erbitterte den König besonders gegen die Herren, welche, wie Wilhelm von Nassau, der Graf Egmont und der Groß-Admiral Philipp von Montmorency-Nivelle, der als Erbe seines Stiefvaters den Namen Graf von Hoorn angenommen hatte, durch ihren fürstlichen Rang, ihre Reichthümer, ihre Besitzungen und ihre Hofhaltung unabhängigen Fürsten gleich waren. Bald kamen andere Ursachen hinzu. Im Februar 1561 ward der verhaßte Granvella Kardinal. Er erhielt dadurch ein Uebergewicht im Regentschafts-Rath, während das Volk ihn verhöhnte und verspottete. Er bildete deshalb um die Herzogin einen geheimen Rath (Consulta), der in besonderer Verbindung mit dem Könige stand.

Schon damals dachte Philipp die Ketzer in den Niederlanden ebenso zu behandeln, wie er sie in Spanien behandeln ließ. Auch nahm er gleich darauf die Beschlüsse des Tridentiner Concils an, durch welche der Papst über die Concilien erhoben wurde, während Frankreich diese Decrete nicht anerkannte. Philipp wollte, um seine Absicht zu erreichen, durchaus den Herzog von Feria in den Regentschafts-Rath bringen. Die Niederländer wollten jedoch diesen Spanier nicht unter sich dulden und Philipp mußte nachgeben. Er ward dadurch aufs Neue bitter gekränkt, und gab deshalb dem Kardinal Granvella den fürchterlichen Präsidenten der Abtheilung der Justiz, Viglius von Zuichem, der früher mit großem Ruhm in Padua und in Ingolstadt die Rechtswissenschaft gelehrt hatte*), und den Präsidenten für das Finanz-Fach, den Grafen von Barlaimont, zur Seite, welche Beide fanatisch und grausam wie Spanier waren und also auch gleich diesen gehaßt wurden. Die Niederländer, vornehmlich die ersten Herren des Landes, Wilhelm von Nassau und die Grafen Egmont und Hoorn, alle drei einst Statthalter einer oder auch mehrerer Provinzen, widersetzten sich

*) Unser Verfasser nennt ihn „höchst unwissend": Bei Schiller, dessen Divination in der Beurtheilung der Charaktere nicht selten das Richtige gibt, heißt er „ein Gelehrter, aber kein Denker; ein erfahrener Geschäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf".

allen spanischen Rathschlägen, besonders seitdem Graf Hoorn den König auf zwei Jahre nach Spanien hatte begleiten müssen. Die Niederländer bestürmten den König mit Vorstellungen über Eingriffe der Consulta in ihre Rechte und ihre Verfassung und forderten dringend die Abberufung des Kardinals, während Philipp mit Katharina von Medicis verabredete, wie man den Protestantismus in Frankreich und in Spanien mit vereinten Kräften unterdrücken könne.

Zur Erreichung dieses Zweckes schienen dem Könige die Jesuiten und die Inquisition unentbehrlich zu sein; um diese aber einführen zu können, mußte die belgische Hierarchie nebst ihren Reichthümern, welche bis dahin in den Niederlanden ebenso, wie in Deutschland, in den Händen der Aristokratie waren, von ihm abhängig gemacht werden. Dazu war ihm der Papst behülflich, dem zu Gefallen er selbst dagegen die Beschlüsse des Tridentiner Conciliums den Niederländern aufdrang. Der Papst verlieh dem König Philipp das Recht der Ernennung der Bischöfe, welche vorher frei gewählt worden waren; dafür erhielt er selbst das Recht der Bestätigung, deren es vorher gar nicht bedurft hatte. Alles dies geschah ohne Befragung des Adels, der Geistlichkeit oder der Stände überhaupt. Zugleich ward durch Vervielfältigung der Bisthümer das alte Herkommen der Kapitel vernichtet und der Zusammenhang der bis auf den heutigen Tag fanatischen belgischen Bischöfe mit der deutschen und französischen Kirche aufgehoben. Statt der vier alten Bisthümer, in welche vor Philipp die Niederlande eingetheilt waren, und von denen das nördliche Utrecht den Erzbischof von Köln als Metropolitan anerkannte (Lüttich wurde zum Westphälischen Kreis, also ununterbrochen zum deutschen Reich gerechnet), Arras, Cambray und Tournay aber zum Erzbisthum Reims gehörten, wurden jetzt 14 Bisthümer errichtet und Mecheln, Cambray und Utrecht zu Erzbisthümern erhoben. Der zwischen Philipp und dem Papste entworfene Plan mußte nothwendiger Weise eine völlige Aenderung der bestehenden Verhältnisse herbeiführen, weil in der allgemeinen Ständeversammlung die Geistlichkeit den ersten Platz einnahm. Es führten jetzt nicht mehr die vielen reichen, nationalen und unabhängigen Aebte, sondern die königlich päpstlichen Bischöfe die Hauptstimme, während jene nur den zweiten Platz hatten; viele reiche Abteien wurden ganz eingezogen; andere verloren den größten Theil ihrer Einkünfte, mit welchen die neuen Bisthümer ausgestattet wurden; der Adel endlich konnte nicht mehr die jüngeren Glieder seiner Familien ohne den König fürstlich versorgen.

Die dringendsten Vorstellungen der allgemeinen Ständeversammlung, welche Philipp im August 1559 vor seiner Abreise gehalten hatte, waren fruchtlos geblieben und der König hatte wegen derselben einen tödtlichen Haß auf Wilhelm den Schweigsamen geworfen. Dieser blieb

jedoch Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht, wo seine Güter lagen. Ebenso behielt Egmont die Statthalterschaft in Flandern und Artois, soweit die flämische Sprache reichte, während dagegen der Graf Hoorn die von Geldern und Zütphen verlor, die an den Grafen von Meghen kam; Brabant, mit der Hauptstadt Brüssel, stand unmittelbar unter Margaretha. Robert von Brederode konnte das Bisthum Cambray nicht erlangen und der tapfere Lazarus Schwendi nicht in den Regentschaftsrath kommen. Alle diese Männer waren daher mächtige Stützen der Unzufriedenen, als überall der herrschende Unwille laut ward. Philipp verstellte sich, wie er zu thun pflegte: er schien nachgeben zu wollen, traf aber mit seinem Alba und den anderen Spaniern Anstalten, um sich in den Niederlanden zum unumschränkten Herrn zu machen.

Seit Philipp im December 1560 die Spanier abgerufen hatte, war Granvella, nunmehr Erzbischof von Mecheln und Primas, der Gegenstand der Beschwerden, welche theils von den drei ersten Herren des Landes allein, theils von ihnen an der Spitze des Adels gemacht wurden und unmittelbar an den König oder an die Herzogin gerichtet waren. Granvella drang damals in Philipp, er möge wieder persönlich in die Niederlande kommen; dieser aber mochte sich dazu nicht entschließen. Im Jahre 1562 wagten die drei Herren einen sehr kühnen Schritt. Sie erklärten der Statthalterin in einer Audienz, daß sie dem Staatsrathe, so lange Granvella Mitglied desselben wäre, durchaus nicht mehr beiwohnen würden. Im Anfange des folgenden Jahres blieben sie nicht allein aus der Rathsversammlung weg, sondern sie entfernten sich auch ganz aus Brüssel. Sie erhielten darauf, jeder besonders, freundliche Briefe vom Könige, in welchen sie eingeladen wurden, nach Spanien zu kommen. Dies thaten sie jedoch nicht. Dagegen wußten sie es dahin zu bringen, daß der geheime Staatssecretär der Herzogin, Thomas von Armentières, im August 1563 an den König gesandt wurde mit einem Schreiben der Statthalterin, in welchem die Lage der Dinge, die bedenkliche Stimmung im Lande und die Gründe, warum ein Aufstand zu befürchten sei, wenn Granvella länger bleibe, angegeben und ausführlich entwickelt waren. Auch auf diese von der Regentin selbst ausgegangenen Vorstellungen erwiderte der König ausweichend. Zuletzt aber, als Granvella selbst den Hohn und die Feindschaft des Adels nicht länger ertragen konnte, entschloß sich Philipp, ihm zu erlauben, daß er nach Spanien zurückkehre. Dies geschah im März 1564, nachdem die sämmtlichen Herren der Nationalpartei den Kardinal durch einen Zierrath der Livreen ihres sehr zahlreichen Hausgesindes öffentlich verhöhnt und zugleich ein Parteizeichen erfunden hatten, welches nachher gleich der dreifarbigen Fahne oder Kokarde der Franzosen das

Vereinigungszeichen der Nationalpartei ward. Sie ließen nämlich auf die herabhängenden Aermel, welche damals an den Männerröcken neben den anschließenden getragen wurden, einen Menschenkopf und eine Narrenkappe sticken. Die Letztere wandelte man später in einen Bettelsack und nachher in den Bündel Pfeile um, welcher dann das Wappen der sieben vereinigten Provinzen geworden ist.

Ungeachtet dieses Schrittes wagte Egmont eine Reise nach Spanien, wo er den König über die Lage aufzuklären und eine Milderung der Ketzergesetze zu erwirken gedachte. Er wurde von dem Könige, welchem Alles daran lag, die Niederländer ganz sicher zu machen, freundlich empfangen, obgleich derselbe sich gegen ihn sehr heftig darüber äußerte, daß Egmont der Erfinder eines Partei-Abzeichens sei. Auch hielt er ihn nicht ab, wieder nach Hause zurückzureisen. Egmont ließ sich damals durch die tiefe, ächt orientalische Verstellung Philipp's und seines Hofes ganz einnehmen, was er später mit dem Leben büßen mußte. Doch war Philipp wenigstens in der Erklärung aufrichtig: er wolle lieber tausendmal sterben, als die leiseste Veränderung in der Religion gestatten. Egmont brachte daher (1565) die Nachricht zurück, daß der König fest entschlossen sei, gegen die besonders in den nördlichen Provinzen zur Landes-Religion gewordenen Lehren mit äußerster Strenge zu verfahren. Auf seinen Bericht versammelte sich im Juli 1565 der Staatsrath zu Brüssel, um dem Könige Vorschläge zu machen, wie auch ohne Strenge dem Uebel durch mildere Mittel abgeholfen werden könne. Dies erbitterte den König im höchsten Grade und er ertheilte eine so heftige Antwort, daß die Niederländer sich auf das Aergste gefaßt machen mußten. Welche Pläne im Jahre 1565 bei der Zusammenkunft der Königin von Spanien mit ihrer Mutter, Katharina von Medicis, und mit ihrem Bruder, dem französischen König Karl IX., zu Bayonne zwischen dem Herzoge von Alba und Katharina ausgemacht worden sind, wollen wir hier nicht untersuchen, da wir blos Thatsachen berichten. Gewiß ist, daß Katharina schon damals den Truppen, welche Philipp in die Niederlande schicken wollte, den Durchmarsch zu erlauben versprach. Philipp selbst wollte, Katharina solle mit der Ausrottung der Ketzer beginnen; dies lehnte aber dieselbe klüglich ab, weil sie merkte, daß Philipp die boshafte Absicht habe, sie, während er selbst mit den Niederlanden zu thun habe, in böse Händel mit ihren Unterthanen zu verwickeln.

Da Viglius und Graf Barlaimont auch nach Granvella's Abreise die von demselben angeordneten grausamen Verfolgungen der Protestanten fortsetzen ließen; da die Beschlüsse des Tridentiner Concils, alles Widerspruches der Stände und der Geistlichkeit ungeachtet, dem Lande aufgedrungen worden waren; da endlich die Einführung der

Inquisition bevorstand: so wurde 1566 von einigen Herren des niederen Adels eine Verbindung geschlossen, um die Nationalrechte mit den Waffen zu vertheidigen. Was insbesondere die Inquisition betrifft, so kann man sich die Abneigung der regsamen Bevölkerung gegen dieselbe nicht stark genug vorstellen. Die Handelsstädte, vor allen das blühende, volkreiche Antwerpen, glaubten sich durch dieselbe sogar in ihrem materiellen Gedeihen bedroht; denn dieses beruhte allerdings mit auf dem freien Verkehr der ausländischen Kaufleute. Schon 1550, als unter Karl V. in einem Edicte die Glaubensrichter „Inquisitoren" genannt wurden, stockte der Verkehr, Viele rüsteten sich zur Auswanderung und die stürmische Bewegung legte sich erst, als der Kaiser jene Bezeichnung aus dem Edicte tilgte. Seitdem waren über 15 Jahre vergangen, die neue Lehre war nicht unterdrückt, der Adel aber, selbst der katholische, in seinem Mißtrauen bestärkt worden. Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, war es, der im November 1565 zehn oder elf Gutsherren, welche keine öffentlichen Aemter hatten, dahin brachte, daß sie in Breda sich eidlich zu dem Versprechen verbanden, das Land mit Waffengewalt gegen die Einführung der Inquisition und eines neuen Rechts zu schützen. Die darüber aufgesetzte Urkunde, welche der erste Schritt zur Befreiung der sieben Provinzen war und die nach und nach von mehreren hundert Adeligen unterzeichnet wurden, nannte man den Compromiß. Die größeren Herren unterschrieben freilich vorerst eine Acte nicht, in welcher von Gewalt, also von Rebellion die Rede war. Dagegen nahmen aber Heinrich von Brederode, welcher sein Geschlecht von den alten Grafen von Holland herleitete, Wilhelm's von Nassau roher Bruder Ludwig und die Herren von Aremberg und Culemburg schon am 5. April 1566 an der ungestümen Bestürmung der Statthalterin und ihrer Räthe Theil. Damals kamen nämlich einige hundert Adelige der nördlichen Provinzen nach Brüssel und überreichten allgesammt in einem Zuge der Herzogin eine zu Breda abgefaßte Bittschrift mit Forderungen, welche diese zu gewähren weder das Recht noch die Macht hatte; Herr von Brederode führte dabei das Wort. Als der Zug herannahte, soll die Regentin, eine großgewachsene Dame mit männischen Zügen, in Furcht gerathen sein; der Graf Barlaimont aber, heißt es, habe sie angeredet: „Rassurez-vous, Madame, ce n'est qu'un tas de gueux" (beruhigen Sie sich, es ist nur ein Haufe Bettler). Als nun diese Herren nachher in Culemburg's Palast zu einem Gastmahle oder, wenn man will zu einer Orgie versammelt waren, gesellten sich ihnen auch Wilhelm von Oranien, Graf Egmont und Graf Hoorn zu, welche eigentlich nicht zu ihnen gehörten. Tausende hatten damals schon den Compromiß unterschrieben. Diese Alle eigneten sich den Namen Bettelvolk (gueux), mit welchem Bar-

laimont sie bezeichnet hatte, als Parteinamen an. Zu gleicher Zeit ließen sie die Narrenkappe auf ihren Livreen als Bettelsack gelten und nahmen statt des Kopfes einen Becher in das neue Geusen-Wappen auf*).

Sie glaubten das Aeußerste wagen zu dürfen, weil schon damals überall Hunderte gemartert und verbrannt wurden, was zuerst von Granvella ausging und dann auf Befehl anderer Zeloten für den wahren Glauben geschah. Freilich hatten auch die Protestanten, von französischen Flüchtlingen unterstützt, katholische Kirchen entweiht und zerstört, heilige Gefäße geraubt, überall die Bilder zerschlagen, und besonders in Antwerpen arg gehaust, wo die Marienkirche furchtbar verwüstet wurde. In wenigen Tagen wurden gegen 400 Kirchen und Abteien ihres Schmuckes beraubt. Hugenottische Prediger aus Frankreich und deutsche aus Friesland ließen sich überall blicken; neben den Vorträgen wirkten die geistlichen Lieder und nicht minder die komischen an die Fastnacht erinnernden Spiele der sehr einflußreichen zunftmäßigen Poeten und Darsteller (Rederyker, eigentlich Rhetoriker). Von dem Zerstörungstaumel blieben einige größere Städte verschont, namentlich Brüssel durch die Wachsamkeit Peters von Mansfeld. Wilhelm, Egmont, Hoorn und ihre Freunde sorgten ebenfalls für die Bestrafung dieses Unfuges und für die Ersetzung des erlittenen Schadens, sobald die Regentin zugab, daß der Graf von Bergen op Zoom und Hoorn's Bruder, der Marquis von Montigny, die Beschwerden der Niederländer an den Thron bringen durften. Diese beiden Abgeordneten warnten nachher von Spanien aus ihre Landsleute vor Philipp's Anstalten. Sie wurden, da sie daselbst blieben, die ersten Opfer der Rache des Königs.

Ehe Philipp seine Veteranen durch den Herzog von Alba aus Italien in die Niederlande führen ließ, übermachte er der Regentin bedeutende Summen, um unter den Wallonen und den flämischen Papisten fünf Regimenter Fußvolk nebst einer Anzahl Reiter werben zu lassen. Mit Hülfe dieser Truppen ließ dann Margaretha gegen die Widerspenstigen und die Kirchen- und Klosterräuber militärisch verfahren. Jetzt erkannte Wilhelm von Oranien, daß die Zeit gekommen sei, wo er und seine beiden Freunde ihr fürstliches Vermögen zu Rüstungen verwenden und ihre Landsleute auffordern müßten, die Spanier anzugreifen, ehe dieselben in ihr Land gelangten; Egmont und Hoorn schenkten ihm aber auf einer Zusammenkunft in Dendermonde (October 1566) kein Gehör. Sie ließen sich durch die falsche Freundlichkeit täuschen, welche

*) Der sogenannte Geusenpfennig ist eine ovale Schaumünze; auf der Vorderseite hatte sie das Brustbild des Königs mit der Inschrift „en tout fidèles au roi", auf der Rückseite eine Tasche, wie sie die Bettelmönche trugen, mit den Worten „jusqu'à porter la besace (bis zum Tragen des Bettelsacks)."

Philipp ihnen in Spanien bewiesen hatte, und selbst ein an die Regentin gerichteter vertrauter Brief, welchen Wilhelm ihnen vorzeigte, konnte sie nicht aus ihrem Schlummer wecken. Es blieb daher dem Prinzen Wilhelm nichts Anders übrig, als sich selbst für bessere Zeiten zu erhalten.

Der Herzog von Alba begab sich, wie bereits oben erzählt worden ist, über Genua nach der westlichen Schweiz, ward gegen den Willen der Protestanten und selbst aller patriotischen Katholiken Frankreichs von der Königin Katharina beim Marsche seiner Truppen längs der Grenz-Provinzen Frankreichs unterstützt und kam im August 1567 mit etwa 10,000 Mann alter spanischer Truppen bei Diedenhofen im Luxemburgischen an. Inzwischen hatte Wilhelm von Oranien mit dem Grafen Egmont eine letzte Zusammenkunft in dem Dorfe Wilbroek, aber auch hier hatte seine eindringliche Warnung keinen Erfolg. Wilhelm begab sich über Breda nach Deutschland, Egmont bot der Statthalterin seine Dienste an. Alba selbst hatte vorgeblich nur den Oberbefehl über die Truppen; einen Theil derselben führte sein natürlicher Sohn, Ferdinand von Toledo, Prior des Johanniter-Ordens. Die Statthalterin erkannte bald, daß dem Herzog ganz unumschränkte Vollmachten ertheilt worden waren. Er kam am 22. August nach Brüssel, schlug seine Residenz im Palast Cuylemburg auf, legte Besatzungen in die Städte, setzte Statthalter und Commandanten ein und ab, erbaute Festungen und zog die Großen des Landes zur Verantwortung. Schon am 9. September entbot er die Grafen Egmont und Hoorn unter dem Vorwande, sie über die Anlagen der Befestigungen von Antwerpen um Rath zu fragen, zu sich; sie waren verblendet genug, sich bei ihm einzufinden, und wurden sogleich verhaftet. Auch der Graf von Nassau und der Graf von Hoogstraten wurden vorgeladen. Die noch in Spanien befindlichen beiden Abgeordneten der Niederländer ließ der König wegen ihrer Verbindung mit seinem unglücklichen Sohn Don Karlos, welcher nachher auf seinen Befehl im Gefängniß einem frühen Tod anheimfiel, ebenfalls festsetzen. Der Graf von Bergen op Zoom erkrankte und starb im Mai 1568 als Gefangener und Alba ließ ihm auch nach seinem Tode noch als einem Hochverräther den Proceß machen. Montigny, der Bruder des Grafen Hoorn, wurde zwei Jahre später heimlich im Kerker umgebracht.

Die Herzogin drang beim Könige darauf, daß sie sich aus den Niederlanden entfernen dürfe; sie erhielt endlich diese Erlaubniß, verließ bereits im Anfange des Jahres 1568 das Land und begab sich nach Parma. Schon vor ihrer Abreise begann Alba seine schauderhafte Laufbahn mit der Einführung der spanischen Inquisition und mit der Errichtung eines politischen Blut-Gerichtes, welches der Rath der

Unruhen genannt wurde. Von diesem Augenblicke an hängt der Religions-Krieg der Spanier in den Niederlanden mit den Religions-Kriegen in Frankreich innig zusammen; wir brechen daher hier ab, um noch einige Erzählungen zu den Bemerkungen beizufügen, welche im neunten Band (S. 414—473) über die Litteratur und Bildung des 16. Jahrhunderts gegeben worden sind.

VII. Ergänzung der Notizen über Litteratur und Bildung der Italiener, Deutschen und Franzosen im 16. Jahrhundert.

1. Allgemeine Bemerkungen.

Wenn wir in diesem kurzen Abrisse der neueren Geschichte alle Erscheinungen und Zustande der europäischen Geistesbildung darstellen und die vorzüglichsten Werke neuerer Schriftsteller aufführen wollten, dann hätten wir längst der Spanier und Portugiesen gedenken, sowie die großen Engländer anführen sollen, welche mit Hülfe der Schriften des Südens diejenige Art von Litteratur schufen, deren Vollendung Shakespeare's Dramen sind. Unser Zweck ist aber bescheidener. Wir wollen blos den Zusammenhang des Bildungsganges der drei genannten Nationen nachweisen und, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, die Erscheinungen, welche für unseren Zweck wichtig scheinen, näher bezeichnen. Deshalb sind zwar schon früher alle die italienischen Schriftsteller angeführt worden, welche bis auf den heutigen Tag für klassisch gelten; es müssen aber auch noch diejenigen Männer erwähnt werden, durch welche, weil man in Italien sie als Muster ansah, die Franzosen und Deutschen auf einen Irrweg gebracht wurden, aus welchem die Ersteren erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Letzteren erst im 18. sich wieder herausfinden konnten. Die halb geistliche, halb weltliche Geschichte der christlichen Kirche, welche mit der Kirchen-Reform zusammenhing und zum Theil polemisch, aber auch gründlich und durch Acten und Urkunden belegt war, und die Anwendung der klassischen Gelehrsamkeit auf sittliche und religiöse Bildung wurden in den drei Ländern gleichzeitig versucht, in Italien aber freilich nicht geduldet. Wir finden daher einen Peter Paul Vergerio, einen Peter Martyr Vermiglio und einen Ochino in Deutschland,

Frankreich und sogar in England als Verkündiger eines neuen Lichtes aufgenommen.

Von deutscher Bildung läßt sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wenig Erfreuliches berichten; denn dort feindete die theologische Polemik jedes bessere Studium an, weil die Fürsten und die theologischen Professoren unablässig bemüht waren, Concordien-Formeln zu schmieden, oder mit anderen Worten, gesetzlich zu bestimmen, was zum Behufe der Einigkeit des Glaubens jeder Mensch, ohne weiter zu fragen, von übersinnlichen Dingen für wahr halten müsse. Darin waren die Tübinger und Wittenberger Theologen am eifrigsten. In Sachsen wurden Alle, welche die klassische Bildung der Genfer und Heidelberger Gelehrten sich aneigneten, als Kryptocalvinisten verfolgt und Hunderte von Geistlichen und Schullehrern von ihren Stellen und aus dem Lande getrieben.

2. Italien.

a. Gelehrsamkeit, Kunst und Poesie als Luxus der italienischen Höfe.

Von den Verdiensten des Hauses Medicis haben Roscoe und Andere ausführlich und lobrednerisch gehandelt. Auch hat Roscoe wie Alle, welche von seiner Ansicht ausgehen, mit mehr Enthusiasmus, als wir es vermöchten, von den Bemühungen geredet, durch welche die Kunst und Wissenschaft unter einem moralisch gesunkenen Geschlechte gleich einer exotischen Pflanze gehegt und gepflegt wurden. Wir wollen daher nur anzeigen, was in Italien geschah und welche Art von Poesie durch Katharina von Medicis von dort nach Frankreich gebracht wurde.

Was die Gelehrsamkeit betrifft, so ward in diesem Jahrhundert die Bibliothek des Vatikan (s. Bd. VIII, S. 59) die erste in Europa. Es fand zwar in der Zeit von Julius II. an bis auf Sixtus V. ein abwechselndes Begünstigen und Vernachlässigen derselben statt; allein die Zahl der Handschriften nahm doch stets zu. Unter Leo X. waren Sadoletus, Bembo und Johann Lascaris auf rühmliche Weise für das Sammeln thätig, und Beroaldus der Jüngere stand der Bibliothek lange Zeit als Aufseher vor; diese Männer waren aber insgesammt für das Alterthum begeistert. Der vatikanischen Bibliothek kam die der Mediceer (s. Bd. VIII, S. 58) am nächsten. Sie wurde zuerst von Florenz nach Rom und dann wieder von da nach Florenz gebracht und hier mit großem Aufwande vermehrt. Die Marcus-Bibliothek in Venedig, welche die des Kardinal Bessarion in sich faßte, erhielt durch den Bau von 1529 ein würdiges Local. Auch zu Turin ward im 16. Jahrhundert durch den Helden Emanuel Philibert eine prächtige Bibliothek und Gallerie eingerichtet. Ebenso erhielt die Stadt Urbino die

unschätzbare Bibliothek des letzten Herzogs von Urbino zum Geschenke. In Modena endlich wurde die ehemalige Bibliothek des Hauses Este neu errichtet.

Von den Mediceern waren schon seit dem ersten Kosmus die Künste und die Künstler geschützt worden. Unter den Prinzen des Hauses Este zeichneten sich durch diesen Schutz besonders der Kardinal Hippolytus und die Herzoge Herkules II. und Alfons II. aus, welche auch die politischen Wissenschaften zu fördern suchten. Das Haus Gonzaga zu Mantua begünstigte vorzugsweise die unmittelbar auf das Leben anwendbaren Wissenschaften, die Naturkunde, Mathematik und Physik.

In Betreff der Dichtkunst ist bereits früher (s. Bd. IX, S. 424) bemerkt worden, daß Tasso, welcher schon in vielen Stellen seines befreiten Jerusalem das Weiche dem Kräftigen, das erkünstelte Gefühl dem natürlichen, das Melodramatische dem Epischen vorzog, durch seine Hirtengedichte dem reinen italienischen Geschmack auf dieselbe Weise schadete, wie unser Geßner durch seine Idyllen dem deutschen, gerade weil Beide der Sprache und der Form völlig mächtig waren. Eine Kritik von Tasso's Gedichten gehört nicht hierher; wir wollen nur zeigen, auf welche Weise Tasso Schöpfer der falschen rhetorischen und gelehrten Poesie war, welche nach ihm in Italien herrschend ward und von der sich die Deutschen im 18. Jahrhundert so schwer trennten. Sein berühmtes Schäfergedicht Amyntas hat, wie der Titel zeigt, eine Person der Mythologie, einen Enkel des Pan, zum Helden; Sylvia, die Geliebte desselben, ist Tochter eines Flußgottes. Nichts desto weniger erscheint Tasso darin als Thyrsis und durch das Ganze hindurch merkt man das Studium des schwülstigen Rhetors und Tragikers Seneca. Dies mag genug sein, um die erste Erscheinung der erkünstelten Natur zu bezeichnen, welche die folgenden Schäferdichter, denen man Talent und Schulbildung nicht absprechen kann, immer mehr zu überbieten suchten. Tasso's Amyntas ist die einflußreichste unter den Dichtungen, in welchem eine neue Idealwelt, die schäferliche, statt der abgeblaßten Ritterwelt eröffnet wird. Im Schäferleben schien Alles zum Genuß einer mehr sanften, veredelten, als stürmischen Liebe einzuladen; zu diesem Genusse sollte keine strenge Moralpflicht im Gegensatze stehen und die Worte, die Goethe seinem Tasso in den Mund legt „Erlaubt ist, was gefällt," finden sich im Amyntas. Doch war er nicht der erste, der diese Scenerie einführte. Wenn wir nicht auf Boccacio und seine aus Prosa und Terzinen gemischte Dichtung „Ninfale d'Ameto" zurückgehen wollen, so gab es doch schon in Portugal schäferliche Romanzen in modern romanischem Styl. Auch war dem Tasso eigentlich der Neapolitaner Sannazaro, welcher schon 1458 geboren war, vorangegangen (s. Bd. IX, S. 425), und der unglaubliche Beifall, den dieser

im 16. Jahrhundert beim Volke und besonders bei klassisch-gelehrten Männern seiner Zeit fand, beweist am besten, daß die Zeit den Sinn für schöpferische Poesie verloren hatte und einer gekünstelten bedurfte. Sannazaro machte sich zuerst durch lateinische Gedichte berühmt und ist unter den Vielen, welche dem Horaz nachgestümpert haben, der beste. Die Kenner des Alterthums wurden durch sein Talent der Nachahmung alter Formen und durch seine Kennerschaft der alten Sprache bestochen; sonst hätten sie unmöglich sein oben erwähntes Gedicht von der Niederkunft der heiligen Jungfrau (de partu virginis) so unmäßig loben können, wie sie thaten. Barth, Manutius, Scipio Gentilis, ja sogar Scaliger sagen, daß dieses Werk eines der merkwürdigsten dichterischen Producte sei, welche seit den Zeiten der alten großen heidnischen Dichter hervorgebracht worden sind. Was man in seiner Zeit wagen durfte, wenn man nur das äußere Gebäude der Kirche nicht antastete, kann aus dem berühmtesten Gedichte Sannazaro's, sowie aus einer Aeußerung des Kardinals Sadoletus ersehen werden. Letzterer durfte, als er einen Bekehrungsbrief schrieb, den Ausdruck zu gebrauchen wagen, es sei dem heiligen Geist und ihm eingefallen (visum est spiritui sancto et mihi) den Brief zu schreiben; der Erstere führte in seinem Epos von der Geburt des Heilands den Namen Jesus nie an, weil derselbe unlateinisch ist; er läßt ferner in diesem Gedichte nicht nur Dryaden und Nereiden erscheinen, sondern auch, da das Wort Prophet den Römern unbekannt war, den Proteus weissagen und nennt Maria die Hoffnung der Götter (spes deorum). Sannazaro's italienisches Gedicht Arcadia, welches aus Prosa und Versen besteht, erlebte bald nach seiner Erscheinung (1534) 16 Auflagen, was am besten beweist, daß schon um diese Zeit die Gelehrsamkeit dem Geschmacke verderblich geworden war. Da nun damals alle Höfe der italienischen Mode und Politik huldigten, so ergriff das Wohlgefallen an erkünstelter Natürlichkeit und an rhetorischer Ueberladung die ganze vornehme Welt von Europa. Die Landschaft Arkadien im Peloponnes, die vom Meer nicht berührt war, deren Einwohner daher länger als andere Griechen sich dem Ackerbau und der Viehzucht zuwandten, für gastfrei und mit langer Lebensdauer beglückt galten und vor allen Göttern Pan und Diana verehrten, gab nun in sentimental stilisirtem Aufputz den Schauplatz für die neue dichterische Welt her.

Wir wollen die Dichter, welche hierzu beigetragen haben, nicht einzeln aufzählen, weil sie größtentheils alle Bedeutung verloren haben; wir übergehen deshalb auch Chiabrera und Ruggieri mit Stillschweigen und erwähnen nur Guarini und den Ritter Marino, weil jener in Italien von 1589 bis 1613 den Ton angab und weil dieser den

falschen Geschmack nach Frankreich verpflanzte. Guarino (geb. 1537 in Ferrara, gest. 1612 in Venedig) stand meist in Diensten des Herzogs Alfons und erschien sogar einmal in Polen als dessen Gesandter. Sein „treuer Hirt“ (Pastor fido) erschien 1580, und alle Welt bewunderte dieses Gedicht als ein Meisterstück, obgleich es eigentlich mehr ein Werk der Gelehrsamkeit als der Dichtung ist. Es wurde 1585 mit großer Pracht in Turin aufgeführt, als der Herzog Karl Emanuel von Savoyen sich mit Katharina von Oestreich vermählte. Die Italiener nennen das Buch eine Tragikomödie und haben eine ganze Litteratur für und wider dasselbe; es enthält indessen nur ganz gewöhnliche Liebesabenteuer der Höfe auf eine leichte und zierliche Weise eingekleidet und in einem anständigen Tone gehalten. Die Einfalt der Schäferwelt, welche als Hülle dienen soll, läßt freilich der eigentliche Stoff nicht zu; doch findet man in dem Gedichte, das auch jetzt noch gelesen wird, den Schwulst des Marino nicht. Der Verfasser verfuhr bei der Ausarbeitung ganz wie ein eigentlicher Gelehrter, nicht wie ein Dichter: er gab das Gedicht nicht eher heraus, als bis er es den Gelehrten, seinen Freunden, mitgetheilt und nach ihrem Rathe verbessert hatte. Selbst die Franzosen, die doch die Schäferwelt ganz anders betrachten als wir, tadeln, daß Guarini immer die witzige Spitze (la pointe) suchte. Uebrigens zeigt sich bei ihm, wie schon bei Tasso, daß die Schäferdichtung sich zu sinnreichen Schmeicheleien und überhaupt zu zarten und gleichwohl pikanten Anspielungen vortrefflich eignete.

Der Ritter Gian Battista Marino, geboren 1569 in Neapel, erhielt seinen Ruf zuerst durch ein Gedicht auf den eben genannten Herzog von Savoyen. Später kam er durch Heinrich's IV. geschiedene Gemahlin, Margaretha von Valois, nach Frankreich, wo er nachher durch dessen zweite Gemahlin, Maria von Medicis, am Hofe begünstigt wurde. Vom Hof aus verbreiteten sich seine unzähligen Arbeiten, in welchen er den Geschmack durch endlose Schäfergedichte, sowie durch eine sehr übertriebene Bildersprache und gezwungene Metaphern ganz verdarb. Als dieser Geschmack in Frankreich zu verschwinden begann, weckten ihn in Deutschland zwei sehr gute, eines besseren Geschmackes sehr würdige Köpfe, Lohenstein und Hofmannswaldau, wiederum auf, und es bedurfte eines Gottsched, um in der Mitte des 18. Jahrhunderts den falschen Geschmack der Schule Marino's wieder auszurotten. Wir dürfen hier weder von den ärgerlichen Streitigkeiten, welche das ganze Leben Marino's bezeichnen, noch von der unnatürlichen Poesie desselben ausführlicher reden. Es ist genug, wenn wir nur über die äußere Form seines Hauptgedichtes eine Angabe machen. Dieses sonderbare Idyll ist das Heldengedicht Adonis; es besteht aus 20 Büchern oder Gesängen in Ottave Rime, so daß es also in den 5184 Stanzen nicht weni-

ger als 41,448 Verse enthält. Marino starb 1625 zu Neapel. Neben dem Adonis war sein berühmtestes Werk der „Kindermord von Bethlehem (la strage degli innocenti).“ Durch Uebersetzung dieser Dichtung, in welcher die grausenhaften Schilderungen ebenso vorwalten, wie im Adonis die wollüstigen, hat sich noch im 18. Jahrhundert der deutsche Dichter Brockes großen Ruhm erworben.

b. Versuche der Italiener, das Studium der Alten auf die Religions-Lehre des Christenthums anzuwenden.

Die Versuche, die Volks-Religion zu verbessern und die philologische und philosophische Kritik auch in Glaubenssachen anzuwenden, mußten aus vielen Ursachen in Italien scheitern, wo alle Regierungen über den Glauben strenge wachten und wo das Volk und die Künstler mehr durch die bildenden Künste und die Poesie erregt wurden, als durch die Sittenlehre, für die man in Italien keinen Sinn hatte. Alle Gebildeten nahmen die christliche Religion so, wie seiner Zeit Cicero und seine Zeitgenossen die heidnische und fanden es wohl ebenso merkwürdig wie dieser und wie der von ihm angeführte Cato, daß zwei Priester, die sich begegnen, einander ansehen können, ohne zu lachen. Das Volk aber ward durch die Symbolik und sogar durch Ceremonieen, welche der bessere Theil des Klerus mißbilligte, so sehr an das Herkömmliche gefesselt, daß es einer Lehre, wie die in Deutschland und in Genf gepredigte, fast unzugänglich war. Nichtsdestoweniger wurden Versuche gemacht, welche wir anführen müssen, weil die Männer, welche sie machten, diesseit der Alpen glücklicher waren, als in ihrem Vaterlande.

Ein Buchhändler zu Pavia, Calvi, brachte aus Basel mehrere Exemplare von Schriften Luther's mit. Calvinus hielt sich einige Zeit in Ferrara auf, wo ihn die edle Herzogin Renata begünstigte, und sein Katechismus ward, wiewohl ohne Nennung seines Namens, italienisch gedruckt. Melanchthon's Dogmatik (die loci theologici) wurde bekannt gemacht *). Ein Abt zu Lucca machte den Versuch, eine theologische Anstalt deutscher Art in dieser Stadt zu gründen. Dies konnte unmöglich gelingen. Der edle Abt, auch Peter Martyr Vermiglio, Martinenghi und Paul Lacize, welche an der Anstalt gelehrt hatten, mußten Italien verlassen. Den Peter Martyr, der dem Augustinerorden angehörte, führte sein Wanderleben weit umher; auch dem Religionsgespräch von Poissy wohnte er bei. Der Ordens-General der Kapuziner, Ochino (Ocellus), gab nach der Verschärfung der Inquisition das Siegel seines Ordens ab, entfernte sich (1542) aus seinem Vaterlande und opferte seiner inneren Ueberzeugung alle äußeren Vor-

*) Unter dem Titel: I principii della teologia d'Ippofilo da terra negra. d. h. Philippus von der schwarzen Erde.

theile. Diese Männer wurden Professoren zu Straßburg, und als nach Heinrich's VIII. Tode in England endlich wahrhaftig, nicht wie vorher nur zum Scheine, das Evangelium gepredigt werden sollte, lehrten Ochino und Peter Martyr zuerst auf der einen und dann auf der anderen Universität dieses Landes. Durch die Verfolgung der Protestanten unter der Königin Maria wurden beide Männer genöthigt, auf das Festland zurückzukehren. Peter Martyr blieb nachher in Straßburg; Ochino aber, welcher im Reformiren weiter gehen wollte, als Luther und Calvin, wurde von den Nachbetern derselben ebenso heftig verfolgt, wie von den Katholiken. Seine Meinungen oder Irrthümer, die wir keineswegs billigen, anzuführen, ist hier der Ort nicht. Die Art, wie man ihn verfolgte, war gewiß ungerecht. Die von ihm geschriebenen italienischen Unterhandlungen über streitige Punkte (dialoghi), die ein gelehrter, von den Protestanten ebenfalls verfolgter Italiener, Castalio, 1563 in ganz vortreffliches Latein übersetzte, weckten den Theodor de Beza, welcher Calvin's reformirtes Papstthum erbte. Beza bewirkte, daß der arme Mann zuerst aus Zürich und dann unter den traurigsten Umständen im harten Winter auch aus Basel getrieben ward. Ochino begab sich hierauf nach Polen, wo man damals auch sogar Unitarier duldete. Dort spürte ihn der päpstliche Nuntius, Kardinal Commendone, auf, und dieser ruhte dann nicht, bis Ochino auch aus Polen ausgewiesen worden war. Auf der Reise durch Mähren ereilte ihn der Tod.

Auch Peter Paul Vergerio, welchen Papst Clemens VII. an Luther schickte, ward später gerade wegen seiner Unbefangenheit im Religions-Streite, um derentwillen ihn der Papst an Luther gesandt hatte, verdächtig. Er war 1532 Advokat und Professor der Rechte in Padua, ward von Papst Paul III. noch einmal nach Deutschland gesandt und hierauf zum Bischof von Capo d'Istria ernannt, nachher ließen ihn aber die Obscuranten zur Verantwortung nach Rom vorladen, weil er dem Mönchswesen feindlich war. Er appellirte darauf vom päpstlichen Stuhle an das damals versammelte Concilium von Trident, und als dieses ihn an den Papst wies, ward er Protestant. Er war übrigens mehr Belletrist als Theolog.

Diejenigen Italiener, welche die Lehre von der Gottheit Christi mit Gelehrsamkeit und Gewandtheit bestritten, gründeten, weil man sie in anderen Ländern nicht duldete, in Polen, Ungarn und Siebenbürgen eigene Gemeinden, nachdem die Berner, welche damals mit den Genfern in Unduldsamkeit wetteiferten, den Gentile wegen Irreligiösität hatten enthaupten lassen. Die Glieder dieser Gemeinden nannte man Socinianer, weil Lälius Socinus und sein Neffe, Faustus Socinus, die Gründer derselben waren. Lälius, durch Gentile's Schicksal

gewarnt, sprach sich über seine Lehre nicht aus; was Faustus und seine Freunde schrieben, ward in mehreren Folianten gedruckt (Bibliotheca fratrum Polonorum). Beide Männer waren in Siena von altem Geschlechte geboren; Lälius lebte mehrere Jahre in Wittenberg und starb, erst 36 Jahre alt (1561), in Zürich; Faustus überlebte ihn um 33 Jahre.

Unter allen Schriften, die zu Gunsten der Reformation in Italien erschienen, hat keine so vielen Einfluß erlangt, als das mit Klarheit und Wärme abgefaßte Büchlein von der Wohlthat des Todes Christi (beneficio di Cristo crocifisso). Dasselbe wurde zuerst 1540 in Modena auf Befehl des Bischofs Morone gedruckt und war bald in ganz Italien so begehrt, daß die Pressen von Venedig 40,000 Exemplare davon lieferten. Es ist ein Zeugniß von der wunderbaren Spürkraft der Inquisition, daß dasselbe völlig beseitigt wurde; in Rom verbrannte man ganz gewaltige Haufen weggenommener Exemplare und am Schlusse des Jahrhunderts hielt man die Schrift für durchaus vertilgt. Vor 20 Jahren aber fand sich eine Uebersetzung ins Englische und bald darauf einige Exemplare der italienischen Urschrift vor. Zu Tübingen erschien um 1550 eine kroatische Uebersetzung in der slavischen Buchdruckerei des Freiherrn Hans Ungnad zu Sonnegg. Als Verfasser wird von Vergerius der Kardinal Pole genannt. Doch ist es jetzt fast außer Zweifel gestellt, daß der Verfasser Aonio Paleario war, der als Lateindichter und als vortrefflicher Lehrer eines bedeutenden Rufes genoß; er war 1504 zu Verolini der römischen Campagna geboren, lebte längere Zeit zu Siena, dann in Lucca, später in Mailand; er wurde, nachdem die Gegenreformation in Italien völlig durchgeführt war, im Jahr 1570 auf Betrieb des Papstes Pius V. zum Tode verurtheilt und am Tage darauf gehängt und dann verbrannt. Früher waren die Kardinäle Bembo und Sadoleti seine Freunde; aber schon damals schrieb er an die Senatoren in Siena: „Mit Ruthen gepeitscht, mit dem Strick erdrosselt, am Feuer geröstet werden: das steht uns an, sobald wir wissen, es komme durch solche Marter die Wahrheit ans Licht."

3. Deutschland und Italien.

a. Kirchenhistorie.

Da sowohl in Deutschland als in Italien am Ende des 16. Jahrhunderts die schönen Wissenschaften den realen, mathematischen und unmittelbar im Leben brauchbaren weichen mußten, so glauben wir hier der Sammlungen von Actenstücken und Nachrichten gedenken zu müssen, welche für den Religions-Streit der Katholiken und Protestanten unentbehrlich waren. Wir wollen dabei die deutschen Arbeiten mit den Leistungen der Italiener verbinden, um zu zeigen, daß durch den Streit der Parteien nicht blos Zänkerei und Schimpfen, sondern auch eine

durchaus neue, den Alten unbekannte, vermittelst der beigefügten Urkunden von dem Urtheile des Schriftstellers ganz unabhängige Geschichte hervorgerufen wurde. Gelegentlich können wir dann auch des großen Geschichtschreibers Paul Sarpi gedenken.

Bei dem Streite über die Rechte der Kirche und über die Ueberlieferungen in derselben kam, da die Protestanten wie die Katholiken auf das Ansehen kirchlicher Schriften, auf die Kirchenväter und auf den Buchstaben der heiligen Schrift das größte Gewicht legten, Alles auf Kritik, auf Documente und auf historische Ereignisse an, welche, wie bei den Engländern im Gerichte die Berufung auf ein früheres Verfahren (auf precedents), statt einer Gesetzesstelle dienen konnte. Alle Actenstücke waren aber in den Händen der alten Kirche. Die deutschen Protestanten beschlossen daher, die Resultate ihrer Forschungen über die früheren Jahrhunderte des Christenthums in einem großen Werke niederzulegen, dessen Redaction dem gelehrten, streng lutherischen Eiferer Flacius Illyricus übertragen wurde. Dieser reiste umher und sammelte Auskunft und Beiträge. Neben ihm arbeiteten an dem Werke am thätigsten Faber, Corvinus und die beiden Magdeburgischen Prediger Wigand und Judex. Der Sitz der Redaction war zuerst Magdeburg, daher der Name des nach den Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung eingetheilten Werkes: Centuriae Magdeburgenses. Nachher wurde es zu Wismar redigirt. Neben den genannten Redacteuren waren sehr viele andere Männer als Mitarbeiter mit dem Werke beschäftigt. 13 Centurien wurden fertig und diese erschienen in eben so vielen Folianten, deren lateinischen Titel wir unten beifügen*). Wigand hatte auch das 15. und das 16. Jahrhundert ausgearbeitet; wir wissen aber nicht, warum dieser Theil des Werkes nicht gedruckt worden ist.

Dies Werk bildete seit seiner Erscheinung die Rüstkammer aller derer, welche für diejenige Form kämpften, die die Protestanten der christlichen Lehre und Kirche geben wollten. Man mußte also auch von Seiten der Katholiken Anstalten treffen, um Geschichte mit Geschichte bekämpfen zu können. Zwar zogen viele gelehrte Italiener gegen die Centurien der deutschen Ketzer zu Felde und unter ihnen befand sich

*) Ecclesiastica historia etc. congesta per aliquot studiosos et pios viros in urbe Magdeburgica, 1559—1574, 13 voll. Abgeändert erschien das Werk später per Ludov. Lucium, Basileae, 1624, 3 voll. Am bekanntesten ist es in dem Auszuge von Lukas Osiander: Osiandri Epitome historiae ecclesiasticae, centuriae XIV., Tubingae, 1592—1604 in neun Quartanten. Dieser Auszug ward von Fürter ins Deutsche übersetzt. — Flacius hat sich noch ein besonderes Verdienst erworben durch sein „Verzeichniß von Zeugen der Wahrheit (catalogus testium veritatis)", worin er Nachrichten über ältere Reformbestrebungen und namentlich wichtige litterarische Notizen über Bearbeitungen der Bibel mittheilt. Er starb 1575 in Frankfurt am Main, wahrscheinlich im Hospital.

auch der wüthende Ketzerfeind Girolamo Muzio; es wurde aber wenig ausgerichtet. Muzio war reicher an Schimpfwörtern als an Gründen und historischen Beweisen. Dies hatte er schon in seinen Schriften gegen Ochino und Vergerio, sowie in vielen anderen bewiesen; er zeigte es auch in dem aus zwei Büchern bestehenden Werke, welches er 1570 gegen die ersten zwei Centurien der Deutschen herausgab. Er selbst fühlte, daß seine Waffen stumpf seien, und ganz Italien, welches damals noch der Hauptsitz der klassischen Gelehrsamkeit war, fühlte es mit ihm. Dies bewog den Kardinal Baronius, Beichtvater des Papstes und Vorsteher der vatikanischen Bibliothek, der protestantischen Kirchengeschichte eine ganz im Geiste der päpstlichen Kirche geschriebene, mit allen Urkunden versehene kirchlich-politische Geschichte entgegenzusetzen. Dazu wurde von Rom aus alle Welt aufgeboten. Seit 1568 beschäftigte sich der Kardinal nebst einem ganzen Heere anderer Gelehrten damit, nicht blos die Acten des Vatikan, sondern auch die aller Kirchen von Europa zu durchsuchen und sie, wiewohl mit großer Behutsamkeit, den von ihm in sehr gutem Latein geschriebenen Jahrbüchern der päpstlichen Kirche (Annales ecclesiastici) an den passenden Stellen einzuverleiben. Dieses Werk, welches bis 1198 geht, ward 1588 bis 1593 zu Rom, dann noch bei Lebzeiten des Verfassers in einer besseren Ausgabe zu Mainz in 12 Folio-Bänden gedruckt. Es ist ganz vom Kardinal selbst geschrieben worden und zwar während einer Zeit von 40 Jahren. Das Griechische verstand Baronius wenig; er ließ es sich von Muzio, den er auch oft nennt, übersetzen. Baronius hatte bereits drei neue Bände zur Fortsetzung des Werkes fertig, als er starb (1607). Diese Bände wurden dann dem Kardinal Raynaldus für seine bis 1565 reichende Fortsetzung überlassen, welche 1645 bis 1677 in zehn Folianten erschien. Von 1565 an führte de Laderchis das Werk bis 1572, von hier an aber Henri de Sponde oder Spondanus bis 1640 fort. Eine andere Fortsetzung schrieb der Pole Bzovius in acht Folianten, eine noch neuere der gelehrte Theiner in Rom.

Das ganze Werk ist nicht nur als Sammlung, sondern auch dadurch wichtig, daß man, was sonst unglaublich wäre, aus den eigenen Worten der Kardinäle nachweisen kann, welche Abgeschmacktheiten und naiv-abergläubische Geschichten selbst gründlich gelehrte Männer wie Baronius, zum großen Nachtheile ihrer eigenen Kirche, den Gelehrten und Geistlichen zu vertheidigen zumuthen durften. Dies fühlte ein verständiger Mönch, Franz Pagi. Er folgte daher den Annalen Schritt vor Schritt kritisch, zog aber zugleich in seiner ebenfalls mehrere Folianten füllenden Kritik des Baronius sehr viele wichtige Denkmale der Profan- und Kirchengeschichte ans Licht und behandelte die ganze Zeitrechnung mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit. Pagi's Werk

scheint uns sowohl in Bezug auf die Prüfung der Quellen, als auch in Hinsicht auf gesunde Beurtheilung mit wenigen anderen verglichen werden zu können und hält sich zwischen der Einseitigkeit der protestantischen Professoren und der päpstlichen Kardinäle des 17. Jahrhunderts in einer weisen Mitte. Es wird daher auch jetzt in den Ausgaben des Baronius diesen stets beigedruckt, weshalb die Ausgabe von Mansi eine ganze Reihe von Folianten umfaßt*).

Von ganz anderer Art ist das Verdienst, welches sich Fra Paolo Sarpi im 16. Jahrhundert um die Kirchengeschichte erworben hat. Die angeführten Werke sind Sammlungen und die Verfasser derselben beweisen überall, daß sie den polemischen Zweck haben, die Lehren und die Verfassung der beiden streitenden Kirchen gegen einander zu vertheidigen. Sarpi dagegen hat mit den Dogmen nichts zu schaffen, sondern vertheidigt blos die Rechte der Bischöfe und der weltlichen Obrigkeit gegen die Anmaaßungen der Päpste. Sarpi gehörte zu den äußerst seltenen Männern, welche ausgezeichnete Anlagen für die allerverschiedensten Wissenschaften in sich vereinigen. Als Beispiel mag dienen, daß man lange dafür halten konnte, Sarpi sei der Entdecker der Gesetze des Blut-Umlaufes im menschlichen Körper gewesen. Seine Entdeckungen in der Optik, der Physik, der Chemie und der höchsten Mathematik sind unbestritten. Außerdem verstand er ganz vortrefflich Lateinisch, Griechisch, Hebräisch und Chaldäisch.

Sarpi, geboren 1552 zu Venedig, war General-Procurator des Ordens der Serviten, wurde aber doch der Inquisition verdächtig und insbesondere klagte man ihn an, mit Juden und Ketzern in Verbindung zu stehen, wie er denn auch offenbar einige Punkte der lutherischen Lehre billigte, die blinde Unterwerfung unter die Aussprüche Roms verwarf und die geistliche Einmischung in weltliche Händel mißbilligte. Einmal wurde er von Banditen schwer verwundet und einmal entging er mit Noth einem von Feinden ihm zugedachten meuchlerischen Anfall. Die Republik Venedig bediente sich dieses großen Mitbürgers in ihren Streitigkeiten mit der Curie. In seinen letzten Jahren blieb er ruhig in einem Kloster, wo er 1623 starb. Wir haben hier nicht von ihm als politischem Schriftsteller und Vertheidiger der Grundsätze der kirchlichen Regierung Venedigs gegen die päpstliche zu handeln, so sehr bedeutend er auch in dieser Beziehung ist; wir reden von ihm blos als dem Verfasser der Geschichte des Tridentinischen Concils (storia del concilio Tridentino), welchem Werke er seinen Namen in dem Anagramm Pietro Soave Polano vorsetzte. Obgleich er Theolog und

*) Baronii Annales cum continuatione Raynaldi et critica Pagii edidit Mansi, Luccae, 1738—1758, 38 voll., Fol. Von Pagi selbst verbessert erschienen die Critica zu Antwerpen 1724.

Staats-Consultor der mächtigen Republik war, so wagte man doch in Italien nicht, dieses Buch zu drucken; Marc Antonio de Dominis nahm es mit nach London, wo es 1619 erschien. Im Jahre 1629 ward es von Diodati in Genf aufs Neue verlegt. Sarpi's Styl ist nicht so ängstlich klassisch, wie der des Machiavelli, oder mit anderen Worten nicht etwa mehr römisch als italienisch; er ist nicht so gedehnt und auf französische Weise klar, wie der des Davila; er ist endlich nicht in Folge eines bewunderungswürdig künstlichen Baues unendlich langer Perioden so rethorisch mühsam, wie der des Guicciardini. Sarpi erhebt sich selten zum Rednerischen oder Pathetischen; aber er überzeugt durch ruhigen, verständigen Vortrag und durch die Wahrheit der Thatsachen. Von der Dreistigkeit Davila's, welcher alle Beweggründe der Handlungen kennt, alle Geheimnisse enthüllt und von allen Berathschlagungen Nachricht gibt, ist Sarpi weit entfernt. Er schreibt würdig und correct, strotzt aber nicht, wie Davila, von Anekdoten. Dafür kann man ihm jedoch auch nicht, wie diesem, urkundlich nachweisen, daß es ihm nicht um die Wahrheit, sondern um die Unterhaltung seiner Leser zu thun ist. Sarpi ist übrigens gleich unserem Lessing ein merkwürdiges Beispiel, wie man theologische Materien so behandeln kann, daß sie für jeden Gebildeten anziehend werden. Von einem gewissen Fehler der pragmatisirenden Geschichtschreiber, besonders der französischen und italienischen, ist er jedoch nicht frei; er erzählt nämlich nicht blos, wie die Begebenheiten entstanden sind und sich entwickelt haben, sondern er verfolgt auch die Erscheinungen noch über den Punkt zurück, wo sie ins Licht treten, bis in das Dunkel des Werdens.

Sarpi hat, was für unsere Zeiten und wegen der erneuten Religions-Zänkereien besonders hervorzuheben ist, nach dem Zeugnisse aller seiner Zeitgenossen, außer den Jesuiten, durch sein Buch und durch sein Leben den Beweis geliefert, daß man ein vollkommen guter katholischer Christ sein kann, ohne sich zu den Grundsätzen zu bekennen, welche die Päpste haben aufstellen lassen. Weil er im Glauben, wie im Stylisiren und Politisiren eine weise Mitte hielt, so hat er, wie das auch jetzt noch täglich geschieht, wenn Einer weder dem kecken Unglauben, noch dem blinden, allen Fortschritten trotzenden Glauben huldigt, von den beiden äußersten Enden oft starken Tadel erfahren. Man findet ihn nämlich bald nicht abergläubig genug, bald vermißt man bei ihm Machiavelli's Toscanismen und überhaupt die Künstelei am Periodenbau, sowie die Kabinets-Politik seiner Zeit. Zuviel Ernst, Würde und Salbung finden in ihm die Leser Davila's, deren Zahl wahrscheinlich viel größer ist, als die Zahl derer, welche ernstliche Belehrung über die wichtigsten Angelegenheiten der menschlichen Gesellschaft und über wahre

und ächte Religiösität im Contrast gegen Ceremonieen und Formeln-Wesen lieben und suchen.

b. Deutsche Dichtkunst und Geschichtschreibung im 16. Jahrhundert.

Die deutsche Dichtung des 16. Jahrhunderts ist von der des 18. durch eine so weite Kluft getrennt, daß es uns Pflicht scheint, sie hier, wo blos vom Fortschreiten und vom Zusammenhange der Bildung der ganzen europäischen Menschheit die Rede sein soll, so kurz als möglich zu behandeln. Viele patriotische und religiöse Männer unter den Deutschen, welche die Sprache und Litteratur der Deutschen jenes Jahrhunderts sorgfältig studirt haben, können außerdem allen denen, die aus Patriotismus und aus Vergnügen am Einheimischen eine Belehrung über die Werke der Dichtkunst, der Geschichte u. s. w. suchen, diese gründlicher geben, als wir zu thun im Stande wären. Wir wollen deshalb über die eigentliche Volks-Litteratur, den theologischen, polemischen und ascetischen Theil, welcher vielleicht der stärkste und zugleich originellste war, allein ausgenommen, nur kurze Notizen geben und dagegen unser Augenmerk besonders auf die realen oder exacten Wissenschaften richten. Dies wird aus dem Grunde geschehen müssen, weil wir im folgenden Jahrhundert ausführlich vom größten Geiste unserer Nation, von Kepler, reden müssen, den die undankbare Nachwelt oft viel zu weit hinter Newton zurückgesetzt hat.

Die Dichtung ward eines Theils meistens noch von den sogenannten Meistersängern handwerksmäßig und im Geiste der wackeren, biederen, frommen, häuslichen und sparsamen, aber keineswegs poetischen sogenannten Bürgersleute betrieben, und war anderes Theils geistlich oder auch satirisch. In Betreff des Meistergesanges hat bekanntlich der Nürnberger Hans Sachs nicht blos bei seinen Zeitgenossen den höchsten Ruhm erlangt, sondern seine Gedichte sind auch in den neuesten Zeiten wieder gelesen, gepriesen und herausgegeben worden. Hans Sachs ist das Haupt einer Schule und die Krone der Meistersänger gewesen, obgleich man ihn im hohen Alter (er starb 1576 zu Nürnberg, 82 Jahre alt) einigermaaßen vernachlässigte. Seine Gedichte, unter welchen die erzählenden, wie die dramatisch behandelten Historien, Legenden und Schwänke am höchsten stehen, umfassen den ganzen Kreis der Bildungs- und Belehrungsstoffe, welche damals dem auf gefeilte Form nicht achtenden deutschen Bürgerthum zugeführt werden konnten, meist in treuherziger, gesunder und dadurch liebenswürdiger Behandlung. In seinen didaktischen und moralisirenden Stücken ist allerdings Vieles blos als Reimerei anzusehen. Er scheute vor keinem Stoffe, der ihn ansprach, zurück, sondern behandelte jeden frisch und

resolut, mit wackerer Gesinnung, ohne eine größere Tiefe zu erstreben, als in seiner tüchtigen Natur lag. So sagt er mit Recht in dem Berichte, den er im letzten Folioband seiner gesammelten Schriften von seiner poetischen Thätigkeit gibt:

Gott sei Lob, der mir sendt herab
So mildiglich die Gottes Gab,
Als einem ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechisch kann.

Wie er Luther schon 1523 als die „wittenbergisch' Nachtigall" begrüßt hatte, so widmete er ihm nach seinem Tod einen herzlichen Nachruf. Er ist übrigens so leicht zugänglich und mit so geringer Schwierigkeit des Verständnisses zu lesen, daß jeder unserer Leser sich bei einem flüchtigen Blick auf seine Werke selbst ein Urtheil bilden wird.

In Hinsicht auf die geistliche Dichtung in deutscher Sprache und insbesondere auf das Kirchenlied, welches seit Luther's Zeit sehr emporkam, glauben wir, daß dieses, nachdem das erste Geschlecht der Reformatoren ausgestorben war, einigermaaßen gesunken und erst von den Männern, welche mit der trockenen und starren Katechismus-Lehre der sogenannten symbolischen Bücher nicht zufrieden waren, zu neuer, hoher Vollendung gebracht worden ist. Was die satirischen Schriften, den Till Eulenspiegel, den Reineke Fuchs, das Narrenschiff und andere auf die Bürgerklasse, nicht auf die in Schulen Gebildeten berechnete Dichtungen angeht, so haben wir derselben schon früher (s. Bd. VIII., S. 34) Erwähnung gethan.

Der witzigste Satiriker in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist Thomas Murner, ein Franziskanermönch von roher und heftiger Gemüthsart, der in Krakau philosophische, in Freiburg juristische Vorlesungen hielt, in seiner Vaterstadt Straßburg (eigentlich war er in Oberehenheim bei Straßburg geboren) den trefflichen Wimpfeling verspottete, in Frankfurt am Main als Prediger auftrat und nach vielen Wanderungen wahrscheinlich zu Heidelberg 1536 gestorben ist. Er galt anfangs für einen Reformfreund, schrieb aber 1522 in den damals üblichen Reimversen sein Gedicht, „von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Doctor Murner beschworen hat;" ein schmutziges und boshaftes Werk, aber voll satirischer Schärfe. Vielleicht war dieses Pasquill Veranlassung, daß Heinrich VIII. als Todfeind Luthers ihn nach England einlud. In der Disposition seiner übrigen satirischen Dichtungen schloß sich Murner an das Narrenschiff an, indem er eine „Narrenbeschwörung", eine „Schelmenzunft" und eine „Gäuchmatt", d. i. Thorenwiese schrieb; doch steht er dem würdigen Brand an gediegener Gesinnung und Biederkeit noch mehr nach, als er ihn an Energie des Spottes übertrifft.

Der bedeutendste deutsche Schriftsteller der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist Johann Fischart, der sich einen Mainzer (Mentzer) nennt und wahrscheinlich als Amtmann in Forbach 1589 in kräftigem Mannesalter starb. Um diesen freigesinnten Patrioten und sprachgewaltigen deutschen Satiriker zu würdigen, darf man sich freilich nicht einzig auf den Umstand beziehen, daß er in seinem Gedichte „Flöhhatz" einen Proceß der Flöhe gegen die Weiber besingt oder daß er in der überall citirten Aufschrift seines verdeutschten Gargantua, wie auch sonst, durch Ueberladung und seltsame Wortverrenkung den Zeitgeschmack zu erkennen gibt. Auch halten wir es geradezu für verkehrt, dem letztgenannten Werk eine höhere dichterische Bedeutung zuzusprechen, als dem Original des Rabelais selbst. Aber drei Umstände sind es, durch welche Fischart den Rang eines großen Schriftstellers gewinnt. Zuerst seine Gewalt über die Sprache, deren Wortschatz er mit Meisterschaft handhabt, so daß er wahrhaft schöpferisch immer neue Beziehungen in Ton und Ausdruck enthüllt und seine Werke zu einer Fundgrube von ungeahntem Reichthum für den Forscher macht. Zweitens besaß Fischart eine ungeheure Belesenheit, einen Schatz von Wissen; er gebot über den ganzen Umfang der Kenntnisse seiner Zeit; so gelehrt er aber auch war, hatte sein Geist eine echt volksthümliche Richtung. Alte Lieder und Sprüche, bildliche Redensarten, landschaftliche Züge beleben seine Darstellung. So steht er am Ausgang des Jahrhunderts, welches noch uralte deutsch-nationale Elemente in sich trug, und sammelte sie gerade noch ehe sie ihre Lebenskraft einbüßten. Nach ihm verliert sich dieser werthvolle Besitz gänzlich aus der Litteratur; nur das Volkslied bewährt sich noch in frischer Triebkraft, welcher die deutsche Wanderlust mit ihren Motiven von Willkommen und Abschied, Kriegsgefahr und Naturfreude förderlich war. Nach Fischart schlummert in der That die deutsche Poesie und wird in den Bücherverzeichnissen mit wenigen Nummern abgethan, bis sie auf einem Umweg durch Kritik, Studium und Nachahmung fremder Klassiker neue Thätigkeit entwickelt. Drittens aber ist Fischart als ein großer, in die Breite wirkender deutscher Publicist aufzufassen, daher ihn auch einer der originellsten und besten Männer der Folgezeit, Johann Valentin Andreä, den Publicisten der deutschen Nation nennt.*) Die Publicistik wie die Geschichtschreibung mußte sich allmälig aus einer lebensvollen, aber einseitigen poetischen Form heraus entwickeln. Dazu hat Fischart viel gethan. Seine gereimten Pamphlete stehen den Hutten'schen an Schwung und Nachdruck nicht gleich, entwickeln aber mehr

*) In „Mythologiae Christianae cet. libri tres", Straßburg 1619, I. 40. Fischart, germanicae nationis a libellis, kommt dem Hans Sachs zu Hülfe, da ein Pedant ihn aus dem Ruhmestempel hinausweisen will.

Poesie und Gemüth. Mitunter erschienen seine dichterischen Anreden an die Deutschen, wie solches im 15. und 16. Jahrhundert Sitte war, als Beigabe zu Holzschnitten oder illuminirten Zeichnungen. So besitzen wir ein Gedicht von ihm, welches einer Darstellung der siegreichen Germania (Germania domitrix gentium) beigefügt war; eine kraftvolle Strafrede gegen das ahnenstolze Prunken auf die Größe des Reiches, welche noch heute zu den trefflichsten politischen Dichtungen der Nation gerechnet werden kann. Aber er belehrte auch seine Nation über gleichzeitige Vorgänge, über den Zug der Armada gegen England, seine Bedeutung und seinen Ausgang, über die Unterdrückung der Hugenotten und über die Gefährlichkeit der Jesuiten, denen er todtfeind war. Letzteres zeigt er in der Schrift vom Jesuitenhütlein und in dem „Bienenkorb des Heyligen Römischen Immenschwarms.“ Diesen bearbeitete er nach Philipp Marnix, demselben holländischen Volksmanne, der bei Entwerfung des Compromisses thätig war und der später von den Ständen seines Vaterlandes mit Uebersetzung der Bibel ins Holländische beauftragt wurde.

In dichterischen Entwürfen war Fischart nicht groß oder vielmehr er verschmähte den Ehrgeiz selbstständiger Erfindung; er lehnt sich gern an eine Vorlage an, behandelt dieselbe jedoch durchaus frei und nach eigener Art. Für seine bekannteste Dichtung, das „glückhaffte Schiff“, bot sich ihm das Motiv schon völlig abgeschlossen in einem aus dem Leben seiner Zeit gegriffenen kleinen Ereigniß. Im Jahre 1476 hatten die Zürcher einen mit heißem Hirsebrei gefüllten Eisentopf im Lauf eines Tages von ihrer Stadt aus die Limmat, die Aar und den Rhein entlang nach Straßburg gefahren, wo er noch warm ankam. Genau 100 Jahre nachher, bei einem Schützenfeste, das 1576 zu Straßburg gehalten wurde und dem gewiß auch Fischart beiwohnte, wiederholten die Zürcher jenes Heldenstückchen, das nicht ohne sinnbildliche Bedeutung war; es sollte zeigen, zu wie rascher Hülfe die eidgenössischen Städte den rheinländischen bereit wären. Dies benutzt der Dichter nicht nur zu einer trefflichen Schilderung der Rheinfahrt, sondern zu einer begeisterten Empfehlung der Ausdauer, der ehrenhaften Anstrengung, der Bundestreue; eine Mahnung zur Einigkeit, die sehr wohlangebracht war in jenem Zeitpunkt, als der niederländische Kampf wie der französische Religionskrieg auf seiner Höhe stand und als ein festes Zusammenhalten der Freigesinnten durchaus Noth that. Diese Mahnung verleiht dem anspruchlosen, aber frischen und lebendigen Bild einen bedeutenden Hintergrund.

Auch Georg Rollenhagen, der 1609 als Rector der Domschule in Magdeburg starb, vereinte gelehrte Belesenheit mit einer gemüthlichen Vorliebe für volksthümliche Ueberlieferung, wenn auch,

mit Fischart verglichen, in abgeschwächtem Maaß. Er hatte schon früh ein besonderes Interesse an der Dichtung vom Frosch- und Mäusekrieg, die man früher gern mit Homer's Namen schmückte, der Batrachomyomachie, genommen und behandelte den Stoff als ein auf der Thierfabel beruhendes Lehrgedicht, das der moralischen und politischen Bildung förderlich sein könnte. Der „Froschmäuseler" entsprach dem Zeitgeschmack und fand noch bis ins 18. Jahrhundert hinein einen Beifall, den es durch gute Laune und einzelne gelungene Partieen verdient, obwohl es zum größeren Theil an Trockenheit und breiter Ausführung leidet; es ist zu einer Ilias angeschwollen, denn es enthält an die 10,000 meist lässig gereimte Verse.

Die deutschen Romane des 16. Jahrhunderts sind wenigstens zum Theil originell, was die des 17. nicht sind; wir wollen indessen nur zwei derselben nennen, die „Legende und Historie vom Ritter, Herrn Polycarpus" und die unter dem Volke jener Zeit sehr verbreitete „lustige und lächerliche Lalenburg, d. i. der Schiltburger abenteuerliche Geschichten". Zwei Reisebeschreibungen, die eine in Prosa, die andere in Versen, müssen ebenfalls erwähnt werden, obgleich die Letztere erst im 18. Jahrhundert in Beckmann's Anhängen (Accessiones) zu seiner Anhaltischen Geschichte gedruckt ward. Diese ist „Ludwig Fürst von Anhalt-Köthen Reisebeschreibung durchs Niederland, Engelland, Frankreich, Italien, von ihm selbst in deutsche Verse gebracht", die andere aber des Hans Breuning von und zu Burchenbach orientalische Reise im Jahr 1579, welche 1612 zu Straßburg gedruckt wurde.

Man sieht auf den ersten Blick, daß alle angeführten Schriften neben den klassischen, die man in den Schulen erklärte, und neben den italienischen, welche in den Händen der vornehmen Welt waren, weder ästhetische, noch staatliche oder historische Bedeutung haben konnten. Wir haben daher auch nur Weniges angeführt, um zu zeigen, daß das eigentliche Volk, d. h. mit anderen Worten die nicht in gelehrten Schulen gebildeten Deutschen noch immer in Rücksicht der Verfeinerung des äußeren Lebens und Verkehrs weit hinter den anderen Völkern des germanischen Stammes zurückblieben. Weit eher, als in der Litteratur, hat sich in der bildenden Kunst die Fähigkeit der Deutschen kundgegeben, das antike Element in sich aufzunehmen, ohne ihren ursprünglichen Character zu verleugnen. Diese Fähigkeit erlangte sie gerade dadurch, daß sie sich aus dem Handwerk entwickelte und den festen Boden der technischen Sicherheit nie verließ. Leider genoß Albrecht Dürer nicht der Förderung von Städten und Höfen in so großem Styl, wie die italienischen Meister; Holbein fand dieselbe im Ausland. Das von uns bereits erwähnte Denkmal Kaiser Maximilian's in Innsbruck, womit Sesselmeyer in Augsburg betraut war, ist von der Bau-

kunst abgesehen, fast der einzige umfassende monumentale Entwurf, den deutsche Künstler auszuführen hatten. Wenn es richtig ist, daß die Statue des Königs Arthur, die zu den großen Bronzefiguren dieses Denkmals gehört, von dem Erzgießer Peter Vischer in Nürnberg herrührt, so hat uns derselbe seinen großen Namen trefflich bewährt, denn an Meisterschaft der Ausführung, vor Allem aber an Adel, Freiheit und Natürlichkeit in Haltung und Ausdruck steht es den Meisterwerken des Alterthums zur Seite. Es gehört zu den wehmüthigsten Betrachtungen, die wir im ganzen Verlaufe der deutschen Geschichte zu machen haben, daß unsere Kunst, die in Malerei, architektonischer Ornamentik, Erzguß und Kupferstich aus ureigener volksthümlicher Kraft so Großes erzielt hat, in den Wirren der Religionskämpfe und des 30jährigen Krieges vollständig zu Grunde ging. —

Was geschichtliche Litteratur im engeren Sinne betrifft, so schrieben zwei Niederländer über Angelegenheiten der Zeit, besonders mit Beziehung auf deutsche Verhältnisse, Denkwürdigkeiten, welche mit den vorzüglichsten der Franzosen verglichen werden könnten, wenn sie nicht lateinisch geschrieben wären. Der Eine ist Hubert von Lüttich, welcher den nachherigen Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, ehe dessen Bruder gestorben war, auf allen seinen abenteuernden Reisen begleitete und dessen Leben nachher zu Heidelberg in der Leyergasse beschrieb. Das Buch ist unterhaltend und gut geschrieben und gibt vom Leben und Treiben der höheren Klassen in Spanien, England, Frankreich und Deutschland eine recht anschauliche Vorstellung. Wir würden auf diese in ihrer Art bei den Deutschen seltene Schrift näher eingehen, wenn nicht neulich zuerst der Hauptinhalt derselben deutsch herausgegeben und nachher durch Häusser in der Geschichte der Pfalz ein vortrefflicher Gebrauch von ihr gemacht worden wäre, so daß wir zur Ersparung des Raumes uns mit einer bloßen Erwähnung begnügen können.

Dem anderen jener beiden Niederländer verdanken wir ganz vortreffliche Nachrichten und unterhaltende Beschreibungen in Betreff der türkischen Geschichten, deren in diesem Bande Erwähnung gethan worden ist, und in Hinsicht auf den französischen Religions-Krieg, dessen später noch gedacht werden wird. Dieser Schriftsteller ist Augier Gislain von Busbecq, der sich unter den drei Kaisern Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. als Gesandter und als Gelehrter um die östreichische Monarchie, sowie um die Wissenschaften, welche Rudolf II. mit mehr Eifer und Glück betrieb, als die Regierungsgeschäfte, bedeutende Verdienste erworben hat. Busbecq machte im Auftrage der Kaiser zwei Reisen in den Orient. Die erste führte ihn bis nach Amasia, weil bei seiner Ankunft in Constantinopel Sultan

Suleiman II. in den fernen Gegenden des schwarzen Meeres verweilte. Er hatte eigentlich den Auftrag, als Gesandter in Constantinopel zu bleiben, kehrte aber alsbald mit einem Schreiben des Sultans nach Wien zurück, da dieser nur einen sechsmonatlichen Waffenstillstand gewähren wollte. Die zweite Reise in die Türkei übernahm Busbecq für Maximilian II. Er war bei dieser Gelegenheit glücklicher als vorher; denn er erlangte jetzt nicht blos einen Waffenstillstand auf acht Jahre und verweilte über sieben Jahre in Constantinopel, sondern er war auch im Stande, den bei der Vernichtung der Flotte des jüngeren Doria und des Herzogs von Medina Celi gefangenen und mißhandelten Christen wesentliche Dienste zu leisten. Busbecq war es auch, der zuerst das zur Zeit des Kaisers Augustus errichtete und durch seine Inschriften für die Geschichte des alten römischen Reiches äußerst wichtige Monument von Ancyra, welches die Gelehrten von Gruterus an bis auf Friedrich August Wolf und bis auf die neueste Zeit beschäftigt hat, ans Licht brachte. Er erwarb sich ferner ein Verdienst um die Bibliothek und die Naturalien-Sammlungen des Kaisers; denn er bereicherte die kaiserliche Bibliothek mit vielen eingekauften Handschriften, sowie die Pflanzen-Sammlungen des Kaisers und des Botanikers Mathioli mit getrockneten Pflanzen, brachte außerdem lebende Thiere mit, ließ andere ausstopfen und hatte einen Zeichner und Maler bei sich, um Thiere und Pflanzen, die er nicht mitnehmen konnte, abzeichnen zu lassen.

Dies berühren wir blos im Vorbeigehen. Uns ist Busbecq nur als geistreicher und verständiger Beobachter der Türken zur Zeit der höchsten Blüthe ihres Reiches und als Zeitgenosse von Piale's Unternehmungen im mittelländischen Meere und gegen Philipp's II. Flotten merkwürdig. Wir verdanken ihm kurze und vortreffliche, in die Form von Briefen eingekleidete Berichte über das, was er auf seinen Reisen und in Constantinopel sah, über die Religion, die Gebräuche und das Kriegswesen der Türken, und zwar schrieb er, was sehr selten ist, Berichte, die sich auch jetzt noch mit Nutzen und Vergnügen lesen lassen. Unter Rudolf II. begab Busbecq sich als Gesandter nach Paris, um der Tochter Maximilian's II. und Gemahlin Karl's IX., Elisabeth, mit seinem Rathe in dem französischen Religions-Kriege beizustehen. Auch über diesen Krieg haben wir von ihm 53 mehrentheils sehr kurze, aber historisch sehr brauchbare Briefe aus dem achten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts. Die Briefe Busbecq's wurden schon im 16. Jahrhundert gedruckt, aber mit Recht 1740 zu Basel neu und vollständig herausgegeben *).

*) Augerii Gislenii Busbequii omnia quae extant, 1) Legationis Turcicae epistolae quatuor, 2) Exclamatio sive de re militari contra Turcam insti-

Wir verweisen besonders auf Busbecq's vierten Brief, in welchem er über seinen Aufenthalt in Constantinopel Rechenschaft gibt und den Eindruck beschreibt, den das Unternehmen des Herzogs von Medina Celi und des Johann Andreas Doria in der Hauptstadt des türkischen Reiches machte. Er schildert in demselben zuerst den Schrecken, welchen die Erzählungen von der Stärke und Zahl des spanischen Heeres und der spanischen Flotte in Constantinopel erregten, und dann den durch die Siegesnachricht hervorgerufenen Uebermuth und Hohn, den auch er und seine Leute, obgleich die Sache sie im Grunde gar nichts anging, von dem rohen Pöbel erdulden mußten. „Das Volk stürmte," sagt er, „an mein Haus und fragte meine Leute, ob sie nicht etwa einen Bruder oder Bekannten bei dem christlichen Heere hätten: den würden sie jetzt bald begrüßen können." Nachdem Busbecq hierauf des Alvaro de Sandi Ausharren während dreier Monate und den fürchterlichen Wassermangel, der diesen und seine Schaar auf der Insel Dscherbe bedrängte, geschildert hat, redet er von dem Contrast, welchen Suleiman's ruhige Haltung mit dem allgemeinen Jubel, Hohn und Lärmen bildete. Busbecq sagt, er habe am Tage nach dem triumphirenden Einzuge Piale's den Sultan in die Moschee ziehen sehen, und gestehe ein, daß in den stolzen Zügen desselben auch keine Spur von Freude zu erblicken gewesen sei *). Die Hauptfahne der Spanier war in die Hände eines türkischen Befehlshabers gefallen, der sie dem Sultan übergeben wollte; Busbecq freut sich herzlich, daß er diese Ehrenfahne des Kaisers Karl V. für zwei seidene Gewänder eintauschen konnte **). Er berichtet nachher das Schicksal der angesehenen Gefangenen ganz genau, und sagt ausdrücklich, daß er es für seine Pflicht gehalten habe, denselben, soviel er konnte, beizustehen ***). Da Busbecq bei dieser Gelegenheit in das Einzelnste eingeht, so kann man aus seinen Angaben am besten erkennen, daß die Türken-Kriege, durch welche Europa so lange Zeit hindurch verwüstet ward, den Kämpfen mit reißenden Thieren glichen. Diese Kriege waren, wie aus Busbecq's Erzählungen deutlich hervorgeht, der Civilisation und dem Fortschreiten der europäischen Bildung weit nachtheiliger, als früher die Einfälle der germanischen Völker in

tuenda consilium, 3) Solimani Imp. ad Ferdinandum Caesarem legatio, 4) Busbequii legationis Gallicae ad Rudolfum II. Imperatorem epistolae LIII, Basileae, 1740, 8, 556 Seiten.

*) Eadem erat frontis severitas et tristitia, paene ac si nihil victoria ad eum pertineret, nihil novum et inexspectatum contigisset. Tam capax in illo sene quantaevis fortunae pectus, tam confidens animus, ut tantam gratulationem fere immotus acciperet.

**) Sic cavi, ne carissima Caroli Quinti insignia ad aeternam ejus cladis memoriam apud hostem remanerent.

***) Putavi mearum esse partium, non deesse eorum miseriis.

das römische Reich; denn die Germanen ließen sich civilisiren, die Türken nicht.

e. Fortschritte der realen oder exacten Wissenschaften bei den Deutschen des 16. Jahrhunderts.

Es ist früher (s. Bd. IX, S. 447) der Verdienste gedacht worden, welche Regiomontanus, Stöffler, Sebastian Münster und andere deutsche Gelehrte sich um Geographie, Mathematik, Astronomie und die damit zusammenhängenden Wissenschaften erworben haben. Hier müssen noch die denkenden deutschen Männer erwähnt werden, welche dem großen Kepler den Weg bahnten. Dieser von seinen Landsleuten vernachlässigte Gelehrte ward im Beginne des folgenden Jahrhunderts der Schöpfer der neueren Astronomie, und entdeckte, was nachher Newton erweiterte und ins Publikum brachte, die Natur der Weltkörper und die Gesetze ihrer Bewegung.

Alle Astronomen des Mittelalters, sowie die im Anfange der neueren Zeit lebenden waren in Rücksicht der Himmels-Erscheinungen und ihres Wechsels dem sogenannten Ptolemäischen System treu geblieben. Ein deutscher Gelehrter des 16. Jahrhunderts bewies endlich, daß die Menschen, so weit die Geschichte reicht, in Betreff dessen, was täglich glänzend am Himmel zu sehen war, den Schein für die Wahrheit genommen hätten. Der Pythagoräer Philolaus nahm zwar eine Bewegung der Erde um die Sonne an; Nicetas von Syracus fügte, wie Cicero berichtet, die Lehre von der Bewegung der Erde um ihre Achse hinzu. Aber diese Ansichten blieben vereinzelt, weil sie ohne wissenschaftlichen Zusammenhang hingestellt waren, und im Mittelalter beharrte man bei den Ptolemäischen, d. h. bei dem zur Zeit der Antonine durch Claudius Ptolemäus festgestellten System. Nach diesem bildete nicht die Sonne, sondern die Erde den Mittelpunkt unseres Planeten-Systems; einem Nordländer war es vorbehalten, jenes System aus allen Schulen und aus dem Leben zu verdrängen. Dieser deutsche Gelehrte ist Copernikus*). Er war 1473 in Thorn geboren, studirte mathematische und astronomische Wissenschaften in Italien und ward nachher Domherr in seiner Heimath. Er war an der Verwaltung des Domstiftes zu Frauenburg betheiligt und wirkte als Mitglied des preußi-

*) Die Polen nehmen ihn für sich in Anspruch; des Copernikus Vater war unbestritten aus Krakau, kann jedoch gar wohl, wie damals die meisten angesehenen Bürger dieser Stadt, deutschen Ursprungs gewesen sein; sicherlich war es die Mutter, Barbara Watzelrode. Ob der Name selbst, der auch Koppernigl geschrieben wird, deutschen oder slavischen Stammes sei, wagen wir nicht zu entscheiden. Sein Gutachten über die Münzfrage schrieb Copernikus deutsch und von einer nationalen Abneigung gegen Deutschland findet sich bei ihm keine Spur. Vgl. L. Prowe in Sybel's Histor. Zeitschrift 1872, IV.

schen Landtages für Verbesserung des Münzwesens. Copernikus beobachtete auf eine ganz andere Weise und mit ganz anderen Instrumenten, als die bisherigen Astronomen, den gestirnten Himmel und die Bewegung der Planeten. Alle seine Entdeckungen legte er in einem großen Werke über die Bewegungen der Himmelskörper (de orbium coelestium revolutionibus libri sex) nieder. Schon seit 1507 machte er die Beobachtungen und Rechnungen bekannt, auf welche er dieses Werk gründen wollte, und bis 1530 hatte er schon im Wesentlichen das System seiner neuen Weltordnung vollendet; er besserte aber noch 13 Jahre lang an seinem großen Werke aus. Erst 1543 wurde dasselbe zu Nürnberg gedruckt, und Copernikus starb um die Zeit, als das erste vollständige Exemplar in Frauenburg eintraf.

In diesem Werke, das, vielleicht um allen Anfeindungen vorzubeugen, mit einer Widmung an den Papst Paul III. erschien, erklärt Copernikus durch die Hypothese, daß die Erde sich um die Sonne bewege, Alles, was bisher am Himmel räthselhaft gewesen war, auf eine einfache und natürliche Weise. Er selbst gesteht in dem Buche, daß es ihn überrascht habe, mit welcher Leichtigkeit aus der Annahme, daß die Erde und die übrigen Planeten sich um die Sonne drehen, die rechtläufigen Bewegungen der Planeten, ihr Stillestehen und ihre scheinbar rückläufigen Bewegungen erklärbar seien. Er beantwortete auf eine vollkommen genügende Weise die vornehmsten Einwürfe, welche ihm gemacht werden konnten. Anderes, worüber zu seiner Zeit noch einige Dunkelheit bleiben mochte, wurde, wie er vorausgesagt hatte, in der Folge durch Beobachtungen gänzlich klar gemacht; namentlich hielt er noch an der Kreisbewegung fest und erst Kepler hob diesen Irrthum, indem er die Planetenbahnen als elliptische nachwies. Sein System des Weltalls war so einfach und stimmte mit den mathematischen und physischen Grundsätzen so vollkommen überein, daß es sogleich von allen Astronomen würde anerkannt worden sein, wenn es nicht die herkömmliche Weltanschauung, welche durch Bibelstellen und eingewurzelte Begriffe gestützt war, geradezu erst hätte wegräumen müssen. Bis auf Kepler und Galilei hatten wenige den Muth oder die Geistesfreiheit, sich offen für Copernikus zu bekennen; man nennt außer Rhäticus, der bei der Herausgabe des Buches über die Umwälzungen mitwirkte, noch Urstisius, Mästlin in Tübingen und einige Engländer*). Galilei, welcher in Italien lebte, mußte es hart büßen, daß er seine auf mathematische Beweise gestützte Ueberzeugung unverhohlen aussprach.

Ein dänischer Adeliger und beobachtender Astronom, dessen wir wegen

*) Barclay hält es noch um 1614 in einem der gelesensten Bücher jener Zeit, Icon animorum, für einen Charakterzug der Engländer, gewagte und sonderbare Meinungen anzunehmen, wie die von der Bewegung der Erde.

seiner Verdienste um die Universität Prag und um die Anstalten und Sammlungen des Kaisers Rudolf II. hier in der Geschichte der deutschen Bildung erwähnen müssen, war vorsichtiger. Dieser Däne, Tycho de Brahe, suchte einen Mittelweg zwischen den Hypothesen des Ptolemäus und des Copernikus; allein schon seine Zeitgenossen blieben entweder der Gewohnheit und der Kirche zu Gefallen bei der hergebrachten Meinung stehen, oder sie bekannten sich zu des Copernikus System. Tycho de Brahe, welcher 1546 geboren war und 1601 starb, stammte aus einer der ersten Familien Dänemarks, machte aber seine Studien und die ersten Beobachtungen zur Verbesserung der damals gebräuchlichen astronomischen Tafeln in Deutschland, so daß er auch in dieser Beziehung der Geschichte der deutschen Studien angehört. Er erbte ein großes Vermögen und konnte daher sehr bedeutende Summen auf die Anschaffung und Verfertigung der damals überall höchst unvollkommenen Instrumente verwenden. König Friedrich II. von Dänemark schenkte ihm die Insel Hveen und auf dieser ließ Tycho dann von 1576 an große Gebäude errichten, welche insgesammt zu seinen Observatorien gehörten und für seine Studien angelegt wurden. Jene Insel und die auf ihr errichteten Gebäude wurden daher unter dem Namen Uranienburg historisch merkwürdig und in ganz Europa bekannt. Da die Uranienburg nicht alle Instrumente fassen konnte, so wurde außer ihr noch eine Sternenburg erbaut. Der große Aufwand, welchen Tycho für diese in ihrer Art einzige astronomische Anstalt machte, bedurfte der königlichen Unterstützung, war aber sogar mit ihr nicht zu bestreiten. Der König gab dem Astronomen jährlich 2000 Thaler vom Sundzoll, ein Lehen in Norwegen, ein Kanonikat in Roeskilde und eine Präbende von 1000 Spezies; dennoch setzte Tycho sein ganzes großes Vermögen zu. Die gesammte Einrichtung kostete nämlich 300,000 Dukaten (Goldgulden) und Tycho unterhielt immer sechs, zuweilen aber auch zwölf junge Leute, die ihn theils im Beobachten unterstützten, theils zu Astronomen gebildet werden sollten. Hveen und die Uranienburg waren Mittelpunkt aller astronomischen Beobachtung, da dieselbe noch nie vorher mit solcher Wissenschaftlichkeit und Sachkenntniß betrieben worden war; auswärtige Gelehrte, auch Fürsten, die ihr Interesse zeigen wollten, wie Jakob I., besuchten Tycho auf seiner Insel. Während Friedrich's II. Nachfolger, Christian IV., noch unmündig war, dauerte die Anstalt fort; als aber dieser König selbst die Regierung übernahm, behielt Tycho von Allem, was ihm vorher verliehen worden war, nur die Insel Hveen, welche kaum 200 Thaler einbrachte. Er sah sich daher bald genöthigt, dieselbe zu verlassen, und begab sich 1597 nach Kopenhagen.

Zwei Jahre darauf verließ er auch diese Stadt und zog nach Prag, wo damals Kaiser Rudolf II., welcher die Chemie, Botanik, Mathe-

matik und Astronomie mit Vorliebe trieb, große Sammlungen aller Art anlegte und Gelehrte um sich vereinigte. Als Tycho 1599 nach Prag kam, wies Rudolf ihm einen damals ganz außergewöhnlich hohen Jahrgehalt (3000 Goldgulden) an. Der Kaiser rief auch den noch sehr jungen Kepler nach Prag, aber blos um von ihm Berechnungen machen zu lassen. Der vornehme Däne gebrauchte den armen Würtemberger, der allerdings auch seinerseits viel von Tycho lernte, zum Berechnen seiner Beobachtungen; er verzieh ihm zwar, daß er das Copernikanische System billigte, würdigte aber doch nicht hinlänglich den Mann, welchen Leibnitz so vortrefflich als das größte Genie unserer Nation gelobt hat, daß wir seine Worte unten beifügen wollen*). Schon 1596 war nämlich Kepler's merkwürdiges Werk, der Prodromus oder das Mysterium Cosmographicum, zu Tübingen erschienen und von dem Verfasser, der in sehr beschränkten Verhältnissen als Lehrer der Mathematik in Graz lebte, an den hochadeligen Tycho geschickt worden. Dieser hatte aber in dem Verfasser nicht den tiefdenkenden Astronomen und Philosophen, sondern nur den geduldigen Rechner erkannt. Er schrieb, als er noch auf der Uranienburg beobachten ließ, an Kepler, dieser möge seinen eiteln Speculationen entsagen, zu ihm auf die Uranienburg kommen und Tycho's Tafeln aus den Beobachtungen berechnen. Die Nachweisung des Verhältnisses, in welchem die von Tycho de Brahe getriebene Astronomie zu der Kepler'schen stand, müssen wir auf den Abschnitt über die Bildung des 17. Jahrhunderts versparen, weil Kepler dieser Zeit angehörte.

4. Französische Bildung und Litteratur im 16. Jahrhundert.

a. Ergänzung der früheren Angaben über die Verdienste der Franzosen um die klassische Litteratur.

Wir müssen in diesem und vorzüglich im folgenden Jahrhundert der französischen Bildung und Litteratur dieselbe Aufmerksamkeit widmen, mit welcher früher die italienische der drei vorhergehenden Jahrhunderte behandelt worden ist, weil wir besonders den Einfluß der Franzosen auf Deutschland zu berücksichtigen haben. Daß aus vielen Ursachen der Ton, der Geschmack, die Bildung und die Litteratur derjenigen Klassen des deutschen Volkes, welche bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts eine fortschreitende Bildung suchten, ebenso wie die Mode in Kleidungen, Bauwerken und Hausgeräthen, ganz von Frankreich ausgingen, nehmen wir als ausgemacht an. Schon aus dieser Ursache allein muß hier, in einem nicht gerade für die Gelehrten bestimmten Werke, eine Ergänzung der früher (s. Bd. IX., S. 464 ff.) über die Bemühungen der gelehrten Franzosen mitgetheilten Notizen eingerückt werden.

*) Vir incomparabilis, Johannes Keplerus, cui fata servaverat, ut primus publicaret mortalibus „Jura poli, rerumque fidem, legesque deorum."

An der angeführten Stelle ist der Verdienste eines Budé, Tournebeuf, Lambin und Muret gedacht worden. Hier wollen wir in Betreff des Letzteren noch hinzufügen, daß Muret, der sich nach seinem Geburtsorte Muret bei Limoges benannte, sich lange an verschiedenen Orten von Frankreich umhertrieb und denselben Sinn für klassische Latinität weckte, den man damals in Italien bis ins Lächerliche trieb, Als er in Frankreich gerichtlich verfolgt wurde*), floh er nach Italien, wo er, weil das Lateinische damals ebenso, wie jetzt das Französische, die allgemeine Sprache war, erst in Venedig und Padua als öffentlicher Lehrer auftrat. Der Kardinal Hippolyt von Este berief ihn zu sich nach Rom und brachte ihn, da er 1562 als päpstlicher Legat nach Frankreich ging, dorthin zurück. Charakteristisch für eine Zeit, in welcher auch Calvinus und Beza von der Rechtswissenschaft zur klassischen Poesie und Gelehrsamkeit und von dieser zur Theologie übergingen, wo also die Pandekten noch nicht die Bildung des Gemüths und des Herzens verscheuchten, ist der Umstand, daß Muret in Paris von 1565 bis 1585 zuerst des Aristoteles Ethik erklärte, dann aber die Rechtswissenschaft und zuletzt wieder ausschließlich die klassische Litteratur lehrte.

Die beiden Scaliger, Julius Cäsar Scaliger und sein Sohn Joseph Justus, sind zu eigenthümliche Erscheinungen in der Geschichte der neueren gelehrten Welt, als daß sie bei der Aufzählung der Männer, welche diesseit der Alpen mit den großen Italienern durch Verdienste um die klassische Bildung und die Universalität des Wissens gewetteifert haben, übergangen werden dürften. Julius Cäsar Scaliger, welcher einen lächerlichen Adelstolz (er wollte vom Fürstenhause Della Scala in Verona stammen) mit prahlender Gelehrten-Eitelkeit vereinigte, gleichwohl aber unsterbliche Verdienste hat, begann erst dann zu lernen, als er den Entschluß gefaßt hatte, Mönch zu werden. Er studirte zu Bologna. Unter König Franz I., der 1513 dahin kam,

*) Jedoch nicht etwa, wie Stephanus und Andere, wegen kirchlichen Freisinnes. Aus seiner Rede über die Bartholomäusnacht entnehmen wir folgende Stelle: „O denkwürdige Nacht, welche durch den Untergang weniger Rebellen den König von der Gefahr der Ermordung, das Reich von der beständigen Furcht vor Bürgerkrieg befreite! In dieser Nacht, glaube ich, leuchteten die Sterne selbst glänzender als gewöhnlich und die Seine wälzte höhere Wogen, um rascher die Leichen der Unreinen in den Ocean zu entleeren. O glückliche Königsmutter Katharina; o glückliche Königsbrüder, deren Einer den Hauptruhm dieser herrlichen That sich verschafft hat! O Tag voll Freude und Wonne, da Du, heiligster Vater, als diese Nachricht Dir zukam, Gott und dem heiligen Ludwig Danksagungen spendetest! Welche willkommenere Botschaft hätte Dir gebracht werden können?“ — Gregor XIII. hatte kurz vor der Bluthochzeit den päpstlichen Stuhl bestiegen. Der Kalendertag des heiligen Ludwig (25. August) folgt unmittelbar auf den Bartholomäus-Tag. S. Muret's Werke, ed. Ruhnken, Leyden 1789, I, 177.

nahm er Kriegsdienste. Erst während seines Aufenthaltes in Turin begann er die Erlernung des Griechischen, und erst in seinem 40. Lebensjahre (1525) kam er dazu, den Kriegsdienst zu verlassen und sich ganz der Wissenschaft zu widmen. Er ließ sich hierauf zu Agen als Arzt nieder, erlangte daselbst als solcher und als Naturforscher großes Ansehen und suchte alle bekannten Sprachen zu erlernen. Er starb 1558. Die Universalität seiner Kenntnisse ist unleugbar. Bekannt ward er durch mindestens 18 Schriften. Von dem, was er und seine Bewunderer in Betreff seiner Leistungen und Verdienste rühmen, muß man gar Vieles dafür abrechnen, daß er ein unbegreiflich kecker und anmaaßender Prahler war. Nichtsdestoweniger wirkte er für Frankreich, wo er seit 1528 naturalisirt war, in vieler Beziehung, gerade weil er prahlte und log, mehr, als irgend ein Anderer.

Was die eben erwähnte Schattenseite Scaliger's betrifft, so wurde er im Marktschreien doch von seinem Zeitgenossen Hieronymus Cardanus noch sehr weit übertroffen. Wir verweilen daher auch einen Augenblick bei diesem Gelehrten, weil das Treiben beider Männer für den Charakter der Studien jener Zeit sehr bezeichnend ist. Cardanus war als Arzt weit berühmt und wurde einmal in dieser Eigenschaft vom Erzbischof von St. Andrews nach Schottland berufen. Zu Rom gerieth er auf ungegründete Anklagen hin noch in hohem Alter in Haft und starb nach seiner Befreiung 1556. Große Verdienste hatte er um die Mathematik, wie denn die Cardanische Formel zur Auflösung von Gleichungen des dritten Grades noch seinen Namen erhält; doch sagte man ihm nach, er habe das Geheimniß derselben einem anderen Mathematiker, Tartaglia, abgelockt. Daß man ihn überhaupt für einen Charlatan hielt, beweist die Nachrede, er habe sich zu Tode gehungert, um das Sterbejahr nicht zu überleben, das er sich als Astrologe geweissagt hatte; in seiner Selbstbiographie (de vita propria) gesteht er seine Fehler offen ein. Cardanus schrieb zu der Zeit, als auch Scaliger als Schriftsteller auftreten wollte, das beste Buch, welches wir von ihm besitzen (de subtilitate libri viginti et unus). Dasselbe machte dadurch sehr großes Aufsehen, daß es eine Philosophie und vollständige Beschreibung der Natur oder die Naturgeschichte und Physik zu enthalten schien. Auf diesen Umstand gründete Scaliger ganz keck seinen Ruf. Er schrieb über denselben Gegenstand ein an Cardanus gerichtetes Buch, welches er das 15. nannte, ohne daß andere vorausgegangen wären (Exoticarum exercitationum liber decimus quintus de subtilitate ad Cardanum). In diesem Buche finden sich sehr merkwürdige Nachrichten über naturhistorische Gegenstände, sowie über arabische Schriftsteller, und Scaliger hat aus den Letzteren und aus den Alten, die er sehr verständig benutzte, recht gute, durch eigene Erfahrungen bestätigte Be-

merkungen gemacht. Dessen ungeachtet erregen die Vorspiegelungen, mit welchen Scaliger seine Schrift in das Publikum brachte, nicht weniger Verdacht gegen Alles, was keinen anderen Zeugen hat, als ihn selbst. Scaliger verfaßte auch Erklärungsschriften über die Pflanzen-Physiologie, welche in des Theophrastus und in einem dem Aristoteles zugeschriebenen Buche über die Pflanzen vorgetragen war. Das Wichtigste, was er für die Entwickelung der neueren Naturgeschichte mit Hülfe des Aristoteles und anderer Alten gethan hat, sind seine Anmerkungen und Erläuterungen zu des Aristoteles Buche über die Thiergeschichte, welches er griechisch und lateinisch herausgab. Er selbst veröffentlichte 1554 nur das zehnte Buch als Probe; das ganze Werk ließ Maussac 1619 zu Toulouse mit Hinzufügung alles dessen drucken, was er in Scaliger's Papieren gefunden hatte.

In Beziehung auf lateinischen Styl und lateinische Sprache war Julius Cäsar Scaliger ganz anderer Meinung, als Erasmus von Rotterdam, welcher für den besten Stylisten diesseit der Alpen gehalten wurde. Erasmus machte sich über die italienischen Ciceronianer lustig, welche kein Wort und keine Redensart, wenn sie nicht im Cicero vorkamen, als lateinisch anerkennen wollten und zu denen von berühmten Schriftstellern Paulus Manutius und der Kardinal Bembo gehörten. Erasmus lachte jedoch nicht blos über die Affen des Cicero, sondern er wollte auch ebenso, wie unsere gelehrten historischen Forscher in Rücksicht des Livius und der römischen Geschichte, besser wissen, wie man lateinisch schreiben müsse, als Cicero selbst. Dies erregte den Zorn Scaliger's. Er schrieb 1529 gegen des Erasmus Buch *) zwei entsetzlich grobe Reden, deren erste aber nicht früher als 1531 gedruckt werden konnte, weil bei der unglaublichen Achtung, welche damals ganz Europa gegen Erasmus hegte, sich Niemand dazu hatte verstehen wollen. Gerade 100 Jahre später erschienen beide Reden in einem Quartband zusammen gedruckt **).

Das größte Verdienst des älteren Scaliger ist seine Aesthetik und Poetik, geschrieben unter dem Gewühle und den Verheerungen eines inneren Krieges, welcher zugleich ein Religions-Krieg war. Seine sieben Bücher Poetik sind, wie Alles, was er schrieb, originell: sie erschienen zuerst zu Lyon, im Jahre 1561 und wurden später noch unzählige Male wieder gedruckt. Dieses Werk, das einen Octavband von 900 eng gedruckten Seiten bildet, kann, verglichen mit hundert anderen, beweisen, daß ein guter Kopf auch durch die ungeheuerste und wüsteste Gelehrsamkeit nicht stumpf wird. Ein denkender Mann wird

*) Ciceronianus sive de optimo genere dicendi.

**) J. C. Scaligeri orationes duae adversus Desiderium Erasmum eloquentiae Romanae vindices.

nämlich Scaliger's Poetik immer noch mit Vergnügen lesen, obgleich der Verfasser derselben, wie die meisten seiner Zeitgenossen und wir möchten fast sagen, wie die Aesthetiker der meisten Völker überhaupt, mehr die Sprache, die äußere Glätte, die Kunst und den Styl oder mit anderen Worten die Form ins Auge faßt, als das Wesen. Da er jedoch selbst nicht übel schreibt, so kann man gerade aus seinen Beurtheilungen der Sprache und des Styles sehr viel lernen. Für sein Zeitalter characteristisch, aber für das unsrige sehr anstößig ist der Vorzug, den er durchgängig, bei Vergleichung einzelner Stellen wie im großen Ganzen, dem Virgil vor dem Homer ertheilt; er findet mehrfach den Letzteren nüchtern, wo ihm Virgil belebt und großartig erscheint. Unter den neueren Lateindichtern weist er dem Fracastoro (s. Bd. IX., S. 426) den ersten Rang zu. — Sein Sohn lebte und wirkte bis in das 17. Jahrhundert hinein; wir werden aber in den folgenden Bänden seiner kaum erwähnen, weil wir des Vaters nur aus Rücksicht darauf gedacht haben, daß derselbe einer der ausgezeichnetsten Gründer eines soliden klassischen Studiums in Frankreich gewesen ist. Eine ungeheure Arbeitskraft entwickelte Joseph Justus Scaliger in seinem epochemachenden Werk über die Verbesserung der Zeitrechnung (de emedatione temporum), durch welches er der eigentliche Schöpfer der wissenschaftlichen Chronologie wurde. Er mußte übrigens, da er sich offen für den Protestantismus erklärte, Frankreich verlassen und wurde Professor zu Leyden, wo er 1609 starb.*)

Wollten wir alle die Männer, welche ebenso im 16. Jahrhundert von Frankreich aus, wie die großen Italiener im 14. und 15. von Italien her, die klassischen Studien über ganz Europa verbreiteten, einzeln erwähnen und ihre Schriften aufzählen, so würden wir die mit den gelehrten Sprachen nicht bekannten Leser abschrecken. Wir übergehen deshalb hier auch sogar viele der verdientesten derselben. Sonst würde zuerst Brisson genannt werden müssen, welcher Untersuchungen über das römische Recht machte, wie es die freien Seelen römischer Senatoren zur Zeit der römischen Republik trieben und unentgeltlich lehrten. Brisson erwarb sich um die Erforschung der Ursprünge dieses Rechtes ein unsterbliches Verdienst, obgleich er selbst als General-Advokat und Parlaments-Präsident über dem Studium des positiven Rechtes die natürliche Moral so sehr vergaß, daß er sein Schwanken im Grundsatze des Lebens mit dem Leben bezahlen mußte. Er hat viele und gründliche Werke geschrieben; seine Bücher über das römische Recht und über die altpersische Verfassung werden sogar noch immer gelesen**). Der Stolz der französischen Jurisprudenz aber ist

*) Vgl. Jakob Bernays, Joseph Justus Scaliger, Berlin 1855.

**) 1) De formulis et solemnibus populi Romani verbis. 2) De verborum

der große **Cujacius** (Jacques de Cujas), Schöpfer und Meister der humanistischen Rechtskunde, den bei dem ungeheuren Umfang seiner Arbeiten Verstand und Urtheil nie im Stiche ließen, der kein todtes Wissen aufhäufte, sondern Alles mit Geist beseelte. Er behandelte die Urkunden des römischen Rechts als philologischer Kritiker. Er lehrte meist zu Bourges, wo er 1590 starb, als treuer Anhänger Heinrich's IV.

Wir erwähnen hier der Verdienste **Calvin's** und **Beza's** um die Bildung in Frankreich nicht, theils weil beide Männer besonders für ihre Religions-Gemeinde wirkten, theils weil ihrer Verdienste im Laufe der politischen Geschichte oft gedacht werden muß. Dagegen dürfen wir hier, wo von unsterblichen Verdiensten um die Bildung der neueren Zeit die Rede ist, der beiden **Stephanus** nicht vergessen, welche ebenso, wie schon der Vater des älteren von ihnen, der Wissenschaft große Opfer gebracht haben. **Robert Stephanus** und sein Sohn **Heinrich II. Stephanus** waren sehr große Gelehrte und machten sich durch die Errichtung umfassender und glänzender Buchdruckereien und durch Schriftgießereien, welche ungeheure Summen erforderten, ebenso um die Länder diesseit der Alpen verdient, wie die Junta und Aldus Manutius (s. Bd. VIII., S. 455) um Italien. Auch die Stephanus wollten mit eigener Aufopferung nur die heilige Schrift und klassische Werke, diese aber durchaus correct und zierlich drucken. Robert stellte die Correcturbogen öffentlich aus und versprach eine Belohnung für Auffindung eines Fehlers. Er wurde, so lange Franz I. lebte, von diesem Könige in seiner rühmlichen Bemühung, die klassische Wissenschaft in Europa Allen zugänglich zu machen und die Zahl der guten Bücher zu vermehren, freigebig unterstützt. Nach dem Tode des Königs Franz verließ Robert Paris, wo er als Ketzer im Bilde verbrannt wurde, und zog (1552) nach Genf, wo er die vertraute Freundschaft der daselbst vereinigten Gelehrten, besonders des Calvinus, des Beza und des Rivet, genoß und in Verbindung mit seinem Schwiegervater Badius der Aufklärung große Dienste leistete. Die katholische Geistlichkeit hatte es ihm vorher sehr übel genommen, daß er und sein Schwiegervater nebst zehn anderen tüchtigen Gelehrten die neue lateinische Uebersetzung und den Druck der Bücher des alten und neuen Testamentes mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer gefördert hatten. Robert theilte auch das neue Testament auf die Art, wie es uns jetzt vorliegt, in Capitelverse ein. Sein Wörterbuch der lateinischen und französischen Sprache und seine Uebersetzung der Rhetorik des Aristoteles werden noch immer gebraucht.

Sein Sohn, Heinrich II. (so genannt, weil er den Vornamen sei-

ad jus pertinentium significatione. 3) De regio Persarum imperio.

nes Großvaters, des Ahnherrn dieser gelehrten Buchdrucker-Familie, trug), vereinigte mit dem Fleiße und der staunenswürdigen Gelehrsamkeit des Vaters den Witz und die schneidende Schärfe eines Rabelais, mit welchem er in so vertrauten Verhältnissen stand, daß man ihm oft eine der Arbeiten desselben zugeschrieben hat. Er war 1528 geboren, bildete sich unter Tourneboeuf (Turnebus), Danès und anderen gelehrten Franzosen, lebte lange in Italien und England und ward, als der Vater die Unternehmungen des Sohnes überspannt fand, von König Heinrich III. und von Ulrich Fugger in Augsburg durch große Summen unterstützt. Eine bloße Aufzählung der von ihm herausgegebenen griechischen und römischen Klassiker würde mehrere Seiten füllen; wir bemerken daher nur, daß er seine Ausgabe des Anakreon aus den von ihm in England untersuchten alten Bücherdecken zusammensetzte und daß er dem in seiner Officin gedruckten Diodor von Sicilien zehn Bücher beifügte, welche er selbst aufgefunden hatte. Sein griechischer Sprachschatz (Thesaurus) würde allein hinreichen, um einen Gelehrten unsterblich zu machen. Noch in unseren Tagen haben sich alle Kenner der griechischen Sprache in ganz Europa bemüht, die in England veranstaltete neue Ausgabe desselben aus ihren Sammlungen und durch ihre Bemerkungen zu bereichern. Der Verfasser selbst hatte von der ungeheuren Arbeit wenig Gewinn, weil sein Setzer, ein gewisser Scapula, unredlicher Weise während des Druckes einen Auszug machte, der in einem Band veröffentlicht und öfter neu aufgelegt wurde.

Heinrich's Genialität war sein Verderben. Er schrieb nämlich eine Einleitung zur Apologie des Herodot, welche in Hinsicht auf Witz, Schärfe, Bitterkeit und unnachahmlichen Reiz des Styles, aber auch an Heftigkeit, Ungezogenheit und schonungsloser Verletzung alles Anstandes den besten und kühnsten Ergüssen eines Voltaire gleichkommt. Jedermann erhob sich, da in diesem Buche kein Mensch verschont geblieben war, gegen den frechen Spötter, welcher die bitterste Galle gegen die Religion, gegen die Geistlichen und gegen die angesehensten und geachtetsten Gelehrten ausgeschüttet hatte. Er ward hierauf gerichtlich verfolgt und zu Paris im Bilde verbrannt*) und alle seine ungeheuren Unternehmungen stockten. Er entfloh in die Gebirge von Auvergne, erlangte aber doch Heinrich's III. Gnade wieder, der ihm auch wegen seiner großen Meisterschaft in dem französischen Style und wegen seiner Schriften in französischer Sprache einen Gehalt gab. Nach Hein-

*) Er soll sich damals gerade auf Schneegebirgen befunden und gesagt haben, er habe nie mehr gefroren als da er verbrannt worden sei (se nunquam magis riguisse quam cum Parisiis ustularetur); doch wird ganz dasselbe von seinem Vater Robert erzählt.

rich's III. Tode irrte der Mann, der ein Wunder von Genie und, was selten ist, zugleich von der gründlichsten Gelehrsamkeit war, wieder unstet umher. Er starb endlich 1598 zu Lyon im Spital. Das mögen sich die echten Gelehrten merken; wenn sie nicht einem Hofe, einem gelehrten Orden, Akademie genannt, oder einer Masse schläfriger Leser dienen, so müssen sie entweder wie Xylander (s. Bd. IX., S. 452) sich zu Tode arbeiten, oder sie leiden Mangel, wie Kepler, oder sterben im Spital, wie Heinrich Stephanus.

Hotomann, Franz und Aemilius Portus, der große Kenner des Griechischen Isaak Casaubonus und Salmasius gingen von der Genfer Schule als Lehrer der neuen klassischen Studien auf dieselbe Weise in andere Gegenden, wie einst die Griechen nach Italien gegangen oder dahin gerufen worden waren.

b. Geschichte.

Die den Franzosen eigenthümliche historische Litteratur knüpft die Geschichte an die Biographieen einzelner Männer, aus deren Denkwürdigkeiten sie geschöpft werden muß, weil klassische Darstellungen des ganzen Zusammenhanges oder einzelner Zeiträume, d. h. durchdachte Geschichtschreibung ihnen weniger eigen war. Ehe wir von dieser Litteratur reden, wollen wir einige Worte über die Anwendung der klassischen Studien auf die Geschichtschreibung vorausschicken. Wir haben aus dieser Ursache, als im neunten Bande von den Verdiensten des Rechtsgelehrten Budé die Rede war, Pithou einstweilen übergangen, um seiner hier zugleich mit dem lateinischen Geschichtschreiber seiner Zeit, de Thou, zu erwähnen.

Peter Pithou (Pithöus) war einer der ausgezeichneten Juristen des 16. Jahrhunderts, welche das Studium der römischen Rechtsgelehrsamkeit auf eine solche Weise trieben, daß sie mit demselben jede Wissenschaft verbanden, die den menschlichen Geist wahrhaft bildet und veredelt. Er hatte die bedeutende Stelle eines Staatsanwaltes, gab aber, als Heinrich IV. an die Regierung kam, diese Stelle für einige Zeit auf, damit er sich die ihm fehlenden gelehrten Kenntnisse noch erwerbe. Er schrieb unter den dringendsten Berufsgeschäften eine ganze Reihe von Schriften und sorgte für den Abdruck anderer, welche vielleicht ohne ihn für uns ganz verloren gegangen sein würden. So veranstaltete er die erste Ausgabe der Fabeln des Phädrus nach einer Handschrift, die sein Bruder Franz aufgefunden hatte (Troyes 1596). Im fünften Bande von Niceron's Nachrichten über merkwürdige Gelehrte werden 18 Schriften von ihm angeführt, deren Erwähnung jedoch nicht hierher gehört. Um seine unermüdete Arbeitsamkeit für die diesseit der Alpen damals noch ganz vernachlässigten Theile des mensch-

lichen Wissens zu bezeichnen, bemerken wir, daß sich unter diesen Werken Pithou's eine Anzahl von Schriften über die Geschichte beider Rechte, welche auch bis auf den heutigen Tag nicht unbedeutend sind, sowie eine Ausgabe des Gesetzbuches des kanonischen Rechtes und eine Ausgabe der vorher noch nicht gedruckten westgothischen Gesetze findet. Der geistlichen Schriften Pithou's erwähnen wir nicht, mit Ausnahme des wichtigen Werkes „les libertés de l'église gallicane" (Paris 1594). Wir übergehen sogar die Ausgaben des Quinctilian, des Petronius u. A. m., weil hier nur von den Verdiensten geredet werden soll, die er sich um die Geschichte erworben hat.

Pithou war es, der den bis dahin fast ganz unbrauchbaren Text des Geschichtschreibers der Longobarden, Paul Warnefried, in einer verbesserten und lesbaren Form herausgab. Ebenso verhält es sich mit Otto von Freisingen und mit den von Pithou herausgegebenen zwölf Schriftstellern der älteren französischen Geschichte; sie wurden zu Frankfurt am Main bei Wechel gedruckt. Außer diesen machte er noch elf andere Schriftsteller bekannt, welche die Geschichte da fortsetzten, wo jene zwölf sie hatten stehen lassen. Auch die Capitularien der ersten Karolinger (s. Bd. IV., S. 409), welche freilich später Baluze mit vielen Verbesserungen und Bereicherungen herausgab, zog er ans Licht. Pithou hätte nie herausgeben und ausarbeiten können, was er geliefert hat, wenn nicht eine Anzahl Freunde ihn eifrig unterstützt hätten. Damals bestand nämlich bei den Genfer und Pariser Gelehrten ein bewunderungswürdiger Wetteifer. Auch unter den Katholiken ward die Bildung ein Bedürfniß; katholische und protestantische Gelehrte suchten einander durch Studien, welche Tage und Nächte fortgesetzt wurden, zu übertreffen. Bei diesem Streben unterstützten sich die Freunde ohne Eifersucht untereinander. Unter den Männern, welche dem Pithou ihre Hülfe gewährten, waren unstreitig Loysel und de Thou die vornehmsten.

August de Thou ging, wie Calvinus, Beza und viele Andere, aus der juristischen Schule von Orleans hervor, wo schon im vorigen Jahrhundert diejenigen Studien, die man, im Gegensatz gegen die zu Paris betriebene scholastisch-dialektische Theologie und gegen die nackten Pandecten Justinian's, die menschlich bildenden (humaniora) nannte, eifrig betrieben wurden. Cujacius und Andere führten nämlich damals die Rechtswissenschaft von Justinian und Trebonian auf die Juristen der römischen Republik zurück. De Thou war, ehe er nach Orleans kam, schon von einem der größten Erklärer der Alten, von Lambinus*), unterrichtet worden, und begab sich von Orleans nach Va-

*) Dieser arbeitete so gründlich und langsam, daß sein Name zur Bezeichnung eines Zauderers (lambin) von der Studentenwelt aus in die französische Sprache überging.

lence, wo damals Cujacius lehrte. Von dort ging er zu den Juristen, welche in Bourges das Studium des Rechtes auf dieselbe bildende Weise trieben, wie Cujacius, der damals zu Valence lehrte, nämlich zu Hugues Doneau und Hotomann. Er ward später Parlaments-Rath und Parlaments-Präsident und starb erst 1617 in seinem 64. Jahre.

Er wurde von Heinrich III. zu den wichtigsten Geschäften, namentlich zu Unterhandlungen mit den Hugenotten gebraucht; unter Heinrich IV. war er Vicepräsident und Großmeister der Bibliothek, ja noch unter Maria von Medicis eine zeitlang Mitglied der Finanzdirection. Seine Muße aber widmete er sein ganzes Leben hindurch der Sammlung und Forschung der allgemeinen, nicht blos, wie Andere, ausschließend der französischen Geschichte seiner Zeit oder der Jahre 1513 bis 1607. Diese Geschichte schrieb er in klassischem Latein, weil er für das gesammte Europa arbeiten wollte, in welchem damals das Französische noch nicht die allgemeine Sprache war. Sein großes Werk*) durfte, als es gedruckt wurde, nicht Alles enthalten, was er, der seiner Ueberzeugung nach den Reformirten angehörte, geschrieben hatte; ja die päpstliche Censur hatte das Werk, nachdem ungefähr ein Drittheil gedruckt war, in das Verzeichniß der verbotenen Bücher (den Index) gesetzt. Selbst in der von ihm seinen Freunden anvertrauten und 1620 auf ihre Veranlassung zu Genf in fünf Folio-Bänden abgedruckten Ausgabe fehlte sehr Vieles. Erst der Engländer Corte sammelte sorgfältig Alles, was de Thou und die früheren Herausgeber desselben weggelassen hatten, so daß die Londoner Ausgabe von 1732 in sieben Folianten die einzige vollständige und authentische ist. Diese Ausgabe hat auch den Vortheil, daß man nicht, wie bei den übrigen, immer die französische Uebersetzung neben ihr liegen haben muß, um zu sehen, welcher neuere Namen unter dem von de Thou gebrauchten altrömischen versteckt ist. Man findet nämlich den neueren Namen gleich unter dem Texte. Das Werk ist in einem sehr reinen Latein geschrieben, wird aber eben darum oft durch das Künsteln am Perioden-Bau allzu wortreich und ermüdend. Es war zwei Jahrhunderte hindurch für alle Gebildeten das Lesebuch der neueren europäischen Geschichte.

Für die französische Geschichte der Zeiten des Religions-Krieges ist de Thou eine der Hauptquellen, obgleich wir auch in Bezug auf diese ihm nicht unbedingt folgen möchten und seine gar zu große Ausführlichkeit beschwerlich ist; er ist fast der einzige sowohl unter den katholischen wie unter den protestantischen Schriftstellern, welcher nicht blind parteiisch war und die gebührende Milde gegen Andersdenkende

*) Augusti Thuani libri XXXVIII historiarum sui temporis. Dazu gehören für Frankreich die libri VI de vita sua.

nie verleugnete. Dem französischen Nationalcharakter blieb er, trotz aller Klassicität, getreu. Er strebt nämlich, wie die meisten Franzosen im Leben, Reden und Schreiben thun, vor Allem nach Effect und jagt nach Anekdoten. Auch ist er in Allem, was nicht in Frankreich vorging, ebenso unzuverlässig, wie seine Landsleute überhaupt. Er schreibt über die Geschichten des Auslandes oft nicht als denkender und um Genauigkeit besorgter Geschichtschreiber, sondern mehr wie ein Zeitungsschreiber, der sich um die Natur der Quellen, die er benutzt, und um die Glaubwürdigkeit der eingezogenen Nachrichten wenig bekümmert.

In Beziehung auf die Geschichte in der Muttersprache stehen die Franzosen auch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Deutschen unendlich weit voran. Wir besitzen nicht nur keinen Schriftsteller, der dem romantischen Froissart und dem philosophisch-politischen Comines gegenüber gestellt werden könnte, sondern wir haben auch nicht einmal einen erträglichen Selbstbiographen; denn was Götz von Berlichingen dictirte oder Schärtlin von Burtenbach schrieb, möchten wir ebenso wenig hierher rechnen, als wir des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen († 1616) eigenhändig aufgesetzte Lebensbeschreibung, die in unserem Jahrhundert Büsching herausgab, oder selbst Balthasar Russow's Chronik eine Geschichte nennen mögen*). Aegidius Tschudi von Glarus († 1572), der berühmte Verfasser einer Helvetischen Chronik, die bis zu 1470 reicht, steht allerdings an Belesenheit, an gründlicher Forschung, an Klarheit, Kraft und Würde des Styls, wie an Reife des Urtheils den besten Ausländern gleich; er gehört aber in erster Linie der Schweiz an. Es kann übrigens nicht unsere Absicht sein, alle Denkwürdigkeiten über französische Geschichte, welche im 16. Jahrhundert von Augenzeugen oder von Hauptpersonen des Staats und des Heeres geschrieben worden sind, vollständig aufzuzählen. Dies würde nicht einmal der Raum erlauben. Wir werden uns mit der Anführung einer kleinen Zahl von Denkwürdigkeiten und mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen.

Zuerst muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß in der Sammlung der sämmtlichen zur französischen Geschichte gehörenden Denkwürdigkeiten mehr als 30 Bände der Geschichte des 16. Jahrhunderts angehören. Durch diese große Zahl von Denkwürdigkeiten mußte natürlich mehr Kenntniß der nationalen Zustände, mehr Antheil an den einzelnen Männern und Familien, mehr Aufmerksamkeit auf den Hof, die Prinzen, die Herzoge und die kleinen Herren, mit deren Geschichte jene Schriften sich beschäftigen, allgemein verbreitet werden, als die lateinischen Chroniken oder die oft sehr kindischen Volksgeschichten

*) Chronika der Provinz Lieffland kort unde loffweedig beschreven dürch Balthasar Russowen, Revaliensem, Rostock, 1578, 3 Theile 4.

der Deutschen zu verbreiten vermochten. Freilich wurde dadurch auf der anderen Seite auch die Geschichte des Volkes und des Reiches ganz aus dem Auge gerückt und in eine Geschichte des Hofes und der vornehmen Familien, der Kabalen und Prahlereien der Marschälle und Hofleute umgewandelt. Das Wahre und das Falsche wurde von keinem denkenden Forscher, das Wichtige und Unwichtige von keinem prüfenden Geiste gesichtet. Das Ganze ward vielfach zu einem Anekdoten-Kram und die meisten Leser gewöhnten sich daran, in der Geschichte eine Unterhaltung und Klatscherei zu suchen, besonders als im 17. Jahrhundert die Verfasser von Denkwürdigkeiten anfingen gut und richtig zu schreiben, was man von denen des 16. Jahrhunderts nicht sagen kann. Dies war jedoch kein der französischen Geschichtschreibung allein eigenes Uebel: denn daß man überall Roman und Geschichte verwechselt und vorzugsweise nach dem, was der Haufe, oft sehr mit Unrecht, schönen Styl nennt, fragt, gilt nicht blos für Frankreich, sondern auch für andere Länder. Uebrigens zweifeln wir, ob die Franzosen der neuesten Zeit dadurch, daß sie aus Deutschland die vornehme, doctrinelle (sophistische) Behandlung der Geschichte herüberholten, viel gewonnen haben.

Unter den Denkwürdigkeiten des 16. Jahrhunderts sind freilich einige ganz roh entworfen und überhaupt empfehlen sich nur sehr wenige durch den Styl, weil man oft durch lange Abhandlungen und Nutzanwendungen ohne alles Interesse sich hindurcharbeiten muß; doch haben alle irgend eine Seite, durch welche sie für das ganze Publikum oder doch für die Franzosen anziehend sind. So haben z. B. die Denkwürdigkeiten des Marschalls Blaise de Montluc als praktisches Lehrbuch der Kriegskunst (Bréviaire des gens de guerre) wie Heinrich IV. sie nannte, eine Bedeutung, so sehr sie auch mit leerem Gerede und gascognischem Prahlen angefüllt sein mögen. Für unsere deutsche Geschichte sind die Denkwürdigkeiten des Marschalls von Vieilleville sehr anziehend, obgleich dieser Franzose ebenso, wie unser Ulrich von Hutten, sich mit Unwillen über das unmäßige Trinken der deutschen Ritterschaft jener Zeit ausspricht. Vieilleville verstand etwas Deutsch und ward gebraucht, wenn man Deutsche überreden, wenn man sie becomplimentiren oder geleiten oder wenn man, was jeden Augenblick geschah, unter ihnen wie unter den Schweizern Soldaten werben wollte. Für die gesammte Geschichte möchten wohl die Denkwürdigkeiten des Herrn von Rabutin und die des Herrn von Castelnau die bedeutendsten sein.

Franz Rabutin, den man oft, wie es uns scheint mit Unrecht, für den Großvater des im 17. Jahrhundert wegen seiner Denkwürdigkeiten und Briefe neben der Frau von Sevigné berühmten Grafen

Roger von Bussy Rabutin ausgibt, ist für die Geschichte der Kriege von 1551 bis 1555 die Hauptquelle, da er unter den Schützlingen des Herzogs von Nevers war, welcher nach der Schlacht bei St. Quentin das französische Heer wieder sammelte und ordnete. Es ist anziehend, aus ihm zu lernen, daß er die Verwüstung mit Feuer und Schwert auf fremdem Gebiete auf dieselbe Weise betrachtete, wie die in Afrika commandirenden französischen Generale unseres Jahrhunderts. — Michel de Castelnau's Denkwürdigkeiten sind von uns in der politischen Geschichte der Jahre 1550 bis 1568 sehr oft angeführt worden, weil le Labourcur und spätere Herausgeber derselben durch ihre Bemerkungen über diese Denkwürdigkeiten Alles vereinigt haben, was der kritische Forscher der Geschichte zur Prüfung der Quellen bedarf. Ohne diese dem Text an Ausführlichkeit gleichkommenden „Observationen" kann Castelnau's Werk nicht wohl gebraucht werden. Uebrigens nimmt dasselbe in der Ausgabe von le Labourcur einen starken Folianten, in der allgemeinen Sammlung der Denkwürdigkeiten fünf starke Octavbände ein. Der Verfasser, der Gouverneur von St. Dizier und Gesandter in England war, spricht sich in einem den Denkwürdigkeiten vorgesetzten Briefe an seinen Sohn Jakob ganz bescheiden über den Zweck seines Buches aus. Er sagt, er habe sich entschlossen, seine Denkwürdigkeiten selbst zu schreiben, obgleich er ebensowenig wie Philipp von Comines ein Gelehrter oder der Sprache und des Styles ganz mächtig sei. „Ich glaubte," fährt er fort, „es thun zu können, weil ich in diese Denkwürdigkeiten nichts aufnehmen werde, als nur solche Dinge, die ich selbst mit angesehen, und an deren Ausführung ich Theil gehabt habe. Auf die Reden der Historiker habe ich mich nicht eingelassen, weil diese oftmals nur ihren Federn oder auch ihren Leidenschaften freien Lauf gewähren, so daß sie uns statt der Geschichte, welche heilig und wahr sein muß, Lobreden oder schmähliche Schandschriften hinterlassen." Ungeachtet dieser Worte müssen wir gestehen, daß Castelnau's Denkwürdigkeiten voll Unwahrheiten, Prahlereien und langer, langweiliger Abschweifungen sind. Doch haben die Commentatoren alles Irrige berichtigt. Uebrigens bemerkt Castelnau ausdrücklich, daß er seine Denkwürdigkeiten keineswegs für den Druck geschrieben habe.

c. Dichtkunst.

Wie Rabelais in Bezug auf Prosa eine neue Periode der französischen Litteratur bezeichnet, so bezeichnet Villon eine neue Art von nationaler und scherzhafter Poesie. Dies ist bereits früher erwähnt worden; wir haben an zwei Stellen (s. B. VIII, S. 470; B. IX, S. 469) von Villon gehandelt und angegeben, daß nachher Clement

Marot die von Villon an den Hof gebrachte, eigentlich nicht hofmäßige Dichtungsweise mit etwas mehr Feinheit und sehr vielem Glücke zur herrschenden machte. Zwischen Villon's großem Testamente und den ersten Erzeugnissen Marot's waren 54 Jahre (1461—1515) verflossen: die Dichtkunst hatte aber in dieser Zeit keine Fortschritte gemacht. Marot betrat daher denselben Weg, welchen Villon gewandelt war, und ward in der Geschichte der französischen Poesie unsterblich, ohne daß er ein schöpferisches Genie gewesen wäre. Dies und Anderes in dem Nachfolgenden wagen wir zu behaupten, obgleich wir mit den französischen Dichtern des 16. Jahrhunderts selbst wenig vertraut sind. Wir können uns nämlich hier und da auf Sainte-Beuve stützen *), dessen Ansicht mehr mit der unserigen übereinstimmt, als Laharpe's Declamation.

Clement Marot war, wie Sainte-Beuve ganz richtig sagt, Meister eines fließenden Geplauders, welches von Zeit zu Zeit durch lebhafte und gute Einfälle unterbrochen wird. Diesem Verdienst verdankt Marot seinen langen Ruhm und seinen Anspruch an Unsterblichkeit. Auch darin stimmt Sainte-Beuve mit unserer Ansicht überein, daß Villon und Marot ebenso, wie später andere Dichter, gerade deshalb Lieblinge der Nation geworden und geblieben sind, weil sie nicht, wie das sogenannte Siebengestirn der französischen Lyriker jener Zeit, ihrem Volke klassische Formen und Weisen aufdrängen, sondern die Dichtung der Volksdichter des Mittelalters fortsetzen wollten. Marot, sagt der angeführte Schriftsteller, hat darum unsere besondere Aufmerksamkeit verdient, weil er uns die alte französische Poesie in ihrer größten Reinheit darbietet, so daß man in ihm den ächten und reinen Abkömmling eines Jean de Meung, eines Alain Chartier und Villon erkennt. Ihre Manieren, ihre Ideen sind mehrentheils die seinigen und an vielen Stellen erkennt er sie als seine Lehrer an. Er gab den Roman von der Rose heraus, dessen Styl er verbesserte; auch Villon's Gedichte sammelte er und stellte ihren echten Text, so gut er konnte, ganz wieder her. Von den veralteten poetischen Schönheiten alter Reimkunst findet man bei ihm häufige Beispiele (des rimes équivoquées, consonnées, fratrisées).

Marot wurde 1495 zu Cahors geboren und starb 1544 in Turin. Sein Leben war keineswegs erbaulich; doch ist das, was gewöhnlich von seinen vornehmen Liebschaften erzählt wird, eine Fabel. Dies hat Goujet in seiner bibliothèque française schon längst bewiesen; es ist aber nichtsdestoweniger stets wieder erzählt worden. Marot war bald katholisch, bald protestantisch. Es ist deshalb auffallend genug, daß

*) Tableau historique et critique de la poësie française et du théâtre français au seizième siècle par C. A. Sainte-Beuve, 2. édition, Paris 1838.

gerade dieser leichtfertige und lose Dichter bei der Uebersetzung der Psalmen thätig war, welche lange Zeit das Kirchen-Gesangbuch der so außerordentlich strengen Calvinisten bildete. Ein gelehrter Kenner der hebräischen Sprache, Vantablo, ermunterte ihn zu dieser Arbeit und unterstützte ihn bei derselben. Die von Marot übersetzten Psalmen wurden einzeln verbreitet, sein Namen bewog auch den katholischen Theil der Franzosen sie zu lesen, und sie hatten (unter Andern auf Heinrich's IV. Mutter) ungefähr dieselbe Wirkung, welche in Deutschland Luther's Uebersetzung der ebenfalls zuerst einzeln verbreiteten Bücher der Bibel hatte. Marot übersetzte im Ganzen 50 Psalmen, Beza fügte nachher die übrigen hinzu. Es ging später den Reformirten gerade so, wie es den Lutheranern gegangen ist, deren Gesangbücher immer platter und prosaischer wurden; denn auch in den Psalmen, welche später von den Reformirten statt der Psalmen Marot's und Beza's beim Kirchengesange gebraucht wurden, war zwar die Sprache moderner, sie hatten aber keinen poetischen Werth.

Die Schalkheit, mit welcher Marot die veraltete Sprache gebraucht, ist unter Ludwig XIV. von la Fontaine in neuer Weise angewandt worden und sogar der unerbittliche grammatische Schulmeister Boileau hat sie empfohlen (imitez de Marot l'élégant badinage!). Die Arbeiten Marot's, Briefe, Balladen, chants, chansons und Rondeaux, können in einem für das deutsche Publikum bestimmten Werke nicht erwähnt werden; wir müssen diejenigen Leser, welche diese nur für Franzosen geschriebenen Gedichte näher kennen zu lernen wünschen, auf Laharpe und Sainte Beuve verweisen. Das bedeutendste von Marot's Werken scheint uns aus vielen Ursachen das Gedicht zu sein, welches er in dem Kerker abgefaßt hat, in den ihn der Inquisitor Bouchard bringen ließ, und welches er „l'enfer“ (die Hölle) betitelt. Es enthält eine Darstellung der Art, wie man damals mit den Leuten umging, welche dem Kriminalgerichte anheim fielen. Man findet in ihm eine grausige Beschreibung vom Gefängnisse des Châtelet, sowie von der Behandlung und den pedantisch-peinlichen Verhören, welchen auch Marot unterworfen wurde. Dazu gehören auch die zwei poetischen Episteln, welche Marot aus dem Gefängnisse an den König schrieb, die eine, um seine Befreiung zu erflehen, die andere, um dem Könige in komischer Weise zu klagen, daß er von seinem Bedienten arg bestohlen worden sei.*) Diese drei in der französischen

*) Er nennt dabei diesen Bedienten (nicht aber, wie Einige angeben, sich selbst):

Gourmand, ivrogne et assuré menteur,
Pipeur, larron, jureur, blasphémateur, — —
Au demeurant le meilleur fils du monde.

Litteratur berühmten Stücke sind ganz in Villon's Manier; nur hatte der Letztere mehr Kraft und Natur, während Marot mehr Feinheit besaß.

Nachdem wir von Clement Marot, welcher Kammerdiener von Heinrich's IV. Großmutter, der **Margaretha von Valois**, war, gesprochen haben, dürfen wir auch diese Frau nicht übergehen, wäre es auch nur, weil ihre schlüpfrigen, blos mit denen Boccacio's zu vergleichenden Erzählungen unzählige Auflagen erlebt haben. Margaretha von Valois, die Gemahlin Heinrich's II. von Navarra, über deren Verhältniß zu Marot viel gefabelt worden ist, lebte bis zum Jahre 1549. Sie ist, wie das bei frommen vornehmen Frauen so oft geschieht, viel berühmter geworden durch ihre sinnliche Liebe zu den Männern, als durch ihre andächtige Liebe zu Gott. Sie dichtete Allerlei, unter Andern religiöse Schauspiele oder Mysterien mit tragischem Character, mehrere Farcen, welche ebenfalls religiösen Inhaltes waren, ein aus 1600 Versen bestehendes Lustspiel von der Geburt Christi und einige gelungene leichte Poesieen. Daß Marot, der in seiner Jugend ihr Page gewesen und später eine zeitlang Kammerdiener des Königs war, ihr zuweilen ebenso nachgeholfen hat, wie die Franzosen, welche Friedrich II. von Preußen herbeizog, diesem großen Könige das Exercitium corrigirten, läßt sich denken; Margaretha ward jedoch überall als große Dichterin gefeiert. Mann nannte sie während ihres Lebens die zehnte Muse und nach ihrem Tode bemühten sich drei Frauenzimmer, in einem Gedicht von 200 Distichen ihr Lob zu verkünden. Dieses Lobgedicht ist von mehreren der Lyriker, die man das Siebengestirn unter den lyrischen Dichtern nennt, nämlich von Dorat, du Bellay, Baïf und Denisot, auf verschiedene Weise in Verse gebracht worden. Die frommen Gedichte der Königin von Navarra werden seit 200 Jahren von keinem Menschen mehr gelesen; ihre ungezogen schlüpfrigen Erzählungen aber haben bis auf unsere Tage unzählige Auflagen erlebt. Sie wurden bei Lebzeiten der Königin nicht gedruckt, weshalb auch Margaretha's fromme Freunde immer bestritten haben, daß sie von ihr geschrieben worden seien. Die Sammlung führt den Titel **Heptameron**, weil sie einer ähnlichen Erfindung gemäß, wie Boccacio sie beim Decamerone angewandt hat, in sieben Tage eingetheilt ist. Wir wollen diese Erzählungen hier ebensowenig charakterisiren oder analysiren, als wir uns auf nähere Prüfung von Boccacio's Decamerone, dem sie in Rücksicht auf Nacktheit nahe stehen, eingelassen haben. Sie erhalten, wie Marot's Scherze, durch den schalkhaft gebrauchten alten Styl und die veraltete Sprache für den Franzosen noch einen besonderen Reiz, weshalb man wissen muß, daß die späteren Ausgaben dieser Erzählungen, um sie lesbarer zu machen, ebenso

gut verändert wurden, wie die Ausgaben von Montaigne's Essays. Der Text ist nämlich in der ersten Ausgabe, welche 1559 erschien, und in den folgenden bis 1689 ziemlich unverändert; vom letzten Jahre an aber bis auf unsere Tage sind in den unzähligen Ausgaben Ton, Styl und Sprache stets mehr oder weniger geändert worden.

Die lyrischen Dichter dieses an Dichtern über alle Vorstellung hinaus reichen Jahrhunderts würden wir lieber gar nicht erwähnen, weil uns der Sinn für die französisch-dramatische und lyrische Poesie abgeht und es höchst ungerecht sein würde, eine fremde Nationalität vom Standpunkte der unsrigen aus zu betrachten, wie die Engländer und Franzosen in Beziehung auf die deutsche nur zu oft zu thun pflegen; allein wir dürfen aus zwei Gründen sie nicht ganz unerwähnt lassen. Zuerst reformirten dieselben die Dichtkunst dadurch, daß sie nicht das nationale Element fortbildeten, sondern, wie bei uns Ramler, Voß und Andere, der Nation eine neue, nach griechischen, römischen und italienischen Mustern geregelte Poesie schaffen wollten. Zweitens sind die Werke dieser Lyriker unter den Franzosen noch immer so sehr verbreitet, daß in einer allgemeinen Geschichte wenigstens die Angabe ihrer Namen nicht fehlen darf. Die Kenntniß der Alten, die Poetik eines Scaliger, die poetischen Uebersetzungen einiger antiken Gedichte, wie z. B. die der Iliade von Hugo Saleb, die der Androgyne des Plato und die der Metamorphosen von Franz Habert, weckten die Aufmerksamkeit; das sogenannte Siebengestirn aber gab nachher Beispiele, wie man eine neue Poesie schaffen solle.

„Nachahmung der Alten" war das Feldgeschrei dieser Schule, und wohl niemals ist das Wort Nachahmung mit solcher Begeisterung angestimmt worden, als in der Schrift von du Bellay, welche eine Umwälzung der französischen Poesie ankündigte. Denn eine solche gedachten diese jungen Männer, deren einige schon im Collège als Mitschüler einander nahe standen, zu vollbringen. Von diesem stürmischen Auftreten erhielten Ronsard und seine Freunde anfangs den Namen der Brigade, welcher erst später, als die sieben Dichter zweifellosen Ruhm erlangt hatten, durch den der Plejade ersetzt wurde. Du Bellay's Manifest war betitelt: Défense et illustration de la langue française. Die französische Sprache und Dichtung sollten aufhören, sich blos im Leichten, Volksthümlichen, Neckischen zu bewegen; die Ausdrucksweise sollte großartig und hochtönend (magniloquente, hauttonante) werden. Der angehende Dichter soll die Alten nachahmen, wie Virgil den Homer, wie Cicero den Demosthenes. Neben den Griechen und Römern werden höchstens noch Petrarca und die italienischen Sonnettisten als Muster empfohlen. Man darf nicht vergessen, daß hier wie überall, wo man eine antikisirende Poesie einführen wollte, bei Petrarca wie bei Du Bellay, bei

Sidney wie bei Opitz, eine vaterländische Richtung den Ton angab; die heimische Sprache sollte zeigen, daß sie leisten könne, was das Alterthum geleistet hat. Darum auch schien es Pflicht der Herrscher und der Großen, solche Bestrebungen zu unterstützen; sie wurden dazu auch von den Dichtern geradezu aufgefordert und ihnen zum Lohn der Nachruhm verheißen, den blos die Poesie zu verschaffen im Stande sei.

Ueber die Namen der sieben lyrischen Dichter des 16. Jahrhunderts, die man dem Siebengestirn, d. h. den glänzendsten Erscheinungen am poetischen Himmel der Franzosen beizählen soll, ist man nicht ganz einig, da oft statt eines der weniger berühmten Namen ein anderer, der nicht viel bekannter ist, gesetzt wird. Hierüber Untersuchungen anzustellen, wäre indessen für Deutsche lästig. Einverstanden sind alle Franzosen darüber, daß Ronsard seiner Zeit der größte und glänzendste unter ihnen war, und wir dürfen uns nicht anmaaßen, anders als nach den meisten Stimmen der französischen Aesthetiker zu urtheilen. Die Mehrzahl dieser Kritiker nennt uns als die sieben Sterne des Gestirns: Pontus de Thiard, Remy Belleau, Etienne Jodelle, Jean Antoine de Baïf, Jean Dorat (an dessen Stelle oft Amadis Jamyn genannt wird), Pierre de Ronsard und Joachim du Bellay, der ein Neffe des berühmten Kardinals war. Der Letztere bahnte durch Theorie und Praxis der Schule, welche nach ihm der Poesie sich bemächtigte, den Weg; Ronsard verschaffte ihr die Herrschaft. Er wollte in der Nachahmung das Höchste leisten und entwarf auf einer umfassenden Grundlage sein geschichtliches Epos zum Ruhme Frankreichs: die Franciade, die er jedoch nicht zu Ende führte. Auch pindarische Oden und Versuche zur Nachbildung des antiken Drama's gingen von diesem Kreis aus. Bald aber herrschte kleinliche Künstelei vor; Sonnette und Madrigale, Sentimentalität und künstlicher Witz verdrängten die Natur und das wahre Gefühl. Die kunstvollen Wortschöpfungen, durch welche Ronsard mit den alten Sprachen wetteifern wollte, hatten keine Wurzel im einheimischen Sprachgeist; so wenn bei ihm der Nordwind als chasse-nue und bei seinen Nachfolgern Apollo als porte-jour und Bacchus als cuisse-né bezeichnet wird. Noch weniger konnte Baïf mit dem Versuche durchdringen, französische Hexameter zu dichten.

R o n s a r d herrschte, sobald er einmal aufgetreten war, bis zu seinem Tode (1585) unumschränkt, und war, was zum Erstaunen ist, im Stande, seine Gegner und Nebenbuhler auf eine solche Weise zu überglänzen, daß Sainte Beuve kein ähnliches Beispiel aus der französischen Litteratur-Geschichte anzuführen weiß, als etwa Voltaire. Die Sache ging übrigens ganz natürlich zu. Wie Voltaire durch den Hof, durch die höchste Aristokratie und durch Friedrich den Großen vergöttert ward, so Ronsard zugleich durch die herrschenden Gelehrten seiner Zeit und durch

fürstliche Frauen; dies mußte ihm einen Ruhm verschaffen, den er wahrlich nicht, wie Voltaire, durch Anlagen ohne Gleichen verdiente. Dorat und Tourneboeuf, dessen Unterricht Ronsard genoß, bewunderten ihn schon als Jüngling; sie nannten ihn einen Homer und Virgil. Später ward er beim lyrischen Wettkampfe (aux jeux floraux) zum Fürsten der Dichter ausgerufen. Dadurch erhielten die unbedeutenden Gedichte, die er an Fürstinnen richtete, für diese einen doppelten Werth, und wie das zu gehen pflegt, der Dichter und die Dichtung der vornehmen Welt erlangten eine große Bedeutung. So ward Ronsard aus einem Fürsten der Dichter: ein Dichter der Fürsten. König Heinrich's II. Schwester, Margaretha von Savoyen, ist für ihn in dem an sie gerichteten Gedichte seine Margaretha. Die Stadt Toulouse beschenkte ihn mit einer Silberstatuette der Minerva und Maria Stuart mit einem kostbaren Tafelaufsatz, der den Parnaß darstellte. Die Letztere ward während der kurzen Zeit, da sie Königin von Frankreich war, von ihm vielfach besungen und las nachher seine Gedichte in ihrem Gefängnisse. König Karl IX., welcher selbst dichtete, verlieh ihm Abteien und Pfründen, und besang ihn noch obendrein in einer Weise, welche dem Dichter den Vorrang vor dem König zuspricht*). Es konnte daher nicht fehlen, daß Ronsard ebenso wie Voltaire von Jedermann vergöttert wurde. Niemand dichtete, der ihn nicht durch irgend ein Lobgedicht geehrt hätte. Obwohl er im Jahre 1524 geboren war, gibt doch selbst de Thou, wahrscheinlich auf Hörensagen, den Tag der Schlacht von Pavia (24. Februar 1525) als seinen Geburtstag an, und meint, das Schicksal habe dadurch Frankreich für die Niederlage entschädigen wollen. Uebrigens war die Plejade der Reformation, welcher Marot sich angenähert hatte, durchweg feindselig gesinnt. Wir sollten jetzt noch einige von Ronsard's Gedichten anführen, um zu zeigen, daß der ganze Lärm trotz der langen Dauer desselben lauter leerer Dunst war und nur den Beweis liefert, wie eines einzigen weisen Mannes Lob mehr werth ist, als die blinde Bewunderung vieler Tausende und ganzer Geschlechter; dies erlaubt aber der Raum nicht.

Wenn unser Zweck es erforderte, hier oder im Folgenden von der französischen Dichtkunst nicht blos im Allgemeinen, sondern im Einzelnen zu handeln, so müßten wir sowohl die übrigen Sterne des Siebengestirns, als auch noch eine bedeutende Zahl anderer Verfertiger von Sonetten und Madrigalen besprechen, welche alle zu Ronsard's Zeit glänzten und in den französischen Litteraturgeschichten aufgezählt werden; ja diese Dichter waren zum Theil noch die Muster für die deutschen Lyriker des 17. Jahrhunderts. Wir können aber darauf nicht

*) **Tous deux également nous portons la couronne;**
Mais roi, je l'ai reçu; poëte, tu la donnes.

eingehen, sondern müssen die Sache den Geschichtschreibern der französischen und der deutschen Poesie überlassen. Eine einzige Bemerkung mag hier Platz finden. Sie betrifft die große Zahl der Dichter jener Zeit. Ein recht gut gedrechseltes Madrigal, Sonnett oder Lobgedicht oder Verse, welche einen erträglichen Witz gut aussprachen, verschafften nicht allein die Gunst der Herren und Damen, an welche sie gerichtet waren, sondern sie erwarben auch dem Glücklichen auf einmal einen Ruhm, den mancher Andere durch die Arbeit seines ganzen Lebens vergebens suchte. Es war Keiner in der guten Gesellschaft, der nicht seinen Vers machte; Verse, welche von Mund zu Mund gingen, vertraten unsere Zeitungs-Artikel; und die Regierenden bezahlten den lobenden Dichter ebenso, wie sie jetzt den lügenden Zeitungsschreiber bezahlen. Wir würden gleichwohl Malherbe, welcher eine andere Manier befolgte als Ronsard, und welcher selbst von Boileau anerkannt wird, aufführen, wenn dieser nicht ganz dem 17. Jahrhundert angehörte, da er erst 1605 nach Paris kam, wo ihn Heinrich IV. als Hofdichter versorgte.

Dagegen ist noch anzuführen, daß einer von den Dichtern der Plejade, Etienne Jodelle, das regelmäßige, den Alten sich anschließende Drama in Frankreich einführte. Es sollten dadurch die Mysterien, Moralitäten und Farcen und andere dramatische Volksbelustigungen in derselben Weise verdrängt werden, wie die volksthümlichen lyrischen Gattungen, Virelai, Chanson und andere, durch den Odenton und den pathetischen Schwung Ronsard's und seiner Genossen. Jodelle war erst 20 Jahre alt, als er seine Kleopatra, der später eine „sich opfernde Dido" (Didon se sacrifiant) folgte, aufführen ließ (1552). Diese Aufführung wurde als eine Angelegenheit wo nicht des Staates, doch der hohen Gesellschaft betrachtet; sie fand in Paris im Hotel de Reims vor Heinrich II. und dem ganzen Hofe statt und wurde dann im Collège Boncour wiederholt; große Gelehrte, wie Turnebus, waren zugegen und Jodelle selbst spielte die Kleopatra. Weil es in Athen Sitte war, nach der Tragödie noch ein Satyrspiel zu geben, so wurde auch hier nach dem Drama noch ein komisches Stück von Jodelle aufgeführt. Der Erfolg bei der für das klassische Alterthum begeisterten Zuhörerschaft war außerordentlich; als die zweite Vorstellung beendigt war, hielt man eine Feier, bei welcher ganz wie bei den alten Dionysosfesten ein Bock geschlachtet wurde. Immerhin, so mangelhaft, ja noch dürftig diese Versuche waren, erhielt schon damals die dramatische Poesie der Franzosen eine Richtung auf das Großartige, Würdevolle und Regelmäßige.

Drei litterarische Erscheinungen des 16. Jahrhunderts, und zwar gerade sehr bedeutende, müssen vorerst übergangen werden, weil sie zu innig entweder mit dem Ausgange des französischen Religions-Kriegs

oder mit der ganzen Entwickelung der französischen Litteratur zusammenhängen. Zu dem Ausgange des Religions-Krieges steht das bedeutendste satirisch-poetische Werk des ganzen 16. Jahrhunderts, die Satyre Menippée, in der innigsten Beziehung; denn es hat eine ebenso große politische Bedeutung, als poetisches und rednerisches Verdienst. Dieses Werk oder vielmehr die Sammlung satirischer Flugschriften, der man den Namen Satyre Menippée gab, trug, wie später gezeigt werden wird, zur Beendigung der unseligen Religions-Kriege nicht weniger bei, als die von Heinrich IV. erfochtenen Siege. Litterarisch merkwürdig ist die Satyre Menippée dadurch, daß sich zu ihrer Abfassung die bedeutendsten Gelehrten und Geschäftsmänner von Paris mit den genialsten und witzigsten Köpfen vereinigten.

Das zweite Werk, das erst dann, wenn von Des Cartes' Bemühungen um die französische Philosophie die Rede ist, näher betrachtet werden kann, sind die Versuche des originellen Gascogniers Montaigne. So wenig wir in den skeptischen und skoptischen kurzen Kapiteln des angeführten Buches irgend eine Philosophie oder in den unzähligen, aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen alter und neuer Schriftsteller eine verdaute Gelehrsamkeit entdecken können, so hat dennoch Montaigne schon darum, weil er unterhaltend und abspringend ist, bis auf unsere Tage seine Bedeutung in der französischen Litteratur behauptet. Selbst bei den Schriftstellern, welche sich scheuen, den Skeptiker anzuführen, wird man seinen Einfluß ohne Mühe wahrnehmen. Voltaire, ja zum Theil auch Montesquieu und sogar Rousseau stehen auf seinen Schultern. In Betreff des Letzteren kann man leicht nachweisen, daß seine Theorie einer Idylle des Lebens und einer Erziehung ohne alle Strenge und Anstrengung wesentlich von Montaigne abgeleitet ist. Da wir Montaigne's Versuche (Essays), wegen ihres Einflusses auf die ganze französische Litteratur bis zum Anfange unseres Jahrhunderts, für eine der wichtigsten Erscheinungen des 16. Jahrhunderts halten, so muß im folgenden Theile ausführlicher von ihnen geredet werden.

Die dritte Erscheinung, die wir hier übergehen müssen, sind die sogenannten Mysterien des 16. Jahrhunderts. Sogar der Apostelgeschichte (Actes des Apôtres), über welche man unter Franz II. soviel Lärm machte, wird nicht gedacht werden, sondern wir werden nur, wenn von Richelieu's Bemühungen um das französische Schauspiel die Rede sein wird, mit wenigen Worten auf die Vorstellungen, welche die sogenannte Bazoche und die enfans sans souci in Paris gaben, zurückkommen. Die eine Bemerkung soll hier zum Schlusse noch beigefügt werden, daß bereits in der Zeit oder doch wenige Jahrzehnte später, als Johann von Dalberg, Reuchlin und ihre Freunde in Heidelberg ver-

suchten, regelmäßige Stücke aufführen zu lassen, auch die gelehrten Dichter, welche die französische Poesie klassisch umgestalten wollten, den Versuch machten, unter ihren Landsleuten den Geschmack am griechischen Drama durch Uebersetzungen zu verbreiten. Octavian St. Gelais übersetzte die sechs Lustspiele des Terenz und Karl Stephanus die Andria desselben; Lazarus von Baïf, der Vater des oben erwähnten Lyrikers Baïf, übertrug die Elektra des Sophokles und die Hekuba des Euripides Vers für Vers und Wort für Wort ins Französische; Thomas Sebillet übersetzte die Iphigenia des Euripides in gereimte Verse; auch Wilhelm Bouchard übersetzte einige Trauerspiele dieses Dichters; Ronsard machte schon als Gymnasiast eine Uebersetzung von des Aristophanes Plutus, den er hierauf, wie auch in Heidelberg geschehen war, mit seinen Mitschülern aufführte; seit Jodelle's Erfolgen endlich begannen alle Freunde und Genossen Ronsard's für das Drama ebenso wie für die Lyrik zu arbeiten und zugleich die Aufführung der neuen Stücke zu besorgen.

VIII. Philipp II. von Spanien, die Niederlande und die französischen Religions-Kriege bis auf Heinrich III.

1. Philipp II. und der Kapudan-Pascha Piale.

Philipp II. und Suleiman der Große waren gleich eifrig für die Ausbreitung ihrer Religion und für die Vertilgung der Ketzer, und Beide bedienten sich dazu derselben Mittel. Der spanische König stand jedoch dem türkischen Sultan darin nach, daß der Stifter des Christenthums das gewaltsame Bekehren (das Compelle intrare) verdammte, der Stifter des Islam dagegen fast nur mit dem Säbel bekehrte und, statt den Unglauben durch Gründe zu bekämpfen, die Ungläubigen vertilgte. Die beiden für den Glauben eifernden Herrscher verfuhren in den Kriegen, welche sie zur See und an den Küsten des mittelländischen Meeres mit einander führten, fast auf dieselbe Weise; wir haben aber gesehen, daß Suleiman und seine Vasallen, die Fürsten der afrikanischen Raubstaaten, glücklicher waren, als Philipp. Die Küsten von Spanien, Italien und Sicilien wurden durch die Türken grausam verheert und eine Million Menschen ward entweder schrecklich gemordet oder in die Sclaverei geschleppt.

Chaireddin Barbarossa hatte, wie früher erzählt worden ist, in Algier einen Staat gegründet, welcher nachher von seinem Sohne Hasan beherrscht wurde. Hasan hatte weder das Alter noch die Erfahrung seines Vaters und der Ruhm des Letzteren war deshalb nebst der Stelle eines Groß-Admirals der türkischen Flotte (Kapudan-Pascha) an Piale gekommen. Dieser hatte einen glänzenden Sieg über Philipp's große Flotte erfochten und die Insel Dscherbe mit der auf ihr erbauten Burg den Spaniern wieder entrissen (1560). Die meisten Heerführer wurden gefangen und erlangten erst zwei Jahre später, hauptsächlich durch die Bemühungen Busbecq's, ihre Freiheit wieder. Dies geschah bei Abschluß eines Friedens zwischen dem Kaiser und dem Sultan; die Urkunde desselben empfing Ferdinand I. auf einem Reichstag zu Frankfurt am Main in feierlicher Audienz aus den Händen des türkischen Botschafters (1562)*). Als endlich Philipp die erlittene Schmach durch einen Zug an die afrikanische Küste rächte und in der Burg von Pignon de Velez ein neues Bollwerk an dieser Küste gewann (1564), beschloß Suleiman, sich der Insel Malta zu bemächtigen, um von derselben die Ritter zu vertreiben, welche ihrem Gelübde gemäß den Moslim nie Ruhe ließen und die Seefahrten der Pilger nach Mekka sehr unsicher machten.

Zu diesem Unternehmen wurden lange Zeit hindurch in Constantinopel, im Peloponnes, in Kleinasien und in Aegypten Anstalten gemacht und an alle Raubstaaten erging der Befehl, sich mit ihrer See- und Landmacht einzufinden. Im April 1565 lief endlich die große Flotte unter dem Kapudan-Pascha Piale aus. Sie hatte an Bord 20 Riesenkanonen und ein Landheer von mehr als 30,000 Mann, welches Mustapha, der dritte von Suleiman's Bezieren, anführte. Der Sultan hatte gewünscht, daß man den Fürsten von Tripolis, Torghut, erwarte; dies that aber Piale aus Eifersucht nicht, obgleich er im Peloponnes die übrigen Aufgebotenen erwartete und sammelte. Torghut konnte nicht einmal gleich nach der Erscheinung der Flotte vor Malta eintreffen. Die Ritter waren schon längst gewarnt und ihr Großmeister Jean de la Valette, der sich damals im Kampfe gegen die ganze türkische Macht unsterblichen Ruhm erwarb, hatte Alles zur Vertheidigung der Insel gerüstet; nur die Cisternen hatte er nicht hinreichend versehen können, so daß zuletzt das Wasser den Vertheidigern ebenso zugemessen werden mußte, wie dies auf den Schiffen zu geschehen pflegt. Hätte der spanische Vice-König von Sicilien, Don Garcias von Toledo, das von ihm und seinem Herrn gegebene Versprechen der Hülfe gleich anfangs erfüllt, so wäre die türkische Flotte und ihr zahlreiches Landungsheer in großer Gefahr gewesen; er zeigte sich aber

*) Unter den Geschenken, welche die Gesandtschaft überbrachte, waren vier auserlesene Kameele, die großes Aufsehen erregten.

gleich seinem König engherzig und allzu behutsam, um etwas auf das Spiel zu setzen. Er kam freilich schon vor der Ankunft der Türken auf kurze Zeit nach Malta, wo die Ritter und viele Freiwillige sich aus allen Gegenden sammelten; er erneuerte auch das Versprechen der Hülfe und es wurden wirklich in Spanien, Italien und Sicilien große Rüstungen gemacht; Don Garcias dachte aber vorerst nur daran, die seit Karl's V. Zeit in den Händen der Spanier befindliche Burg von Tunis gegen einen Angriff zu sichern.

Die Türken landeten am 19. Mai, noch ehe eine christliche Flotte sich zeigte, mit 200 Schiffen im südwestlichen Hafen von Malta. Mustapha ließ 20,000 Mann Truppen an das Land setzen und richtete den ersten Angriff auf das kleine Fort St. Elmo. Einen ganzen Monat hindurch kämpften die Türken um dieses Fort und erst am 23. Juni wurde dasselbe mit Sturm genommen. Die Eroberung von St. Elmo kostete den Türken viele Leute. Sie verloren während der Belagerung 4000 Mann; andererseits fielen freilich auch 1300 christliche Streiter, darunter Söhne der angesehensten Familien Europas. Auch Torghut, welcher erst am 2. Juni mit 23 Galeeren und 2000 Mann angekommen war und sich mit dem Angriff auf St. Elmo sehr unzufrieden gezeigt hatte, wurde beim Sturm durch ein Felsstück, welches von einer Kugel abgerissen war, tödtlich verwundet. Er starb einige Zeit nachher und seine Leiche wurde nach Tripolis gebracht. Uebrigens bewiesen damals der 75jährige türkische General Pascha Mustapha und der christliche Großmeister La Valette eine gleiche Barbarei; Mustapha ließ nämlich die Besatzung von St. Elmo wegen des unerhörten Widerstandes, den sie geleistet hatte, bis auf den letzten Mann zusammenhauen und sogar ihre Leichen auf schmähliche Weise mißhandeln; der Großmeister aber ließ dafür allen türkischen Gefangenen in der Stadt die Köpfe abschlagen und diese aus den Kanonen in das türkische Lager schießen.

La Valette hatte damals schon längst den Genuesen Selvago nach Sicilien an Don Garcias, sowie den Marquis von Marignano (Johann Jakob von Medicis), an den Papst geschickt, um vorzustellen, daß er ohne Verstärkung sich unmöglich halten könne; die spanische Politik blieb sich aber immer gleich. Endlich schien es Ernst zu werden: die spanische Flotte unter Cardona's Führung zeigte sich an der Küste, um eine Verstärkung auszuschiffen; Cardona würde es jedoch auch diesmal nicht gewagt haben, der Politik seines Königs untreu zu werden, wenn nicht einer der französischen Ritter ihn getäuscht hätte. Der spanische Admiral hatte nämlich von Garcias den Befehl erhalten, nichts zu wagen und, wenn St. Elmo schon gefallen sei, seine Truppen nicht ans Land zu setzen, sondern vielmehr umzukehren. Dies erfuhr glück-

licher Weise der Ritter Esprit Brunisay Quincy. Als daher Cardona den Martinez vorausschickte, um in Betreff des Forts St. Elmo Kundschaft einzuziehen, eilte der Ritter zu dem Letzteren, sagte ihm, daß St. Elmo sich noch halte, und bewog Alle, welche Martinez etwa befragen konnte, dies zu bestätigen. Die spanischen Truppen wurden daher ausgeschifft. Sie setzten sich von Pietra negra aus in Marsch und wurden unter dem Jauchzen und Jubeln der Ritter und Malteser auf einem Umwege in die Stadt gebracht.

Um diese Zeit war auch Hasan, der Sohn Chaireddin's und Schwiegersohn Torghut's, mit seiner ganzen See- und Landmacht bei den Türken eingetroffen und der Kampf begann aufs Neue mit verdoppelter Wuth. Ganz Europa erstaunte über La Valette's Muth und Ausdauer im gefährlichen Kampfe mit einem Feinde, der ihm völlig überlegen war und den er durch eine verachtungsvolle Antwort auf die türkische Aufforderung, welche nach der Eroberung von St. Elmo an ihn ergangen war, gereizt hatte. Glücklicher Weise verrieth ihm ein Mann im türkischen Heere den Angriffsplan Mustapha's. Dieser Mann war Philipp Laskaris, ein Sprößling der byzantinischen Kaiser, welcher als Knabe in Patras gefangen und mit Ehren und Gütern überhäuft worden war, und unter den Spahis diente. Er sehnte sich nach der Rückkehr zum Christenthum und zu den Vertheidigern desselben, sprang daher in das Meer und schwamm an das Ufer, wo er dann anzeigte, daß Mustapha seinen nächsten Angriff auf die Castelle St. Michael und St. Angelo richten und zu diesem Zwecke St. Elmo ausrüsten werde; die beiden genannten Forts dienten nämlich als Anhaltspunkt für die gewaltige Kette, vermittelst welcher die Malthefer den Hafen gesperrt hielten. La Valette traf nun alle möglichen Gegen-Anstalten. Sobald man glaubte, daß eine Breche brauchbar sei, unternahm Hasan am 12. Juli einen Hauptsturm. Dieser wurde jedoch nach einem mörderischen Gefechte abgeschlagen und von den 6000 Mann, welche Hasan gegen das Fort geführt hatte, kamen nur 500 mit dem Leben davon.

Immer noch zögerte Garcias und fand neue Entschuldigungen, um den dringenden Bitten des Abgeordneten La Valette's auszuweichen, obgleich auch König Philipp ihn von Zeit zu Zeit anspornte. Vergebens erbot sich Johann Andreas Doria, mit drei Schiffen nach Malta zu fahren und 1200 auserlesene Streiter in die Burg zu werfen; Garcias gab aus Eifersucht auch dies nicht zu. Er ertheilte dem Doria einen anderen Auftrag und schickte andere Befehlshaber, welche weder die Erfahrung, noch den Enthusiasmus Doria's hatten und unverrichteter Sache wieder umkehren mußten. Endlich beschlossen die Belagerer, die Forts St. Michael und St. Angelo zu gleicher Zeit zu

belagern; Piale sollte das Erstere nebst der Stadt, Hasan das Letztere angreifen. Zwei Monate lang wurden hierauf die Ritter Tag und Nacht bald mit fanatischer Wuth bestürmt, bald durch das furchtbare Geschütz der Türken geschreckt. Diese unternahmen in den zwei Monaten zehn Stürme, alle zehn wurden aber nach schwerem beiderseitigem Verluste abgeschlagen.

Garcias befolgte in Beziehung auf den Malteser-Orden dieselbe ängstliche und egoistische Politik, von welcher sein König sich in den französischen Religions-Kriegen leiten ließ; er unterstützte zwar die Belagerten, wie Philipp die katholischen Franzosen, weigerte sich aber, um ihretwillen etwas Entscheidendes zu unternehmen oder irgend etwas aufs Spiel zu setzen. Doria wollte die türkische Flotte angreifen, dies gab Garcias nicht zu, weil die Spanier nur 60, die Türken 80 Galeeren hatten; er wollte Truppen ans Land setzen, aber auch dies verzögerte Garcias den ganzen Monat August hindurch; erst im Anfange des September erschien die spanische Flotte bei Malta und schiffte die mitgebrachten Truppen aus. Nachher sollte die türkische Flotte angegriffen werden; dies warteten aber Piale und Mustapha nicht ab. Sie gaben die Belagerung auf und schifften am 11. September ihr Heer wieder ein. La Valette, nach welchem die Hauptstadt von Malta ihren Namen erhielt, sowie sein Orden wurden in der ganzen Christenheit als Helden gepriesen. Uebrigens sollen die Malteser-Ritter 5000, die Türken 20,000 Mann während der fast viermonatlichen Belagerung verloren haben.

2. Philipp II. und die Niederlande bis auf die Besetzung von Briel.

König Philipp hatte, wie früher erzählt worden ist, den Herzog von Alba abgeschickt, um mit etwa 14,000 Mann der besten italienischen und spanischen Truppen, welche von den tüchtigsten Officieren und Generalen Europas angeführt wurden, die Religion und die Verfassung der Niederlande zu vernichten und statt der dortigen Landesgerichte die Justiz der Inquisition, statt der Verfassung die Militärherrschaft einzuführen. Auch dies geschah, wie Alles, was Philipp that, nicht offen und frei, sondern schleichend und insgeheim. In Luxemburg, wo die Herren von Barlaimont und Noircarmes den Herzog bewillkommneten, zeigte dieser ihnen an: er sei Befehlshaber der Kriegsmacht, die bürgerliche Regierung verbleibe der Statthalterin; jedoch über Hochverrath und über Verbrechen gegen die Religion habe er zu entscheiden. Margaretha von Parma wurde demnach umgangen, nicht ausdrücklich entfernt. Alba vertheilte die Spanier im Lande, ließ Antwerpen befestigen, behandelte das Land wie ein erobertes, ohne die Statthalterin zu be-

fragen, die dann freilich, als das Morden und Quälen seine Höhe erreichte, durch ihren Hofbeamten Machiavelli um Entlassung bat und sich nach Parma zurückzog. Schon ehe sie (December 1567) das Land verließ, brannten an allen Orten Scheiterhaufen, die Eingekerkerten wurden unerhört grausam gequält und Alle, deren Vermögen Alba und seine Helfershelfer einzuziehen wünschten, mußten als Ketzer oder als Unruhestifter und Wühler einen grausamen Tod erleiden. Die drei Niederländer, welche den Rang und das Ansehen deutscher Fürsten hatten, Egmont, Hoorn und Wilhelm von Nassau waren schon vor dem Ende des Jahres 1567 als gemeine Verbrecher verfolgt worden. Die beiden Ersteren hatte man treulos in Alba's Wohnung gelockt, wo Egmont, nachdem eine Staatsrathssitzung abgehalten war, ohne einen schlimmen Ausgang zu ahnen, mit Alba's Sohn, Ferdinand, Karten spielte, darauf aber sammt dem Grafen Hoorn verhaftet wurde (9. September 1567). Auch der Bürgermeister der damals überaus reichen und mächtigen Stadt Antwerpen, Anton van Straaten, und Egmont's Schreiber, Kasembroodt, kamen in Haft. Wilhelm von Nassau war mit seinen Brüdern Ludwig und Johann nach Deutschland entflohen.

Noch vor der Abreise der Herzogin Margaretha errichtete Alba, der Verfassung trotzend, ein neues Obergericht, bei dessen Entscheidungen statt der bestehenden Gesetze die Decrete der spanischen Inquisition und die Kabinets-Ordres des Königs Philipp zu Grunde gelegt wurden. Dieses Gericht erhielt von Alba den Namen Rath der Unruhen (Consejo de las altercaciones); die Niederländer nannten es das Mordgericht oder den Blutrath (Bloetraedt). Es ward aus zwölf Beisitzern zusammengesetzt. Unter diesen befand sich kein Mitglied des Geheimenrathes oder auch des Rathes von Brabant, sondern die Richter bestanden aus lauter Creaturen Alba's, welche theils Spanier, theils blind fanatische Wallonen waren. Auch hatten die Beisitzer blos berathende Stimme; die Entscheidung gehörte dem Vorsitzenden und dieser war Alba selbst. Doch überließ Alba den Vorsitz mehrentheils dem Don Juan de Vargas, der ihm an Härte, Grausamkeit, Hochmuth, Habsucht und Jähzorn völlig gleich war. Die Niederländer haben die Unwissenheit dieses Spaniers und die mörderische Logik seiner Todesurtheile dadurch bezeichnet, daß sie ihm einen Satz im Küchen-Latein in den Mund legen, welcher allerdings treffend ist*), von Vargas aber wohl ebensowenig je ausgesprochen ward, als ein anderer, mit welchem er die Berufung der Stände-Deputirten auf ihre alten Rechte abge-

*) Er soll gesagt haben: Haeretici fraxerunt templa, catholici nihil fecerunt contra, ergo omnes debent patibulare (die Ketzer haben die Kirchen verwüstet, die Katholiken haben nichts dagegen gethan, also müssen Alle hängen).

wiesen haben soll*). Dieser furchtbare Mann, welchem vor den Anderen Ludwig del Rio, Jakob Hessels und der Secretär de la Torre zur Seite standen, leitete die unerhörten Verfolgungen und sorgte dafür, daß die Untergerichte auf gleiche Weise verfuhren. Amtliche Vertheidiger wurden den Angeklagten nicht zugestanden. Sonderbar erscheint es uns, daß neuerdings ein so höchst achtbarer Mann, wie Groen van Prinsterer, weil er zu den Frommen gehört, die jetzt überall eine Angelegenheit daraus machen, die Sache der Fürsten als die der Gottheit zu vertheidigen, den König Philipp II. wegen der in seinem Namen verübten Gräuel zu entschuldigen versucht, während der Katholik Borgnet dies nicht zu thun wagt, obgleich er deutlich zu erkennen gibt, daß er es gern thun würde**). Dies muß nothwendig hier bemerkt werden, weil, was Borgnet noch nicht ahnte, in unseren Zeiten das Verfahren eines Robespierre und seiner Genossen, das der französischen Generale gegen die Afrikaner und Pariser und die Gräuel der Pariser Bluthochzeit auf gleiche Weise sophistisch vertheidigt worden sind.

Wie das Verfahren beschaffen war, welches gleich im Jahre 1568 Tausende nöthigte, Haus und Hof zu verlassen, macht van der Vynckt durch das Beispiel der blühenden Stadt Gent anschaulich, in welcher bald nachher die Hälfte der Häuser leer stand. Dort wurde am 17. Januar 1568 eine erste Liste von 47 Personen, welche nach Brüssel vorgeladen wurden, öffentlich vorgelesen, und schon am 4. Februar folgte derselben eine zweite. Die Vorgeladenen waren lauter reiche, angesehene Patricier oder Besitzer von adeligen Gütern. Sie glaubten ihrer Unschuld so sicher zu sein, daß 17 von ihnen sich vor dem Gerichte stellten; alle 17 aber und noch ein achtzehnter wurden schon am 3. April öffentlich hingerichtet, ihre Güter, wie die der Geflüchteten, eingezogen und ihre Familien dem Elende preisgegeben. Für des Hochverraths schuldig wurde erklärt, wer an Bittschriften gegen die Vermehrung der Bisthümer, gegen die Inquisiton und die früheren Edicte sich betheiligt; wer die Meinung vertreten hatte, der König dürfe den schuldigen Provinzen ihre Rechte nicht nehmen; wer die evangelische Predigt oder gar den Bildersturm gefördert hatte. Nach diesen umfassenden Kategorieen war es fast nur Gnade des Königs, wenn Jemand im Land unangefochten blieb; und in der That sprach sich die spanische Inquisition dahin aus, es seien die Niederländer mit wenigen Ausnah-

*) Non curamus vestros privilegios.

**) Borgnet sagt in seinem Résumé de l'histoire de la Révolution belge (in den Mémoires de l'académie de Bruxelles): Grâce au progrès de la civilisation, la justification de Philippe II. est devenue impossible aujourd'hui. Il n'obtiendrait pas de crédit même parmi les catholiques; *car les idées de tolerance religieuse, avec lesquelles il lutta pendant toute sa vie, ont prévalu en fait, là même où elles ne forment pas encore le droit.*

men Ketzer oder Ketzerfreunde. Jetzt ward die Flucht allgemein und man behauptet, daß über 100,000 Niederländer in einem einzigen Jahre ihr Vaterland verlassen hätten. Die Wohlhabenden, besonders die Wolle-Fabrikanten, retteten sich nach England und in die nordischen Seestädte. Dies ward nachher dem englischen Volke sehr nützlich. Der Handel und die Schiffahrt der Engländer gewannen in eben dem Maaße, als der niederländische Handel litt, seitdem die fleißigsten Niederländer sich in England niederließen und die Kapitalien dahin zogen. Die niederländische Einwanderung und der Wohlstand, welcher durch den neuen Umschwung der Gewerbe und des Handels die Regierung der Königin Elisabeth glänzend machte, hoben den englischen Bürgerstand so sehr, daß schon Elisabeth Mühe hatte, das Unterhaus in seiner bisherigen Demuth und Unterwürfigkeit zu erhalten, ihr nächster Nachfolger aber das bisherige streng monarchische System nicht länger behaupten konnte. Die Wallonen flohen schaarenweise nach Frankreich, die Flüchtlinge aus den nördlichen Provinzen gingen entweder nach Deutschland oder trieben an den seichten Küsten und auf den See'n und Sümpfen mit kleinen Schiffen und Kähnen eine Räuberei, welche den Spaniern dadurch gefährlich war, daß man ihnen nicht beikommen konnte. Diese schlimmsten Feinde der Spanier machten die Lage derselben sehr bedenklich und ihre Unternehmungen sehr kostspielig. Man nannte sie später, als sie sich organisirten und vom Prinzen von Oranien Kaperbriefe erhielten, Wasser-Geusen. Sie waren gleich den Malaien kühne Seeräuber und wurden bald den Colonieen und Besitzungen der Spanier und Portugiesen in beiden Indien höchst verderblich. Aus ihnen oder durch sie bildete sich später die holländische Seemacht, welche im 17. Jahrhundert der englischen ganz gleich stand. Andere versteckten sich in Wäldern, fielen die Dörfer und namentlich die Klöster an und mißhandelten die Mönche; sie waren um so mehr auf Freibeuterei angewiesen, als der Winter auf das Jahr 1568 überaus langwierig und strenge war. Diese waren es vorzugsweise, die man wilde Geusen nannte; für den Schaden, den sie anrichteten, wurden die Gemeinden verantwortlich gemacht.

Die Grafen von Nassau, Wilhelm, Ludwig, Johann und Adolf, wandten sich an Kaiser und Reich. Auch nahm sich Kaiser Maximilian II. ihrer sehr thätig an; er fand aber kein Gehör bei Philipp, sondern erhielt eine beleidigende Antwort. Viele protestantische Fürsten gaben Truppen; aber alle Aufopferungen Wilhelm's reichten nicht hin, um dieselben zu unterhalten. Wilhelm's Sohn, Philipp Wilhelm, Graf von Büren, ward aus Löwen, wo er studirte, entführt und nach Spanien gebracht, um dort katholisch erzogen zu werden. Sein Vater kann darüber nicht so verdrießlich gewesen sein, als man gewöhnlich behauptet; denn er selbst war ja lutherisch erzogen worden, blieb hierauf,

so lange er an Karl's V. Hof war, katholisch und ward erst nachher aus politischen Gründen Calvinist, affectirte aber dann einen Zelotismus, welchen Groen van Prinsterer für ganz aufrichtig hält.

Die Zahl der Geflüchteten ward bald so ansehnlich, daß Wilhelm und seine Brüder die Hoffnung faßten, mit Hülfe der Truppen, welche er von dem Landgrafen von Hessen, vom Kurfürsten der Pfalz und von anderen nicht fanatisch lutherischen Fürsten geliehen hatte, einen Einfall in die Niederlande machen, die Spanier zurückdrängen, die Freunde um sich sammeln und das Land zur Freiheit aufrufen zu können. Wilhelm selbst verpfändete zu diesem Zwecke sein Silberzeug und Johann von Nassau die Dillenburgischen und Dietzischen Lande. Sie rechneten zunächst auf die Deutschen, welche in Ost-Friesland zu Ludwig, in Brabant zu Wilhelm stoßen sollten, und erwarteten zugleich den Beistand der französischen Reformirten, während die Wasser-Geusen ihr Vertrauen auf England setzten. Auch waren sie im Lande selbst der Hülfe der Katholiken versichert, da diese sich weigerten, an der Unterdrückung der Freiheiten des Landes und der Selbstständigkeit der Provinzen, sowie an der Einführung der Inquisition und der spanischen Autokratie Theil zu nehmen. Zuerst versuchten die Flüchtlinge, sich der Stadt Roermonde durch Ueberfall zu bemächtigen. Als dies vereitelt worden war, sollte Wilhelm in Verbindung mit den Reformirten zweier französischen Grenzstädte in Brabant einbrechen, die aus Holland verjagten Geusen aber in Verbindung mit Engländern von der See her einen Angriff machen; Ludwig von Nassau endlich sammelte in Ost-Friesland ein nicht unbedeutendes Heer, welches sich in Brabant mit den Truppen Wilhelm's vereinigen sollte.

Zum Zweck dieses neuen Planes machte der sehr thätige, aber auch eitle und windige Herr von Brederode ein zweites Compromiß bekannt, in welchem sich jeder, der es unterschrieb, zu bestimmten Leistungen verpflichtete, und das eben so heftig gegen den Herzog von Alba und die Genossen seiner Raubsucht und Mordlust eiferte, als das erste gegen Inquisition und Religions-Verfolgungen geeifert hatte. Brederode war jedoch der Mann nicht, der die Sache hätte leiten können, und es war deshalb für die Provinz Holland, wo er Wilhelm's Einfluß aus Eifersucht schmälerte, ein Glück, daß er auf der Rückreise von Emden nach Bremen im Cleve'schen starb.

Hätten die fanatischen Verfertiger lutherischer symbolischer Bücher in Sachsen und Würtemberg damals nicht für die Spanier und gegen die Calvinisten geschrieben und gepredigt, so wären die Spanier schon 1568 in die größte Verlegenheit gerathen; die Lutheraner verzögerten aber durch ihr Toben die Werbungen in Deutschland so sehr, daß Alba Zeit gewann, den Grafen Ludwig zu vernichten, ehe noch Wilhelm mit

seinem Heere erschien. Daß dieser Ausspruch nicht eine pragmatische Hypothese, sondern eine rein historische Bemerkung ist, kann man aus einem Briefe ersehen, welchen Wilhelm im December 1569 an seinen Bruder Johann schrieb *). Ludwig, der von Natur nicht nur heftig, sondern auch roh war, rückte im Frühjahr 1568 mit 7000 Mann aus Ostfriesland in das Gröninger Land ein, wo der Graf von Aremberg ein kleines spanisches Heer commandirte und von diesem gegen seinen Willen genöthigt ward, in dem Augenblicke, als eine Verstärkung heranzog, ein Treffen zu liefern. Dieses Treffen fand beim Kloster Heiligerlee statt und endigte damit, daß Aremberg geschlagen wurde und nebst 600 Spaniern das Leben verlor, und daß sein Geschütz, sein Gepäck und seine Kriegskasse den Niederländern in die Hände fielen; doch blieb auch Adolf von Nassau, Ludwig's jüngerer Bruder. Da Wilhelm für den Augenblick noch nicht im Felde war, so konnte der Herzog von Alba gleich darauf alle seine Truppen gegen Ludwig vereinigen und dadurch den ganzen Plan der Niederländer vereiteln.

Ehe dies möglich war, beschloß Alba, alle diejenigen, welche vermöge ihres Einflusses einen Aufstand in seinem Rücken hätten erregen können, zu vernichten und dadurch einen allgemeinen Schrecken zu verbreiten. Er ließ, mit gänzlicher Verachtung aller in den Niederlanden geltenden Gesetze, zuerst am 1. und 2. Juni 1568 18 und nachher noch zweimal fünf der angesehensten Niederländer vor sein Blut-Tribunal stellen und wegen Verletzung von Philipp's Ukasen als Leute, welche die spanische Inquisition längst verdammt hätte, hinrichten. Die Fürbitten des Kaisers und vieler Fürsten und Herren, denen Egmont und Hoorn an Rang, Reichthum und Verdienst im Felde gleich standen, vermochten auch diese nicht zu retten. Vergebens wandten sie ein, sie dürften als Bürger von Brabant nur in den Grenzen ihrer Provinz und als Ritter des goldenen Vließes nur von ihres Gleichen gerichtet werden; auch Egmont's Gemahlin, Sabina von Bayern, eine Tochter des Pfalzgrafen zu Simmern, sowie die Mutter des Grafen von Hoorn wandten sich ohne Erfolg an den Kaiser, an die Ritter des Vließes und an die Reichsfürsten. Nur die Stände von Brabant verwandten sich für ein rechtmäßiges Verfahren, richteten aber nichts aus; der Proceß wurde den beiden Angeklagten in Gent gemacht. Sie wurden der Be-

*) Dieser Brief steht im dritten Bande von Groen van Prinsterer's Oranischen Archiven S. 383 ff. und der Herausgeber desselben hat in der vorausgeschickten Note noch mehrere ähnliche Stellen angeführt. Es heißt in diesem Briefe: Bien est vrai, que les prédicans preschent ouvertement en présence de nos ambassadeurs et de ceux des François réformés, que ceux de la religion de France et des Pais-Bas ne sont que mutins, rebelles, sacramentères, briseurs d'images, et que l'on feroit gran service à dieu et bien à t ute la Crestieneté de les abolir et ruiner.

günstigung rebellischer Bündnisse und der Ketzer, sowie des Majestäts-verbrechens angeklagt und zum Tode, wie zum Verlust ihrer Güter verurtheilt. Am 5. Juni wurden sie auf dem Marktplatz in Brüssel vor dem Rathhause enthauptet. Egmont war 46 Jahre alt geworden und hinterließ elf eheliche Kinder; sein ältester Sohn Philipp, ein Mann von riesigem Wuchs, erhielt später die Titel des Vaters zurück; er wurde ein tapferer Kriegsmann und ein sehr eifriger Katholik. Die damals verübten Grausamkeiten, die Güter-Einziehungen und die rohe Brutalität, die uns von den niederländischen Schriftstellern berichtet werden, gleichen ganz und gar dem, was in unserer Zeit über die Polizei und Justiz des Königreichs Neapel bekannt geworden ist; Papst Pius V., welcher früher selbst Groß-Inquisitor gewesen war, belohnte aber den Herzog von Alba, als den wahren Beschützer der rechtgläubigen Lehre, mit einem geweihten Hut und Degen.

Nach jenen Hinrichtungen zog Alba mit 15,000 Mann gegen den Grafen Ludwig zu Felde. Dieser war ihm zwar an Zahl seiner Truppen ziemlich gleich, hatte aber lauter ungeübte Leute und unerfahrene Officiere und zog sich deshalb aus Gröningen nach Ost-Friesland zurück. Alba folgte ihm auf dem Fuße nach. Er traf bei Jemgum, zwischen Emden und Leer, auf das feindliche Heer und ließ sogleich die Befestigung stürmen, welche Ludwig dort errichtet hatte. Darüber kam es am 20. und 21 Juli 1568 zu einem blutigen Treffen, in welchem Ludwig's ganzes Heer zerstreut ward und 7000 seiner Leute das Leben verloren. Ludwig selbst rettete sich nur mit Mühe, indem er über die Ems schwamm. Für diesen Sieg ließ der Papst ein Dankfest halten. Alba ließ nun zunächst den Secretär Egmont's, Herrn von Kasembroodt, und den Bürgermeister von Antwerpen hinrichten; das Versammlungshaus der Geusen zu Brüssel wurde dem Erdboden gleich gemacht und an dessen Stelle eine Schandsäule errichtet. Hierauf wandte sich Alba gegen Wilhelm, der endlich mit vielen deutschen Truppen an der Maas und Schelde erschienen war und zu welchem Ludwig sich begeben hatte. Wilhelm's Heer war so bedeutend, daß Alba nicht rathsam fand, ihn sogleich aufzusuchen. Er wartete vielmehr, bis die Truppen des Grafen aus Geldmangel sich zerstreuten, da weder Wilhelm noch seine deutschen Verbündeten im Stande waren, dieselben zu bezahlen. Der Kaiser Maximilian hatte übrigens in Spanien durch seinen Sohn aufs Neue ernstliche Vorstellungen gegen das unerhörte Verfahren Alba's machen lassen, weil durch die öffentliche Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorn viele deutsche Fürsten empfindlich an ihrer Ehre gekränkt worden waren. Egmont's Gemahlin war eine Schwester des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, Hoorn's Gemahlin aber war eine Gräfin von Saarwerden und Wilhelm selbst gehörte zu den

Fürsten des deutschen Reiches. Der Herzog von Alba hatte jedoch ganz richtig gerechnet. Er wußte die beiden nassauischen Brüder so lange aufzuhalten und an jeder Unternehmung zu hindern, bis ihr Heer sich zerstreute und sie selbst nach Frankreich und von da nach Deutschland gingen. Auch damals gab Alba einen Beweis von jener afrikanischen Grausamkeit, wegen deren seine Zeitgenossen ihn, wie die Römer den Papst Hadrian VI., einen Marranen schalten. Er ließ nämlich den an ihn nach Maastricht geschickten Herold der Nassauer hinrichten. Als Alba von seinem Kriegszuge zurückkehrte, hielt er, wie wenn er den furchtbarsten Feind besiegt hätte, einen triumphirenden Einzug in Brüssel. Er ließ ferner zu Antwerpen an trefflich gewählter Stelle jene berühmte fünfeckige Citadelle errichten, die später in so vielen Kriegen eine große Bedeutung hatte. Sie kostete beinahe anderthalb Millionen Ducaten, wozu die Stadt selbst beisteuern mußte. Auf dieser Citadelle ließ er ein kolossales Standbild errichten, das aus dem Erz der bei Jemgum eroberten Kanonen von Jacob Jongeling gegossen war. Dasselbe stellte ihn selbst dar, wie er eine zweiköpfige Gestalt (Adel und Volk oder Ketzerei und Rebellion) niedertritt; das Postament trug die prahlende Inschrift: „Ferdinand von Toledo, dem Vernichter und Züchtiger der Rebellion, dem Wiederhersteller des Glaubens, dem Hüter des Rechtes, dem Friedenbringer, dem treuesten Diener seines Königs." Die Statue wurde nach einigen Jahren auf Philipp's Befehl wieder hinweg geschafft.

Die von den Spaniern im ganzen Lande verübten Gewaltthätigkeiten und Räubereien, sowie von den Gerichten befohlenen Quälereien und Mordthaten, welche Meteren, Brand und andere niederländische Geschichtschreiber ausführlich erzählen und ausmalen, wollen wir nicht einzeln anführen; wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß man die Zahl derer, welche schon vor Alba's Zug gegen Ludwig hingerichtet worden waren, auf 1800 angibt. Trotz aller Bedrückungen und obgleich die Güter und das baare Vermögen der Verurtheilten und Verdächtigen mit den königlichen Einkünften vereinigt wurden, befand sich jedoch der königliche Schatz in großer Verlegenheit, so daß die Soldaten nicht bezahlt werden konnten. Auch die spanische Staatskasse war leer. Man mußte daher, um den Krieg führen zu können, von italienischen Banquiers Geld leihen. Ob die Summe desselben, wie Bentivoglio behauptet, 400,000 Ducaten oder, wie Strada sagt, nur halb soviel betrug, wollen wir hier nicht untersuchen; gewiß ist, daß in Folge dieser Geldlieferung England und Spanien mit einander gänzlich zerfielen. Weil nämlich das Meer, die Flüsse und sogar die Kanäle durch die Wasser-Geusen unsicher gemacht wurden, so mußten die Schiffe, welche jenes Geld an Bord hatten, in einem englischen

Hafen Zuflucht suchen und hier wurde dann das Geld mit Beschlag belegt. Darüber entspann sich, weil die Königin Elisabeth behauptete, dieses Geld sei nicht spanisches, sondern italienisches, welches sie gegen Zinsen in Anspruch nehme, ein lange fortgesetzter Streit. Von Alba wurde Assonville nach England geschickt, um nachzuweisen, daß das Geld ihm gehöre; die Königin blieb aber unbeweglich. Alba gebrauchte daher Repressalien; er ließ Schiffe anhalten, englische Waaren mit Embargo belegen und Kaufleute verhaften. Diese unvorsichtige Heftigkeit des spanischen Pascha ward nachher dem Handel und der Seemacht Englands und den Versuchen der Niederländer, sich der spanischen Gewaltherrschaft zu entziehen, auf gleiche Weise vortheilhaft. Zunächst aber hatte sie die Folge, daß der englische Waarenhandel sich von Antwerpen nach Hamburg zog.

Alba ward durch den Geldmangel genöthigt, zu den Ständen der Niederlande seine Zuflucht zu nehmen. Er hielt im April des Jahres 1569 eine allgemeine Versammlung derselben in Brüssel ab, konnte aber nicht erlangen, daß die Stände einstimmig in die drückenden Steuern einwilligten, welche er von den Provinzen verlangte. Nur wenige Städte ließen sich durch Drohungen zur Entrichtung neuer Abgaben bewegen, die meisten leisteten einen hartnäckigen Widerstand. Die spanische Art von Abgaben, welche Alba durchsetzen wollte, mußte auch dem letzten Vorrechte der Niederländer, daß sie ohne ihre Einwilligung nicht besteuert werden könnten, verderblich werden; Alba gerieth daher von diesem Augenblicke an auch mit den Katholiken der Niederlande in Streit, weil es jetzt nicht mehr blos die Religion und die National-Rechte, sondern den Besitz und das Eigenthum galt. Alba verlangte als einmalige Abgabe ein Procent Capitalsteuer von beweglichem und unbeweglichem Vermögen; ferner fünf Procent Verkaufssteuer von allen Immobilien und zehn Procent oder, wie man sich in den Niederlanden ausdrückte, den zehnten Pfennig von jedem Verkauf bei Waaren und beweglichen Gütern. Er berief sich darauf, daß die letzte Art von Steuer, die Alcavala, in Spanien längst bekannt sei (s. Bd. VI., S. 587) und ihm selbst aus seiner Stadt Alba jährlich über 40,000 Ducaten einbringe. Die Niederländer aber, deren öffentliches Leben in weit höherem Grad, als dies bei den Spaniern der Fall war, durch Handel und Wandel bestimmt wurde, fanden diese Art von Besteuerung nicht nur unerhört hart, sondern durchaus grundverkehrt und unerträglich. Die Krämer, die Bäcker, die Brauer und andere Gewerbe schlossen sogar in der Hauptstadt Brüssel ihre Läden, um nicht die Abgabe von jedem Kaufe und Verkaufe bezahlen zu müssen. Alba erließ hierauf Kriminalgesetze gegen sie und war im Begriff, mit ihnen ebenso wie mit den Ketzern zu verfahren, indem er geradezu Befehl

gab, diejenigen, welche ihre Läden geschlossen hielten, an der eigenen Thür aufzuhängen: als er aufs Neue zugleich von der See her durch die Wasser-Geusen und zu Lande durch die Brüder des Hauses Nassau angegriffen wurde.

Die niederländischen Seeräuber hatten sich nämlich an den Prinzen Wilhelm von Oranien, welcher damals als deutscher Fürst in Dillenburg lebte, gewandt, und erhielten von diesem Kaperbriefe, die in England, wohin sie ihre Prisen brachten und wo anderes Raubvolk sich zu ihnen gesellte, anerkannt wurden. Die Zahl der Seeräuber ward bald so groß und die Verletzung des Völkerrechts so offenbar, daß die Königin Elisabeth ihren Schutz zurückziehen mußte; allein der Prinz hatte damals durch seine Unterhandlungen es bereits dahin gebracht, daß die aus England vertriebenen Niederländer hoffen durften, in Holland und Seeland Hülfe und Unterstützung zu finden. Die Geusen hatten Wilhelm förmlich als gesetzmäßigen Statthalter von Holland und Seeland anerkannt und mit ihren Landsleuten in den Küstenstädten und in den für große Schiffe unzugänglichen Inseln Verbindungen angeknüpft, als sie die englischen Häfen verlassen mußten und unter dem Grafen Wilhelm Lumey von der Mark, einem Nachkommen des Ebers der Ardennen, einen Zufluchtsort im Vaterlande suchten. Dieser stammte von mütterlicher Seite aus dem holländischen Geschlecht van Wassenaar; neben ihm standen meist Holländer, wie Brandt, Jacob de Ryk und Adam van Haren, der aus Lüttich stammte, aber in Friesland geboren war, an der Spitze der Wasser-Geusen. Ende März 1572 lief eine Flotte von 28 Schiffen unter dem Befehle des Grafen von der Mark aus den englischen Häfen aus und suchte sich zuerst der Stadt Enkhuysen zu bemächtigen, segelte aber darauf nach Voorne, der nördlichsten Insel von Seeland, und besetzte dort den befestigten Hafen Brille (Briel), in welchem sich nachher alle die unzähligen Kaper der zu Räubern gewordenen Fischer und Vertriebenen versammelten. Sie breiteten sich von dort nach allen Seiten hin aus, brachten ihren Raub nach Briel und eroberten sogar die festen Plätze Enkhuysen und Vliessingen. An dem letzteren Ort, wo die Spanier ebenfalls eine Citadelle bauen wollten, forderte der Pfarrer die Einwohner zum Aufstand auf; die Fremden wurden vertrieben und der Baumeister der Citadelle getödtet. Bald hatten die Spanier von ganz Holland und Seeland nur noch Middelburg in ihrer Gewalt.

Philipp war um diese Zeit auch mit den Mauresken oder den zum Christenthum bekehrten Mauren, welche in Granada und in ganz Süd-Spanien trotz aller Verfolgungen und Vertreibungen noch immer sehr zahlreich waren, in einen sehr gefährlichen Ausrottungskrieg gerathen, den sein Halbbruder Don Juan d'Austria mit großer Mühe zu Ende

brachte; er schenkte daher zum Scheine seinem Vertrauten, dem Fürsten Eboli, Ruy Gomez de Silva, und anderen Gegnern Alba's Gehör und stellte sich, als wenn er diesem seine Gunst entziehen wolle. Es war ihm jedoch nicht Ernst damit. Philipp wollte wenigstens die zahlreichen Katholiken Belgiens in bürgerlichen Dingen befriedigen, damit sie in kirchlichen ihn unterstützten. Dies hatte auch Alba schon versucht. Er hatte wegen des zehnten und zwanzigsten Pfennigs, welche vom beweglichen und unbeweglichen Eigenthum erhoben wurden, überhaupt wegen der Alcavala Milderung versprochen, nachher aber nicht Wort gehalten, weil alle Einnahmen stockten und die Ausgaben sich täglich vermehrten. Es wurde daher der Vice-König von Sicilien, der Herzog von Medina Celi, zu seinem Nachfolger bestimmt. Philipp hatte denselben mit einer Kriegsflotte gegen die Wasser-Geusen geschickt und der Herzog lieferte auch den Schiffen der Räuber an den seichten Küsten von Flandern am 11. Juli 1572 ein Treffen. Er wurde aber geschlagen, weil die Niederländer 150 kleine, er selbst dagegen 50 große Schiffe hatte, welche auf den Watten nicht zu gebrauchen waren. Mit Mühe rettete er den Rest seiner Flotte in den Hafen von Sluys. Uebrigens ward er Alba's Nachfolger nicht und es ist nicht ganz einleuchtend, wie es sich mit seiner Ernennung verhielt. Er blieb anfangs bei Alba zurück und befand sich in dessen Lager, als Alba Mons belagerte; auch finden wir seine Unterschrift unter der Capitulation, welche dieser Stadt nachher gewährt wurde.

Die Lage der Dinge war allerdings im Jahre 1572 nicht von der Art, daß der Herzog von Medina Celi hätte geneigt sein können, die Statthalterschaft der Niederlande zu übernehmen. Seeland war ganz verloren und auch Nord-Holland fiel ab. Enkhuysen, Medemblick, Edam, Purmerend und andere holländische Städte kündigten den Gehorsam auf; bald folgten dem Beispiele derselben auch Leyden, Gouda, Dortrecht, Gorkum, wo man 21 Geistliche gefangen nahm, die dann unter Martern getödtet wurden, und endlich Haarlem, dagegen nicht Amsterdam und Rotterdam, wo der Magistrat spanisch gesinnt war. Jene Städte erklärten, daß sie künftig nur die Stände von Holland als Regierung und den Prinzen von Oranien als Statthalter anerkennen würden. Ein Gleiches geschah in Over-Yssel, Friesland und Utrecht. Unter diesen Umständen fand der Herzog von Medina Celi den Oberbefehl in den Niederlanden zu schwierig; er überließ es daher vorerst dem Herzog von Alba allein, die Unruhen, die derselbe veranlaßt hatte, auch wieder zu stillen. Dies hatte wenige Wochen vorher Alba wirklich versucht; wir wagen aber nicht zu entscheiden, ob er es aus eigenem Antriebe that, oder ob er voraussah, daß Philipp, welcher bisher alle seine Schritte gebilligt hatte, ihn bald im Stiche lassen werde. Die

katholischen Niederländer hatten nämlich eine Deputation an Philipp geschickt und, unterstützt vom Fürsten Eboli und anderen Räthen Philipp's, welche von Anfang an dem Herzoge von Alba entgegen gewesen waren, dem Könige vorgestellt, daß die Niederlande durch die neuen Auflagen zu Grunde gerichtet würden; Philipp hatte hierauf die Erhebung dieser Auflagen suspendirt. Auch Alba hatte gleichzeitig mit der Ausfertigung des königlichen Befehles (27. Juli 1572) die Erhebung des zehnten und des zwanzigsten Pfennigs abgestellt und eine allgemeine Stände-Versammlung nach Brüssel berufen, um vermittelst derselben eine andere Art von Abgaben einzuführen.

3. Ausrottung der bisher noch verschonten Moslim in Granada und den benachbarten Provinzen Spaniens.

Schon früher ist der wiederholten Austreibungen und grausamen Verfolgungen der spanischen Mauren gedacht worden (s. Bd. IX., S. 190). Ein Theil der Mauren, auch Moriscos genannt, hatte sich vergebens dadurch zu schützen versucht, daß er den Schein des Christenthums annahm; denn überall, außer in Granada, in Valencia und in den wilden Gebirgen, befanden sich die Horcher der Inquisition. Ferdinand der Katholische und ganz besonders der Kardinal Ximenez verfolgten die Reste der Mauren mit solcher Heftigkeit und wußten einen solchen Haß zwischen den beiden Theilen der Bevölkerung Spaniens zu erregen, daß Fanatismus der Nationalcharakter der Spanier geworden ist; doch ward die Verfolgung nicht militärisch durchgesetzt. Unter Karl V. verfuhr man nicht so ganz strenge. Die Gewohnheiten, die Kleidungen, die Sprache und die Namen der Mauren wurden geduldet und ganze Städte derselben, wie z. B. Albaycin in der Nähe von Granada, ganze Distriete, wie die Alpuxarras und alle Gebirgsthäler beim alten Herkommen erhalten. Die Verfolgungen selbst dauerten jedoch auch unter Karl V. unaufhörlich fort und den Mauristen wurde das wiederholt gegebene eidliche Versprechen der Duldung immer wieder gebrochen. Das Blut floß in Strömen und Spanien ward 40 Jahre lang durch die Ausweisung seiner reichsten, betriebsamsten und fleißigsten Bewohner verödet.

Wir haben in dieser allgemeinen Geschichte das Einzelne der Verfolgungen nicht berührt, weil dasselbe dem deutschen Leser fern liegt; Alles, was dahin gehört, ist neulich durch den Grafen Albert von Circourt in einem sehr lesbaren Buche von drei Bänden zusammengestellt worden. Der Verfolgungen Philipp's müssen wir jedoch gedenken, weil sie ihn zu derselben Zeit in einen Krieg mit den Mauristen verwickelten, als die Unruhen in den Niederlanden zu einem bürgerlichen Kriege wurden. Philipp und sogar sein Großinquisitor Fernando

de Valdes schienen anfangs der grausamen Inquisition und Verfolgung, besonders in Granada und Valencia, also in Ländern, in welchen ganze Städte und Dörfer das Christenthum nur zum Scheine angenommen hatten, freiwillig entsagen zu wollen. Sogar der Papst erließ im Juni 1556 ein Breve, durch welches er den Inquisitoren das Recht, über Fälle des Abfalles vom Glauben ausschließlich zu entscheiden, entzog und den Beichtvätern die Erlaubniß ertheilte, sowohl die weltlichen als geistlichen Strafen und Bußen des Ablasses zu erlassen und die Absolution zu gewähren. Die Bekehrten schienen sich nach und nach zu fügen; in Granada ward die christliche Tracht fast allgemein; in Castilien trug Jedermann dieselbe, sowie auch Jedermann spanisch sprach; aus dem Collegium St. Michael zu Granada gingen tüchtige Geistliche hervor und der Erzbischof von Granada, Don Pedro Guerrero, ließ durch den Jesuiten Albutodo in arabischer Sprache predigen. Nachher führten aber die Streitigkeiten, welche der Statthalter Don Inigo de Mendoza mit dem Präsidenten der Kanzlei hatte, gelegentlich neue Verfolgungen und zuletzt einen Aufstand in Granada herbei.

Die Veranlassung zu diesem Aufstande ward schon im Jahre 1560 gegeben; aber erst 1564 und 1565 beschränkte der König durch besondere Verordnungen das Recht, Waffen zu tragen, auf eine bis dahin nicht gewohnte Weise und erließ zugleich über Kleidung und Gebräuche, ja selbst über die Sprache Vorschriften, welche, wie es schien, von den Geistlichen, die der König befragt hatte, ausdrücklich darauf berechnet waren, nicht blos die maurischen Sitten, sondern die Mauren selbst zu vertilgen. Don Pedro Guerrero und der Vice-Großinquisitor Don Espinosa, Bischof von Siguenza und später auch Kardinal, betrieben die Sache ganz eifrig. Sie hofften ihren Zweck unfehlbar durch die Pragmatica oder das Statut zu erreichen, welches die deshalb berufenen Geistlichen entwarfen und Philipp am 17. November 1566 unterschrieb; sie hatten aber gar nicht darauf gerechnet, daß die Bekanntmachung dieses Statuts einen allgemeinen Aufstand erregen könne. Der Vice-König, Marquis de Mondejar (so hieß Inigo de Mendoza seit dem Tode seines Vaters), war mit der Pragmatica durchaus nicht einverstanden, hatte aber auch für den Fall eines Aufstandes nicht die geringsten Vorbereitungen getroffen*); der Präsident

*) Den Namen Mendoza trug eine ganze Reihe von Männern, die sich im Staat, im Krieg und in der Litteratur auszeichneten; so schon im 15. Jahrhundert der tapfere castilianische Feldherr gegen Aragonien und Granada, Inigo Lopez de Mendoza, der zum Marquis von Santillana erhoben wurde, Mitbegründer der castilischen Kunstpoesie und als Lehrdichter bedeutend; er starb 1458. — Diego Hurtado de Mendoza, als Staatsmann unter Karl V. von großem

Don Pedro de Deza aber, auf welchen sie sich verließen, war dem Unternehmen nicht gewachsen.

Das neue Statut wegen der Mauriskeu mißfiel nicht blos den weltlichen Räthen, welche bei seiner Berathung zugezogen wurden, sondern Philipp selbst verstand sich erst dann zu demselben, als die Theologen ihm die Vernichtung der Mauriskeu zu einer Gewissenspflicht gemacht hatten. Wir wollen aus einem Briefe Otadin's, Professors der Theologie zu Alcala, den man im zweiten Theile von Circourt's Buche findet, nur den Schluß anführen, um zu zeigen, wie Fanatiker oft aus Religions-Eifer und Diplomaten aus Politik im Stande sind, den Fürsten Verbrechen anzurathen. Otadin schreibt an Philipp: „Je mehr Mauren getödtet werden, desto mehr Vortheil; denn dann haben wir um so viel Feinde weniger.“ In der That machte Don Pedro de Deza gegen den Willen des Vice-Königs am 4. Januar 1567 das neue Statut auf eine feierliche Weise unter Trompetenschall in Granada bekannt. Dieses Statut war nicht gegen die mohammedanische Religion und ihre Ausübung gerichtet (denn dies war längst abgethan), sondern gegen die uralten Sitten und Gebräuche der Mauriskeu. Folgende Punkte wurden bei Todesstrafe verboten, obgleich Jedermann einsah, daß es unmöglich sein werde, sie plötzlich abzuschaffen. Die Mauriskeu sollten künftig ihre Muttersprache nicht mehr sprechen und sich der maurischen Gebräuche und Kleidung enthalten. Sie sollten ihre Thüren zu jeder Zeit öffnen. Ihre Weiber sollten keine Schleier mehr tragen. Es sollten alle maurischen Namen und Zunamen abgeschafft und nur castilianische Benennungen geduldet werden. Die Mauriskeu sollten keine Sclaven mehr in Afrika kaufen dürfen und überhaupt keine halten. Die Denksprüche, welche nach orientalischem Gebrauche an den Gebäuden standen, sollten ausgelöscht werden, möchten sie nun aus dem Koran genommen sein oder nicht. Oeffentliche Badehäuser sollten nicht mehr bestehen und die vorhandenen zerstört werden. Maurische Tänze und Musik sollten untersagt sein.

In ganz Spanien, besonders aber in Granada entstand in Folge dieses Gebots eine heftige Bewegung. Zahlreiche Deputationen der Mauriskeu baten den König, daß man doch diese nicht gegen die Religion, sondern gegen hergebrachte Gewohnheiten gerichteten Gesetze nicht durchsetzen möge, und die angesehensten Männer an Philipp's Hofe

Einfluß, schuf den originellen, durch Weltkenntniß und lebensvolle Darstellung ausgezeichneten Roman „Leben des Lazarillo de Tormes“, mit welchem die wichtige Gattung der Schelmenromane (des picaresken Genre) beginnt; auch verfaßte er ein vorzügliches Geschichtswerk über den oben erzählten Mauriskenkrieg (Guerra de Granada), das erst 1776 ganz unverstümmelt erschien. Er starb 1575 zu Valladolid.

unterstützten die Bitten derselben. Ein Aufschub der Ausführung des erlassenen Gesetzes bis zum Anfange des nächsten Jahres war Alles, was man gewährte, obgleich sogar der Herzog von Alba, der sich damals nach Italien und den Niederlanden einschiffte, dem Könige eine große Bedenklichkeit wegen der Folgen zu erkennen gab. Philipp behauptete, er habe die trefflichsten und gelehrtesten Geistlichen bei dieser Gewissenssache zu Rathe gezogen und werde ihrem Ausspruche folgen. Philipp selbst gab keinen Bescheid, sondern er wies alle Deputationen an seinen Liebling, den Bischof und nachherigen Kardinal Espinosa.

Von diesem Augenblicke an bildete sich in der Stadt Granada, besonders aber in dem ganz nahe liegenden Ort Albaycin, eine innige Verbindung unter den großen und reichen, von den alten Königen abstammenden Familien, um alle maurischen Schein-Christen zu einem allgemeinen Aufstande zu bewegen. Die zum Abfalle Entschlossenen schickten insgeheim Gesandte an den türkischen Sultan, an den Beherrscher von Algier, Hasan, und an den Regenten von Marokko. Um ihre Glaubensgenossen in Spanien für den gegen die Christen entworfenen Plan zu gewinnen, benutzten sie eine christliche Stiftung, welche von ihnen zu wohlthätigen Zwecken gemacht worden war. Es bestand nämlich seit längerer Zeit unter den neuen Christen von Granada eine fromme Verbrüderung, welche aus ihren Mitteln vor den Thoren von Granada bei St. Lazarus ein Hospital erbaut hatte, und vermittelst des Vorstehers derselben, des Pater Romanus, erwirkte man die Erlaubniß, im ganzen Reiche eine Almosen-Sammlung für jenes Hospital halten zu lassen. Diese Erlaubniß benutzten die Häupter der Verschworenen von Albaycin, um ihre Absichten den spanischen Mauren insgeheim kund zu thun und eine Kasse zu bilden. Zwei Genossen der Verbindung reisten unter dem Vorwande des Almosen-Sammelns umher, besuchten 110,000 Häuser und vertrauten den Besitzern derselben ihren Plan. Keiner von diesen verrieth die Sache. Die Spanier argwohnten jedoch, daß die Mauren im Gebirge geheime Absichten hätten. Sie forderten daher denselben nicht nur alle Waffen ab, sondern durchsuchten auch ihre Häuser; die Waffen wurden aber in die zahlreichen Grotten des Gebirges gebracht. Die Mauresken benutzten diese Grotten als Arsenale und als Magazine, um Waffenvorräthe und Lebensmittel in ihnen aufzuhäufen.

Der Ausbruch der Empörung würde sich noch lange verzögert haben, wenn nicht Don Pedro de Deza ganz gegen den Willen des königlichen Staatsrathes und gegen den Rath aller Verständigen noch weiter gegangen wäre, als das verhaßte Statut. Er errichtete eine Polizei, welche allen Mauresken oder Neu-Christen das Leben unerträglich machen mußte. Es ward nämlich bei Todesstrafe verboten, einen Türken

oder Mauren in das Haus aufzunehmen, oder auch nur Verkehr mit ihm zu haben. Wer einen Moriseo beherbergte und es nicht anzeigte, wurde mit dem Tode bedroht; sogar der Vater sollte den Sohn und dieser jenen angeben. Endlich wurde gar eine Verordnung erlassen, welche darauf zu deuten schien, daß man alle Kinder der ehemaligen Mauren nach Castilien abführen wolle. Es ward nämlich am 8. Januar 1568 verordnet, daß alle Kinder vom dritten bis zum fünfzehnten Jahre in eine Tabelle eingetragen werden sollten, damit man sie zur Schule anhalten könne. Vom April 1568 an ergriffen daher zuerst die Bewohner der rauhen Gebirgslandschaft Alpuxarras, welche 17 Meilen in der Länge und zehn in der Breite hatte, ganz nahe am Gebirge des ewigen Schnees (Sierra Nevada) lag und im Winter wegen des Schnee's schwer zu erreichen war, die Waffen. Diese Provinz war in zwölf Tahas oder Kantone eingetheilt und hatte viele Dörfer und mehrere 1000 Einwohner. Sie konnte jedoch ohne Verbindung mit der Hauptstadt und mit den Verschworenen von Albayein keinen Ausschlag geben; in Albayein aber, welches sehr viele Alt-Christen zu Bewohnern hatte, konnten die Mauristen sich bis zum 27. September 1568 nicht erklären. Selbst die Wahl eines Oberhauptes, welche am 27. September vorgenommen ward, mußte anfangs sehr geheim gehalten werden. An jenem Tage traten die Häupter der Verschworenen und die Regidores der meisten Dörfer von Alpuxarras in der Alcazaba von Albayein zusammen, um aus dem Geschlechte der alten Könige einen Oberanführer zu wählen. Ihre Wahl fiel auf einen erst 22 Jahre alten Genossen, welcher seinen Stammbaum bis zu den Omejjadischen Khalifen hinaufleitete. Dieser junge Mann war Don Fernando Muley von Valor und Cordova, Gerichtsherr von Valor. Die Castilianer nannten ihn nach der Wahl Fernandillo (den kleinen Ferdinand), die Mauristen gaben ihm den Titel Muley Abdallah Mahmed ben Omejjah, König von Granada und Andalusien, welches Letztere im arabischen Sprachgebrauche ganz Spanien bezeichnete; wir werden ihn der Kürze wegen, wie seine Zeitgenossen thaten, mit dem Namen Ben Humeyah (d. i. Sprößling der Omejjaden) bezeichnen. Er war verschwenderisch und verschuldet, aber auch kühner als irgend ein Anderer, weil er nichts mehr zu verlieren und viel zu gewinnen hatte.

Der erwählte Oberanführer begab sich mitten im Winter über die mit ewigem Schnee bedeckten Höhen nach dem Gebirge Alpuxarras. Dort war jedoch ohne den Besitz von Granada ein Aufstand ganz fruchtlos. Es wurden daher einige 1000 Mann eilig von Alpuxarras nach Albayein geschickt, um von da aus Granada zu überfallen. Die abgesendete Heerschaar wurde aber durch den Schnee im Gebirge aufgehalten, so daß nur einige 100 Mann nach Albayein gelangten. Diese

wurden von den Alt-Christen und Castilianern des Ortes angegriffen, die Verschworenen wagten nicht ihnen zu helfen, und der Anschlag auf Granada scheiterte. In Alpuxarras wurden damals Gräuel aller Art gegen die Personen, Kirchen und Klöster der Christen ausgeübt, weil man die Pässe des Gebirges gegen die Spanier, welche der Vice-König Marquis von Mondejar unter seinen Fahnen vereinigt hatte, vertheidigen zu können hoffte. Das spanische Fußvolk, welches zu jener Zeit ein Schrecken der Welt war und Mexiko, Peru und Chili erobert hatte, erstürmte bald die mit tiefem Schnee bedeckten Höhen, und übte im Lande Alpuxarras eine gräßliche Rache. Ben Humeyah war so glücklich, sich mit einem Theile seiner getreuesten Anhänger in die höchsten und unzugänglichsten Gegenden der Sierra Nevada zu retten. Wenn damals König Philipp dem Rathe des Marquis von Mondejar gefolgt wäre und den im Grunde friedliebenden Mauriskeu eine Amnestie gewährt hätte, so würde im December 1568 oder im Januar 1569 der Krieg beendigt worden sein; allein er schenkte den Geistlichen Gehör und ließ so furchtbare Verwüstungen im Lande und so unerhörte Grausamkeiten gegen die Bewohner desselben verüben, daß der Krieg noch anderthalb Jahre lang dauerte und daß das schönste Land in eine Wüste verwandelt ward. Die unglücklichen Bewohner des Gebirgslandes wurden aller ihrer Habe beraubt, gemordet oder zu Sclaven gemacht. Philipp ließ, anstatt eine Amnestie zu ertheilen, den Befehl geben, daß alle Gefangene, welche über elf Jahre alt wären, als Sclaven verkauft werden sollten.

Der Krieg in der Sierra Nevada und um dieselbe, besonders der Kampf mit Ben Humeyah, ist von vielen castilianischen Schriftstellern ausführlich und dramatisch beschrieben worden; wir dürfen nur wenige Punkte ausheben, um zu zeigen, wie der unglückliche Religions-Eifer des spanischen Königs zu einer und derselben Zeit die burgundischen Erblande und die den Mauren entrissenen spanischen Provinzen verödete. Der Krieg ward nämlich schon in dem Zeitraume vom November 1568 bis zum April 1569 mehrmals für beendigt erachtet, brach aber jedes Mal von Neuem aus, wenn die Castilianer auf Befehl der dem Marquis von Mondejar zur Seite gesetzten geistlichen und weltlichen Herren neue Grausamkeiten begingen. Die raubgierigen Soldaten, welche in Spanien wie in den Niederlanden schlecht oder gar nicht bezahlt wurden, zerstreuten sich im ganzen Lande, verübten auf eigene Rechnung jede Art von Frevel, drangen in die Häuser ein, holten die Bewohner derselben heraus und verkauften sie als Sclaven. Die Mauriskeu rächten sich dafür auf orientalische Weise. Alle Versuche der Spanier, sich Ben Humeyah's am Schneegebirge zu bemächtigen, schlugen fehl; dieser kam nach jeder Niederlage wieder in die Thäler herab, errichtete sein

Reich aufs Neue und veranlaßte wiederholte Grausamkeiten. Als im Februar 1569 der Marquis von Mondejar die Felsburg von Guevaras (pegnon) erobert hatte, ließ auch dieser mit einer Grausamkeit, welche selbst seine Soldaten mit Schaudern erfüllte, Alles, was Leben hatte, niederhauen. Er glaubte dadurch die Dämpfung des Aufstandes so sehr gesichert zu haben, daß er dem Könige schrieb, die Mauren hätten jetzt den Strick um den Hals, er könne nach Belieben Milde oder Strenge anwenden. Als darauf Espinosa, Deza und die Inquisitoren von Februar bis April neue Grausamkeiten verübten, erfuhr der König schon im Mai, daß ein dritter Krieg ausbrechen werde.

Dieser Krieg ist für die allgemeine Geschichte vorzüglich dadurch merkwürdig, daß Philipp's Halbbruder, Don Juan d'Austria, mit seiner Beendigung beauftragt wurde. Don Juan war nach der wahrscheinlichsten und allgemeinsten Annahme ein Sohn Karl's V. von Barbara Blomberg, einer schönen Bürgerstochter aus Regensburg, und 1545 geboren. In einem geheimen Codicill hatte der Kaiser ihn als seinen Sohn bezeichnet und zwar den Wunsch ausgesprochen, daß er den geistlichen Stand wählen, daß man ihn aber nicht zu demselben zwingen möge. Als Philipp II. nach Spanien kam, wurde Juan von ihm als natürlicher Bruder anerkannt und mit Philipp's Sohne erster Ehe, dem unglücklichen Don Karlos, erzogen. Jetzt sollte er die Ehre haben, an der Spitze eines von allen Seiten her am Gebirge zusammengezogenen Heeres den maurischen Krieg mit einem Schlage zu beendigen. Dabei sollte ihn der Groß-Comthur des Ordens St. Jakob von Castilien, Don Luis de Zuniga y Requesens, welcher bis dahin anstatt seiner die Stelle eines Groß-Admirals versehen hatte, mit einem in Neapel eingeschifften Veteranen-Regiment unterstützen. Mondejar hatte deshalb schon im März Befehl erhalten, seine Stellungen im Gebirge aufzugeben; er war aber kaum nach Granada gekommen, als Ben Humeyah sich nach allen Seiten hin ausbreitete. Auch Philipp's Aengstlichkeit und sein Mangel an Vertrauen zu seinem erst 22 Jahre alten Halbbruder waren schuld daran, daß gleich im ersten Jahre nichts Entscheidendes unternommen werden konnte. Der König legte nämlich seinem Bruder die Verpflichtung auf, nichts ohne den Rath des Marquis von Mondejar und der Leute zu unternehmen, welche bis dahin den Erfolg der Unternehmungen des Letzteren vereitelt hatten. Diese Männer waren der Erzbischof von Granada, der Präsident de Deza und der Herzog von Sessa; ihnen wurden nachher noch Don Ludwig de Requesens und der Kriminalrichter (auditor) Diego Virviesco de Munatares zugesellt. Was von dem Letzteren zu erwarten war, sieht man daraus, daß Philipp ihn in dem Processe gegen seinen Sohn Don Karlos gebrauchte, als er sich desselben unter dem Scheine des

Rechtes entledigen wollte. Durch die genannten Räthe ward Don Juan gehindert, sogleich mit seiner ganzen Macht anzugreifen, zumal da er bei genauerer Untersuchung fand, daß die für ihn mit großen Kosten gemachten Anstalten mehr Schein als Gehalt hätten. Es mangelte an Disciplin, an Uebung, an Schießbedarf, an Lebensmitteln und an Geld. Man beschloß also einstweilen, daß der Marquis de los Velez blos mit einer Abtheilung des Heeres vorrücken solle. Dieser ward zurückgedrängt und der Aufstand breitete sich in die Thäler und auch in die Ebene nach Velez Malaga und nach Malaga hin aus. Hätte nicht in einer glücklichen Stunde Requesens ein Infanterie-Regiment ans Land gesetzt und die Mauriskén zurückgedrängt, so wäre die ganze Küste in die Gewalt der Mauriskén und ihrer afrikanischen und türkischen Verbündeten gefallen; denn auch Requesens behauptete in dem letzten Treffen das Schlachtfeld nur mit Mühe gegen Ben Humeyah's Truppen. Dieser nahm nach dem Treffen ungehindert seine Residenz in Laujar d'Andarax, dem vom letzten Könige Granada's bewohnten Palaste. Er war jedoch von Verräthern umgeben, mit welchen selbst seine geliebteste Gemahlin, die schöne Zahara, in Verbindung stand. Es bildete sich eine Verschwörung gegen ihn und er wurde, nachdem man eine Anzahl Türken herbeigeholt hatte, während der Nacht im Schlafe überfallen. Man machte ihm zum Schein einen summarischen Proceß, verurtheilte ihn zur Erdrosselung und vollzog das Urtheil auf der Stelle. An seine Stelle ward Ben Abu zum Oberhaupt in den Alpuxarras gewählt. Dieser führte im October und November 1569 den Krieg mit den Castilianern auf dieselbe Weise, wie seine Vorgänger, ohne daß irgend etwas Entscheidendes vorfiel.

Schon im September war der Marquis von Mondejar abgerufen worden, weil die Gegner desselben die Schuld der schlechten Führung des Krieges auf ihn warfen; es ging aber nachher durchaus nicht besser. Philipp gab daher auch dem Marquis so wenig ein Zeichen der Unzufriedenheit, daß er ihn vielmehr zum Vice-König von Valencia und nachher von Neapel ernannte. Die übrigen militärischen Mitglieder des Regierungs-Rathes, der Herzog von Sessa, Don Luis Quixada, Pflegevater des Prinzen Don Juan, und der Marquis de los Velez, waren ewig mit einander im Streit; Alles verfiel daher. Man kassirte 32 Obersten, weil sie das Geld unterschlugen und die Truppen unbezahlt ließen; ihre Nachfolger machten es aber gleich darauf ebenso. Die Lieferanten ließen die Truppen an Allem Mangel leiden; man hielt daher zuletzt sogar keine Heer- und Waffenschau mehr, damit dem Feinde nicht kund werde, wie den Castilianern alles Nöthige mangele. Die Führung des Krieges blieb bis zum Anfange des Jahres 1570 ganz dem Marquis de los Velez überlassen. Dieser vernachlässigte Alles so

sehr, daß endlich im December 1569 Don Juan d'Austria die Geduld verlor und sich an den König wandte, um von ihm völlig freie Hand zu erhalten. Don Ludwig de Requesens, welcher das Belagerungsgeschütz von Carthega nach Galera gebracht und seinen Sitz im Rathe genommen hatte, wurde von Don Juan bewogen, einen sehr nachdrücklichen Bericht gegen die Kriegführung des Marquis de los Velez zu machen und dem Könige dringend vorzustellen, daß keine Beendigung des Krieges zu erwarten sei, wenn man nicht dem Don Juan die unbeschränkte und unbedingte Leitung desselben überlasse. Philipp, dessen beste Truppen damals in den Niederlanden beschäftigt waren, fühlte, wie gefährlich es sein werde, wenn jetzt die Türken auf der Küste landeten und den weit verbreiteten Aufstand unterstützten; er entsagte daher für dieses Mal seinem gewöhnlichen Mißtrauen, bewilligte Alles und sandte sogar seine eigenen Hausbeamten nach Andalusien, um dort den Bann und Hinterbann zum Kriege aufzurufen. Neue Proviantmeister sorgten für die Lebensmittel des Heeres von Granada, man schaffte Geld herbei und Don Juan erklärte, er selbst werde an der Spitze des ganzen Aufgebotes das Rio d'Almanzora besetzen, während der Herzog von Sessa zu gleicher Zeit in Alpuxarras einrücke.

Mit einem Heere von 24,000 Mann und mit einer ansehnlichen Zahl freiwilliger ritterschaftlicher Glaubenskämpfer aus ganz Spanien erschien hierauf Don Juan im Januar 1570 vor dem festen Galera und schloß die in demselben befindlichen Mauristen von allen Seiten her ein. Diese gleich einer Galeere gebaute Festung war klein und unbedeutend; sie wurde aber von 5- bis 6000 Mauren, Männern, Weibern und Kindern, aufs Aeußerste vertheidigt, obgleich dieselben damals die Nachricht erhielten, daß auf die Türken, deren Hülfe sie bisher täglich erwartet hatten, gar nicht zu rechnen sei. Don Juan verlor bei den wiederholten Stürmen, welche er vom 19. Januar bis zum 10. Februar unternahm, eine sehr ansehnliche Zahl seiner Leute, am 10. Februar ward er selbst bei einem neuen Sturm, an welchem er persönlich Antheil nahm, verwundet. Das Heer rächte seinen Feldherrn durch gewaltsames Vordringen und erstürmte endlich die Stadt, wobei bis auf 4500 Frauen und Kinder Alles niedergehauen wurde. Dadurch war der gefährlichste Theil des Krieges beendigt, weil Alpuxarras sich nicht halten konnte.

Don Juan ward wegen seines Sieges auf spanische Weise, d. h. übertrieben und prahlerisch, als Vorfechter der Christen verherrlicht, er ließ aber gegen die gefangenen Weiber und Kinder Grausamkeiten begehen, welche seinem als freundlich und milde gepriesenen Charakter nicht entsprachen. Die Stadt wurde auf seinen Befehl von Grund aus zerstört und der Boden, auf dem sie gestanden, mit Salz bestreut; der

elende Flecken, welcher jetzt ihren Namen trägt, ist am Fuße des Felsens erbaut. Vom Februar bis Ende März wurden theils mit Gewalt der Waffen, theils durch Capitulation die Festen Seron, Tijola, Purchena und das ganze Gebiet des Rio d'Almanzora unterworfen, das Land entvölkert und die Mauren theils als königliche Sclaven auf die Galeeren gebracht, theils an Privatleute verkauft. Den Neugsten heftete man auf die linke Schulter ein Kreuz, um sie vor Mißhandlungen zu bewahren; doch sollten sie in das Innere des Reiches abgeführt werden. Die Schleifung der zahlreichen Städtchen und Flecken wurde das ganze Jahr 1570 hindurch systematisch fortgesetzt, bis im Januar 1571 die Rache auch an die Alpuxarras kam. Dort wurden in einem einzigen Monat über 10,000 Menschen zusammengehauen oder zu Sclaven gemacht. Ben Abu wußte noch eine zeitlang die Gegner hinzuhalten; seine Frau befand sich mit zwei Töchtern bei einer Schaar, die in einer Höhle Zuflucht gesucht hatte; die Spanier aber zündeten am Eingang derselben ein gewaltiges Feuer an, so daß die Unglücklichen sammt und sonders durch den Rauch erstickt wurden. Ben Abu selbst wurde bald nachher von den Seinigen ermordet.

Gleich darauf kam vom Hofe der Befehl, alle Mauriskèn sollten aus ihrem Lande getrieben werden, weß Standes und welcher Beschaffenheit sie auch sein möchten, sogar diejenigen nicht ausgenommen, welche während der Empörung sich ruhig verhalten hatten. Am 1. November wurde mit der Ausführung dieses Beschlusses der Anfang gemacht. Die Bewohner von Granada, vom Thale Lecrin und vom District Malaga, sowie 1200, die man im District Roada einfing, wurden nach Estremadura, Toledo, Ecija und Carmona transportirt. Die Bevölkerung von Guadix und dem Thal des Rio d'Almanzora mußte in die Wüsten von la Mancha ziehen, weil die fanatischen Bewohner der beiden Castilien keinen dieser Feinde der Kirche aufnehmen wollten, sondern alle zu ermorden drohten. Die aus Baza Vertriebenen blieben zu Albacete im Königreich Murcia, die Bevölkerung des Districts Almeria wurde in Sevilla auf die Galeeren gebracht. Trotz der Strenge und Vorsicht entwischten viele Mauren nach Algier und zum Sultan von Fez, dem sie später bei seinem glänzenden Siege über den König Sebastian von Portugal wesentliche Dienste leisteten. Sowohl Don Juan als sein Gehülfe Don Ludwig de Requesens erwarben, wie es uns scheint, auf sehr wohlfeile Weise, durch ihren 1571 beendigten Ausrottungskrieg den Ruhm ausgezeichneter Feldherrn-Talente. Philipp gebrauchte deshalb auch unmittelbar nachher den Einen in Flandern, den Anderen im Seekriege gegen die osmanischen Türken. Der letztere Krieg hängt mit der Geschichte von Ungarn und von Italien zusammen; wir werden daher erst dann auf ihn übergehen, wenn wir die

Geschichte der inneren Kriege in den Niederlanden und in Frankreich weiter geführt haben.

4. Der Krieg in den Niederlanden von 1572 bis auf die Genter Pacification (1576).

Die Unternehmung der sogenannten Wasser-Geusen hatte, wie wir wissen, nicht allein den Abfall der bedeutendsten Städte und Häfen in Holland und Seeland herbeigeführt, sondern auch den Herzog von Medina Celi zu der Weigerung gebracht, die ihm übertragene Statthalterschaft des Herzogs von Alba zu übernehmen. Der Grund, warum Alba nicht gleich anfangs die Verbreitung des Aufstandes in Nord-Holland durch energische Maaßregeln hinderte, lag darin, daß ihm seine Gegenwart im Hennegau nöthiger schien; denn hier bedrohte Ludwig von Nassau in Verbindung mit den französischen Reformirten die größeren Städte nach einander mit einem Ueberfall. Auch hatte sich derselbe, nachdem ein Versuch auf Valenciennes gescheitert war, der Stadt Mons oder Bergen mit Hülfe französischer Truppen bemächtigt. Dies war am 25. Mai 1572 geschehen. Der Herzog von Alba mußte nun vor Mons ziehen, so daß die nördlichen Provinzen von Truppen entblößt wurden; in Zütphen, Geldern, Overyssel, Utrecht entzogen sich einzelne Städte der spanischen Herrschaft; der Adel in Friesland erhob sich, Franeker, Staveren, Dokkum gingen zur Partei Oraniens über. Alba war noch vor Mons beschäftigt, als Wilhelm von Oranien, welcher die kühne Unternehmung der demokratischen Wasser-Geusen (wie aus seinen jetzt gedruckten Briefen hervorgeht) anfangs keineswegs gebilligt hatte, sich bedachte und mit einem aus Deutschland erhaltenen Heere von 24,000 Mann an der Maas erschien. Die deutschen Fürsten standen wegen ihres ewigen Schreibens, Berathschlagens und Unterhandelns in so üblem Rufe, daß Alba sich ebenso verächtlich über diese stolzen und mächtigen Fürsten aussprach, als er sich über die demokratischen Holländer und Seeländer, welche in ganz kleinen Schiffen kühn zur See raubten, besorgt äußerte. Wie Alba und mit ihm fast die ganze Welt von den deutschen Fürsten jener Zeit dachte, erfahren wir aus einem Briefe, welchen sechs Jahre später der wackere Pfalzgraf Johann Kasimir an den Landgrafen von Hessen schrieb. In diesem Briefe, welchen Groen von Prinsterer in seine Oranischen Archive aufgenommen hat, heißt es: „Der Düc d'Alba hat der Chur und Fürsten Teutscher Nation gelegenheit zu seiner Zeit wol gewust, da er sich verlauten lassen, die Teutsche Fürsten weren große Herrn, die in ihren schildern und wappen füreten viel große thier, als lewen, greiffen, adler und andere, hätten auch große zehen und klauwen, bissen aber und kratzeten nicht. — — Den Spaniern, Franzosen

und andern frembden nationen ist leider wohlbekannt, daß unserer, der Teutschen, handlungen mehr auf dem schreiben, papier, vergebentlichen zusammenkünften und tagleistungen, denn wirklicher verrichtung bestehen und beruhen, darnach sie ihre anschläg richten und rechnungen machen, welches zwar der Teutschen Nation zu höchster verkleinerung reichen thut."

Mit dem deutschen Heere richtete allerdings Wilhelm wenig aus, da dieses aus eifrigen Lutheranern oder geworbenen zusammengelaufenen Abenteurern bestand, welche Wilhelm nicht einmal dahin bringen konnte, daß sie seine katholischen Landsleute schonten, die doch gerade in den von ihm besetzten Orten sehr zahlreich waren. Er eroberte nämlich Roermonde, ward durch Vermittelung des Herrn von Dorp Meister von Mecheln und zwang die Einwohner von Löwen, ihm wenigstens eine Beisteuer von 16,000 Gulden zu geben; im Allgemeinen sah man ihn in Brabant als Feind an. Aus Löwen entflohen viele Studenten und Bürger; überall aber war lautes Geschrei über den Unfug der zuchtlosen, schlecht bezahlten deutschen Soldaten und Ritter. Diese bewiesen eine fanatische Wuth gegen die Priester, den Gottesdienst und den Glauben der Katholiken, besonders in den Städten Dendermonde und Oudenarde, welche Wilhelm einnahm, um seinen in Mons belagerten Bruder zu entsetzen. Erst im September 1572 gelangte Wilhelm in die Nähe dieser Stadt, welche von der ganzen spanischen Macht belagert wurde; er erkannte aber in demselben Augenblicke auch, daß es ihm unmöglich sein werde, sein zahlreiches Heer von Miethlingen länger zu ernähren und zu bezahlen, nachdem die Hoffnung, welche er auf die reformirten Franzosen gesetzt hatte, durch die Gräuel der Bartholomäus-Nacht oder mit anderen Worten durch die auf Befehl des Königs Karl IX. an ihnen verübte, jetzt als rettende That von Sophisten aller Art gepriesene Treulosigkeit gänzlich vereitelt worden war. Er erkannte, das ein schneller Angriff auf das feindliche Lager allenfalls noch das Einzige sei, was ihm übrig bleibe, obgleich Alba damals durch viele deutsche Truppen katholischer Fürsten verstärkt worden war. Alba konnte sein Heer nur mit Gewalt von einem Angriffe zurückhalten; namentlich zeigte sich der Erzbischof von Köln, ein Graf von Isenburg, der in dem spanischen Lager war, äußerst unzufrieden mit des Herzogs Zögern, weil er noch blutgieriger als dieser war. Alba konnte sich aber der Einnahme der aufs Engste eingeschlossenen Stadt zu fest versichert halten, als daß er irgend etwas hätte wagen wollen. Der Ausgang war, wie Alba ihn erwartet hatte. Wilhelm mußte alle weiteren Versuche, die Stadt zu entsetzen, aufgeben und über Mecheln nach Orsoy ziehen, wo dann die Unzufriedenheit seiner Truppen und eine in Folge derselben ausgebrochene Meuterei so bedenklich ward, daß er sein Heer

auflösen und entlassen mußte. Er selbst kam auf diesem Rückzug in Lebensgefahr und man erzählte sich noch lang im Volke, wie ein kleiner Hund, der auch noch auf seinem Grab abgebildet ist, ihn gerettet habe. Sein Bruder nahm, nachdem er sich drei Monatelang in Mons behauptet hatte, eine ehrenvolle Capitulation an, welche ihm und den Seinigen freien Abzug gewährte und treulich gehalten wurde. Nun wurde Mecheln zurückerobert, der jüngere Alba hauste schändlich in Zütphen, auch Geldern und Overyssel unterwarfen sich wieder und die Kriegführung war fast einzig gegen Holland und Seeland gerichtet.

Wenn die militärische Unternehmung des Prinzen von Oranien im Süden scheiterte, so erreichte dieser dagegen in den Provinzen, in welchen seine meisten Güter lagen, als Haupt der republikanischen Partei durch politische und diplomatische Künste ganz vollständig seinen Zweck. Die Bewegungen in Holland hatte Wilhelm, bis er endlich selbst dahin kam, durch seinen dortigen Unterstatthalter Sonoy leiten lassen; in Geldern, Utrecht und Friesland ward der Aufstand durch den Grafen Hermann van den Berg organisirt, welcher eine Schwester Wilhelm's zur Frau hatte und ganz unter dessen Leitung stand. Als Wilhelm nachher selbst in Holland erschien, ward er von den empörten Städten und Ständen förmlich als Statthalter anerkannt und ihm ein Staatsrath zur Seite gesetzt. Er eroberte dort auch Gertruydenburg, wäre aber schwerlich im Stande gewesen, dem Herzog von Alba und dessen Sohne, Friedrich von Toledo, auf die Dauer zu widerstehen, wenn diese nicht den Krieg auf eine solche Weise geführt hätten, daß die Holländer, deren Hartnäckigkeit, Ausdauer und beharrlicher Trotz National-Eigenschaften sind, endlich lieber untergehen, als capituliren wollten. Alba hatte seinen Sohn gegen die Holländer geschickt und die Städte Zütphen und Naarden hatten sich von demselben schrecken lassen und den Spaniern ihre Thore geöffnet; die Letzteren erlaubten sich aber entsetzliche Gräuelthaten. Das Schicksal, das in Holland über die Städte und sogar über die Einwohner verhängt wurde, glich dem, welches die Marranen in Spanien getroffen hatte; nur war der Ausgang für die Holländer glücklicher als für diese. Schon in Mecheln und Zütphen hatten Friedrich's Truppen gewüthet und geraubt. In Naarden wurde die Bürgerschaft in die Kirche zusammenberufen; ein Mönch ermahnte sie, sich zum Tode bereit zu halten, darauf drangen die spanischen Soldaten ein und alle Versammelten wurden erschossen, erstochen oder zusammengehauen. Hierauf ging es an diejenigen, die in den Häusern waren; die Kinder wurden gespießt, von den Erwachsenen 60 Personen gegen hohe Geldsummen am Leben gelassen; dann wurde die Stadt niedergebrannt. Dieses Verfahren der Spanier bewirkte dann, daß die Stadt Haarlem ihnen einen Wider-

stand leistete, welcher ganz Europa zur Bewunderung der Tapferkeit und Freiheitsliebe des für phlegmatisch gehaltenen holländischen Volkes hinriß.

Die Grausamkeiten aufzuzählen, welche während der Belagerung von Haarlem, sowie nachher während der Belagerung von Alkmaar auf beiden Seiten begangen wurden, muß den Geschichtschreibern der Republik der sieben Provinzen oder des jetzigen Königreichs der Niederlande überlassen bleiben; wir wollen nur zwei Bemerkungen über den Herzog von Alba und über den in allen Stücken ihm gleichenden König Philipp einrücken. Den Ersteren beschuldigen die meisten Geschichtschreiber, besonders aber van der Vynck, daß er den größten Theil der in den Niederlanden begangenen Grausamkeiten in der Absicht habe ausüben lassen, sich mit der Beute der Hingerichteten und Gemordeten zu bereichern. Er sei, heißt es, habsüchtig gewesen, er habe deshalb trotz aller Erpressungen die Soldaten nie bezahlt und diese hätten dann Ausschweifungen aller Art geübt. Dies leugnet Meteren, welcher, obgleich er sonst den Herzog gewiß nicht schont, ausdrücklich erklärt, derselbe sei nicht habsüchtig gewesen. Wir stimmen daher auch ganz mit dem überein, was neuerdings Borgnet in Beziehung auf Raubsucht und Disciplin von Alba gesagt und bewiesen hat. Die zweite von uns zu machende Bemerkung betrifft die Religiösität spanischer oder orientalischer Gemüther, wie das des Königs Philipp und das des Herzogs von Alba waren, und ihre Ansicht des Verhältnisses, in welchem nach ihrer Meinung die von Gott eingesetzte Obrigkeit zu den Unterthanen steht. Alle rhetorischen Schilderungen solcher Charactere treffen um so weniger zu, je mehr sie von einem poetischen Gemüthe oder von einem im Protestantismus erzogenen philosophisch gebildeten Manne ausgehen. Man muß aber beide Männer selbst über sich reden hören, um zu begreifen, wie sie nach ihrer Ansicht von Gewissenspflicht alles menschliche Gefühl verleugnen konnten, ohne darum ganz gefühllos zu sein. Dies wissen wir von Alba aus einem Briefe seines Beichtvaters, in welchem dieser der Gemahlin desselben von seinen letzten Augenblicken Nachricht gibt. In einem Fragment dieses vom 14. December 1582 datirten Briefes, welches Groen van Prinsterer mittheilt, heißt es: „Der Herzog fürchtete sich sehr, irgend eine Todsünde zu begehen, nicht aus Furcht vor den Strafen der Hölle, denn an diese dachte er gar nicht (que nada lo movian), sondern wegen der vielen Wohlthaten, die er von unserem Herrn und dessen Güte empfangen hatte. Was aber das angeht, daß Einige ihn beschuldigen, er sei in der Ausübung der Gerechtigkeit übermäßig streng (demasiamente entero) gewesen, so betheuerte er mir mit großer Aufrichtigkeit, daß er durchaus keinen Gewissensbiß verspüre (no lo remordia la consciencia), in seinem ganzen Leben auch nur

einen einzigen Tropfen Blutes gegen sein gutes Bewußtsein vergossen zu haben, und daß Alle, die er in Flandern habe hinrichten lassen, Rebellen und Ketzer gewesen wären." Uebrigens erfolgten, wie Borguet sehr gut nachgewiesen hat, die Hinrichtungen Egmont's, Hoorn's und anderer ganz unschuldiger Leute auf ausdrücklichen Befehl von Madrid her, über welchen Befehl Alba sogar Basilisken-Thränen geweint haben soll; soviel scheint festzustehen, daß er sich für eine milde Behandlung der Familien Egmont's und Hoorn's ausgesprochen hat. Philipp war unstreitig schwärzer, als Alba; denn er ließ jedes Mal, wenn eine Sache schlecht ging, die Schuld auf seine Werkzeuge fallen, welche sie dann eine Zeit trugen und nachher wieder in Gunst kamen. Dies wissen wir ganz zuverlässig aus einer Depesche, welche der französische Gesandte zu Madrid, Herr von St. Goard, im April 1574 an seinen König, Karl IX., richtete. In dieser heißt es, Philipp habe den berüchtigten Präsidenten des Rathes der Unruhen, Don Juan de Vargas, nach Spanien kommen lassen und zuerst so behandelt, als wenn er nichts von ihm wissen wolle, gleich darauf aber habe er ihn zu einer geheimen Unterredung berufen und mit einer geheimen Botschaft an den Herzog von Alba geschickt*).

Während der Belagerung von Haarlem, welche sieben Monate (vom December 1572 bis zum 12. Juli 1573) dauerte, war der junge Toledo Willens abzuziehen; nur die drohenden Befehle und höhnenden Worte seines Vaters hielten ihn zurück. Er verlor fast sein ganzes Heer durch den beispiellosen Widerstand der Einwohner, durch Hunger, durch strenge Kälte und durch Krankheiten, welche in Folge der Ausdünstungen des sumpfigen Bodens, sowie wegen des Mangels an gesunden Nahrungsmitteln entstanden. Damals bildeten in Haarlem 300 Frauen unter Anführung eines Officiers, Namens Hasselaar, eine bewaffnete Compagnie, die sich sogar an Ausfällen betheiligte. Nachdem endlich die Stadt sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, ließ Friedrich von Toledo einige 100 Personen paarweise Rücken an Rücken binden und ersäufen. Doch traten bald nachher die Mordgedanken zurück, indem

*) Wir wollen aus diesem Briefe, der sich in Groen van Prinsterer's Oranischen Archiven Th. IV. S. 358 befindet, eine Stelle mittheilen. Le premier seoir Jéhan de Vargas feut assés bon temps avecques le roy, et le lendemain au matin il y retourna, où il feut aussy ung bon temps, et y feut aussy bien accompaigné. L'on dict, qu'il s'en partira bientost pour s'en aller à Albe et que le roy fera démonstration d'estre très mal content de luy, et d'avoir désagréable tout ce qu'il a faict en Flandres; et tiens-je de bon lieu, que cela se faict pour contenter les Flamans et leur donner par tels depportements à entendre, que ce n'a esté de la vollunté du roy que le dict duc les ayt mal traictez, luy ayant persuadé, que tenant ceste modde ce seroit chemain pour entrer à pacifier et adoulcir les volluntéz altérées, qui ne sont turnées si ce n'est à ceulx qui les asseurent les faire jouir du repos.

den Spaniern die Auswechselung der Gefangenen vortheilhafter erschien. Nun unternahm Toledo die Belagerung von Alkmaar in Nordholland. Diese mußte er aber wieder aufgeben, weil die spanischen, deutschen und wallonischen Truppen seines Heeres, welche in 28 Monaten nicht bezahlt worden waren, den Dienst verweigerten und weil die Bürger unter der Leitung des Geusen Jakob Kabeljau durch Werfen von Feuerbränden und Kalk der Besatzung beistanden, welche mit zinnernen Münzen bezahlt wurde. Auch hatten die Holländer im Zuydersee eine spanische Flotte besiegt und das Admiralschiff, das den Namen „Inquisition" trug, nach grimmigem Kampf erobert. In dieser Zeit ward in Holland Wilhelm von Oranien als Stellvertreter des Königs von Spanien, gegen den man im Aufstande war, förmlich anerkannt; und er selbst war schlau genug, theils um der Demokraten willen, die er nicht weniger als die Anhänger der Spanier fürchtete, theils des conservativen Scheines wegen, allen seinen Verordnungen den Namen des Königs vorzusetzen. Wilhelm ernannte, da er nicht im Lande blieb, einen Stellvertreter für sich und unterwarf die alte Verfassung einer kleinen Aenderung im demokratischen Sinne. Während nämlich vorher nur sechs Städte das Recht gehabt hatten, neben der Ritterschaft Deputirte zur Stände-Versammlung abzuordnen, ward dasselbe jetzt noch zwölf anderen Städten ertheilt. Doch klagt Wilhelm in Briefen an seinen Bruder über die Entmuthigung der Holländer und über die durch die Eroberung von Haarlem abgeschnittene Verbindung zwischen den beiden Theilen der Provinz.

Die Wasser-Geusen mit ihren kleinen Fahrzeugen vergalten unterdessen den Spaniern Gleiches mit Gleichem und ruderten, wie einst die Normänner, auf den Flüssen und Kanälen landeinwärts, wo sie raubten und verwüsteten. Sie vereinigten sogar eine Flotte ihrer kleinen Schiffe, um Middelburg zu erobern und dadurch endlich ganz Seeland zu befreien. Diese Unternehmung ward ihnen eben so schwer gemacht, als die Belagerung von Haarlem für die Spanier gewesen war. Sie dauerte fort, bis der oben erwähnte Groß-Comthur Don Ludwig de Requesens den Herzog von Alba abgelöst hatte. Diesen Mann, welcher noch kurz vorher Vice-Admiral des Don Juan d'Austria gewesen war, hatte Philipp geschickt, damit er durch seine Persönlichkeit und durch mildere Maaßregeln die Katholiken gewinne. Er kam im December 1573 in die Niederlande und übernahm die Stelle Alba's, der sich zuletzt meist in Amsterdam aufgehalten hatte, wo der Magistrat es noch mit den Spaniern hielt. Gleich nach seiner Ankunft ließ Requesens durch Marnix von St. Aldegonde einen Versuch zur Friedensstiftung machen; dieser scheiterte aber an Wilhelm's unüberwindlichem Mißtrauen gegen die maurischen Seiten von Philipp's Charakter.

Uebrigens konnte Requesens keine der Forderungen der Niederländer gewähren, weil es dem Könige mit der Milde so wenig Ernst war, daß Requesens, den man so übermäßig zu preisen pflegt, weder den Blutrath der Unruhen abzuschaffen, noch die unter Alba eingeführte Art der Besteuerung zu mildern vermochte, obgleich er sich sonst überall mild, edel und gerecht bewies. Das Rauben und Morden hörte mit seiner Erscheinung auf, und das, was er versprach, wurde gehalten. Requesens war freilich kein Feldherr wie Alba; dieser hinterließ ihm aber vortreffliche Generale und unvergleichliche Truppen.

Als Requesens Alba's Stelle übernommen hatte, rüstete er alsbald eine Flotte, um die Holländer zur See anzugreifen. Gegen 100 Schiffe unter Sancho d'Avila, Julian Romero und dem Admiral Glimes liefen zum Entsatze der Stadt Middelburg aus. Der Anführer der seeländischen Flotte, Ludwig Boisot, ging ihnen jedoch muthig entgegen und es erfolgte Ende Januar 1574 ein blutiges Treffen, welchem Requesens von einem hohen Deiche aus zusah. Die Spanier wurden geschlagen, zehn Kriegsschiffe genommen und in Folge dieser Niederlage Middelburg zur Uebergabe genöthigt. Der Befehlshaber Mondragon erwirkte für die Besatzung, die Schiffsleute und die Geistlichkeit freien Abzug und versprach, fünf Gefangenen, darunter der berühmte Philipp Marnix (Aldegonde) war, die Freiheit zu erwirken. Weniger glücklich, als die Republikaner zur See, war Ludwig von Nassau bei einem neuen Unternehmen zu Lande. Dieser stand damals aufs Neue an der Spitze eines in Deutschland geworbenen, zum Theil aber vom französischen Hofe bezahlten Heeres; allein er und sein Bruder Wilhelm waren ebensowenig den spanischen Generalen, welche Requesens in den Niederlanden angetroffen hatte, gewachsen, als ihre Truppen den von Alba zurückgelassenen Soldaten. Ludwig sollte diesmal über Nymwegen heranziehen, Wilhelm aber von Seeland aus sich mit ihm vereinigen. Um die Verbindung der beiden Brüder zu verhindern, ward ein spanisches Heer unter Sancho d'Avila nach Nymwegen geschickt. Dieses traf einige Meilen von Nymwegen auf der Mooker Haide mit den Truppen des Prinzen Ludwig zusammen, erstürmte sogleich das feste Lager derselben und erfocht in zwei Stunden einen glänzenden Sieg (14. April 1574). Ludwig's Heer wurde theils vernichtet, theils zerstreut; er selbst, sein Bruder Heinrich und Christoph, der Sohn des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, verloren das Leben. Die Niederländer machten jedoch zu Wasser wieder gut, was sie zu Lande verloren hatten; denn am 30. Mai schlugen die Wasser-Geusen unter Boisot zwischen Lilloo und Calloo eine spanische Flotte, nahmen den Admiral derselben gefangen und trieben, nachdem

sie drei Schiffe genommen hatten, die anderen in den Hafen von Antwerpen zurück.

Obgleich nach dem Siege auf der Mooker Haide die spanischen Truppen nicht mehr in Ordnung zu halten waren, so begann Requesens doch im Juni 1574 die Belagerung von Leyden. Diese wurde dann bis zum Oktober fortgesetzt und erwarb der Ausdauer und Tapferkeit der Holländer die Achtung von ganz Europa. Die Spanier schlossen die Stadt immer enger und enger ein und in derselben stiegen Mangel und Noth zuletzt auf einen so hohen Grad, daß 6000 Einwohner theils dem Hunger erlagen, theils durch den Genuß ungesunder Nahrungsmittel umkamen. Nichtsdestoweniger harrte die Bürgerschaft aus. Bei dieser Aufopferung für politische und religiöse Freiheit hatten, neben dem Bürgermeister van der Werff, die als ausgezeichnete Kenner des Alterthums und gute lateinische Dichter bekannten Brüder, **Jan** und **Jakob van der Does**, Herren von Nordwyk, gewöhnlich mit latinisirtem Namen **Douza** genannt, das größte Verdienst. Die Spanier hatten 62 Schanzen in größerer oder geringerer Entfernung von der Stadt erbaut und Wilhelm von Oranien kam selbst nach Holland, um wo möglich Entsatz zu bringen. Er schlug zu diesem Zwecke die verzweifelte Maaßregel vor, die Deiche längs der Mündung der Maas zu durchstechen, damit durch die Ueberschwemmung des ganzen Landes den Schiffen der Geusen ein Zugang zur Stadt eröffnet werde. „Besser verdorbenes als verlorenes Land" war die Meinung der Holländer. So kamen die wilden mit Narben bedeckten Seeleute heran, die zum Theil silberne Halbmonde auf den Hüten trugen mit der Umschrift: „Lieber türkisch als päpstlich." Jedoch mußte man noch einen starken Wind aus Westen abwarten, der die Schiffe der Geusen bis nahe an die Stadt brachte. Nun erst, als die Spanier sich rundum vom Wasser umgeben und bedroht sahen, verließen sie ihre Schanzen. Durch den Fang einer Brieftaube hatten sie Nachricht erhalten, daß ein Ausfall bevorstehe; da nun ein großer Theil der Stadtwälle dem Wasser wich und einstürzte, fürchteten sie, von zwei Seiten zugleich angegriffen zu werden, versenkten ihr Geschütz und zogen ab. Von der Flotte aus wurde nun Brod mit Häringen unter die fast Verhungerten ausgetheilt. Auf diese Weise wurden die heldenmüthigen Vertheidiger der Stadt endlich gerettet und das ganze Land zwischen Haarlem und Leyden wieder gewonnen. Die Briefe von ihrer wunderbaren Errettung las nachher Wilhelm selbst seinen Landsleuten in der Kirche von Delft vor und die Holländer gaben der Stadt Leyden durch die Errichtung einer Universität einigen Ersatz.

Im folgenden Jahre (1575) stellte sich König Philipp, als wenn er die Vermittelung des Kaisers Maximilian II., die er 1569 so schnöde

abgelehnt hatte, jetzt annehmen wolle, und es ward vom März bis zum Juni in Breda unterhandelt; die Sache konnte aber schon aus dem Grunde keinen Erfolg haben, weil Philipp von Duldung durchaus nichts wissen wollte. Den Nichtkatholiken wollte er höchstens zugestehen, daß sie bis zum vollbrachten Verkauf ihrer Güter noch im Lande bleiben dürften. Der Krieg begann daher aufs Neue mit verdoppelter Wuth. Die Lage der Republikaner ward sehr bedenklich, als der Feind in den letzten Tagen des Jahres 1575 durch die Besetzung der Insel Schouwen, der nördlichsten von Seeland, die Verbindung zwischen Holland und Seeland störte und die Hoffnung auf englische Hülfe, welche man durch eine Gesandtschaft zu erwirken suchte, sich als nichtig erwies. Damals äußerte Wilhelm von Oranien den großen, eines edeln und freien Mannes würdigen Gedanken, den wir unten mit seinen eigenen Worten aussprechen wollen, und welchen später sein Nachkomme, Wilhelm III., im Begriffe stand auszuführen, kurz zuvor, ehe die Vorsehung ihn und sein Land aus der Hand des französischen Despoten Ludwig XIV. erlöste*). Auch Wilhelm der Schweigsame ward in einem Augenblicke erlöst, als er es am wenigsten erwartete. Requesens konnte seine Soldaten nicht bezahlen und die kostspielige Vertheidigung der Insel Schouwen und Duyveland nicht länger fortsetzen; er zog daher die Spanier aus denselben weg. Gleich nachdem auf solche Weise die Verbindung zwischen Holland und Seeland wieder hergestellt worden war, starb Requesens im März 1576, und es war Niemand da, der die ganz verwilderten, gegen alle Niederländer ohne Unterschied erbitterten Spanier und ihre Anführer hätte im Zügel halten können. Philipp hatte freilich dem Requesens ein von ihm unterzeichnetes Blatt anvertraut, auf welchem dieser den leer gelassenen Platz mit dem Namen seines Nachfolgers ausfüllen sollte; Requesens hatte dies aber nicht gethan. Die Regierung kam also an den niederländischen Staatsrath, welchen die Spanier gar nicht als ihre Obrigkeit anerkannten und dessen Mitglieder unter einander entzweit waren. Schon gleich nach dem Siege auf der Mooker Heide hatten die spanischen Soldaten rebellirt und sogar den Sancho d'Avila, der sie zum Siege geführt hatte, fortgejagt. Sie hatten dann nach der Belagerung von Leyden Utrecht besetzt und die

*) Groen van Prinsterer leugnet freilich (Archives Th. V. S. 272) standhaft und mit Gründen, daß Wilhelm je den Vorsatz gehabt habe, das Land unter Wasser zu setzen und dann zu verlassen: doch schreibt Wilhelm (Th. V. S. 27) seinem Bruder Johann; Si les princes d'Allemagne ne venillent aucunement prester l'oreille, nous remettrons notre cause en dieu, avec ferme espoir, qu'il ne nous abandonnera point, *comme aussi de nostre côté* nous sommes icy résoluz de ne quicter la deffence et de sa parolle et de nostre liberté jusqu'au dernier homme.

Bürger dieser Stadt so lange geplagt, bis Valdes ihnen den Sold zahlte. Jetzt benahmen sie sich, als wenn sie allein Herren im Lande wären.

Hopperus, welcher in Spanien die Angelegenheiten von Flandern besorgte, erklärte, nur der König selbst könne den Folgen der Zwietracht zwischen den Spaniern und Niederländern abhelfen; dieser hatte aber nicht Lust, Spanien zu verlassen. Philipp ernannte deshalb seinen Bruder Don Juan von Oestreich. Da dieser jedoch nicht unmittelbar abreisen konnte, so gab der König einem anderen Rathe, welchen Hopperus ihm ertheilte, Gehör; er suchte die katholischen Niederländer durch einen Beweis großen Zutrauens zu gewinnen. Er billigte nämlich nicht allein die Uebernahme der Statthalter-Geschäfte durch den Staatsrath mit ausdrücklichen Worten und erkannte die von demselben getroffenen Maaßregeln an, sondern er erklärte auch, daß der Staatsrath bis zu Don Juan's Ankunft die Regierung führen solle. Die drei Mitglieder, aus welchen derselbe jetzt bestand, Philipp von Croy, Herzog von Aerschot, Barlaimont und Viglius, gesellten sich zur Ergänzung noch vier Männer zu. Die königliche Verfügung wurde mit einer in Spanien und besonders bei Philipp II. ganz ungewöhnlichen Schnelligkeit getroffen; denn sie ist vom 24. März datirt. Dadurch ward, bei der damaligen Lage der Dinge, bei der eingerissenen völligen Zuchtlosigkeit, das Ansehen des Königs ganz in die Hände der niederländischen Aristokratie gebracht, weil der König dem Staatsrath und den Prälaten, Edeln und Städten der Provinzen seine Einwilligung in die von Ersterem gethanen Schritte sehr freundlich kund that. In den südlichen Provinzen der Niederlande war also die Regierung jetzt bei den Ständen. In Holland und Seeland dagegen war Wilhelm von Oranien vermöge der alten Rechte der Statthalter fast unabhängiger Herr*), obgleich er scheinbar immer noch den König Philipp als Oberherrn anerkannte. Im Oktober 1574 war er von den holländischen Ständen zum Regenten ernannt worden; am 4. Juni des folgenden Jahres schlossen Holland und Seeland ein vorläufiges Bündniß. Da die Spanier und ihre Anführer, welche die vielen von Alba errichteten Forts besetzt hielten und sich sogar ihre Hauptleute selbst wählten, unsägliche Frevel verübten, so griff der Staatsrath zu dem bedenklichen Mittel, den Einwohnern ihre Waffen zurückgeben zu lassen und veranlaßte eine blutige Fehde zwischen den Bürgern und Soldaten. Der Staatsrath erließ nämlich, so sehr auch Viglius, Barlaimont und andere den Spaniern ergebene Mitglieder desselben sich widersetzten, eine Proklamation, welche einen inneren Krieg in den bisher getreuen Provinzen hervorrief. In dieser Bekanntmachung, welche der Herzog von

*) S. Groen van Prinsterer, Archives T. V. p. 270.

Aerschot, Statthalter von Flandern, durchgesetzt hatte, wurden die Niederländer aufgefordert, Gewalt mit Gewalt abzuwehren.

In dieser Zeit war der Prinz von Oranien besonders thätig, seinen Einfluß und seine Verbindungen auch in den wallonischen Provinzen zu benutzen und zunächst alle spanisch gesinnten Räthe aus dem Staatsrathe zu entfernen. Die spanischen Soldaten hatten jedoch bis zum Herbst 1576 die Oberhand in den Niederlanden. Sie hatten die Citadellen von Gent, Antwerpen, Utrecht und Valenciennes besetzt, sie nahmen Alost ein und plünderten es ganz aus, sie zogen endlich von dort aus gegen Maastricht, wo sich die daselbst liegenden deutschen Miethstruppen der Spanier mit ihnen vereinigten. Auch Maastricht wurde ganz ausgeplündert und die Einwohnerschaft der Stadt aufs Empörendste mißhandelt. Man mußte solches dulden, da trotz allen amerikanischen und anderen Geldquellen die Finanznoth bei der spanischen Regierung fürchterlich war. Der König hatte im Jahre 1572 für den niederländischen Krieg bereits 42 Millionen Piaster ausgegeben und war ungefähr den dritten Theil dieser Summe verschiedenen Handelshäusern schuldig; da ließ er sich vom Papste die Erlaubniß zu einer Rentenconversion geben und setzte den Zins der Anleihe eigenmächtig herab. In Brabant und Flandern, wo die meisten Bewohner gut katholisch waren, empfand man doch immer schwerer die Bedrückungen der spanischen Soldaten. Antwerpen, eine der reichsten Städte des damaligen Europa, war die Beute derselben. Sie plünderten und verwüsteten drei Tage lang die Stadt; sie hielten sich, weil auch die Bürger sich am Widerstande betheiligt hatten, zu den schändlichsten Greueln berechtigt. Den Betrag des Schadens, welchen sie dort anrichteten, wagen wir nicht festzustellen, weil die Berichte der verschiedenen Schriftsteller darüber gar zu sehr von einander abweichen; aus allen diesen verschiedenen Angaben aber kann man leicht beurtheilen, welchen Verlust die reichen Niederländer durch die Zuchtlosigkeit der spanischen Truppen erlitten, sowie welchen Rang Antwerpen damals unter den großen Städten Europa's einnahm. Es heißt nämlich, es seien mehr als 7000 Bürger elendiglich umgekommen und eine ungeheure Summe baaren Geldes geraubt worden. Die Letztere betrug nach den verschiedenen Angaben vier bis acht Millionen Gulden. Der ganze an Gebäuden, Waaren und baarem Gelde erlittene Schaden wird von Aubry in seinen sehr brauchbaren Denkwürdigkeiten auf 24 Millionen Gulden geschätzt.

Nach dem, was Groen van Prinsterer im fünften Bande seiner Actenstücke des Hauses Nassau angeführt hat, ist es jetzt ausgemacht, daß Prinz Wilhelm diesen Augenblick meisterhaft benutzte, um den Staatsrath, welcher damals auch für Brüssel fürchtete, zu einem Schritte zu bewegen, der den König sehr erbittern mußte. Er brachte es näm-

lich dahin, daß der Staatsrath gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs eine allgemeine Stände-Versammlung berief. Dies ging zunächst von Brabant und Hennegau aus; die anderen Provinzen folgten nachher, und zwar alle, mit alleiniger Ausnahme von Luxemburg. Die Versammlung der Stände erkannte bald, daß, so lange die Spanier im Besitze der Burg von Gent wären, für sie keine Sicherheit sein werde. So sehr daher auch die großen Herren der südlichen Provinzen dem Prinzen von Oranien abgeneigt waren und so sehr sie seine der spanischen ähnliche Politik und seinen Ehrgeiz fürchteten, so suchten sie doch seine militärische Hülfe. Wilhelm gewährte ihnen dieselbe unter der Bedingung einer innigen Verbindung, welche zwischen den nördlichen Provinzen oder mit anderen Worten ihm selbst und den südlichen oder katholischen Provinzen abgeschlossen werden sollte. Die Unterhandlungen wurden im September 1576 so schnell zum Ziele gebracht, daß Wilhelm schon am 13. September einige 1000 Mann aus Seeland nach Gent schickte, denen nachher noch andere folgten. Die Spanier in der Burg von Gent, welche sich bisher unter Mondragon tapfer gewehrt hatten, vertheidigten sich auch während der Abwesenheit desselben unter der Anführung von dessen heroischer Gemahlin mit jener bewunderungswürdigen Tapferkeit, die sie in diesem Jahrhundert in allen Ländern und Welttheilen bewiesen; jedoch nur bis Wilhelm's Truppen erschienen. Sie hatten sich zwei Monate lang vertheidigt, jetzt aber übergaben sie die Citadelle.

Die nächste Folge dieser Uebergabe war die Errichtung eines ephemeren Freistaates, welcher immer noch die spanische Oberherrschaft anerkannte, vielköpfig regiert ward und des Prinzen von Oranien bedurfte, auf diesen aber höchst eifersüchtig war. Bereits im April war für Holland und Seeland eine von 20 Städten beschickte Ständeversammlung in Delft abgehalten worden; auf dieser hatte man das früher vorläufig abgeschlossene Bündniß „unter dem Gehorsam des Prinzen von Oranien" förmlich bestätigt. Die Absicht Wilhelm's, mit der sogar Philipp Marnix von Sainte Aldegonde einverstanden war, den lutherischen wie den calvinischen Gottesdienst freizugeben und die Katholikenverfolgung einzustellen, war in diesen Provinzen nicht durchzuführen; die reformirte Religion behielt vorerst die Alleinherrschaft und nur in einer Stadt (Woerden) hielten sich die Lutheraner. Nun hatten, wie bemerkt worden ist, im September die Stände der südlichen Provinzen eine Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, als Statthalter und Regenten der nördlichen Provinzen, abgeschlossen, und vermöge dieser Verbindung war ihm der Hafen Nieuport eingeräumt worden, wogegen er seine Truppen schickte. Diese Verbindung ward nachher in eine förmliche Union verwandelt und der Vertrag über dieselbe inner-

halb 19 Tagen abgeschlossen. Um die Bedingungen zu verabreden, hatten die nördlichen Provinzen neun Deputirte, die in Gent versammelten Stände der katholischen Provinzen ebenso viele ernannt, und weil dem Prinzen Wilhelm Alles daran gelegen war, daß die Verbindung noch vor der Ankunft des Don Juan d'Austria abgeschlossen werde, so ward die Urkunde, welche man die Genter Pacification zu nennen pflegt, schon am 8. November 1576 unterzeichnet. Das Wesentliche der Union war, daß die in des Königs Namen handelnden Stände, ohne diesen gefragt zu haben, Dinge zugestanden, welche derselbe unmöglich billigen konnte. Sie erneuerten nämlich vermöge derselben das Ausweisungs-Edict gegen die spanischen Truppen *). Sie versprachen ferner die Aufhebung der gegen die protestantische Religion erlassenen Verordnungen, sowie die Berufung einer allgemeinen Ständeversammlung der nördlichen und südlichen Provinzen, um nicht nur die Angelegenheiten im Allgemeinen und Besonderen zu ordnen, sondern auch, was dem Könige das höchste Aergerniß sein mußte, die Duldung und Ausübung der protestantischen Religion in Holland und Seeland einzurichten bis auf den Ausspruch der Generalstaaten. In allen übrigen Provinzen sollte die öffentliche Religionsübung nur den Katholiken gestattet sein; doch die Inquisition sollte fern gehalten werden. Der Prinz von Oranien erhält Vergütung für einen Theil der von ihm aufgewandten Kosten. Allgemeine Amnestie wird ertheilt und die Ausgewanderten können ungehindert heimkehren. Noch ehe also Don Juan, welcher von Mailand aus nach Spanien gerufen worden war und von dort aus ohne Geld oder Truppen verkleidet durch Frankreich nach Luxemburg, als der einzigen in die Genter Pacification nicht eingeschlossenen Provinz, reiste, in den Niederlanden eintreffen konnte, hatten die Spanier die bis dahin noch behaupteten Vortheile verloren. Die Burgen von Gent, Cambray, Valenciennes und Utrecht waren geschleift, Holland und Seeland durch das Actenstück vom 8. November 1576 innig mit Brabant, Artois, Flandern, Hennegau, Valenciennes, Douay, Orchies, Namur, Tournay, Utrecht und Mecheln verbunden, und der neue königliche Statthalter mußte, wenn er im Lande zugelassen werden wollte, sich zu Unterhandlungen verstehen. Hugo Grotius meint, damals sei eine günstige Wendung für die Sache der gesammten Niederlande zu hoffen gewesen. Indessen hatte sich die Verschiedenheit der nördlichen und südlichen Niederlande in den Interessen und in der Denkweise schon bedenklich kundgegeben. Auch lag ein Keim zum Zwiespalte darin, daß die heimkehrenden Auswanderer, größtentheils Reformirte, sich mit bloßer Duldung nicht zu begnügen gedachten.

*) Puisqu'ils sont esté déclairéz ennemis de sa Majesté par les commis du gouvernement.

Wir brechen hier die niederländische Geschichte ab, weil wir glauben, daß sie, soweit unser Zweck ihre Behandlung erfordert, besser in die folgenden französischen, spanischen und englischen Geschichten eingeschoben werden kann, mit welchen sie innig verflochten wurde.

5. Die französischen Religions-Kriege bis zum Frieden von St. Germain.

Gleich nach dem Abschlusse des im März 1568 abgeschlossenen sogenannten kurzen Friedens, den man auch den Frieden von Longjumeau nennt, zeigte es sich, daß König Karl IX. und seine Mutter mit demselben nur darum so sehr geeilt hatten, damit sie des Pfalzgrafen Johann Kasimir und der deutschen Truppen, welche den Reformirten zu Hülfe gekommen waren, schnell entledigt würden. Man erfüllte die Bedingungen jenes Friedens nicht; in vielen Städten weigerte man sich, die Heimkehrenden einzulassen; man gebot allen Reformirten, ihre öffentlichen Aemter niederzulegen. Dazu schloß man Brüderschaften gegen sie und die Geistlichkeit erklärte unter Vorgang der Jesuiten, man habe Ketzern kein Wort zu halten. Im Laufe des Sommers wurde der Gottesdienst der Hugenotten überall gestört und viele derselben ermordet. Der König forderte die Summe, welche er zur Bezahlung des Pfalzgrafen aufgenommen hatte, von den Protestanten zurück; ja er wollte auch nicht zugeben, daß die Häupter der Reformirten dieses Geld durch eine Steuer von ihren Anhängern erheben dürften. Eine einzige Clausel des kurzen Friedens reicht hin, um zu beweisen, daß derselbe die Reformirten unmöglich beruhigen konnte*). In der That mußte Alles, was der Hof that, den Prinzen von Condé, den Admiral Coligny und dessen Bruder d'Andelot abhalten, ihre Truppen zu entlassen. Dies geht aus den gleich nachher gemachten zahlreichen Verordnungen hervor, sowie aus der Entlassung des vortrefflichen, jeder ungerechten und gewaltsamen Handlung feindseligen Kanzlers l'Hôpital; demselben wurden die Siegel abgenommen und er begab sich aufs Land, wo er nach fünf Jahren starb. An seine Stelle trat der Bischof von Orleans, ein Freund der Guisen. Vom Papst erhielt die Regierung Erlaubniß, für eine bedeutende Summe, nämlich bis zum Jahresertrag von 150,000 Livres, geistliche Güter zu verkaufen, um den Ertrag zur Vertilgung der Ketzerei zu verwenden.

Wenn man bei La Noue, einem Augenzeugen, liest, wie beide Theile sich vor, während und gleich nach den Unterhandlungen über jenen Frieden aussprachen, und welche unbeschreibliche Erbitterung und Wuth

*) Sie lautet: Der Friede sollte dauern jusqu'à ce que par la miséricorde de dieu tous les sujets du Roi se trouvassent réunis dans la profession d'une seule et même religion.

der Krieg bei den Katholiken wie bei den Protestanten erzeugt hatte, so wird man begreifen, warum schon im September beide Theile wieder zu den Waffen griffen. Im August wurden dem Admiral, der sich mit seinen Haustruppen und ritterlichen Freunden in der Burg von Chatillon aufhielt, und dem Prinzen von Condé, welcher in der burgundischen festen Stadt Noyers lebte, die Schritte der königlichen Regierung immer bedenklicher; der Admiral begab sich ohne starke Begleitung zu dem Prinzen nach Noyers oder vielmehr auf das nahe gelegene Schloß, das der Prinzessin von Condé gehörte. Dies war kaum geschehen, als der Statthalter von Burgund, Tavannes, ein wüthender Ketzerfeind, den Befehl erhielt, beide Männer heimlich aufzuheben. Der Anschlag wäre auch gelungen, wenn nicht Condé noch zu rechter Zeit einen Wink erhalten hätte. Die Truppen des Statthalters hatten nicht nur bereits die Burgen in weiter Entfernung eingeschlossen und die gewöhnlichen Uebergänge der Loire besetzt, sondern sie zogen sich auch schon immer enger und enger zusammen, als der Prinz gewarnt wurde. Dieser und der Admiral ergriffen darauf mit ihren Angehörigen und Begleitern sogleich die Flucht und gelangten, indem sie durch eine gewöhnlich nicht benutzte Furth der Loire gingen *), in der Nacht des 1. September 1568 nach La Rochelle. Von den Bewohnern dieser Stadt freudig aufgenommen, riefen sie alle ihre Freunde und Anhänger zu sich. Auch die Wittwe Anton's von Bourbon, Johanna d'Albret, fand sich in La Rochelle ein. Diese Frau, deren Muth einer ihrer Zeitgenossen auf eine etwas sonderbare Weise lobt **), brachte ihren Sohn, den späteren König Heinrich IV., und ihre Tochter, sowie eine von vortrefflichen Officieren geführte Heeresabtheilung mit. Das Heer der Protestanten wuchs bald bis auf 18,000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter an; zugleich setzten sie auch andere Städte, wie Sancerre und Montauban, in Vertheidigungsstand. Johanna erließ darauf ein Schreiben an den König, an dessen Mutter Katharina, an den Herzog von Anjou und an den Kardinal von Bourbon, und rechtfertigte in diesem Schreiben die feindliche Stellung, welche sie und die anderen Häupter der Protestanten gegen den König angenommen hatten. Katharina von Medicis aber, welche den Krieg übereilt veranlaßt hatte, erschrak, als sie sich von einem bedeutenden Heere unter Condé, Coligny und d'Andelot bedroht sah. Sie suchte deshalb durch neue Vorschläge zu täuschen; dies gelang ihr aber nicht.

Condé hatte St. Jean d'Angely und Angouleme besetzt und stand in Poitou. König Karl dagegen hatte seinen Bruder, den Herzog von Anjou, aufs Neue zu seinem Stellvertreter (lieutenant du roi) ernannt,

*) Passant la Loire en un lieu inaccoustumé.
**) Qui n'avoit de femme que le sexe.

obgleich derselbe die Truppen nicht commandiren konnte und man ihm deshalb Tavannes und Sansac zur Seite gab. Beide Heere zogen in den letzten Monaten des Jahres 1568 zwischen der Loire und der Garonne umher, ohne daß es zum Kampfe kam; beide verübten entsetzliche Grausamkeiten, weil das eine wie das andere von einem Fanatismus beseelt wurde, der dem südlichen Frankreich und dem dasselbe bewohnenden Völkerstamme stets eigen gewesen ist. Im königlichen Heere war überdies eigentlich Niemand, welcher überwiegendes Ansehen besaß, und Tavannes beklagt sich in seinen Denkwürdigkeiten bitterlich über den Herzog von Anjou. Da die Protestanten stets um Geld verlegen waren, so überließ Condé im Anfange des Jahres 1569 dem Admiral für einige Zeit den Oberbefehl, um nach La Rochelle zu reisen und Geld herbeizuschaffen. Er fand die Protestanten überall um so geneigter, Leben und Gut zu opfern, als die neuerdings vom Hofe ausgegangenen Edicte ganz in Alba's Sinne abgefaßt waren und man in denselben den Protestanten jede Art von Duldung verweigerte. In diesen Edicten hatte der König alle Verordnungen, welche früher zu Gunsten der Protestanten erlassen worden waren, ausdrücklich widerrufen und jede andere als die katholisch-apostolisch-römische Religion in seinem Reiche verboten. Er hatte sogar befohlen, daß jeder, welcher diesem Gebote zuwider handele, an Leib und Gut gestraft werden solle. Er hatte außerdem nicht nur den Geistlichen der Protestanten befohlen, innerhalb 14 Tagen das Land zu verlassen, sondern auch durch ein anderes Decret, welches zu gleicher Zeit in Paris bekannt gemacht wurde, alle Angestellten, die bei der neuen Lehre beharren würden, ihrer Aemter und Stellen für verlustig erklärt. Das Parlament hatte diese Edicte beim Einregistriren noch durch Zusätze verschärft; Jeder, der ein Amt erhielte, sollte künftig schwören, in der katholischen Kirche zu leben und zu sterben. Die Königin von England unterstützte daher auch den Prinzen von Condé mit einer Summe von 100,000 Goldgulden oder, wie man diese damals nannte, Anglonen. Die Stadt La Rochelle gab 26,000 Dukaten als Anlehen her und die Königin Johanna verkaufte die Kirchengüter in ihrem Gebiete.

Während der Admiral die Feinde beschäftigte, konnte Condé, bei welchem die Königin von Navarra und ihre Kinder verweilten, in zwei Monaten eine Macht gründen, oder er konnte, wie la Noue sagt, aus einem bloßen Parteigänger eine Macht werden *) Im Februar erschien Condé wieder beim Heere. Jetzt zögerten und manövrirten er und der Admiral, um den Feind aufzuhalten, weil sie den Pfalzgrafen Wolf-

*) Somme, qu'en moins de deux mois de pauvres vagabonds, qu'ils étoient ils se trouvèrent ès mains de moyens suffisans pour la continuation d'une longue guerre.

gang von Zweibrücken mit deutschen Truppen erwarteten. Beim königlichen Heere dagegen waren deutsche Reiter, 2500 an der Zahl, bereits eingetroffen, und dieses suchte deshalb eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. Einige Zeit hindurch erreichten Condé und der Admiral ihre Absicht: sie hielten die königlichen Truppen jenseit der Charente zurück. Allein am 12. März 1569, als der Erstere in Jarnac, der Admiral im Domikaner-Kloster zu Bassac übernachtete und das Haupt-Corps bei Cognac stand, versäumten die an der Charente aufgestellten Truppen ihre Pflicht, weil sie es zu unbequem fanden, unter freiem Himmel oder unter Zelten zu übernachten. Sie trafen an dem Orte, nach welchem sie gesendet waren, keine Häuser an und entfernten sich daher vom Flusse. Das königliche Heer benutzte dies, um über den Fluß zu gehen, sich der Stadt Chateanneuf zu bemächtigen und schnell vorzurücken. Einige Meilen von Cognac, beim Dominikaner-Kloster von Bassac, lagen Coligny, d'Andelot und Andere, Condé aber stand mehrere Stunden von ihnen entfernt bei Jarnac. Der Letztere drang, als bei Bassac zum Nachtheile der Reformirten gekämpft wurde, an der Spitze des hohen Adels und der Ritterschaft seiner Partei allzu hitzig auf den Feind ein und warf zwar anfangs Alles vor sich nieder, gab aber bald sich eine Blöße, welche Tavannes, der den Herzog von Anjou leitete, sogleich benutzte, indem er den Prinzen von der Seite her angriff. Bei dieser Gelegenheit stürzte Condé vom Pferde und ward gefangen genommen. Er hatte, als er zu Boden gefallen war, einen Officier des königlichen Heeres (d'Argenee) zu sich gerufen und demselben seinen Degen übergeben. Während dieser ihn hierauf als Gefangenen mit sich fortführte, erkannte der gerade vorüberreitende Garde-Capitän des Herzogs von Anjou, Montesquiou, den Prinzen und schoß ihm eine Kugel durch den Kopf. Der Getödtete, der kaum das 39ste Jahr erreicht hatte, hinterließ einen Sohn, Heinrich von Condé, welcher später einer der ausgezeichnetsten Feldherren der Franzosen geworden ist. Uebrigens hatte sich in dieser Schlacht bei Jarnac oder, wie d'Avila sie nennt, bei Bassac, auch der junge Heinrich von Guise, welcher bald bedeutender wurde, als sein Vater Franz gewesen war, beim königlichen Heere befunden. Der Verlust der Reformirten in dieser dritten Schlacht, welche der Prinz von Condé verlor, war der Zahl nach gering; denn er betrug nur wenige hundert Mann. Um so bedeutender war er dagegen in Hinsicht auf den Rang der Gefallenen. Die Zahl der umgekommenen Glieder des Adels, deren Namen Castelnau aufzählt, betrug allein über hundert. Gleich nach der Schlacht wurde Jarnac vom Admiral geräumt und schon am 13. März besetzte der Herzog von Anjou diese Stadt. Coligny, d'Andelot und ihre Verwandten hatten nur wenige Leute um sich, weil man sie überrascht

hatte und weil das Treffen ein Reiterkampf gewesen war; es sammelte sich aber nachher in Saintes, wo der Sohn des getödteten Prinzen, Heinrich von Condé, und der Sohn der Johanna d'Albret, Heinrich von Navarra, sich befanden, das ganze Heer wieder um sie. Auch war die Schlacht nur scheinbar entscheidend gegen die Reformirten; denn Johanna d'Albret, der Admiral Coligny und dessen Bruder d'Andelot, welcher zwei Monate nachher (8. Mai) starb, richteten den Muth ihrer Anhänger dadurch wieder auf, daß sie die genannten Prinzen als Häupter der Partei anerkennen ließen. Heinrich von Navarra, damals erst 15 Jahre alt, wurde zu Tonnay-Charente von den Glaubens- und Parteigenossen des Jahres 1569 durch die sämmtlichen Protestanten förmlich zum Oberhaupte gewählt; seine Mutter hielt eine ermuthigende Anrede an die Versammelten und er selbst schwur, die Religion zu vertheidigen und bei der gemeinsamen Sache auszuharren. Der Admiral ward sein Lehrer in der Kriegskunst und sein Führer.

Der ehrwürdige greise Admiral brachte der Sache, welche er leitete, große Opfer, und ließ sich weder durch seine Absetzung von der Groß-Admirals-Würde, noch durch seine Aechtung, noch durch die Einziehung seiner Güter und die Schleifung seiner Schlösser schrecken. Im September nämlich erklärte ihn das Parlament für einen Hochverräther, ließ sein Bild auf dem Greveplatz an den Galgen hängen und versprach demjenigen, der ihn lebendig oder todt abliefern würde, eine Belohnung von 50,000 Goldthalern. Coligny führte den Krieg im Jahre 1569 um so glücklicher, da er seine vorsichtige Leitung nicht mehr durch die tapfere, aber oft zu hitzige Streitlust des Prinzen Ludwig von Condé gestört sah. Nachher erhielt er noch dazu den Vortheil, daß der einzige Mann im königlichen Heere, der ihm an Kriegserfahrung gleichkam, durch die Kabalen des Hofes verdrängt wurde. Dieser Mann war der Marschall von Tavannes, welchem der Herzog von Anjou den Gewinn der Schlacht bei Jarnac verdankt hatte, und der nachher im October noch einmal eine Schlacht für denselben gewann.

Das Heer der Protestanten war anfangs an Zahl dem königlichen fast gleich. Dagegen hatte dieses schweres Geschütz, an welchem es den Protestanten gänzlich mangelte; bald langten bei den Regierungstruppen auch Italiener, Spanier, Schweizer und Deutsche an. Der Markgraf von Baden hatte nämlich Reiter gesendet, und Castelnau, welcher an diesen abgeordnet gewesen war, hatte gleich darauf vom Herzog von Alba Spanier erhalten, die er dem königlichen Heere zuführte, während Herzog Wolfgang Wilhelm von Zweibrücken den Reformirten zu Hülfe eilte. Der Letztere, mit welchem Ludwig von Nassau und die Seinigen sich vereinigten, machte einen meisterhaften Marsch durch Feindes Land und kam, nachdem er die Burg La Charité ge-

nommen hatte, glücklich bis in die Nähe von Limoges. Hier hatte der Admiral zu ihm stoßen sollen; Wolfgang Wilhelm war aber, als derselbe am 11. Juni anlangte, bereits gestorben. Der Graf Vollrath von Mansfeld, welchem er vor seinem Tode den Oberbefehl übertragen hatte, konnte nachher nicht verhindern, daß viele von den Miethlingen sich verliefen. Der Admiral gerieth daher in große Verlegenheit, als der Marschall von Tavannes, welcher damals noch unter dem Namen des Herzogs von Anjou commandirte, ihn am 3. October bei **Montcontour**, einem südlich von der Loire und nördlich von Poitiers gelegenen Orte, zum Kampfe nöthigte. Auch in diesem Treffen siegte das königliche Heer; Coligny, stark im Gesicht verwundet, mußte sich vom Schlachtfelde entfernen und die Reformirten verloren nach den besten Angaben gegen 5—8000 Mann. Allein gleich darauf änderten sich die Umstände zu Gunsten der Besiegten. Karl IX. war eifersüchtig auf seinen Bruder, den Herzog von Anjou, und wurde in dieser Stimmung durch den Baron von Retz (Alberto Gondi aus Florenz) bestärkt, Tavannes verlor seinen Einfluß; der Sieg ward nicht verfolgt, indem das katholische Heer, statt den Feind im Felde aufzusuchen, sich mit Belagerungen beschäftigte; der Papst, welcher der falschen und unbeständigen Katharina von Medicis nicht traute, rief seine Truppen zurück; der König von Spanien, welcher immer nur in der Absicht, die Unruhen zu unterhalten, nicht sie zu stillen, Geld und Truppen hergab, zog die seinigen ebenfalls zurück; und endlich entließ man sogar einen Theil des eigenen Heeres, um ihn nicht bezahlen zu müssen. Später begaben sich überdies noch Katharina, der König und der Herzog von Anjou nach Angers und ließen es sich daselbst wohl sein. Dies verschaffte den Protestanten, welche theils durch die in vielen Plätzen nöthigen Besatzungen, theils dadurch, daß sich jeden Tag eine Zahl von Soldaten und Officieren entfernte, ganz geschwächt waren, die Möglichkeit, in La Rochelle eine Versammlung zu halten, um sich über die Fortsetzung des Krieges zu berathen. Coligny überzeugte die Versammelten, daß sie, wenn sie nicht schnell besiegt sein wollten, das offene und flache Poitou verlassen und sich in das Gebirge von Languedoc ziehen müßten. Die Vertheidigung von La Rochelle überließ er vorerst dem trefflichen La Noue und dem Herrn von La Rochefoucauld.

Damals bewies Johanna d'Albret den von allen Geschichtsschreibern bewunderten Heldenmuth, den sie auch ihrem Sohne, dem gemüthlichen Prinzen von Bearn, einflößte. Von demselben Eifer für die reine evangelische Lehre beseelt, der den Admiral erfüllte, hielt Johanna begeisterte Reden an die kleine Schaar, welche bei ihr und dem Admiral ausharrte und dem Letzteren auf seinem Zuge durch die verschiedenen südöstlichen Provinzen Frankreichs und über die Gebirge folgte. Dort

nahm das Heer wieder an Zahl zu, während das königliche sich mit der Belagerung kleiner Plätze, wie St. Jean d'Angely, aufhielt. La Noue, einer der vorzüglichsten Generale der Reformirten, welcher in der Schlacht bei Jarnac gefangen worden war, später aber ausgewechselt wurde, tadelt in seinen für die Geschichte dieses Krieges sehr wichtigen, durch die Bescheidenheit ihres Verfassers merkwürdigen Denkwürdigkeiten die Anführer des königlichen Heeres, weil sie den Rest der Truppen des Admirals nicht aufsuchten und vernichteten, sondern vielmehr abziehen ließen. Schon in der Gascogne ward das Häuflein durch den Enthusiasmus, welchen die beiden jungen Prinzen unter dem ihnen ganz ergebenen streitbaren Adel des Südens zu erwecken verstanden, bald wieder zu einem Heere*). Es gehört übrigens nicht hierher, den meisterhaften Zügen des Admirals zu folgen, welche dieser bis nach Roussillon und von dort über das rauheste Gebirge machte, bis er endlich Burgund erreichte. La Noue besiegte inzwischen die Katholiken, belagerte Fontenay und zwang es zur Uebergabe. Da er bei dieser Gelegenheit den linken Arm verlor und sich denselben durch einen eisernen ersetzen ließ, nannte man ihn Bras de fer. Gleichzeitig nahmen die Reformirten unter Rohan und La Rochefoucauld die Insel Oleron ein.

In dieser ganzen Zeit stand Katharina von Medicis mit Johanna d'Albret in Briefwechsel. Sie schickte sogar den Herrn von Castelnau nach La Rochelle, um die Königin von Navarra zum Frieden zu bewegen. Johanna wies denselben an die Führer des Heeres und erklärte offen, daß sie den Räthen der Königin gar nicht traue. Sie wisse, sagte sie, daß der Kardinal von Lothringen mit Philipp II. und Andere mit dem Papste unterhandelten, und daß man nach dem Rathe dieser Beiden den Protestanten weder Wort noch Treue halten werde. Der Admiral hoffte damals auf ein Heer, welches der Pfalzgraf Johann Kasimir, nachheriger Administrator der Pfalz, ihm zuführen wollte. Dieser war zu Heinrich's II. Zeit in Frankreich erzogen worden, kannte alle Verhältnisse und hatte sich schon vorher furchtbar gemacht. Deshalb rieth selbst der Kardinal von Lothringen, als Coligny im April 1570 gegen Paris vordrang, um sich nachher mit dem Pfalzgrafen zu verbinden, zum Frieden. Das Haus der Guisen war damals mächtiger, als der König; denn der Kardinal leitete die Kabalen mit Spanien und dem Papste und seine beiden Neffen, Heinrich von Guise und der Marquis und nachherige Herzog von Mayenne, hatten sich im Felde sehr ausgezeichnet. Coligny hatte sich in der Zeit nach der Schlacht bei Montcontour größer bewiesen als je. Er war durch Perigord, Limousin, Quercy, Gascogne, Dauphiné, Lyonnois, Vivarais und

*) Laissant couler sans empêschement ceste petite pelote de neige; en peu de temps elle se fit grosse comme une maison.

Champagne zuerst nach Burgund gelangt und hierauf mit großer Kühnheit fast ohne Geschütz bis in die Nähe von Paris vorgedrungen, wobei er das Fußvolk mit auf die Pferde der Reiter hatte aufsitzen lassen. Der Marschall von Cossé, der an der Stelle des erkrankten Herzogs von Anjou den Oberbefehl führte, bekämpfte die Protestanten sehr lässig, so daß er dem Anhang der Guisen verdächtig wurde. Coligny stand gerade im Begriffe, sich mit Johann Kasimir in Lothringen zu verbinden, als es mit dem Frieden Ernst wurde und man einen Waffenstillstand schloß.

Die Hauptschwierigkeit bei den Friedensverhandlungen, welche während dieses Zuges von Coligny stets fortgesetzt worden waren, bestand in dem Umstande, daß die Protestanten eine unbeschränkte Ausübung ihrer Religion forderten und daß sie eine Anzahl fester Plätze verlangten, die sie als Bürgschaft mit ihren Truppen besetzt halten dürfen. Die letztere Forderung war für die Regierung bedenklich, weil, wenn man sie gewährte, in der That die protestantischen Häupter der Regierung als eine neue Macht gegenüber gestellt und den unzufriedenen Großen eine neue Stütze gewährt wurde. Noch am Ende des Monats Mai weigerte sich der Hof, die Ausübung der Religion im ganzen Reiche zuzulassen, obgleich dieselbe in gewissen Provinzen und Orten geduldet werden sollte. Außerdem wollte er den Protestanten nur zwei feste Plätze einräumen. Im Juni versprach man zwar mehr; es geschah dies aber mit dem festen Vorsatze, nichts zu halten. Hierauf begaben sich am 7. Juli 1570 Teligny, La Rocle und Arnaud de Cavagnes, Parlaments-Rath in Toulouse, nebst dem Geheimschreiber Heinrich's von Navarra, la Chassetierre, als Abgeordnete der Protestanten an den Hof. Sie wurden dort mit dem nachher als Marschall von Frankreich auf traurige Weise berühmt gewordenen General von Biron, mit Heinrich von Mesme, Herrn von Malassisse, und mit dem Herrn de Roissy über die Bedingungen einig. Jedoch verzögerten die päpstlichen Abgeordneten in Verbindung mit der mächtigen ultramontanen und antinationalen Partei, welche sich schon damals gebildet hatte, den Abschluß des Friedens um einen ganzen Monat. Erst am 8. August 1570 ward derselbe in St. Germain en Laye förmlich abgeschlossen. Durch diesen Frieden von St. Germain ward den Reformirten volle Gewissensfreiheit und eine allgemeine Amnestie zugestanden. Sie erhielten alle ihnen entzogenen Rechte, Güter und Aemter zurück, und jedes gerichtliche Verfahren gegen sie wurde aufgehoben. Ferner gestand man ihnen die Ausübung ihrer Religion in allen den Orten zu, in welchem dieselbe vor dem ersten August statt gehabt hatte. Diejenigen adligen Herren, welche die hohe Gerichtsbarkeit ausübten, durften zu dem von ihnen veranstalteten Gottesdienste nicht nur ihre Unterthanen, sondern jeden Protestanten, die Herren

vom niederen Adel aber zehn Freunde zulassen. Auch in jedem Gouvernement, in welchem vor jenem Tage kein reformirter Gottesdienst gewesen war, ward derselbe in den Vorstädten zweier Städte erlaubt; nur in Paris und zehn Stunden im Umkreise dieser Stadt, sowie da, wo der Hof sonst gerade verweile, und zwei Stunden davon sollten die Reformirten keinen Gottesdienst halten dürfen. Sie sollten bei Processen vor jedem Parlament einige Richter zurückweisen dürfen. Endlich wurden den Reformirten vier Sicherheitsplätze, La Rochelle, Montauban, Cognac und La Charité, auf zwei Jahre überlassen; doch mußten die Prinzen von Navarra und Condé und 20 vom Könige bestimmte Edelleute eidlich versprechen, daß diese Städte nach Ablauf der festgesetzten Zeit zurückgegeben werden sollten.

6. Die französischen Religions-Kriege bis zum Tode Karl's IX.

Der Friede von St. Germain war unausführbar, weil die Ausführung nicht vom Hofe, sondern von den Parlamenten, dem fanatisirten Volke, den damals noch fast ganz unabhängigen Großen und adeligen Gutsherren oder von den Magistraten der Städte abhing. Auch hatte man nur die Absicht gehabt, die Protestanten ganz sicher zu machen und ihre Führer und Häupter an gewisse Orte zu locken, damit zwei Jahre später im ganzen Reiche Tausende derselben durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt werden könnten. Daß man diese Absicht hatte, war seither trotz der Zeugnisse eines Brantome, eines de Thou und Anderer, die man in einer Note zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Bouillon angeführt findet*), nicht ganz ausgemacht, jetzt aber haben wir die Original-Documente, nämlich die Correspondenz, welche König Karl IX. 1572 mit Mandelot, dem Gouverneur von Lyonnois, führte**) in Händen. Diese 1830 in Paris gedruckte, bisher auf der Bibliothek nur handschriftlich vorhandene Correspondenz, welche der mit den anderen Statthaltern geführten ganz gleich war, ist furchtbarer, als die der September-Mörder des Jahres 1792. Die Letzteren sind offen und wagen sich zu ihren Grundsätzen zu bekennen; König Karl dagegen und sein vornehmes Werkzeug, der Statthalter Mandelot, verstellen sich gegen einander, und der Letztere hat sogar bis zur Erscheinung jener Actenstücke seine Zeitgenossen und die Nachwelt so sehr zu täuschen verstanden, daß, soviel wir wissen, Alle, welche

*) Collection universelle des mémoires relatifs à l'histoire de France, Vol. 48, Observ. 7, p. 413—417.

** Correspondance du Roi Charles IX. et du sieur de Mandelot, gouverneur de Lyon, pendant l'année 1572, époque du masacre de la Saint-Barthélémy. Paris, chez Crapelet, libraire editeur, MDCCCXXX.

seiner gedenken, auch Lacretelle, ihn als den edlen bezeichnen, der nicht morden wollte. In Karl IX., der eine feine Bildung besaß und keiner heftigen Genußliebe ergeben war, kämpfte gleichwohl ein ungestümes Temperament mit einem tiefen Hang zur Heuchelei. Seine Mutter Katharina und seine Rathgeber durften ihn nicht in dem Wahne stören, daß er vollkommen selbstständig handle; er haßte die Hugenotten als widerspenstige Unterthanen und betrachtete dabei auch die Guisen mit Mißtrauen. Vorläufig schien es ihm nützlich, sich den Prinzen und dem Admiral nachgiebig zu zeigen; er gestattete den Reformirten die Abhaltung einer allgemeinen Synode und war den Rathschlägen Coligny's zugänglich, der die Unterstützung der Niederländer gegen Spanien auch für politisch rathsam hielt. Um so mehr lag es im Interesse Spaniens, die Regierung mit den Hugenotten aufs Schroffste zu entzweien und sie auch von jeder Annäherung an die protestantischen Fürsten in Deutschland abzuhalten. Nach neueren Forschungen ist kaum zu bezweifeln, daß diese spanischen Gesinnungen bei der Veranstaltung der Bartholomäus-Nacht mitwirkten.

So unerhört das Verfahren der Regierung und die treulose Bosheit eines Mordplanes, welcher nach unserer Meinung anderthalb Jahre lang vom Könige, von seinem Bruder und von seiner Mutter gegen ihre Unterthanen und nächsten Verwandten betrieben wurde, auch sein mag, so erlaubt doch der Hauptzweck dieses Werkes nicht, daß wir der Ausführung desselben schon während des Jahres 1571 Schritt vor Schritt folgen. Wir begnügen uns, den Plan im Allgemeinen darzulegen und gelegentlich die Verstellung anzudeuten, die man zwei Jahre lang übte; wobei wir nicht unbemerkt lassen, daß auch die Ansicht, der furchtbare Ausbruch sei mehr aus dem Stegreif als nach langer Ueberlegung ins Werk gesetzt worden, ihre Vertreter hat*). Man fand, wie aus jener Correspondenz hervorgeht, nicht nur nöthig, die Spanier, den Papst und sogar die Guisen anfangs im Dunkel zu lassen, sondern auch die Werkzeuge der Mordthaten selbst (denn die meisten der Briefe an Mandelot sind Circulare) wurden getäuscht oder stellten sich wenigstens getäuscht, bis sie die letzten Befehle erhielten und auch dann noch heuchelten sie. Am schrecklichsten ist, daß man bei dem Morden, wie wir sehen werden, besonders auf die Tödtung der Reicheren speculirte, Inventare aufnehmen und die ganz Armen laufen ließ, und daß Leute wie Mandelot sich zum Antheile an der Beute empfahlen. Da wir blos

*) Karl IX. hatte offenbar an Coligny's Vorstellungen, die ihm selbst Kriegsruhm und autokratische Regierung verhießen, eine zeitlang Gefallen; Katharina dagegen erwog die Möglichkeit einer Vernichtung der Hugenotten-Partei gewiß schon lange bevor der Plan eine bestimmte Gestalt annahm. Vgl. Ranke, hist.-politische Zeitschrift II., 590.

den gar nicht zu bezweifelnden Urkunden folgen, so wollen wir zuerst die Art, wie im Allgemeinen die Reformirten getäuscht und in die Falle gelockt wurden, angeben, dann die allen Glauben übersteigende Entsittlichung des Hofes durch einige bekannte Beispiele ins Licht setzen und endlich aus der Geschichte des Jahres 1572 die einzelnen Schritte und Thatsachen anführen, welche zum letzten Ziele der Politik des Hofes oder zu demjenigen leiteten, was man jetzt rettende That (coup d'état) zu nennen und als solche zu billigen pflegt. Man billigte auch damals Mord, Raub und die Verachtung des göttlichen und menschlichen Rechtes, wenn nur der Zweck erreicht ward; über die Mittel, wie dies geschah, war man ganz gleichgültig.

Die Hauptaufgabe des Hofes bestand darin, daß man die Protestanten sicher zu machen und die Königin von Navarra nebst ihrem Sohne Heinrich, sowie den Prinzen von Condé und namentlich den Admiral Coligny an Orte zu locken suchte, wo der fanatisirte Pöbel den Reformirten an Zahl weit überlegen war. Um dies zu erreichen, scheute man sich eine zeitlang nicht, den spanischen König durch einen Ueberfall der Stadt Mons, durch die scheinbare Rüstung zu einem Kriege, mit dem es kein Ernst war, und sogar durch den laut ausgesprochenen Vorsatz eines englisch-französischen Bundes gegen Spanien augenscheinlich zu beleidigen. Alles dies geschah blos in der Absicht, die Reformirten ganz sicher zu machen. Der Cardinal von Chatillon, der sich in England aufhielt, wo er im Februar 1571 starb, erhielt den Auftrag, mit der Königin Elisabeth über ihre Verheirathung mit dem Herzog von Anjou zu verhandeln. Man erwog bereits, ob die Trauung zu Paris durch einen katholischen oder anderwärts durch einen reformirten Geistlichen vollzogen werden sollte. Nach des Kardinals Tod wurde der Marschall von Montmorency, ein Sohn des Connetable, in derselben Angelegenheit nach England geschickt; man hielt ihn für den nächsten Vertrauten des Königs und in Religionssachen konnte er einigermaaßen für gemäßigt gelten. Der Herzog von Guise, welcher darauf gerechnet hatte, die sittenlose Schwester des Königs, Margaretha von Valois, zu heirathen, wurde anfangs heftig erbittert und entfernte sich vom Hofe, als man der Königin von Navarra versprach, die Prinzessin mit ihrem Sohne zu vermählen. Guise erhielt freilich einen Wink vom Mordplan, aber erst viel später. Der Papst schickte seinen Neffen, den Kardinal Alessandro, ausdrücklich in der Absicht, die Heirath der Margaretha zu hintertreiben und dafür ihre Vermählung mit dem König von Portugal in Vorschlag zu bringen, nach Frankreich und dieser wurde erst als er in Frankreich angekommen war in das Mordgeheimniß eingeweiht. In denselben Circularbriefen endlich, in welchen der König selbst den Statthaltern ganz genau angibt, wie jeder in seiner

Provinz Veranstaltungen geheimnißvoller Art treffen solle, betheuerte er ihnen wiederholt seinen innigen Wunsch, daß alle Bedingungen des Friedens erfüllt und eine vollständige Duldung geübt werde. Zudem traute man auch dem König mildere Gesinnungen zu, seitdem er sich im November 1570 zu Mezières mit Elisabeth, der zweiten Tochter Maximilian's II., vermählt hatte; denn der Letztere war nicht nur duldsam, sondern in seinem Inneren sogar der Sache der Reformation geneigt.

Um begreiflich zu finden, wie Karl IX. schon vom Mai 1572 an Alles vorbereiten konnte, um Unglückliche in das Netz zu locken und ihre Beraubung und Ermordung kaltblütig im Voraus zu berechnen, darf man nur daran denken, daß zu derselben Zeit er und seine Brüder sich nicht schämten, ganz gemeinen Diebstahl und Mord zu üben, wofür sie nicht einmal die geringste politische Entschuldigung anführen konnten. Der König und seine Brüder speisten nämlich bei dem Präfecten von Paris oder, wie damals der Titel desselben war, beim Prévôt des marchands Nantouillet und ließen nach der Mahlzeit alles Silbergeräthe durch ihre Leute einpacken und mitnehmen. Wegen dieses Raubes erhob Nantouillet gegen diejenigen, welche dabei thätig gewesen waren, Klage beim Parlament. Der erste Präsident des Parlaments wollte die Klage annehmen; der König ließ ihm aber sagen; er möge sich keine Mühe geben, denn Nantouillet sei von gar zu mächtigen Leuten bestohlen worden. Später, als der junge Herzog von Guise sich zu eifrig um die Gunst von Karl's Schwester bewarb, durch deren Hand man Heinrich von Navarra und seine Mutter an den Hof locken wollte, bestand der König darauf, daß ihn der Herzog von Angouleme auf der Jagd meuchelmörderisch tödten solle. Er zeigte ihm zwei Degen und sagte, der eine sei für ihn bestimmt, wenn er nicht den anderen dem Herzoge von Guise auf der Jagd durch den Leib stoßen wolle. Ein anderer Mann ward wirklich getödtet, weil er zu der Zeit, als die bevorstehende Ermordung der Protestanten aufs Sorgfältigste geheim gehalten werden sollte, unvorsichtiger Weise merken ließ, daß er von der Sache wisse. Dies war Lignerolles, der Vertraute des Herzogs von Anjou. Der König ersah sich den Todfeind desselben, Villequier de la Guerche, zum Mörder. Als er diesen zu sich rufen ließ, war er sehr erstaunt, daß Villequier Bedenken hegen konnte, sich seines Feindes durch einen straflosen Mord zu entledigen. Er schalt ihn heftig und brachte es dahin, daß der Mord wirklich vollzogen wurde. Mit einer wahrhaft teuflischen Bosheit und Falschheit wurden auch im Jahre 1572 die Circularbriefe an die katholischen Statthalter der Provinzen abgefaßt, die wir aus der Correspondenz mit Mandelot kennen. Sie enthalten neben den heiligsten Versicherungen, daß der Friede werde erhalten werden, Befehle und die Angabe von Einrichtungen, welche

darauf hinzielten, daß die Protestanten an Orte, wo sie in der Gewalt ihrer Feinde wären, gelockt und Soldaten und Mordgesindel zu ihrer Vernichtung bereit gehalten werden sollten.

Um den Admiral zu täuschen, begünstigte man scheinbar den Lieblings-Plan desselben, welcher darin bestand, daß ein Krieg mit Spanien angefangen werde. Coligny ließ über die Vortheile eines solchen Krieges, welcher den inneren Streit beseitigen und Frankreichs Ruhm erhöhen sollte, eine Denkschrift ausarbeiten, die dem König übergeben wurde. Auch wurde die Unterhandlung mit England fortgeführt und der englischen Königin statt des einen Prinzen, des Herzogs von Anjou, nunmehr der andere, der Herzog von Alençon, als Gemahl angetragen; ja, am 19. April 1572 wurde sogar ein förmlicher Vertrag mit England, welcher gegen Spanien gerichtet war, zu Blois abgeschlossen. So feierlich aber auch die Sache verhandelt wurde, so wollten doch die beiden Königinnen, von denen das Ganze ausging, einander nur täuschen. Lediglich um die Reformirten ganz sicher zu machen und den alten Admiral zu betrügen, opferte man im Mai 1572 bei dem Unternehmen Ludwig's von Nassau gegen Valenciennes und Mons eine bedeutende Zahl der tapfersten Franzosen. Man erlaubte ferner öffentlich den Reformirten, ihren Glaubensgenossen in den Niederlanden beizustehen; man begünstigte den Admiral, als er den ersten Freiwilligen regelmäßige Truppen nachschickte; man ließ endlich sogar ein Heer sammeln, welches von La Rochelle zu Schiffe nach Flandern gebracht werden sollte. Allein man verrieth die eigenen Landsleute den Spaniern. Der Versuch Valenciennes zu überfallen schlug, wie wir wissen, fehl und nachher konnten Ludwig von Nassau und La Noue, so tapfer sie auch waren, die Stadt Mons nicht behaupten. Die Ursache des Mißlingens aber lernt man erst aus Mendoza's merkwürdigen Commentaren kennen. Dieser sagt uns, daß Katharina von Medicis und ihr Sohn einen ihrer Hofleute an den Herzog von Alba schickten, welcher Letztere dann seinem Sohne Friedrich von Toledo die Nachricht ertheilte, daß Johann Hengest, Herr von Genlis, mit einem Theile der Truppen, die der Admiral an der Grenze versammelt hatte, auf dem Marsche sei. Diese Heerschaar ward vernichtet und Genlis gefangen nach Antwerpen gebracht, wo man ihn dann wahrscheinlich heimlich aus der Welt schaffte.

Im März 1572 traf die Königin Johanna beim Hof in Blois ein; bald folgte ihr Sohn mit dem Prinzen von Condé und den ersten Herren vom protestantischen Adel. Im April wurde der Vertrag über die Vermählung des jungen Heinrich von Navarra mit des Königs Schwester Margaretha von Valois abgeschlossen. Im Mai kam die Königin Johanna mit allen reformirten Großen nach Paris, wo die

Königin Mutter ihr nicht viele Sympathie bewies, ebenso wie sie selbst an der Sittenlosigkeit des Hofes wenig Gefallen fand. Der König aber begegnete ihr aufs Verbindlichste und beruhigte sie über das Bedenken, der Papst möchte die Heirath nicht gestatten. Er erklärte ihr, wenn der Papst sich zu dumm anstelle (si Monsieur le pape fait trop la bête), so werde er selbst Margot zur Trauung führen. Aber Johanna starb schon am 10. Juni nach einer fünftägigen Krankheit. Nach der Versicherung Davila's wäre sie vergiftet worden; das Werk dieses Geschichtschreibers ist aber so sehr mit Irrthümern und absichtlichen Erdichtungen angefüllt, daß wir nicht den geringsten Werth auf sein Zeugniß legen. Freilich berichtet auch de Thou, es habe geheißen, Johanna sei von einem Mailänder durch parfümirte Handschuhe aus der Welt geschafft worden. Dessen ungeachtet scheint uns die Sache zweifelhaft, obgleich der König nur den Leib und nicht zugleich den Kopf der Gestorbenen öffnen und untersuchen ließ und man deshalb sagte, sie sei durch ein Gift getödtet worden, welches blos auf das Gehirn gewirkt habe. Uebrigens nahm ihr Sohn Heinrich gleich nach dem Tode seiner Mutter den Titel eines Königs von Navarra an.

Der Admiral Coligny hatte sich zwar durch die Vorspiegelung eines mit Spanien zu beginnenden Krieges in die Nähe von Paris locken lassen, er blieb aber immer noch auf dem Schlosse Madrid im Park von Boulogne (bois de Boulogne); man mußte ihn deshalb auf irgend eine Weise zu bewegen suchen, daß er in die Stadt selbst komme. Dies wurde dadurch erschwert, daß man ihn von allen Seiten beschwor, dem Hofe nicht zu trauen, weil er allein die Seele der Protestanten sei. Um ihn sicher zu machen, gebrauchte der König die zwei wegen ihrer Tapferkeit und Rechtlichkeit am meisten geachteten französischen Herren, die Marschälle von Cossé und Montmorency. In diese setzte der Admiral ein unbedingtes Vertrauen und sie selbst ahnten nicht im entferntesten, daß ihr König auf Mord und Verrath ausgehe*). Durch ihre heiligen Betheuerungen ließ der Admiral sich wirklich bewegen, nach Paris zu kommen. Hier ward er sowohl bei seiner Ankunft als auch nachher mit einer Aufmerksamkeit behandelt, welche ihn und die Reformirten gerade in dem Augenblicke einschläfern mußte, als im Kabinet der Beschluß gefaßt wurde, diese Ruhe zu benutzen, um Mordbanden auf die Reformirten zu hetzen. Der König ließ Kaspar von Schomberg nach Deutschland reisen, vorgeblich um Truppen für den

*) Dies war, wie bereits bemerkt, nach der mit Gründen gestützten Meinung neuerer Forscher beim König persönlich in der That nicht der Fall, da dieser erst am Tag vor der Ausführung sich gegen den Admiral einnehmen ließ, dann aber auch den Mordplan mit aller Heftigkeit seines leidenschaftlichen Gemüths erfaßte.

bevorstehenden Krieg mit Spanien zu werben; er wies außerdem dem jüngeren der beiden pfälzischen Prinzen, welche dem Hofe am meisten verhaßt waren, Christoph, ein Jahrgeld an, und bestimmte den älteren, Johann Kasimir, zum Anführer des Heeres. Das Haupt der Reformirten, der Admiral Coligny, wurde durch Schmeichelei und Falschheit so bestrickt, daß König Karl schon im Mai in einem an Mandelot gerichteten Kreisschreiben den Gedanken aussprechen konnte, das Vertrauen der Reformirten zu ihm sei jetzt so groß, daß die denselben im Frieden eingeräumten festen Plätze ihm wieder übergeben werden würden. Die Königin hielt Karl's freundlichen Verkehr mit Coligny vielleicht für ernst gemeint oder besorgte doch, daß Ernst daraus werden möchte. Die Räumung der Plätze fand inzwischen in sehr geringem Maaße statt und gerade ihr Besitz machte es unmittelbar nach dem Morden der Bartholomäus-Nacht den Reformirten möglich, einen neuen Krieg anzufangen und noch einmal einen Frieden zu erzwingen.

Am 18. August 1572 wurde die Vermählung der Schwester des Königs, Margaretha von Valois, mit Heinrich von Navarra auf einem Prachtgerüste vor der Notredame-Kirche durch den Kardinal von Bourbon aufs Feierlichste vollzogen, worauf Heinrich eine reformirte Predigt, die Prinzessin aber eine Messe hörte. Damals war schon Alles für die Ermordung der Protestanten vorbereitet. Die Guisen waren längst zurückgekehrt, mit Ausnahme des Kardinals, welcher in Rom blieb; man hatte sie zuerst durch einen gegebenen Wink von dem gemachten Plane in Kenntniß gesetzt und dann unter dem Vorwande des Krieges mit Spanien und der dauernden Aussöhnung mit Coligny, welchem bekanntlich ein Antheil am Morde des Herzogs Franz von Guise zugeschrieben worden war, nach Paris kommen lassen. Hier mußten der junge Herzog Heinrich von Guise und sein Oheim Aumale unter den Augen derselben Leute, welche gerade damals Meuchelmörder gegen den edlen Greis ausschickten, eine rührende Versöhnungs-Komödie spielen. Auch der Papst (nicht mehr Pius V., sondern Gregor XIII.) wurde in das Geheimniß eingeweiht. Schon unter Pius V. hatte König Karl den Gesandten desselben, den Kardinal Alessandro, welcher die Heirath der Margaretha hatte hintertreiben sollen, über seine wahren Absichten beruhigt, so daß Alessandro die Heirath sogar durch eine vorgebliche Dispensation des Papstes, welche von diesem nie ertheilt worden war, befördert hatte *).

*) Hieronymus Catena hat uns in seinem Leben des Papstes Pius V. die Worte aufbewahrt, durch welche König Karl den Gesandten desselben über seine Absichten beruhigte. Der König sagte: Assurez bien Sa Sainteté, que *le tout* se fait en bonne intention et pour le service et la grandeur de la foi catholique.

Gleich nach Heinrich's Vermählung wurde im königlichen Rathe die Ermordung der Protestanten förmlich beschlossen. Zu diesem Zwecke vereinigte man blutgieriges Gesindel in der Stadt und zog unter dem Vorgeben, daß man den Admiral zu schützen suche, mit Zustimmung desselben auch die königlichen Garden, deren man sich beim Morden ebenfalls bedienen wollte, nach Paris. Es ward jedoch nöthig gefunden, vor allen Dingen den Admiral ermorden zu lassen. Man hatte aus keinem anderen Grunde den rachsüchtigen persönlichen Feind des Admirals, den Herzog Heinrich von Guise, welcher vom eigentlichen Plane nichts wußte, ins Vertrauen gezogen. Das Attentat ging aller Wahrscheinlichkeit nach von der Königin Katharina, dem Herzog von Anjou, ihrem Sohn, und dem Herzog von Aumale aus. Der Letztere schaffte einen Meuchelmörder, Maurevel, herbei, welcher am 22. August den Admiral, wenn derselbe aus dem Louvre nach Hause gehe, erschießen sollte. Der Mörder wurde vom König selbst ermuntert und der Herzog von Aumale verschaffte ihm einen sicheren Versteck in dem nahe beim Kloster St. Germain l'Auxerrois und beim Louvre gelegenen Hause eines Herrn de Pille de Villemur, welcher Erzieher des Herzogs von Guise gewesen war. Hier feuerte Maurevel aus einem vergitterten Fenster auf den vorübergehenden Admiral; er verwundete ihn an der rechten Hand, indem die Kugel den Zeigefinger derselben wegriß, und am linken Arm. Das Haus wurde sogleich erbrochen, der Thäter aber nicht gefunden. Die Protestanten wurden durch diesen Mordversuch so sehr aufgeregt, daß Heinrich von Navarra, der sich doch erst vier Tage vorher mit des Königs Schwester vermählt hatte, nur mit Mühe in Paris zurückgehalten werden konnte, weil er und seine Vettern Condé und Conti den Mordanschlag für ein Werk des Hofes hielten. Der König erklärte, die Unthat nach Gebühr bestrafen zu wollen, und stattete dem Admiral einen Besuch ab, zu welchem ihn seine Mutter und die Herzoge von Anjou und Alençon begleiteten. Man mußte nun eilen, das, was rettende That für den Katholicismus werden sollte, auszuführen. Dies ward für den 24. August (den Bartholomäus-Tag) beschlossen. Daß der Beschluß am 23. August beim König gefaßt wurde, daß bei der Berathung Katharina von Medicis, die Herzoge von Anjou und von Nevres, der Marschall Tavannes, sowie die Italiener Gondi (Retz) und Birago anwesend waren, daß man den König in Hitze zu bringen wußte, bis er den Mordplan nicht blos billigte, sondern unter wilden und blutdürstigen Ausrufen ihn möglichst auszudehnen anbefahl, ist sicher; dies aber einem plötzlichen Umschlag seiner Stimmung zuzuschreiben, wagen wir nicht. Als man über die Personen berieth, welche an diesem Tage geopfert werden sollten, kam man ohne Schwierigkeit überein, den jungen König von Navarra zu verschonen; dagegen

wurde erst nach langem Streite der Beschluß gefaßt, auch den Prinzen von Condé nebst einigen anderen Herren von der Ermordung auszunehmen. Wie man auch diesen Hergang auffassen mag: wenn man bedenkt, daß der König selbst sich später der That rühmte, so kann man seine Briefe an Mandelot über den Anschlag gegen Coligny nur mit großem Abscheu lesen. Karl weiß in den für die Mittheilung bestimmten Briefen von nichts, spricht in ihnen die besten Absichten aus und verordnet alles Gute, während Mandelot mündlich Mordbefehle erhält.

Der König selbst ließ nun den prévôt des marchands zu sich kommen und wies ihn an, die Thore zu schließen und die Bürger zur Ausführung königlicher Befehle sich rüsten zu lassen. Zugleich wurden Guise und seine Leute von Allem benachrichtigt, die Schweizer aus den kleinen Kantonen und die fanatisirten Soldaten beordert und der wüthende Pöbel auf dieselbe Weise, wie im September 1792, von einem anderen städtischen Prevot, welcher kurz vorher noch im Amte gewesen war, in Mordbanden eingeschaart. Diese sollten auf ein Zeichen, welches mit der Glocke von St. Germain l'Auxerrois gegeben werden würde, alle Häuser, in denen Protestanten einquartiert waren, erstürmen und die Letzteren nebst allen denen, die sich in die Straßen und auf die Plätze flüchten würden, ermorden. Die Rolle, welche bei den Septembrisirungen von 1792 die furchtbarsten Jakobiner spielten, d. h. das Reden und das Aufmuntern zum Morden, übernahmen die fanatischen Gemeinderäthe (échevins), Pfarrer und Mönche. Diese predigten noch am Abend des 23. August den auf Plätzen und Höfen versammelten Haufen, daß sie durch die Ermordung der Ketzer sich um das Reich, um den König und um Gott und die Kirche sehr verdient machen würden. Für die Schweizer und für die bewaffneten Bürger der Pariser Quartiere (les bourgeois des quartiers) verbürgte sich Guise, und der König ließ, wie auch 1792 geschah, 2000 Leute der niederen Klassen für das Morden wie für eine Arbeit bezahlen. Diese Leute wurden auf den Straßen und Plätzen wie in Schlachtordnung aufgestellt. Sie machten sich durch eine weiße Binde um den Arm und durch ein weißes Kreuz vorn am Hut kenntlich, und dasselbe sollten nach ihrem Beispiele alle Katholiken thun. Guise, Tavannes und andere Fanatiker hatten die militärische Leitung übernommen und Alle harrten blutgierig des mit der Glocke von St. Germain zu gebenden Signals.

Die Mordscenen der sogenannten Pariser Bluthochzeit oder der Bartholomäus-Nacht sind seit der französischen Revolution so oft dramatisch geschildert worden und Lacretelle*) hat in unseren

*) Der jüngere der beiden Brüder Lacretelle in der Histoire de France pendant les guerres de la religion; 4 Bände, Paris 1814—16. Vgl. auch L. Wachler „Darstellung der Pariser Bluthochzeit", 2. Aufl., Leipzig 1828.

Gegen alle jene wahren und falschen Anekdoten von den Gräuelthaten dieser Begebenheit, die uns in großer Zahl überliefert worden sind, zur Unterhaltung seines Publikums so geschickt zusammen geordnet, daß wir, nur auf Belehrung bedacht, auf ihn verweisen und uns kurz fassen zu können glauben. Der Anfang des Mordens ward mit dem greisen Admiral Coligny gemacht. Guise selbst leitete die Ermordung desselben. Er blieb unten im Hofe, während einige seiner Begleiter in das Schlafzimmer Coligny's hinaufgingen. Ein gewisser Dianowitz durchbohrte den Admiral, hierauf versetzte man ihm noch Hiebe und Stiche und warf den Körper des Gemordeten aus dem Fenster auf die Straße, wo ihm der Herzog von Angoulême noch einen Fußtritt versetzte. Der Pöbel behandelte nachher den Leichnam des würdigen, frommen, um sein Vaterland verdienten Greises auf schmähliche und unwürdige Weise. Dies läßt sich aus der Rohheit gemeiner Seelen erklären; daß aber das Haupt des Admirals dem Kardinal von Lothringen nach Rom geschickt werden sollte, haben wir immer bezweifelt, bis wir diese Thatsache in Karl's IX. eigenen Briefen gefunden haben. Der König hatte nämlich, wohl wissend, wie gräßlich es sei, daß ein eigener Bote diesen Kopf über Lyon nach Rom bringen solle, nach seiner Art wahrscheinlich durch einen Agenten den Statthalter zu Lyon, Mandelot, davon benachrichtigen lassen; in einem der Circularbriefe an diesen aber stellt er sich, als ob er es verhindern wolle. Mandelot in der Antwort an den König nimmt ebenfalls die Miene an, als wenn er glaube, daß es dem Könige mit seinem Befehle, den Träger des Kopfes unterwegs auffangen zu lassen, Ernst gewesen sei. Man wollte nämlich nur die übrigen Leser des Circulars über den Antheil des Königs und Mandelot's an dem Morden täuschen*). In denselben Briefen zeigen beide Männer sich gleich begierig nach der Habe der Gemordeten. Man läßt von den Verhafteten ausdrücklich die Armen wieder frei, um sich des Gutes der Reichen zu bemächtigen; der König ist schon vor dem Morden sehr darauf bedacht, daß an allen Orten das Vermögen der Gemordeten genau aufgeschrieben werde, damit ihm nichts entgehe; Mandelot endlich bittet dringend, man möge bei der Vertheilung doch ja nicht seiner vergessen**).

Das Morden begann im Louvre, in dessen Hofe mehr als 200 der angesehensten Protestanten umkamen. Der König soll von seinem

*) Mandelot schreibt dem Könige (lettre XVIII): J'ay aussi reçeu, Sire, la lettre qu'il a pleu à Votre Majesté de m'escrire, par laquelle elle me mande avoir esté advertie, qu'il y a ung homme, qui est party par de là avec la teste, qu'il auroit prise du dict amiral après avoir été tuè, pour la porter à Rome.

**) M'asseurant, que, si elle a commencé par quelques autres, elle me fait tant d'honneur de ne m'oublier.

Fenster aus unter dem Rufe: Tue, tue, zum Mord ermuntert, nach Anderen gar selbst einen Schuß abgefeuert haben. Es kam vor, daß katholische Dienstboten ihre Herrschaft, Hausbesitzer ihre Miethsleute tödteten. Am nächsten Tag gingen Herren und Damen vom Hof, auch die Königin, durch die Straßen und betrachteten die Leichname. Auch nachher wurde in der ganzen Stadt auf ähnliche Weise zwei Nächte und zwei Tage hindurch gewüthet *). Der König suchte alle Schuld auf die Guisen zu schieben, ließ aber das Morden in den verschiedenen Gouvernements und Städten bis in den September hinein fortsetzen. Aus seiner Correspondenz mit Mandelot ersieht man, daß er erst mehrere Tage nach dem Morden in Paris auf den Gedanken kam, das, was er am 26. August persönlich von einer Verschwörung geäußert hatte, auch im ganzen Lande verbreiten zu lassen. Er hatte sich nämlich am genannten Tage in das Parlament begeben und erklärt, Coligny, so oft begnadigt, habe den Plan entworfen, die Mitglieder des königlichen Hauses aus dem Weg zu räumen. Das Parlament war niederträchtig genug, den Ermordeten als Hochverräther zu verurtheilen, worauf eine ausgestopfte Figur, die den Admiral vorstellte, aufgehängt wurde. Die Städte, in welchen der Fanatismus der gegen die Protestanten unglaublich erbitterten Bevölkerung das meiste Blut vergoß, waren Lyon, Rouen, Bordeaux, Castres, Toulouse, Meaux, Orleans, Angers und Bourges. In Orleans allein wurden über 1800 Menschen umgebracht. Unter denen, welche den Mordbefehlen des Königs keinen Gehorsam leisteten, führen de Thou und Lacretelle irrthümlicher Weise auch den schauderhaft falschen, mord- und raubsüchtigen Mandelot an. Von Männern aber, die in der That sich würdig benahmen, verdienen vorzugsweise die Montmorency's und vor allen Johann Hennuyer, Bischof von Lisieux, Erwähnung. Dieser erklärte sich öffentlich gegen die Lehre seiner Glaubensgenossen von der Verdienstlichkeit des Ausrottens der Ketzer. Der Statthalter der Dauphiné Bertrand von Simiane, sowie St. Heran in der Auvergne, La Guiche in Macon und Chabot Charni in Burgund verhinderten ebenfalls das Morden. Am berühmtesten ward der Vicomte d'Orthez, Commandant von Bayonne, durch seinen moralischen Muth. Dieser schrieb dem Könige, er habe dessen Brief den Soldaten und den Einwohnern der Stadt kund gemacht, unter ihnen aber nur gute Bürger und gute Soldaten, keinen

*) Der Philosoph Ramus (s. Bd. IX, S. 468) wurde erst am 26. August ermordet. Eine Bande, geführt von einem Schneider und einem Stadtsoldaten, drang in sein im fünften Stockwerk des Collège de Presles gelegenes Zimmer, verwundete ihn mit Stichen und Schüssen, warf ihn dann aus dem Fenster und schleifte ihn zur Seine. Cliquenfeindschaft war an dieser Schandthat mehr betheiligt als Religionshaß.

Henker gefunden. Er wurde dafür nachher durch Gift aus der Welt geschafft. In der Provence, wo die Zahl der Protestanten gar zu ansehnlich war, gab der Graf von Tende das Morden nicht zu; auch er wurde dafür aus dem Weg geräumt als er nach Avignon kam. Papst Gregor XIII. sah sich genöthigt, wie wir gern annehmen, gegen sein durch das Morden empörtes menschliches Gefühl voll inneren Schmerzes und mit thränenden Augen wegen der Bartholomäus-Nacht in Rom glänzende Kirchenfeste halten zu lassen, bei welchen der Kardinal Alessandro und der Kardinal von Lothringen auf eine höchst unanständige Weise ihre Freude darüber zu erkennen gaben, daß der Gewaltstreich gegen die Reformirten geglückt sei. Doch ließ Gregor nachher eine Denkmünze zur Erinnerung an die Abschlachtung der Hugenotten prägen; auch befindet sich in der Sala regia des Vaticans unter den Gemälden, welche die Macht der Kirche verherrlichen, noch heutzutage eines zu Ehren der Bartholomäusnacht; doch ist die früher darunter befindliche Inschrift, welche für die protestantischen Gäste allzu anstößig war, beseitigt worden. Die genaue Zahl der vom 24. bis zum 28. August in Paris Gemordeten wagen wir nicht anzugeben, weil diese ja nicht gezählt werden konnten. Daß die Angaben sehr übertrieben sind, und daß besonders Lacretelle die Sache übertreibt, geht aus dem hervor, was wir von der Gesammtzahl aller Ermordeten wissen. De Thou, welcher die ganze grausenhafte Geschichte sehr ausführlich berichtet, gibt die Zahl der im ganzen Reiche Umgekommenen nur auf 30,000 an und auch die noch mit einem beschränkenden Zusatze (quamvis aliquanto minorem numerum credo). Der Marquis de Rosny, welcher später als Herzog von Sully Heinrich's IV. Minister war, nennt 70,000, Perefixe im Leben Heinrich's IV. sogar 100,000. Der Pater Griffet zu Daniel's Geschichte hat jedoch längst dargethan, daß die Zahl sich nicht bestimmen lasse. Uebrigens hatten auch die Mörder nicht sowohl die Zahl als vielmehr den Rang und Reichthum der zu Mordenden im Auge.

Der König von Navarra und der Prinz von Condé wurden zwar am Leben gelassen, aber vom Könige grob gescholten, in strenger Aufsicht gehalten und unaufhörlich gepeinigt, ihren Glauben zu ändern. Sie zeigten in Beziehung auf den Religions-Wechsel eine ganz verschiedene Gesinnung. Heinrich von Navarra, welcher, während er bei Hofe gewesen war und sein Vater lebte, dem katholischen Glauben angehört hatte, ließ sich den Uebergang von einem christlichen Cultus zum anderen (denn nur davon war die Rede) leichter gefallen. Der Prinz von Condé dagegen widerstrebte lange, bis endlich (am 9. September) der unbeschreiblich wilde und heftige König ihn zu sich rufen ließ und durch die unzusammenhängenden Worte: „Messe, Tod oder Bastille!“ so sehr

erschreckte, daß der Prinz sich das, was nicht zu ändern war, gefallen ließ. Beide junge Männer mußten sich dazu verstehen, den Papst um Wiederaufnahme in die Kirche zu ersuchen; ihr Uebertritt war übrigens so offenbar erzwungen, daß dieselben, sobald sie vom Hofe entschlüpfen konnten, wieder zum Protestantismus zurückkehrten.

Die Folgen der verübten Gräuel waren ihren Urhebern kaum minder verderblich, als der Partei, welche das Opfer derselben gewesen war. Die Erbitterung erreichte den höchsten Grad und die Protestanten Frankreichs sahen ein, daß ihnen nichts übrig bleibe, als Leben und Gut mit ihrem letzten Blutstropfen zu vertheidigen und hinter den Mauern der von ihnen bewohnten Städte des Südens Schutz zu suchen. Ferner boten ihnen Elisabeth von England, die reformirten Schweizer Kantone und die deutschen Fürsten ihre Hülfe an, weil sie jetzt endlich an einen zwischen Philipp II. und Katharina von Medicis bestehenden Bund zur Ausrottung der protestantischen Religion glaubten, obgleich Philipp selbst mehr an Politik, als an Religion dachte und seinen Nachbar schwächer, nicht mächtiger zu machen strebte. Kaum minder schmerzlich, als den protestantischen Fürsten, war die Nachricht von der vollbrachten Metzelei dem Schwiegervater Karls IX., dem Kaiser Maximilian. An dem ganz gesunkenen französischen Hofe aber wurde das geraubte Gut gewissenlos verschwendet, jeder tüchtige Mann zog sich zurück und es herrschte überall Anarchie. Nicht einmal der König und seine Mutter waren einig. Auch mit dem älteren seiner Brüder, dem Herzog Heinrich von Anjou, lebte Karl in beständigem Streite, und der dritte, der Herzog von Alençon, ward vom zweiten mit neidischen Augen betrachtet.

Von den drei Festungen des Südens, welche die Zufluchtsörter der Reformirten waren, La Charité, Montauban und La Rochelle, war die Letztere die wichtigste. Diese Stadt, in der sich viele Bewaffnete sammelten, hatte den vom König ernannten Gouverneur nicht eingelassen. Der Hof machte einen Versuch, durch den edlen La Noue eine Verständigung herbeizuführen; doch hatte dies keinen Erfolg und im Februar 1573 zog der Herzog von Anjou, begleitet von seinem Bruder, dem Herzog von Anjou, gegen die Stadt. Von allen festen Plätzen der Reformirten ward jedoch nur La Charité genommen. Montauban wurde durch die fast fabelhafte That eines Herrn von Reniers gerettet. Dieser und der Vicomte de Gourdon hatten sich, als Montluc mit 480 Reitern gegen Montauban aufgebrochen war, in die Stadt werfen wollen, waren aber von den Einwohnern nicht aufgenommen worden. Reniers sprengte darauf, nicht um zu siegen, sondern um, wie er sagte, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, den Truppen Montluc's entgegen, griff sie an und war glücklich genug, mit seiner kleinen Schaar die große der Feinde zusammenzuhauen. Durch diese That beschämt,

nahmen die Bürger von Montauban ihn, als er zurückkam, bei sich auf und vertheidigten sich nachher mit solcher Verzweiflung und solchem Glücke, daß bald noch 30 andere Städte ihrem Beispiele folgten. Der kleine befestigte Platz Sancerre leistete in tapferm Widerstand das Unglaublichste; die Bewohner ernährten sich von zubereitetem Leder, von Gras, Knochen und Thierhufen, bis endlich ein Vertrag zu Stande kam, in welchem sie Gewissensfreiheit und Amnestie erhielten. Mit der Einnahme von Nismes war es dem Herzoge von Joyeuse unstreitig nicht Ernst; auch hatten sich die Protestanten von allen Seiten her in diese große Stadt gesammelt. In den Sevennen waren viele Forts von Protestanten besetzt. In der Schweiz aber, in den deutschen Grenzländern und in England wimmelte es von Flüchtlingen, denen ihre dortigen Glaubensgenossen Hülfe versprachen.

Die mächtige Stadt oder vielmehr Republik La Rochelle war anfangs von Philipp Strozzi bedroht, aber nicht ernstlich angegriffen worden. Der Herzog von Anjou, der mit der ganzen Macht des Reiches und mit dem aufgebotenen Adel gegen sie aufgebrochen war, opferte, wie der Herzog von Bouillon in seinen Denkwürdigkeiten als Augenzeuge berichtet, ganz muthwilliger Weise bei den Angriffen auf die Stadt Tausende von Menschen; er ließ zuweilen blos durch die Massen Sturm laufen, während er die Ritterschaft im Lager zurückhielt, wo er eine glänzende Hofhaltung um sich hatte. Er ließ die Stadt neun Mal stürmen und 70 Minen sprengen; aber theils zog man die Sache absichtlich in die Länge, theils ward im Kriegsrath oft nach Stimmenmehrheit über Angriffe Beschluß gefaßt, theils gaben Montmorency, Condé, Heinrich von Navarra und viele Andere, die man zum Rücktritt in die alte Kirche gezwungen hatte, den Vertheidigern von Allem Nachricht, was im Kriegsrathe beschlossen ward. Die Vertheidigung von La Rochelle und die Ausdauer der ganz enge eingeschlossenen und an Allem Mangel leidenden Bürgerschaft hat de Thou sehr ausführlich beschrieben. Wir ersehen aus seiner Beschreibung wenigstens das Eine, daß Heldensinn alle Reformirten jener Gegenden beseelte. Weiber und Kinder nahmen an der Vertheidigung Theil und besonders die Ersteren zeigten eine fanatische Wuth, die sie sogar gegen die beim Stürmen verwundeten Soldaten bewiesen. Der Herzog von Aumale wurde getödtet; viele Edelleute begehrten ihre Entlassung; die Disciplin im königlichen Heere löste sich ganz auf, jeder ging und kam, wie es ihm gefiel. Der Herzog von Bouillon schildert die Unordnung auf eine solche Weise, daß man sehr gut die Freude der Königin und auch des Herzogs von Anjou begreift, als eine Kabale, welche Katharina schon längst in Polen hatte anspinnen lassen, ihnen einen Vorwand gewährte, sich aus der Sache zu ziehen und dem Könige einen neuen Friedensschluß anzurathen,

vermöge dessen die Reformirten die meisten Vortheile wieder erlangten, deren sie vor der Bartholomäus-Nacht genossen hatten.

In Polen bestand unter den sogenannten Jagellonen oder der aus Litthauen gerufenen Dynastie eine Nationalregierung, welche das unglückliche halb monarchische, halb republikanische System und die Form des Wahlreiches weniger schädlich machte, als dieses zu irgend einer andern Zeit der Fall war. Der letzte König aus dem Hause der Jagellonen, Siegmund August oder Siegmund II., welcher von 1548 bis 1572 regierte, hatte durch die Erwerbung von Livland und dadurch, daß er die Herzoge von Kurland zur Anerkennung der polnischen Oberhoheit zwang und verpflichtete, die Ausdehnung und Macht des Reiches sehr vermehrt. Der Heermeister des Ordens der Schwertbrüder nämlich, Gotthard Kettler, konnte sich der Russen nicht erwehren. Da machte er es wie Albrecht von Preußen; er wurde Protestant, überließ Livland der Krone Polen und nahm Kurland sammt Semgallen von derselben als erbliches Herzogthum zu Lehen 1561. In Polen selbst aber machten das Ansehen und die Eifersucht einzelner Großen eine gesetzliche Regierung unmöglich. Auch in Polen gab es eine mächtige protestantische Partei; Kurland und Livland waren sogar ganz protestantisch. Man hatte zwar Duldung verabredet; aber die zahlreichen, auch im Senat einflußreichen Geistlichen und die päpstlichen Nuntien regten immer neuen Zwiespalt an. Heinrich von Anjou, den seine Mutter gern auf einige Zeit aus Frankreich entfernen wollte, war bestimmt, ebenso in Polen die Anarchie, welche in der Verfassung dieses Reiches begründet war, zu vermehren, wie er sie später in Frankreich herrschend machte. Seine Mutter schickte, als sie erfuhr, daß die Polen sich über die Wahl eines Königs nicht vereinigen konnten, den jungen Sohn ihres Kanzlers Birago, welcher in Padua studirte, nach Polen, um ihren Lieblingssohn zum Könige zu empfehlen.

Dies gelang, weil Birago den Senatoren zeigte, daß sie unter einem Fürsten wie Heinrich die Rechte des Königs und des Volkes ungestraft würden vermindern können und weil er die Siege von Jarnac und Montcontour, denen Heinrich als Oberfeldherr zugesehen hatte, demselben zuschrieb. Was Birago begonnen hatte, vollendete nachher der Bischof von Valence, Montluc, dessen Toleranz ihn früher als Ketzer verdächtig gemacht hatte, jetzt aber zum Gesandten in Polen empfahl. Dieser benutzte, um eine mächtige Partei für Heinrich zu gewinnen, die Spaltungen im polnischen Senat, die Eifersucht der Großen, welche keinem aus ihrer Mitte (keinem Piasten) die Ehre gönnten, und den Wunsch des großen Haufens die alte Religion zu erhalten. Er war geschickter, als die Gesandten anderer Staaten, deren jeder einen Thronbewerber begünstigte. 30,000 polnische Edelleute waren, wie man uns

berichtet, auf dem Wahlfelde bei Wola versammelt, als nach einer zehnmonatlichen Zwischen-Regierung Heinrich von Anjou zum Könige gewählt wurde. Man hatte aber unterdessen in Polen erfahren, daß Montluc über Heinrich's Gesinnung in Religions-Sachen Falsches berichtet habe und daß dieser an den Gräueln der Bartholomäus-Nacht wesentlichen Antheil genommen; deshalb forderte man, daß Heinrich, noch ehe er von Paris abreise, die von den polnischen Ständen auf dem Convocations-Reichstage geschlossene Uebereinkunft unterschreiben solle. Dies geschah denn auch am 7. April 1573. Es war in der Uebereinkunft festgesetzt worden, daß Niemand der Religion wegen bestraft oder verfolgt werden dürfe; doch sollten der katholischen Partei die Bisthümer und die anderen Kirchenpfründen bleiben. Dies war nicht die einzige Beschränkung, welche dem neuen Könige auferlegt ward; er zuerst mußte auch eine neue Wahl-Capitulation (Pacta conventa) unterschreiben, welche nachher, wie dies in Deutschland geschah, jedes neuen Königs Macht immer mehr verringerte und die der Großen vermehrte. Die ganze Anarchie wurde dadurch gesetzlich und die Einrichtung des Wahlreiches verderblicher, weil man verordnete, daß niemals ein König bei Lebzeiten eines andern gewählt und daß sogar die Form und Ordnung der Wahl nicht festgesetzt werden dürfe. Der Titel „Erbe des Reiches," den sich die Jagellonen beigelegt hatten, fiel selbstverständlich weg. Montluc hielt nachher einen sehr glänzenden Einzug in Paris. Er war dabei von einer ganzen Schaar polnischer Magnaten begleitet, welche ihren König abholen sollten. Diese fuhren auf 50 vierspännigen Wagen in Paris ein; ihr kostbares Pelzwerk und die Menge von Edelsteinen in ihrem Anzuge erregten Bewunderung, ihre furchtbaren Gestalten und rothen Bärte, Schrecken. Heinrich selbst hatte durchaus keine Lust, Frankreich zu verlassen; denn er ließ dort eine Geliebte, Condé's Gemahlin, zurück, der er später von Polen aus Briefe mit seinem Blute schrieb, was ein hinreichender Beweis seiner Albernheit ist. Die Nachricht von seiner Wahl hatte er im Lager vor La Rochelle erhalten. Er würde sie wegen des schwankenden Gesundheitszustandes seines Bruders, des Königs Karl, abgelehnt haben, wenn nicht seine Mutter dies gehindert hätte. Katharina sah mit dieser Erhebung ihres Lieblingssohnes einen Herzenwunsch erfüllt. Ein Astrolog hatte ihr geweissagt, sie werde drei Söhne gekrönt sehen. Da sie nun dies nicht in der Art erleben wollte, wie es später wirklich geschah (indem nach Franz II. auch Karl IX. früh verstarb), so hatte sie sich für Heinrich in den verschiedensten Ländern, in England und in Tunis, nach einem Thron umgesehen, bis er den von Polen gewann.

Sancerre war eben im Begriff zu capituliren; die Nothwendigkeit der Abreise Heinrich's aber gewährte dem Könige und seiner Mutter

um so mehr einen Vorwand, den Protestanten in La Rochelle billige Bedingungen zuzugestehen, als sie vorgaben, durch die Duldung der französischen Protestanten den Polen das Vertrauen einflößen zu müssen, daß Heinrich als König von Polen Wort halten werde. Im Lager vor La Rochelle wurde der Friede abgeschlossen. Dieser schien den Worten nach nur eine Capitulation der drei Städte Nismes, Montauban und La Rochelle zu sein; allein das auf ihn gegründete königliche Friedens-Edict, welches vom Juli 1573 aus dem Schlosse Boulogne datirt ist, erstreckt sich viel weiter. Des Scheines wegen mußten die drei Städte das königliche Ansehen anerkennen; in der That aber blieben sie freie Städte. La Rochelle, obgleich es einen königlichen Statthalter anerkennen mußte, brauchte weder den Herzog von Anjou noch einen Theil seiner Truppen, überhaupt keine Besatzung einzulassen. Doch sollten alle drei Städte zwei Jahre lang am königlichen Hofe vier Abgeordnete als Geißeln ihrer Treue unterhalten. Die allgemeine Duldung, welche in dem Edicte gewährt wurde, war sehr beschränkt. Nur diejenigen Herren, welche Gerichtsbarkeit besaßen, sollten in ihren eigenen Häusern und zwar blos für sich und zehn andere Personen, Gottesdienst, sowie reformirte Taufen und Trauungen halten dürfen. Alle übrigen Reformirten erhielten blos Gewissensfreiheit, Zulassung zu Schulen und Hospitälern und das Auswanderungsrecht. Dagegen sollte die Vergebung und Vergessenheit alles Früheren allgemein sein.

Heinrich mußte endlich, so sehr ihn die Liebe zu Condé's Gemahlin fesselte, nach Polen abreisen. Die ganze sehr scandalöse Hofhaltung mit Ausnahme des Königs begleitete ihn bis nach Nancy. Gerade damals erkrankte nämlich unglücklicher Weise Karl IX. und nach Heinrich's Abreise war die Verwirrung, sowie das wüste Leben und Treiben rund um den kranken König unbeschreiblich. Heinrich nahm seinen Weg nach Polen über Heidelberg, wo er am Hofe viele reformirte Standespersonen aus Frankreich antraf, welche ihm eine sehr drohende Miene machten. Auch mußte er sich gefallen lassen, daß der Kurfürst Friedrich III. ihm derbe Worte über seinen Antheil an den Gräueln der Bartholomäus-Nacht sagte.

In Frankreich vermehrten sich die Parteien, da jetzt auch Heinrich's ganz armseliger jüngerer Bruder, der Herzog von Alençon, sich vordrängte und zwei seiner Günstlinge eine Art Verschwörung für ihn bildeten. Die Königin verhinderte nämlich, daß der Herzog von Alençon während der Krankheit seines Bruders Karl oder auch nach dessen Tode die Regentschaft unter dem Titel eines Generalstatthalters an sich reißen könne, und in Folge davon machten die beiden Freunde und höchst leichtfertigen Genossen des Prinzen, La Mole und Annibal Graf von Coconas, während der König schwer darnieder lag, ein

Complott gegen Katharina von Medicis. Sie bewogen die angesehensten Herren, unter ihnen die Marschälle von Montmorency und Cossé, sowie den Prinzen von Condé und den König Heinrich von Navarra zu einer Verbindung, deren Zweck eine Vereinigung der Freunde des Herzogs von Alençon mit den Protestanten war. So bildete sich eine Partei, welche man die der Politiker nannte, weil sie sich dahin erklärten, den inneren Frieden und das Interesse des Staats in erster Linie zu beachten und den Religionsstreit hintanzusetzen. Die Reformirten fanden sich dadurch ermuthigt, weit stärkere Forderungen zu erheben als vorher. Schon hatte man den Tag festgesetzt, an welchem Alençon und Heinrich von Navarra den Hof, der sich in St. Germain befand, verlassen sollten, als Katharina den Plan erfuhr und den kranken König heftig gegen seinen Bruder erbitterte. Aber die Reformirten begannen ihre Maaßregeln zu frühe; etwa 200 Bewaffnete von ihrer Partei zeigten sich voreilig bei St. Germain und der Herzog von Alençon hatte nicht den Muth, sich ihnen anzuschließen. Er ward im Gegentheil durch die Drohungen seiner Mutter so sehr eingeschüchtert, daß er Alle, die sich zu seinen Gunsten in die Verbindung eingelassen hatten, feige verrieth und in Folge davon ebenso verächtlich wurde, als sein Bruder, der König von Polen, schon längst gewesen war. Die Königin ließ darauf den Herzog von Alençon und den König von Navarra polizeilich bewachen (donnoit leur une garde). Condé entkam nach Deutschland; Montmorency und Cossé aber wurden auf die Bastille gebracht. Man konnte freilich auf diese Beiden nichts bringen; Anderen dagegen wurde der Proceß gemacht. La Mole und Coconas wurden enthauptet, und Franz de Tourtay kam, obgleich er bewies, daß er adelig sei, an den Galgen, weil er seinem Herrn zu treu gedient hatte.

Die Protestanten hatten sich längst beklagt, daß der Friede nicht gehalten werde und die Verfolgungen überall wieder begonnen hätten; sie hatten in der Normandie und in verschiedenen anderen Gegenden einzelne Orte wieder besetzt; sie benutzten jetzt die völlige Auflösung aller Ordnung im Reiche und die Krankheit des Königs, um einen bedeutenden Aufstand im Süden zu veranlassen. La Noue, der friedfertigste unter den angesehenen protestantischen Feldherren, glaubte erkannt zu haben, daß es für die Protestanten unumgänglich nöthig sei, sich wiederum in den Waffen zu erheben; er hatte mit vieler Mühe auch die Einwohner von La Rochelle davon überzeugt, und plötzlich fiel ein großer Theil von Poitou, Saintonge und Languedoc wieder in die Gewalt der Protestanten. Durch diesen sogenannten Fastnachts-Aufstand (Prise d'armes du mardi gras) kamen Lusignan, Melle, Fontenay, Pons, Tonay-Charente, Royan, Talmont und Rochefort in die Gewalt der einzelnen protestantischen Herren, die sich mit

La Noue zu einem neuen Kriege für den Glauben vereinigt hatten. Jetzt entstand überall wieder ein grausiges Morden. Die Protestanten wollten wegen der Bartholomäus-Nacht Rache üben, die Katholiken vergalten Gleiches mit Gleichem. Zu gleicher Zeit entwickelte sich eine aufregende politische Litteratur, die ihre Angriffe meist gegen den Hof richtete. Der berühmte Jurist Hotoman, der sich nach der Bluthochzeit in die Schweiz geflüchtet hatte, verfaßte eine Schrift zu Gunsten des Rechtes der Völker, ihre Fürsten abzusetzen; Andere sprachen sich heftig gegen den Einfluß der Frauen und der Ausländer aus. Um diese Zeit, da Niemand mehr wußte, wer eigentlich im Reiche zu befehlen habe, starb König Karl IX. (am 30. Mai 1574); er war nicht volle 24 Jahre alt geworden. Er litt in seiner letzten Lebenszeit an Schlaflosigkeit und an einer inneren Unruhe, die er durch wildes Jagen und andere Zerstreuungen zu übertäuben suchte. Sein Nachfolger, Heinrich III., ward von den Polen in seinem Palaste wie ein Gefangener gehütet, damit er nicht ihren Thron leer lasse und nach Frankreich eile.

IX. Sultan Selim II.; England, Frankreich und die Niederlande bis zum Auftreten Alexander's von Parma.

1. Sultan Selim II.; Angriffe auf Ungarn und Italien.

In Ungarn und Siebenbürgen war, nachdem Sultan Suleiman II. den Kaiser Ferdinand I. fast ganz aus Ungarn vertrieben hatte, auch die Wittwe des von ihm vorher begünstigten Johann Zapolya so bedrängt worden, daß sie rathsam fand, beide Länder ganz aufzugeben und zum Ersatze die Herzogthümer Oppeln und Ratibor anzunehmen. Sie war kaum im Besitze dieser Herzogthümer, als sie sich schon über die Verletzung mancher Artikel der Uebereinkunft von Seiten des Kaisers Ferdinand, über den schlechten Zustand der Gebäude, welche sie bewohnen sollte, und über die geringen Einkünfte der ihr eingeräumten Herzogthümer beklagte. Sie begab sich daher mit ihrem Sohne Johann Sigismund zu ihrem Bruder, dem polnischen König Sigismund II., der sich vergebens bemühte, sie mit dem Kaiser auszusöhnen. Sie blieb übrigens beständig mit den unzufriedenen Ungarn und Siebenbürgern und durch dieselben mit dem Regenten der Moldau in Verbindung,

welcher Letztere ebenso wie der türkische Sultan ihr versprach, ihrem Sohne wieder zum väterlichen Erbe zu verhelfen. Dies veranlaßte einen Krieg in Ungarn, welcher für Ferdinand den Verlust von Siebenbürgen herbeiführte, obgleich 1556 die Macht der Türken vor Szigeth *) scheiterte, weil Marcus Horwath an der Spitze der Besatzung zwei Monate hindurch allen ihren Stürmen trotzte. Ferdinand unterhandelte hierauf, um den grausamen Verheerungen der Türken in den Grenz-Provinzen seines Reiches Schranken setzen zu können, Jahre lang mit Suleiman über einen Frieden und mußte sich die ärgsten Grobheiten gefallen lassen, bis er endlich 1562 durch seinen Gesandten Busbecq einen Frieden auf acht Jahre erlangte, dessen Urkunde, wie wir oben erzählt haben, der türkische Abgesandte zu Frankfurt am Main feierlich überreichte. Ferdinand mußte damals einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten versprechen, Siebenbürgen dem Johann Sigismund ganz abtreten und sich noch viele andere lästige Bedingungen gefallen lassen. Dessenungeachtet hörten die Raubzüge der Türken nicht ganz auf. Auch die Unruhen in Ungarn dauerten fort. Johann Sigismund wollte weder den Titel eines erwählten Königs von Ungarn ablegen, noch Ferdinand's Oberhoheit anerkennen, noch den Besitzungen außerhalb Siebenbürgens entsagen.

Ferdinand's Sohn, Maximilian II., war, als er im Juli 1564 seinem Vater folgte, noch weniger als dieser im Stande, der furchtbaren Macht der Türken zu widerstehen; denn Ferdinand hatte den großen Fehler gemacht, die Kräfte seines Hauses, welche bei der Verfassung und Einrichtung der von ihm beherrschten Länder ohnehin sehr gering waren, durch Theilung ganz zu zersplittern. Maximilian II. hatte Oestreich, Ungarn und Böhmen, sein Bruder Ferdinand Tyrol, der dritte Bruder die fast jedes Jahr durch die Türken verheerten Provinzen Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz erhalten. Gelegentlich bemerken wir, daß der zweite von den genannten Söhnen Ferdinand's es war, welcher durch seine Vermählung mit Philippine Welser, der Tochter eines Augsburger Patriciers, dem Vater großen Verdruß machte. Sie gehörte dem Handlungshause Welser an, welches neben dem der Fugger das angesehenste in Deutschland war und welchem Karl V. sogar 20 Jahre lang die Provinz Caracas in Südamerika überließ; Bartholomäus Welser ließ dieselbe 1526 durch den Feldhauptmann Ambrosius Alfinger aus Ulm in Besitz nehmen. Seine Nichte war es, mit der sich Erzherzog Ferdinand 1550 vermählte. Da dieser Tyrol

*) Hier ist Szigethwar im Südwesten Ungarns, in der Nähe von Fünfkirchen und im Gebiete der Drau gemeint; ein anderes Szigeth liegt im Nordosten des Landes, im obersten Gebiete der Theiß, beim Einflusse der Iza.

erhielt, so ward die Geschichte der schönen Philippine und der Aussöhnung des Kaisers mit dem Sohne besonders von den Tyrolern ausgeschmückt und durch Künstler in Innsbruck verewigt. Ihre Söhne wurden Markgrafen von Burgau, erhielten aber nicht das Erbrecht für Tyrol.

Die Schwächung der östreichischen Macht benutzte schon Suleiman II., um gleich nach Ferdinand's I. Tode, trotz des erst zwei Jahre vorher geschlossenen Friedens, den Nachfolger desselben mit neuen Forderungen für sich und für seinen Vasallen Johann Sigismund Zapolya zu peinigen. Den Rest des Jahres 1564 und einen großen Theil des Jahres 1565 hindurch befehdeten Maximilian und der von den Türken unterstützte Großfürst von Siebenbürgen einander; Johann Sigismund nahm Szathmar, Maximilian Tokay weg. Im August 1565 brach Mustapha, der Statthalter der Herzegowina, verwüstend in Kroatien ein, um dem hartbedrängten Zapolya zu helfen. Der Krieg beschränkte sich freilich vorerst auf die Verheerung des Landes, sowie auf die Eroberung einzelner Burgen, auf das Niedersäbeln der Besatzungen, welche tapferen Widerstand geleistet hatten, und auf das Fortschleppen der Einwohner in die Sclaverei. Die Erneuerung des Friedens konnten Maximilian's Gesandte nicht erlangen, obgleich der Kaiser bald nach dem Antritte seiner Regierung zwei Jahre rückständigen Tribut gezahlt und dem ersten Vezier ein Geschenk von 30,000 Dukaten gemacht hatte. Suleiman war damals durch das Scheitern des gegen Malta unternommenen Zuges erbittert und zürnte dem Kaiser, weil dieser Tokay trotz seinem Geheiß nicht zurück gegeben hatte. Er ließ im Februar 1566 den Reichskrieg ausrufen und einen Heereszug nach Ungarn verkündigen. Er selbst wollte sich diesmal an die Spitze seiner Kriegsmacht stellen, um durch die Eroberung von Erlau und Szigeth, welche bisher jeden Angriff abgeschlagen hatten, den vor Malta erlittenen Verlust zu rächen. Da er die Festungen Belgrad und Temesvar erobert hatte und Ofen bereits türkischer Hauptort geworden war, so hoffte er durch die Besetzung von Erlau und Szigeth die Belagerung von Raab und Komorn zu erleichtern und auf diese Weise Herr von ganz Ungarn zu werden. Johann Sigismund Zapolya und der Khan der Krim, Dewletgerai, erhielten Befehl, zu gleicher Zeit Szathmar und Tokay wieder zu erobern.

Suleiman brach am 1. Mai von Konstantinopel auf, empfing zu Semlin Huldigung und Geschenke von Johann Zapolya und richtete seinen Zug auf Szigeth. Am 3. August 1566 langte das türkische Heer vor diesem Städtchen an, welches auf einer vom Flusse Almas umflossenen Insel liegt. Die Türken erschienen jetzt zum 13. Male vor demselben; sie fanden diesmal ebenso wie früher den Herrn des Schlosses, Nikolaus

Zriny, der kurz vorher bei Siklos einen Sieg erfochten hatte, zum äußersten Widerstande entschlossen und gerüstet. 14 Tage lang wurde das kleine Nest von dem ganzen türkischen Heere unaufhörlich bestürmt und durch die kolossale Artillerie des Sultans beschossen. Am 19. August fiel endlich die äußere Stadt in Suleiman's Gewalt, nachdem die Ungarn sie in Brand gesteckt hatten; die innere aber und endlich die Citadelle widerstand noch immer. Ehe diese erobert werden konnte, starb Sultan Suleiman in der Nacht vom 5. auf den 6. September. Man machte seinen Tod nicht bekannt, weil man zuerst Szigeth einnehmen wollte. Am 8. September erkannte Zriny, daß er die Citadelle nicht länger vertheidigen könne. Er kapitulirte aber nicht, sondern stellte sich festlich gekleidet an die Spitze von 600 der Seinigen und stürzte sich, nachdem er viele Türken, welche über die Brücke heranstürmten, durch die am Eingange derselben aufgestellten Kanonen getödtet hatte, mitten in das andringende Heer. Er und sein getreuer Genosse Juranitsch fielen zuerst, dann auch ihre Begleiter. Die Citadelle ward hierauf genommen und auf türkische Weise verwüstet; gegenwärtig stehen von der ganzen Festung nur noch die Wälle, die mit Reben bepflanzt sind. Dem Zriny, welcher noch lebend von den Türken gefunden worden war, schnitten dieselben auf einer seiner eigenen Kanonen den Kopf ab.

Der Groß-Vezier Mohammed Sokolli hielt nachher noch einige Wochen lang dem Heer den Tod des Sultans verborgen, bis dessen Sohn und Erbe von Kutahijer, wo er verweilte, in Constantinopel eingetroffen war. Dieser Sohn, Selim II., war aus der Ehe Suleiman's mit einer aus Rußland gebürtigten Sclavin, Roxolane, entsprossen. Suleiman hatte aus einer früheren Ehe zwei Söhne, Mustapha und Bajesid, von denen besonders der ältere der Liebling des Volkes und des Heeres war. Aber die Mutter dieser beiden ließ sich von ihrem Hasse gegen Roxolane so weit hinreißen, daß sie dieselbe persönlich mißhandelte. Roxolane brachte es nun dahin, daß nicht nur die Sultanin verwiesen wurde und sie selbst den ersten Rang erhielt, sondern im Verein mit dem Groß-Vezier Rustam spann sie solche Ränke an, daß endlich Suleiman nach Kleinasien übersetzte und den edlen Mustapha von vier Hofdienern erwürgen ließ (1553). Dies geschah unter den Augen des Vaters. Später wurde auch Bajesid aus dem Wege geräumt. Die Erinnerung an diese Gräuel mag jene trübe Schwermuth verschuldet haben, welche den christlichen Gesandten an Suleiman auffiel, während sie sonst seine ruhige Würde und die gediegene Pracht seiner Umgebung rühmen. Auch mochte er die bedenklichen Folgen für sein Reich voraussehen. Suleiman duldete in den letzten Jahren keine Saiteninstrumente an seinem Hof und verbot gänzlich die Einfuhr von Wein, so daß die Gesandten Mühe hatten, ihren Bedarf zu

beziehen. Selim II. dagegen, bei seiner Thronbesteigung 47 Jahre alt, war dem Trunk so ergeben, daß sein ohnehin häßliches Aussehen sich noch verschlimmerte; dabei war er auch roh und unwissend. Am 24. September 1566 übernahm der neue Sultan feierlich die Regierung und gleich darauf reiste er zum Heere. Auf des Veziers Rath begab er sich jedoch nicht in das Lager, sondern erwartete das zurückkehrende Heer in Belgrad. Dieses hatte der Vezier zur Bewunderung Aller, welche die Barbaren kannten, aus denen es bestand, bis dahin im Namen eines Regenten, welcher längst nicht mehr am Leben war, in Ordnung und Zucht zu halten gewußt. Selim war, als er in seiner Residenz ankam, genöthigt, dem tobenden Heere und den Ulema's oder Gesetzkundigen und Theologen die ungeheueren Geschenke zu machen, die sie, wie einst die Prätorianer der römischen Kaiser, bei jeder Thronveränderung erpreßten.

Kaiser Maximilian hatte während der Belagerung Szigeth's mit einem Heere, welches den Angaben nach 80,000 Mann zu Fuß und 20,000 Reiter stark war, unthätig bei Raab gestanden. Wir vermuthen, daß er einem Heere, wie das seinige war, nicht genug traute, weil demselben alle Einheit des Oberbefehles, die Gleichheit der Bewaffnung und der strenge Gehorsam mangelten, durch welche die türkischen Truppen jener Zeit allen Staaten furchtbar waren. Doch führten einzelne östreichische Generale glückliche Streifzüge aus: Jobst von Thurn und Herbert von Auersperg rächten in Kroatien und in Krain die Frevel der Türken und Schwendi eroberte Munkatsch. Der Kaiser suchte nichtsdestoweniger lieber beim Sultan um Frieden nach, als daß er den gräßlichen Verwüstungen in Ungarn, Kärnthen, Krain und Kroatien länger zugesehen hätte. Im Frühjahr 1567 willigte Selim in eine Friedensverhandlung, während deren jedoch der Krieg fortdauerte und einerseits Hasan-Pascha Pelnock und Köwar in Siebenbürgen, andererseits Schwendi Munkatsch und Szathmar einnahmen. Maximilian hatte, um den Sultan zu Unterhandlungen zu bewegen, dem Groß-Vezier ein vorbereitendes Geschenk von 4000 Dukaten, vier silbernen Bechern und einer Uhr durch seinen Gesandten zustellen lassen. Nachher mußte er, um zu verhindern, daß der Woiwode von Siebenbürgen gewisse von demselben gesuchte Vortheile erlange, noch einmal den Dienern Selim's Tribut geben. Es erhielt nämlich nicht blos der Sultan das gewöhnliche Ehrengeschenk von 30,000 Dukaten, 20 vergoldeten Bechern und einigen Uhren, sondern es wurden auch dem ersten Vezier jährlich 2000 Dukaten, dem zweiten ein ebenso großes Geschenk an Geld nebst zwei Bechern und einer Uhr, dem dritten 1000 Dukaten und zwei Becher, drei anderen Vezieren jährlich tausend Thaler, dem schon erwähnten Dolmetsch Ibrahim, einem polnischen Renegaten,

500 und dem deutschen Renegaten Mahmud 300 Thaler zugesagt. Außerdem erhielt der jüdische Bankier Juan Miquez, der sich unter Anderen durch seine Küchenkenntnisse die Gunst Selim's zu erhalten wußte, der aber auch über die Wiederherstellung des Reiches Juda Unterhandlungen führte, ein Geschenk.

Auf diese Weise bewirkte man endlich, daß es mit dem Frieden Ernst ward. Gleichwohl verzögerte der Abschluß desselben sich noch sieben Monate lang. Erst am 17. Februar 1568 kam der neue Friede, abermals auf acht Jahre, zu Stande. Wir erwähnen die Hauptbedingungen desselben, weil man aus ihnen das Verhältniß des türkischen Reiches zu den christlichen Staaten, sowie die Schwäche des Habsburgischen Hauses, welches die Vormauer der Christenheit hätte bilden sollen, deutlich erkennen kann. Selim verbürgte dem Kaiser und dessen beiden Brüdern, Ferdinand und Karl, den Besitz von Ungarn, Dalmatien, Kroatien und Slavonien; dagegen überließen Maximilian und seine Brüder den Woiwoden von Siebenbürgen, von der Moldau und von der Wallachei Alles, was diesen damals gehörte. Doch versprach der Sultan dafür zu sorgen, daß die Letzteren den Frieden nicht mehr störten. Ferner heißt es in dem Vertrage, das Gesindel der Haiduken, Asaben, Martolosen, Lewenden und Haramije oder Räuber solle in Schranken gehalten, alles Geraubte zurückgegeben und jeder, welcher Raub geübt habe, bestraft werden. Auch der Zweikampf an den Grenzen wurde verboten. Wenn Streitigkeiten vorfielen, so sollten dieselben durch den türkischen Statthalter in Ofen und durch Maximilian's Oberbefehlshaber in Ungarn oder durch Commissäre, welche diese Beiden ernennen würden, geschlichtet werden. Die Abgesandten des Kaisers sollten nach Belieben in Constantinopel oder in Galata wohnen dürfen und es sollte selbst im Fall eines Friedensbruches dem Sultan nicht erlaubt sein, sie einzukerkern.

Auch mit dem Könige von Polen schloß Selim gleich darauf einen Frieden. Nachher widmete er seine Aufmerksamkeit den Arbeiten zur Vereinigung des Don und der Wolga. Später ließ er einen Kriegszug nach Arabien machen. Bei allen diesen rühmlichen Unternehmungen ward Selim von dem weisen Groß-Vezier Mohammed Sokolli geleitet, den er von seinem Vater geerbt hatte. Dagegen vermochte derselbe Groß-Vezier nicht, den Sultan von einem Kriege mit Venedig abzuhalten, welcher über den Besitz von Cypern entstand. Zu diesem Kriege ward der Sultan von dem oben genannten portugiesischen Juden Joseph Nassy oder Don Miquez angetrieben, welcher, seitdem er dem Sultan nach Belgrad entgegengereist war, den Titel eines Herzogs von Naxos führte; als solcher besaß er diese Insel selbst nebst den zwölf vorzüglichsten Cykladen gegen einen Jahrestribut von 14,000 Dukaten. Er

hatte schon, als Selim unter seinem Vater Statthalter von Kutahijer war, denselben ganz für sich eingenommen, und war nachher mit ihm nach Constantinopel gekommen, wo er ihn, als einen Trunkenbold, durch die Aussicht auf den cyprischen Wein anregte, den Venetianern die Insel Cypern zu rauben.

Die Venetianer hatten seit der Einnahme von Constantinopel durch die Türken Vieles verloren. Sie hatten zuerst Negroponte und viele Plätze in Albanien und in der Morea räumen müssen. Nachher hatten sie im Kriege mit Bajesid II. viele andere Städte an den griechischen Küsten eingebüßt. Am nachtheiligsten aber war ihnen der Krieg von 1538 gewesen; denn sie verloren damals Malvasia, Napoli di Romania (Nauplia) und den größten Theil der kleinen Inseln des Archipelagus. Jeder der drei Kriege, welche nach der Eroberung von Constantinopel zwischen den Venetianern und den Türken geführt wurden, hatte den Venetianern einen Theil ihres Gebietes gekostet, und sie waren noch überdies tributpflichtige Vasallen des Sultans geworden. Doch hatten sie während dieser Kriege die Inseln Cephalonia und Cypern gewonnen, von welchen besonders die letztere durch ihre Lage ihnen in jeder Hinsicht wichtig war. Cypern war, wie früher erzählt wurde, an die Wittwe des letzten Königs aus dem Hause Lusignan, Catharina Cornaro, gekommen. Der Staat Venedig hatte dieselbe, wie er bei der Vermählung von Patricier-Töchtern mit fremden Landesherrn schon öfter gethan, als Tochter der Republik adoptirt und brachte sie durch moralischen Zwang dahin, daß sie im Jahr 1489 die Insel dem Staat überließ; Venedig bezahlte für diesen Besitz erst dem Mamlukkenherrscher von Aegypten und später dem Sultan der Osmanen einen Jahrestribut. Jetzt machte der Jude Don Miquez den Sultan, welcher Mohammed's Weinverbot nicht achtete, nach dem Besitze der Insel Cypern begierig, deren Hauptproduct für ihn so große Bedeutung hatte.

Schon Suleiman hatte der Uskoken und ihrer Seeräuberei wegen mit der Republik Venedig Streit gehabt; die Venetianer hatten aber seinen Zorn dadurch besänftigt, daß sie eine Flotte ausrüsteten und die Räuber verfolgten. Da man jedoch diese in ihren Felsenklüften, Buchten und Inseln nicht erreichen konnte, so setzten sie ihr Handwerk fort und Selim erhielt Ursache, sich zu beschweren. Er erneuerte zwar den Bund mit der Republik; dies geschah aber nur, um die Venetianer zu täuschen. Im September 1569 trug ein großes Unglück der Venetianer viel dazu bei, daß Selim, anstatt nach dem Rathe seines Groß-Veziers den gegen Philipp II. empörten Marranen in Spanien Hülfe zu leisten, von Venedig die Insel Cypern als ein altes Besitzthum der Khalifen und der Beherrscher von Aegypten zurückforderte. Es gerieth nämlich damals das Arsenal von Venedig, eines der größten und merk-

würdigsten Gebäude der neueren Zeit, welches mit allen Materialien und Anstalten zur Erbauung einer bedeutenden Zahl von Schiffen, sowie mit allen Waffen und Munitionen für Heer und Flotte versehen war, plötzlich in Flammen und eine furchtbare Explosion der Pulvervorräthe stürzte Kirchen, Klöster, Paläste und ganze Reihen von Häusern in Trümmer. Ob diejenigen, welche dieses Unglück veranlaßten, mit türkischem Gelde erkauft waren, ist nicht bekannt; daß aber die Vernichtung des venetianischen Arsenals und seiner unermeßlichen Vorräthe den Plänen Selim's sehr vortheilhaft war, läßt sich nicht bezweifeln.

Der Sultan war damals schon gerüstet. Ehe er jedoch Heer und Flotte ausschickte, sandte er einen Tschausch oder Abgeordneten nach Venedig und ließ unter furchtbaren Drohungen geradezu die Abtretung von Cypern verlangen. Der venetianische Senat lehnte die Forderung des Sultans ab und traf Anstalten zum Kriege, konnte diese aber nicht zeitig genug machen. Von seinem Gesandten in Constantinopel (bailo) gewarnt, schickte er endlich 3000 Mann nach Cypern und setzte die 90 Galeeren, welche im Hafen von Venedig lagen, gehörig in den Stand. Zugleich ergriffen die Venetianer, um Geld zu erhalten, alle jene Maaßregeln, die sie im Augenblick der größten Gefahr zu ergreifen pflegten: sie verkauften den Adeligen, welche das gehörige Alter erreicht hatten, ansehnliche Aemter und denen, die noch zu jung für dieselben waren, die Erlaubniß an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen. Außerdem wandten sie sich an die ganze Christenheit um Hülfe, weil sie nicht hoffen konnten, in so weiter Entfernung der kolossalen Macht Selim's allein widerstehen zu können. Der französische König jedoch war zu sehr mit der Ausrottung der Protestanten beschäftigt, als daß er an die Türken hätte denken können und bot nur zu etwaigen Friedensverhandlungen seine guten Dienste an; die Republik Genua gab nur eine einzige Galeere; die anderen italienischen Staaten und selbst der Papst waren nicht im Stande, viel zu leisten. Alles kam daher auf den spanischen König Philipp II. an, welcher Neapel, Sicilien und Mailand beherrschte. Diesen bestürmten nicht blos die Venetianer, sondern auch der Papst Pius V., mit der Bitte, daß er schleunig Heer und Flotte schicke; er zeigte sich aber auch jetzt, wie vorher bei der Belagerung von Malta, zähe, behutsam und sehr langsam in der Ausführung seiner Unternehmungen. Auch hatte Papst Pius V. ihn damals beleidigt. Pius hatte nämlich, was zugleich für den König Philipp und für den Kaiser eine Kränkung war, den Herzog Kosmus I. eigenmächtig zum Großherzog von Toscana ernannt und in Rom königlich gekrönt. Er hatte noch dazu nach Sicilien, wo die päpstliche Regierung unter dem Titel der kirchlichen Monarchie weltliche Rechte besaß, einen Nuntius (Paul Odescalco) geschickt. Endlich hatte Pius sich der Völker gegen die Fürsten

angenommen, indem er der Bulle gegen die Ketzer (in coena domini), welche an jedem grünen Donnerstage vorgelesen ward, einen Fluch gegen alle die Fürsten und Könige beifügte, die ihren Unterthanen neue Steuern und Abgaben auferlegen würden.

Die Türken, welche das ganze Jahr 1570 hindurch ihre Rüstungen fortsetzten, landeten schon am 1. Juli auf Cypern. Ihre ganze Flotte, 360 Segel stark, erschien damals vor der Stadt Limasol an der Südküste der Insel und setzte das Heer ans Land. Sie fanden dabei wenig Schwierigkeit, weil der venetianische Proveditore und seine Unterbefehlshaber ihre Pflicht nicht erfüllten. Die türkische Flotte war von dem bekannten Piale befehligt, welcher als Kapudan-Pascha Malta belagert hatte, jetzt aber Vezier war. Das Landheer stand unter Lala Mustapha, der als Seraskier den Zug gegen Arabien commandirt hatte, hierauf in Ungnade gefallen und dann wieder in des Sultans Gunst aufgenommen worden war. Mustapha begann, als am 22. Juli das schwere Geschütz ausgeschifft war, mit der Belagerung der Stadt **Nikosia**, obgleich Piale gerathen hatte, zuerst Famagusta einzunehmen. Jene Stadt wurde durch eine Besatzung von 10,000 Mann und durch 250 Kanonen vertheidigt. Das türkische Heer dagegen bestand aus 50,000 Mann regelmäßiger Truppen und aus einer fast gleichen Anzahl derjenigen Gattung leichter Truppen, welche man die Renner und Brenner nannte. Die Beschaffenheit der venetianischen Besatzung, die von regelmäßigen Truppen etwa nur 1500 Mann in ihren Reihen zählte, ließ keinen langen Widerstand erwarten; dennoch wurden 13 Stürme abgeschlagen, ehe Nikosia (am 9. September) genommen ward. Die Barbaren hausten in der eroberten Stadt so, wie sie überall zu thun pflegten. Sie wurden jedoch von den Bewohnern der Insel als Befreier empfangen, weil diese unter der Herrschaft der Venetianer, welche Cypern seit 80 Jahren besaßen, zu Leibeigenen und Sclaven des Adels gemacht und mit grausamer Härte behandelt worden waren. Die kleineren Städte wurden leicht erobert. Nur die Hauptstadt **Famagusta** ergab sich den Türken nicht; sie erhielt anfangs durch venetianische Galeeren einige Zufuhr und der tapfere Befehlshaber, Marc Antonio Bagradino, ließ 8000 Einwohner, als zur Vertheidigung unnütz, wegbringen. Daher blieb das türkische Heer im Winter vor der Stadt liegen, während Piale sich mit der Flotte nach Constantinopel begab und erst im April 1571 mit bedeutender Verstärkung von dort zurückkehrte.

Auch bei diesem cyprischen Kriege zeigt sich die Schnelligkeit der türkischen Kriegführung und die Einheit aller Maaßregeln einer despotisch-militärischen Macht wieder in glänzendem Lichte. Die Türken setzten ihre Unternehmung ohne alle Rücksicht und Verzögerung fort, während die drei christlichen Mächte Venedig, Spanien und der Papst

zuerst über einen zwischen ihnen zu schließenden Bund und über die zu ergreifenden Maaßregeln Briefe schrieben und Boten schickten, und nachher, als ihr Bund endlich zu Stande gekommen und eine gemeinschaftliche Flotte zusammengebracht worden war, mit einander lange darüber stritten, welcher von den drei Admirälen den Oberbefehl führen solle. So war die verbündete Flotte erst auf Kandia angelangt, als bereits der Fall von Nikosia nicht mehr zu verhindern war. Uebrigens hatten die Venetianer das Glück, daß ihr unfähiger Doge Peter Loredano im Mai 1570 starb und daß an seine Stelle Ludwig Moncenigo gewählt wurde, der den Umständen völlig gewachsen war. Dieser war es auch, welcher während der Unthätigkeit der verbündeten Flotte den in Famagusta Belagerten Hülfe schaffte. Er schickte Mitte Januar 1571 den Marc Antonio Querini mit vier Transport- und zwölf Kriegsschiffen ab; die Letzteren durchbrachen die Blokade des Hafens, welche, nachdem die Türken ihre Hauptflotte abgerufen hatten, den zurückgebliebenen Galeeren überlassen worden war, bohrten drei dieser Galeeren in den Grund und trieben die übrigen auseinander. Die Stadt selbst konnte freilich Querini nicht retten; er setzte aber doch 1700 Mann Fußvolk ans Land und schiffte soviel Proviant und Munition aus, daß Famagusta sich bis zum Juli behaupten konnte. Der Sultan war über diese That des venetianischen Admirals so erbittert, daß er anfangs den Vezier Piale mit dem Tode bedrohte; er begnügte sich jedoch nachher mit der Abberufung desselben und übertrug dem Kapudan Pascha Ali den Oberbefehl. Dritthalb Monate lang wurde die Belagerung und Vertheidigung von Famagusta mit gleicher Tapferkeit betrieben, bis endlich der Pulvervorrath erschöpft war und Bagradino am 1. August capituliren mußte, da er nur noch sieben Fässer Pulver besaß. Die Türken betrugen sich nach der Uebergabe der Stadt so, wie in unserem Jahrhundert der Neger-König von Dahomey: sie übten, nachdem sie die Capitulation von Famagusta treulos verletzt hatten, an dem Proveditore und seinen Untergebenen teuflisch ersonnene, muthwillige Grausamkeiten. Als nämlich über die Abfahrt der Besatzung verhandelt wurde, entstand ein Streit, den man benutzte, um Bagradino's Begleiter niederzuhauen; ihm selbst schnitt man Ohren und Nase ab, ließ ihn dann noch lebendig schinden und die Haut ausstopfen. Uebrigens überließ Selim die Einkünfte der Insel nicht dem Don Juan Miquez, wie dieser gehofft hatte, sondern nahm sie für sich; später wurden sie der jedesmaligen Sultanin Mutter als Wittwengut überlassen. Alle diese Gräuelthaten der Türken auf Cypern sind von dem neuesten Geschichtschreiber der Osmanen, Herrn von Hammer, nach den Quellen genau beschrieben worden; uns schaudert aber vor Menschen, welche tief unter den reißenden Thieren stehen.

Während alles dies vorging, konnten die Venetianer, der Papst und König Philipp II. über ihren Bund, den sie heiligen Bund nannten, nicht einig werden, und es erschien keine spanische Flotte im adriatischen Meere. Ali und der calabresische Renegat und Seeräuber Occhiale (Uludsch-Ali) übten von den Küsten Kleinasiens und Syriens an bis nach Dalmatien hin Raub und Frevel. Kandia, Cerigo (Cythere), Zante und Cephalonia wurden verheert und die türkische Flotte beherrschte von Navarino aus die See und die italienischen Küsten, bis endlich der spanische König, als er den Krieg gegen die Reste der Mauren seines Landes beendigt hatte, mit der zu leistenden Hülfe Ernst machte. Im Mai 1571 ward zu Venedig die Acte des heiligen Bundes unterschrieben und im Juli in der Marcus-Kirche bekannt gemacht. Nach diesem Vertrage übernahm Philipp die eine Hälfte der Kosten des heiligen Krieges, welchen man führen wollte, Venedig drei Viertheile der anderen Hälfte, der Papst das Uebrige. Die aus etwa 80 Galeeren bestehende spanische Flotte, mit der sich sechs Kriegsschiffe der Malteser und drei savoyische vereinigt hatten, erschien hierauf unter dem Oberbefehl von Philipp's Bruder, Don Juan d'Austria, im Hafen von Messina. Don Juan erntete nachher — wir wissen nicht, ob mit vollem Rechte — den ganzen Ruhm des nun beginnenden, für die Christen glorreichen Seekrieges; dem vortrefflichen Seemann Johann Andreas Doria dagegen, welchen Philipp mit den ihm gehörenden Galeeren in Sold genommen hatte, ward nur wenig Ruhm zu Theil. Die Venetianer schickten 108 Galeeren unter dem Admiral Sebastian Veniero, der Papst zwölf unter Marc Antonio Colonna.

Als diese drei Flotten Ende September 1571 sich vereinigt hatten, stimmten Don Juan und der venetianische Admiral darin überein, daß man die türkische Flotte im Archipelagus aufsuchen wolle. Dadurch wurde schnell eine entscheidende Schlacht herbeigeführt. Die türkische Flotte, welche 300 Segel stark gewesen sein soll und ein nicht unbedeutendes Landheer am Bord hatte, lag in der Bai von Lepanto (dem alten Naupaktos, nächst der Enge des korinthischen Meerbusens). Sie ward von dem Kapudan Pascha Munsinsade Ali commandirt, welcher unter seinen Unterbefehlshabern Männer von großer Erfahrung im Seewesen hatte. Wir wollen von diesen nur zwei nennen, nämlich den Beglerbeg von Algier, Uludsch Ali, und Barbarossa's Sohn, Ali Hasan. Das Landheer stand unter dem Befehle des Vezier-Seraskiers Pertew Pascha. Der Letztere rieth, als die Flotten einander im Angesichte waren, ebenso wie Uludsch Ali vergebens von einer Seeschlacht ab. Diese Schlacht fand am 8. Oktober 1571 bei Lepanto statt. Die Christen bildeten ihre Schlachtordnung so, daß Doria den gefährlichsten, wenn auch dem Feind anfangs durch Inseln verdeckten Platz erhielt.

Vor der Schlachtordnung befanden sich die drei Admirale mit ihren Admiralschiffen; ihnen zunächst lag Hektor Spinola mit der genuesischen Capitana, neben ihm aber der Herzog von Parma, Alessandro Farnese, mit seiner Galeere; di Legni mit der savoyischen Capitana erhielt seine Stelle neben dem venetianischen Admiral. Hinter Don Juan lag mit dem Vice-Admiral-Schiff (der Patrona) der Groß-Comthur von Castilien, Don Ludwig de Requesens. Die Schlacht war eine der furchtbarsten, welche seit den Zeiten Griechenlands und Roms zur See geliefert worden sind; doch bestand sie mehrentheils aus einem Kampfe von Mann gegen Mann, weil die Schiffe bald Bord an Bord waren. Zuerst wurde das Schiff des Kapudan-Pascha genommen und er selbst getödtet. Nach den gewöhnlichen Nachrichten hätte man den Kopf dieses Führers als Schreckmittel auf seine Galeere pflanzen lassen; der neueste Geschichtschreiber der Türken hebt aber mit Recht hervor, daß Don Juan den Offizier, der ihm das Haupt des feindlichen Anführers überreichen wollte, von sich stieß und ihm befahl, den Kopf in die See zu werfen. Den kürzesten und letzten Kampf bestand Doria, der dem Uludsch Ali gegenüberlag. Der Letztere rettete allein von allen Admirälen des Sultans einen Theil der türkischen Flotte, nämlich 40 Galeeren. Von den übrigen Galeeren der Türken wurden 90 an die Küste getrieben und dort verbrannt, 130 andere fielen in die Hände der Verbündeten, welche diese, sowie 117 größere und 256 kleinere Kanonen unter sich theilten. Der herrlichste Preis des Sieges bestand darin, daß 15,000 Christen aus den Ketten und der harten Sclaverei der Barbaren befreit wurden. Die Sieger erhielten zugleich 3468 Sclaven zum Rudern auf ihren Galeeren. Uebergehen wollen wir nicht, daß unter den in der Schlacht verwundeten Spaniern sich auch Cervantes, der Verfasser des Don Quixote, befand; er erhielt drei Schüsse, deren einer ihm den linken Arm für Lebenszeit lähmte. Da wir keine Zahlen verbürgen, so bemerken wir nur im Vorbeigehen, daß der Gesammtverlust der Türken in den römischen Angaben am stärksten übertrieben wird. Der Papst gibt nämlich denselben zu 30,000, Andere aber zu 15,000 an; die Christen verloren nur 8000 Mann und 15 Galeeren.

Der Ruhm des Sieges und der Triumph der ganzen Christenheit war unbeschreiblich groß, der Vortheil dagegen sehr unbedeutend, weil die Venetianer nicht mit Unrecht befürchteten, daß König Philipp ebenso auf ihre Unkosten im Trüben fischen wolle, wie man ihm in Betreff seiner Unterstützung Karl's IX. gegen die Protestanten Schuld gab. Don Juan hätte nach der Schlacht gern die ganze verbündete Flotte gegen die Dardanellen geführt und die Griechen, besonders die in der Halbinsel Morea, welche Abgeordnete an ihn geschickt hatten, zur

Empörung aufgerufen; allein das Erstere gaben die Venetianer nicht zu und das Andere ward dadurch unmöglich, daß Philipp mit der Antwort auf die Anfrage so lange zögerte, bis es zu spät war. Es zeigte sich daher bald, daß das türkische Reich selbst nach einer Niederlage, wie die Osmanen seit Tamerlan's Zeiten keine erlitten hatten, und unter einem unfähigen Trunkenbolde, wie Selim II. war, der gegen sie vereinigten christlichen Macht immer noch überlegen waren. Uludsch Ali und Piale stellten in zwei Monaten die türkische Flotte wieder her; der Erstere hatte sogar die von ihm aus der Schlacht geretteten Galeeren schon auf der Rückkehr nach Constantinopel bis auf 87 ermehrt, weshalb denn auch der Sultan verordnete, daß Uludsch Ali, den er zum Kapudan-Pascha ernannte, nicht mehr diesen Namen führen, sondern Kilidsch Ali, d. i. das Schwert Ali, heißen solle. Im nächsten Winter wurden 150 neue Schiffe gebaut, so daß 1572 die türkische Flotte schon im Frühjahr wieder ihren früheren Bestand hatte und im Juni 250 Galeeren stark in die See ging.

Der Nachfolger des im Mai 1572 gestorbenen Papstes Pius V., Gregor XIII., schien entschlossen, im Bunde gegen die Türken zu verharren; die Venetianer nahmen aber, was ihrer berühmten diplomatischen Weisheit ganz angemessen war, die erste beste Gelegenheit wahr, um einen leidlichen Frieden zu erhalten. Der schlaue neue Kapudan Pascha wich im Jahre 1572 jeder Versuchung ein Treffen zu liefern aus; unter den Admiralen der Verbündeten aber war keine Einigkeit zu hoffen. Die Türken hatten daher auch dem venetianischen Bevollmächtigten (Bailo) Marc Antonio Barbaro in Hinsicht auf die Schlacht bei Lepanto mit Recht geantwortet: „Wir haben euch durch die Eroberung des Königsreichs Cypern einen Arm abgehauen, ihr habt uns durch den Sieg über unsere Flotte den Bart geschoren. Der abgehauene Arm wächst nicht nach, der abgeschorene Bart aber wächst dichter wieder.“ *) Die Venetianer hatten ihren Bevollmächtigten Barbaro auch während des Krieges in Constantinopel zurückgelassen und der erste Vezier hatte ihn geduldet, weil während des Krieges beständig unterhandelt ward, besonders wenn die Franzosen, welche noch immer mit den Feinden der Christenheit ganz innig verbunden und auf Philipp's Ruhm eifersüchtig waren, die Vermittler machten. Der fran-

*) Selim hatte nach der Schlacht von Lepanto an Don Juan prachtvolle Geschenke gesandt, namentlich Pelzwerk, Teppiche und Waffen. Er hatte ihm unter Anderen geschrieben: „Die Geschenke kommen von dem, der, obgleich der größte aller Sterblichen, Dich für würdig hält, von seiner Hoheit beachtet zu werden.“ Don Juan zeigt in seiner Antwort, daß der spanische Wortprunk nicht hinter dem orientalischen zurücksteht; er schreibt: „Du wirst es Dir zur höchsten Auszeichnung rechnen, daß Don Juan d'Austria, der Christ, die Geschenke Sultan Selim's annimmt und auf seinen Brief erwidert.“

zösische Gesandte, Noailles, Bischof von Acqs, war mit der von den Türken empfangenen Bastonnade — so nannte er die Schlacht bei Lepanto — sehr zufrieden, weil er annahm, die Pforte werde nun die Freundschaft Frankreichs höher anschlagen; er nahm sich der Sache an, und die Venetianer wollten durchaus Friede geschlossen haben. Der Rath der Zehn zu Venedig befahl deshalb dem Bailo Barbaro, unter jeder Bedingung zu unterzeichnen. Dies erfuhr der türkische Minister, und als der wackere Barbaro Schwierigkeiten gemacht und bereits Bedingungen, welche nicht ganz unbillig waren, erlangt hatte, benutzte der Minister seine Kenntniß von jenem Befehl, indem er sich eine Gewaltthätigkeit erlaubte, welche die Venetianer sich gefallen lassen mußten. Als nämlich die venetianische Friedens-Urkunde dem türkischen Staats-Secretär übergeben ward, machte derselbe Aenderungen in ihr und nöthigte den Gesandten dadurch zur Unterschrift, daß er ihn heftig bedrohte, weil Barbaro, wie er wisse, den Befehlen seiner eigenen Regierung entgegen gehandelt habe. Die sieben Bedingungen des am 7. März 1573 geschlossenen Friedens sind daher auch ebenso hart, als sie ohne die Schlacht bei Lepanto würden gewesen sein. Die Venetianer mußten nicht allein Cypern ganz aufgeben, sondern sich auch verpflichten, den Türken innerhalb drei Jahren 300,000 Ducaten für die Kriegskosten zu zahlen. Sie mußten außerdem Sipoto in Albanien, die einzige Eroberung, die sie in dem Kriege gemacht hatten, mit allem Geschütz zurückgeben und für den Besitz der Insel Zante einen von 500 auf 1500 Ducaten erhöhten jährlichen Tribut versprechen. Das Wichtigste für Venedig war, daß die Republik alle ihre Handels-Privilegien wieder erhielt und daß die Grenzen in Albanien und Dalmatien so blieben, wie sie vor dem Krieg gewesen waren.

Der Papst zürnte und tobte heftig über Venedig wegen dieses Friedens. Der König von Spanien dagegen, welcher immer kalt, ruhig zögernd und ängstlich war und dadurch Alles, was er unternehmen ließ, vereitelte, war so wenig erzürnt, daß er vielmehr die Venetianer lobte, weil sie ihrem diplomatischen Character treu geblieben seien. Er erlaubte freilich dem Don Juan, Tunis zu erobern, wo ein Unmensch regierte, welcher Alles gegen sich aufgebracht hatte; er ging aber nicht auf den Plan desselben ein, Tunis zu einem christlichen Königreiche zu machen, obgleich der Papst diesen Plan sehr gefördert hatte.*) Die Folge zeigte, daß Philipp ganz Recht gehabt hatte. Schon ein Jahr später, als Selim eine Flotte und ein Heer schickte, ging die gemachte Eroberung wieder verloren. Tunis leistete fast keine Gegenwehr und

*) Gleichzeitig bestand am französischen Hofe der Plan, Algier an Frankreich zu knüpfen und einen Bruder Karl's IX. dort als König unter türkischer Oberhoheit einzusetzen.

wurde drei Tage lang geplündert; furchtbar aber war der Kampf um die Festung Goletta, bei welchem 7000 Spanier fielen; nach der Einnahme wurde sie in die Luft gesprengt.

2. Krieg in den Niederlanden von 1576 bis zum Tode des Don Juan d'Austria (1578).

Der Ruhm, welchen Don Juan d'Austria im cyprischen Kriege erworben hatte, weckte die Eifersucht seines Bruders Philipp II., obgleich dieser sich nach seiner gewohnten Weise in eben dem Maaße aufmerksamer bewies, als er unwilliger war. Don Juan's Ruhm war dem argwöhnischen König auch dann noch verdächtig, als er ihn den Mailändern zum Statthalter gegeben hatte. Ehrbegierig, schön von Gestalt und sehr beliebt, strebte Juan offenbar darnach, sich irgendwo eine selbstständige Herrschaft zu gründen. Philipp störte deshalb, seiner gewöhnlichen Art nach, seine eigenen Pläne dadurch, daß er die Ausführung derselben diesem Halbbruder übertrug und ihm nachher die Mittel versagte, ohne welche dieser nicht zum Ziele zu kommen vermochte. Es könnte sogar fast scheinen, als wenn es dem Könige sehr lieb gewesen sei, daß er 1576 im Stande war, seinem Bruder in den Niederlanden ein neues schwieriges Geschäft aufzutragen. Er würde sonst, wie Granvella ihm rieth, gleich nach Requesens' Tode Margaretha von Parma als Statthalterin nach Brüssel zurückgeschickt haben. Wäre dies geschehen, so hätten die niederländischen Stände die Regierung nicht übernehmen können, die Genter Union wäre nicht geschlossen worden und Philipp's Todfeind, Wilhelm von Oranien, hätte nicht auch in den katholischen Provinzen einen überwiegenden Einfluß erhalten. Gleichwohl überlegte Philipp lange und zögerte nach seiner Gewohnheit auch dann noch, als er sich entschlossen hatte, die Statthalter-Stelle seinem Bruder zu übertragen.

Don Juan verweilte, ehe er sich in die Niederlande begab, zuerst noch einige Zeit in Mailand, machte eine Wallfahrt nach Loretto, um die heilige Jungfrau um neue Siege anzuflehen, und fuhr dann nach Barcelona. Er hielt sich nun in Spanien auf, bis er plötzlich mit der größten Eile, und zwar als dienender Mohr des Herzogs Ottavio Gonzaga verkleidet, durch Frankreich reiste. Philipp schickte ihn ohne Truppen und ohne Geld in ein Land, welches seit der Genter Pacification ihn nur noch dem Namen nach als Oberherrn anerkannte, sonst aber Republik war. Erst in Paris erfuhr Don Juan, daß Luxemburg ihm offen stehe, weil diese Provinz der Genter Pacification nicht beigetreten war. Er traf gerade an dem Tage in Luxemburg ein, als die spanischen Soldaten in Antwerpen die entsetzlichen Gräuel verübten, deren wir oben gedacht haben (4. November 1576). Die Stände in

Brüssel weigerten sich deshalb, sein Ansehen eher anzuerkennen, als bis er alle spanischen Truppen aus dem Lande gezogen, alle Citadellen geräumt und den Genter Vertrag bestätigt habe. Obgleich nun die kleine Zahl alter spanischer Truppen noch immer den südlichen Provinzen furchtbar war, so ging doch Don Juan auf das Verlangen der Stände ein. Er begehrte, man solle die Spanier zur See fortschicken; vielleicht hätte er sie dann zu einer Landung in England oder Schottland verwendet, da er den Plan hegte, Maria Stuart zu befreien und sich mit ihr zu vermählen; die Stände jedoch waren gegen die Seefahrt. Gern hätte die katholisch-aristokratische Partei derselben den Prinzen Don Juan als königlichen General-Statthalter ohne weitere Bedingungen nach Brüssel kommen lassen, weil sie dem Prinzen Wilhelm von Oranien und seinen Protestanten noch viel weniger traute, als jenem; allein dies konnte sie, da die Volksstimme zu heftig gegen sie war, nicht thun. Sie mußte daher den Prinzen von Oranien, welcher noch in Holland verweilte, um Rath ersuchen. Wilhelm widerrieth anfangs jede Art von Aussöhnung mit Spanien; weil er aber einsah, daß ein solcher Rath den Katholiken zu kühn scheinen werde, so gab er auch Bedingungen an, unter welchen man den Prinzen Don Juan in Brüssel aufnehmen könne. Man solle, sagte er, ehe man diesen als General-Statthalter anerkenne, darauf bestehen, daß alle die Privilegien der Niederländer, welche Alba so frech verletzt habe, aufs Neue bestätigt würden. Ferner müsse Don Juan nicht nur im Namen und in Vollmacht des Königs die Genter Pacification anerkennen und bestätigen, sondern auch namentlich die spanischen Soldaten, die sich neulich so schändlich betragen hätten, sowie überhaupt alle fremden Truppen völlig und ohne weiteres Zögern aus dem Lande entfernen. Außerdem müsse der König bewilligen, daß fortan die Generalstaaten jährlich zwei- oder dreimal sich versammeln und auch über Regierungs-Angelegenheiten berathschlagen dürften.

Die in Brüssel versammelten Stände legten diese Punkte den Unterhandlungen zu Grunde, welche gleich im Anfange des Jahres 1577 mit Don Juan eingeleitet wurden, und wegen deren dieser selbst an die Grenze gekommen war. Es fanden darauf im Luxemburgischen, in Hui und in Marche en Famine Zusammenkünfte statt. Bei diesen gaben sich der Bischof von Lüttich, welchem Kaiser Rudolf II. die Vermittlung aufgetragen hatte, und Herzog Wilhelm von Jülich, der ihm dabei eifrig zur Seite stand, die größte Mühe, eine Ausgleichung zu Stande zu bringen; Don Juan aber machte große Schwierigkeiten, bis ihm endlich sein Secretär Escovedo, der ihm ausdrücklich von Philipp zugeschickt wurde, aus der Verlegenheit half. Was für eine Botschaft der Letztere dem Prinzen aus Spanien brachte, können wir nicht

angeben; wir wissen nur, daß die zweite Unterhandlung zu Marche en Famine im Februar 1577 einen günstigeren Ausgang hatte, als die erste im Januar. Don Juan gab nämlich nach und erließ am 17. Februar das sogenannte ewige Edict. Dieses enthielt 19 Artikel, von welchen wir nur einige wenige wesentliche anführen wollen. In demselben wurde Namens des Königs nicht nur eine Amnestie ohne alle Ausnahme versprochen, sondern auch die Genter Pacification anerkannt und die Zusage ertheilt, daß alle fremden Soldaten innerhalb 40 Tagen aus dem Lande gezogen und die Generalstaaten zusammengerufen werden sollten. Dagegen schwieg man in dem Edict hinterlistiger Weise von bestimmten Terminen dieser Berufung und von dem Antheile der Stände an der Regierung. Auch die Stände sollten ihre fremden Truppen entlassen und auf jede Verbindung mit dem Ausland verzichten. Dieses sogenannte ewige, aber schon nach drei Monaten wieder vernichtete Edict unterschrieb Philipp am 7. April 1577 zum großen Erstaunen aller Welt. Wilhelm von Oranien konnte dasselbe schon aus der einzigen Ursache nicht annehmen und in Holland und Seeland bekannt machen lassen, weil die Stände von Brüssel sich zugleich verpflichtet hatten, die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Dessen ungeachtet erfolgte keine Trennung der durch Wilhelm repräsentirten Provinzen von den andern; denn auch die katholischen Stände trauten den Spaniern nicht. Sie gaben daher, auch nachdem Don Juan am 1. Mai 1577 seinen Einzug in Brüssel gehalten hatte, die Citadellen nicht in die Gewalt desselben. Uebrigens war der Hochmuth dieser fürstlichen und gräflichen Herren so groß, daß sie sogar, als Don Juan nach Brüssel gekommen war, Anstand nahmen, seinen Vorrang anzuerkennen.

Dieser hatte, da er ohne Truppen gekommen war und die Festungen nicht besaß, keine wahre Macht, sondern nur den Schein einer Regierungsgewalt. Antwerpen und Maastricht waren geräumt und den Niederländern zurückgegeben, die Spanier verließen das Land, Don Juan aber warf, nachdem er bereits nach einem Monate wieder aus Brüssel abgereist war, schon im Juli 1577 die Maske ab. Er begab sich nämlich damals unter dem Vorwande, daß er der leichtfertigen Gemahlin des Königs von Navarra, welche nach Spaa ins Bad reiste, einen Besuch abstatten solle, nach Namur, wo die Söhne des Grafen von Barlaimont in der Citadelle commandirten und ihm dieselbe übergaben. Gleich darauf besetzte er auch Charlemont bei Givet und Marienburg. Diese Verletzung des ewigen Edicts entschuldigte Don Juan damit, daß er sich gegen geheime Verbindungen, die man wider sein Leben gemacht habe, sichern müsse. Nachher schickte er seinen Secretär Escovedo nach Spanien zurück und ließ dem Könige erklären,

daß es durchaus erforderlich sei, sich auch aller übrigen festen Plätze zu bemächtigen, und daß folglich die spanischen und italienischen Truppen in die Niederlande zurückgeschickt werden müßten. Wie sehr er darin Recht hatte, erkennt man daraus, daß Wilhelm von Oranien, gleich nachdem Don Juan Namur überrumpelt hatte, den Ständen rieth, denselben mit aller Macht anzugreifen. Dies schien freilich den vorsichtigen und diplomatischen Aristokraten in Brüssel viel zu kühn und dreist und Johann von Nassau schrieb daher auch an den Landgrafen von Hessen, er und sein Bruder könnten nur auf die Demokratie vertrauen, welcher mehr an der reinen Lehre des Evangeliums, als an der Erhaltung der Adels-Privilegien und des Mammon gelegen sei*). Granvella, welcher wohl wußte, daß Wilhelm allein von den großen Herren Alles gegen Don Juan in Bewegung setze, kann deshalb auch gar nicht begreifen, wie eine fürstliche Person so wenig diplomatisch und so wagehalsig sein könne**).

Wilhelm von Oranien und seine Freunde unterstützten das Streben der Bürgerschaften, welche das Treiben der Aristokratie genau beobachten und den Ständen Gesetze vorschreiben wollten. Zu dieser Absicht wurden besondere bürgerliche Commissionen oder ein Collegium von 18 Personen gewählt, welche die Forderungen des Volkes geltend machten. Diese setzten durch, daß die katholischen Stände sich den Eintritt holländischer und seeländischer Deputirten in die Brüsseler Versammlung gefallen lassen mußten, in welcher dann dieselben oft den Ton angaben. Von den Volks-Deputirten wurden auch die Stände gewarnt, sich durch die mit Don Juan angeknüpften Unterhandlungen nicht täuschen zu lassen. Ja, sie bewirkten sogar, daß die Brüsseler Versammlung mit dem von den Katholiken sehr gefürchteten Kurfürsten von der Pfalz in Verbindung trat. Die Unterhandlungen zwischen Don Juan und den Ständen von Brüssel wurden indessen immer noch fortgesetzt, obgleich die spanischen Truppen damals bereits den Rückmarsch aus Italien in die Niederlande angetreten hatten und schon bis nach Mezieres gelangt waren. Eine der Hauptforderungen der Stände bestand darin, daß die Citadellen von Gent, Antwerpen, Valenciennes, Ryssel (Lille), Gouda und andere geschleift werden sollten. Die republikanische Partei wartete aber Don Juan's Einwilligung dazu nicht ab, son-

*) Archives vol. VI. p. 311: „So ist es auch bis dahero von den General-Staden und Fürnembsten derselben Landenn niemands dan allein der Herr Prinz und beneben seiner Gnaden die von Holland und Zeeland und hin und wieder in den Provincien d e r a r m g e m e i n e m a n gewesen, der sich zu der Religion öffentlich erklärt und derselben ernstlich angenommen hette."

**) Reposant sur ses épaules chose de si grand poix et doibt craindre, d'estre abandonné et de faire aussi malvaise fin que tous ceux qui s'élèvent contre leur prince naturel.

dern die gesammte Bevölkerung von Gent und Antwerpen, auch Weiber und Kinder, begaben sich an's Werk und machten die Citadellen dem Erdboden gleich. In Utrecht geschah das Gleiche; hier betheiligten sich die Frauen unter der Anführung einer gewissen Katharina von Leengut am Niederreißen der Mauern. Eine zweite Forderung war, daß Don Juan die Städte Namur, Charlemont, Marienburg und einige andere, welche er wieder besetzt hatte, räumen solle. Der Prinz schien nicht ganz abgeneigt, hierin nachzugeben, und die katholische Partei glaubte schon der Aussöhnung nahe zu sein, als auf einmal Wilhelm die Demokraten weckte, indem er urkundlich nachwies, daß man die edeln Herren betrügen wolle. Dies that er durch das Vorzeigen einer Correspondenz Don Juan's mit seinem Secretär, welche Heinrich von Navarra in der Gascogne aufgefangen und an den Prinzen von Oranien geschickt hatte. Borgnet, dem wir für diese niederländischen Geschichten viel verdanken, behauptet freilich, nur der Republikaner Philipp Marnix von Aldegonde, durch welchen Wilhelm diese Correspondenz den Ständen erklären ließ, habe bei seiner Erklärung verrätherische Absichten in dieselbe gebracht; wir sind jedoch anderer Meinung. Die Niederländer von Aerschot's Partei würden, um Wilhelm, der sie alle weit übersah, fern zu halten, gern mit Don Juan abgeschlossen haben; sie wagten dies aber nicht und mußten sogar zugeben, daß Wilhelm, welcher nach Antwerpen gekommen war, von da nach Brüssel eingeladen wurde. Unter einem unermeßlichen Jubel des Volkes zog Wilhelm im December 1577 in Brüssel ein. Hier gab er dann in der Stände-Versammlung, wo die Deputirten von Holland und Seeland saßen, den Ton an, so daß seit dieser Zeit an eine Aussöhnung mit Don Juan nicht mehr zu denken war. Es wurde von den Ständen eine förmliche Feindseligkeits-Erklärung erlassen und Anstalten zur Bekriegung Don Juan's getroffen, ohne daß die katholische Aristokratie es verhindern konnte. Dagegen ließ aber dieselbe nicht zu, daß man unbedingtes Vertrauen in Wilhelm von Oranien setzte. Viele der fürstlichen und gräflichen Herren dieser Partei waren eifersüchtig darauf, daß Alles einem Protestanten zujubelte. Von den Gegnern Wilhelm's in der Versammlung waren, außer den Aebten, Philipp von Croy, Herzog von Aerschot, dessen Bruder, der Markgraf von Havrech, und der Graf Lalain die lautesten. Wie weit der zuerst Genannte und wahrscheinlich auch die beiden Anderen von Wilhelm's reinem Patriotismus und von seiner Aufopferung für das Vaterland entfernt waren, kann man aus einem einzigen Zuge erkennen. Als nämlich Alba die edelsten Niederländer grausam hatte verfolgen und berauben lassen, war der Herzog von Aerschot so schamlos gewesen, sich von demselben eine Rente von 4000 Livres aus den geraubten Gütern seiner unglücklichen Landsleute an-

weisen zu lassen. Das Volk hatte daher auch nicht Unrecht, wenn es den Prinzen Wilhelm von Oranien als den Mann betrachtete, der es zugleich gegen die Tyrannei der Spanier und gegen die Habsucht der hohen Aristokratie schützen könne. Wilhelm wurde deshalb auf Verlangen des Volkes auch (22. October 1577) zu der Würde eines Ruwart von Brabant erhoben, welche ihm eine dictatorische Macht verlieh.*)

Die zunehmende Macht des Prinzen von Oranien bewog hierauf die großen Herren, daß sie, ohne vorher die Stände zu fragen, sich eine Creatur schufen, indem sie den damals erst 20 Jahre alten östreichischen Erzherzog Matthias, einen Sohn des im Jahre vorher verstorbenen Kaisers Maximilian und Bruder des Kaisers Rudolf II., nach Brüssel riefen. Matthias ließ sich verleiten, ohne seines Bruders Ermächtigung diesen Ruf anzunehmen. Er eilte nach Brüssel, wo er jedoch nichts als ein bloßer Figurant war, durch welchen man den Einfluß der Königin von England zu beseitigen gedachte. Wilhelm hätte leicht verhindern können, daß dieser Schritt einer Partei von den Ständen gebilligt werde; er that es aber nicht, sondern förderte vielmehr die gute Aufnahme des Erzherzogs auf jede Weise. Er verfuhr so, um nicht, wie er selbst in seinen Briefen sagt, im entscheidenden Augenblicke der öffentlichen Sache durch Widerspruch zu schaden. Aerschot wurde Statthalter in Flandern; aber das Volk in Gent erhob einen Aufstand, der immer mehr einen demokratischen Charakter annahm; der Statthalter wurde mit einigen Freunden verhaftet, eine Regierung von 18 Männern eingesetzt und die alten Privilegien wieder hergestellt. Aerschot kam auf Wilhelm's Betrieb wieder frei; die südlichen Staaten aber traten damals den nördlichen näher als je. Sie stifteten eine neue Union, in der gegenseitige Duldung von Allen beschworen wurde. Erzherzog Matthias aber beschwor dieselbe (Januar 1578) und der Prinz von Oranien wurde sein Generalstatthalter. So kam es zwischen den Ständen und Juan zum Krieg.

Die alten spanischen Truppen oder die schwarzen Banden existirten eigentlich damals nicht mehr; sie hatten in den Niederlanden schon sehr gelitten und waren, als man sie nach Italien zurückgeführt und dort in rauhen Gebirgsgegenden einquartiert hatte, noch mehr zusammen geschwunden. Doch waren noch viele Veteranen übrig. Diese ließ Philipp durch Werbungen und durch Herzuziehung von Truppen aus dem Mailändischen verstärken und dann unter Alessandro Farnese, dem damals 32jährigen Sohne der Margaretha von Parma, in die Niederlande führen. Die Zahl der spanischen und italienischen Truppen, welche gegen die Niederländer zu Felde zogen, wird auf 17,000

*) Borgnet sagt: Ruwart de Brabant, dignité essentiellement revolutionnaire, qui ne s'accordait d'ordinaire qu'en cas de conflit avec le souverain.

Mann angegeben. Auch die Niederländer warben ein Heer. Dieses bestand jedoch, obgleich es von einem General commandirt wurde, der in Karl's V. Kriegen rühmlich gedient hatte, aus neu geworbenen Leuten. Wilhelm von Oranien rieth deshalb, die Ankunft der Spanier nicht zu erwarten, sondern sogleich den Prinzen Don Juan oder auch die Stadt Namur anzugreifen. Dies schien aber den vornehmen Herren viel zu dreist. Sie warteten, bis Don Juan zum Angriffe schritt, und gerade als dies jeden Augenblick bevorstand, begaben sie sich auf eine Hochzeit nach Brüssel, obgleich dem spanischen Prinzen der Gehorsam von den Ständen schon völlig aufgekündigt worden war, und auch er seinerseits am 25. Januar 1578 den Krieg erklärt hatte. Don Juan und Alexander Farnese benutzten dann die Abwesenheit vieler Anführer des niederländischen Heeres, um dasselbe anzugreifen. Dieser Angriff fand am 31. Januar bei **Gemblours** in der Grafschaft Namur statt und verschaffte den Königlichen einen vollständigen Sieg. Man hielt sich in Folge desselben so sehr von einem Zuge Don Juan's gegen Brüssel überzeugt, daß die Stände, der Staatsrath und der Prinz von Oranien nach Antwerpen entflohen. Die Vertheidigung der Stadt Brüssel wurde dem Grafen von Bossu und dessen Truppen überlassen. Don Juan wandte sich jedoch nicht gegen Brüssel, sondern eroberte, theils durch Capitulation, theils durch Sturm, einige andere Städte, wie Gemblours, Löwen, Diest, Nivelles, Chimay und Bouvines. In Löwen schlug er auf kurze Zeit seine Residenz auf. Schon im August mußte er jedoch wieder nach Namur zurückkehren, weil er einen großen strategischen Fehler gemacht hatte.

Diesen Kampf in Brabant benutzte Wilhelm, um während desselben auch diejenigen holländischen Städte, welche bis dahin dem spanischen Könige noch treu geblieben waren, besonders Amsterdam, in den Bund zu ziehen. Diese reiche und wichtige Stadt hatte sich bisher den Geusen besonders feindselig erwiesen; auch jetzt noch wollte sie den Protestanten nur außerhalb der Stadt den Gottesdienst erlauben und innerhalb derselben einen Friedhof einräumen, wo die Bestattungen ohne Glockengeläute, Gesang und Grabrede stattfinden müßten. Aber im Mai erhob sich auf Antrieb der Heimgekehrten die reformirte Partei, der Magistrat und die katholische Geistlichkeit wurden vertrieben und nunmehr den Katholiken der öffentliche Gottesdienst untersagt. Im Süden regte sich ebenfalls wieder der Neuerungsgeist; aus Antwerpen, Brügge, Doornik verjagte man die Jesuiten. Auch fremde Hülfe wurde damals den Niederländern zu Theil. Elisabeth von England erlaubte nämlich nicht nur einer Anzahl ihrer Unterthanen in niederländische Dienste zu treten, sondern sie gab endlich auch eine bedeutende Summe Geldes, damit die Niederländer deutsche Truppen werben könnten. Diese wandten sich leider

nach der Pfalz, wo des Kurfürsten Bruder, Pfalzgraf Johann Kasimir, mehr durch seine Werbungs-Industrie und durch sein Raubwesen, als durch seine Feldherrn-Talente berühmt war. Mit Recht spottet Granvella in einem Briefe über den sonderbaren Helden, den die Holländer sich wählten.*) Die Katholischen, welche einsahen, daß Matthias ihnen gar nichts nütze, suchten damals eine andere Stütze und wählten sich eine solche, deren Gebrechlichkeit ihnen ebenso gut, wie aller Welt, hätte bekannt sein sollen. Sie suchten nämlich aus Frankreich Hülfe zu erlangen und wandten sich an den Herzog von Alençon, welcher seit dem Mai 1576 den Titel eines Herzogs von Anjou führte. Wie wenig dieser geistlose Prinz zu irgend einem ernsten Geschäfte tüchtig sei, wußte ganz Europa und Niemand besser, als Wilhelm von Oranien; allein dieser geschickte Diplomat und Politiker aus Karl's V. Schule glaubte mit Recht, daß die niederländischen Reformirten die Eitelkeit des Herzogs von Anjou ebenso gut benutzen könnten, wie früher die französischen. Die Niederländer hatten folglich, als ihr Heer unter dem Grafen von Bossu im Juli 1578 die Feindseligkeiten wieder begann, mit drei Prinzen angeknüpft, von welchen zwei, Matthias und Anjou, wie Homer sagt, weder im Rathe noch im Kriege gerechnet wurden, und der dritte, Wilhelm von Oranien, zwar als Staatsmann groß war, als Feldherr aber mit dem gegen ihn commandirenden Alessandro Farnese nicht verglichen werden konnte.

Don Juan entschloß sich Ende Juli zu einem Angriffe auf den Grafen von Bossu, obgleich Alessandro Farnese und alle erfahrenen Generale ihm davon abriethen, weil Bossu in der Stellung, die er damals genommen hatte, auf der einen Seite durch den Demer-Fluß, auf der anderen durch einen Wald und auf der dritten durch Schanzen gedeckt war. Don Juan griff, jeden Rath verschmähend, das niederländische Heer am 1. August 1578 bei Rymenan an. Sein Angriff scheiterte völlig und das spanische Heer würde noch mehr gelitten haben, wenn nicht der Prinz von Parma an der Spitze der Reiterei auf meisterhafte Weise den Rückzug gedeckt hätte. Mit diesem gescheiterten Unternehmen endigte eigentlich die Laufbahn des Siegers von Lepanto, welchen seitdem innerer Gram verzehrte. Er zog sich von Rymenan unter die Kanonen von Namur zurück; sein Bruder schickte ihm keine Verstärkungen; dieser ließ sogar Don Juan's geheimen Secretär Escovedo zu Madrid ermorden, vielleicht weil derselbe das chimärische Project seines Herrn, Maria Stuart zu heirathen, allzu eifrig betrieb; die Kriegführung endlich ward mit jedem Tage schwieriger für Don Juan. Der Herzog von Anjou sammelte bei Mons ein Heer und nahm ebenso den

*) N'ay, schreibt er, jusqu' oyres entendu, qu'il aye faict exploit de guerre d'importance; — robbé et pillé si.

Titel eines Beschützers der niederländischen Freiheit an, wie er früher in Frankreich den eines Beschützers der Protestanten angenommen hatte. Seine Stellung neben Wilhelm war freilich sonderbar; denn während die Niederländer und sogar der Prinz von Oranien einwilligten, daß der Herzog von Anjou als Schützer und Herr (souverain) der Niederlande anerkannt werde, beschränkte man seine Macht ausdrücklich auf den bloßen Schein und Titel.*) Don Juan brach endlich, als Bossu ihn angreifen wollte und Nivelles bedrohte, gegen diesen auf; er erkrankte aber unterwegs und starb nach sechs Tagen in dem elenden Dorfe Bougy nahe bei Namur (Anfang des Oktober 1578); seine Gebeine wurden nach Spanien gebracht und neben der Leiche Karl's V. im Escurial beigesetzt. Vor seinem Tode hatte er noch mit Vorbehalt der königlichen Bestätigung den Prinzen Alessandro Farnese von Parma zu seinem Nachfolger ernannt.

Da wir nicht die Geschichte der Entstehung des Freistaates der vereinigten Niederlande, sondern einen allgemeinen Ueberblick der Begebenheiten des 16. Jahrhunderts schreiben, so müssen wir zu der innig verflochtenen Geschichte von Frankreich, Spanien und England übergehen, an welche das Schicksal der Niederlande geknüpft blieb.

3. Die französischen Religions-Kriege von Karl's IX. Tod bis zum Pacifications-Edict von Poitiers (1577).

Die Geschichte der Unruhen in Frankreich ist oben bis zu dem Zeitpunkte geführt worden, als Katharina von Medicis nach dem Tode ihres Sohnes Karls IX. die Verwaltung des Reiches wieder an sich riß, und statt Friede zu stiften, im Namen Heinrich's III., welcher auf den polnischen Thron gerufen worden war, die Verwirrung im Reiche, die Parteien und die Kabalen vermehrte. La Mole und Coconas hatten eine Verbindung geschlossen gehabt, um den kranken König zu entführen, und an derselben hatten der Prinz von Condé, Heinrich von Navarra, sowie des Königs Bruder, der Herzog von Alençon, Theil genommen. Dies hatte der Königin Mutter den Vorwand gegeben, die Marschälle von Montmorency und Cossé, welche um die Sache gewußt haben sollten, in die Bastille zu setzen und, da Condé nach Deutschland entflohen war, ihren Sohn Alençon nebst dem König Heinrich von Navarra an ihrem Hofe unter strenger polizeilicher Aufsicht halten zu lassen. Wir wissen bereits, wie grausam mit La Mole, Coconas und einigen Anderen, welche nicht zum höheren Adel gehörten, verfahren wurde. Ebenso ist bereits berichtet worden, daß die Freunde der Montmorency's und Andere, die weder den Unfug der Katholiken, noch den

*) Quil ne s'entremestroit pas en ce qui concerne le faict de la police et du gouvernement du pays.

der Protestanten billigten, eine dritte Partei bildeten, welche man die der Politiker, die Partei derjenigen nannte, die blos einen politischen Zweck verfolgten. Die Anhänger dieser Partei hießen auch schlechtweg die Malcontenten oder Unzufriedenen. An die Spitze derselben zog man nachher den Herzog von Alençon, während Condé und Heinrich von Navarra die Häupter der Protestanten blieben.

Heinrich III. befand sich unter den Polen in einer sehr verdrießlichen Lage; er hatte in Polen dieselbe Parteiung, die er in Frankreich verlassen hatte, angetroffen, und die kindischen und leichtfertigen Genossen, welche mit ihm aus Frankreich gekommen waren, gefielen den Polen ebenso wenig, als die Polen und ihre Lebensweise den an das verdorbene Leben des französischen Hofes gewöhnten Franzosen. Heinrich hatte daher kaum innerhalb 14 Tagen, was für jene Zeit unbegreiflich schnell war, zu Krakau die Nachricht vom Tode seines Bruders erhalten, als er sich zur Abreise anschickte. Sobald die Polen dies bemerkten, ward er von seinen eigenen Kammerherren Tag und Nacht wie ein Gefangener gehütet. Um entkommen zu können, mußte er durch den Herrn von Bellievre, welcher Karl's IX. Gesandter in Krakau gewesen war und nach Frankreich zurückreiste, bis an die Grenze des östreichischen Gebietes Pferde zurecht halten lassen und dann auf eine abenteuerliche Art sich seinen Kammerherren und den polnischen Posten entziehen. Er entrann glücklich, indem er einen verzweifelten Ritt nach der Grenze hin machte und erst nahe bei derselben in einen unbequemen Wagen aufgenommen wurde. Die ganze Geschichte der Flucht eines Königs, welcher einem Throne entfloh, um einen anderen zu besteigen, ist höchst abenteuerlich, am meisten jedoch der Umstand, daß das gesammte Landvolk ebenso zur Verfolgung des Königs aufgeboten wurde, wie man es zur Wiedereinbringung eines Festungsgefangenen aufbietet, daß dasselbe sich mit seinen ländlichen Waffen hinter einzelne Franzosen machte und daß einer von diesen aus Angst in einen Morast floh, wo er dann, bis an den Hals im Wasser steckend, so lange wartete, bis seine Verfolger sich zerstreut hatten.

Heinrich dachte nachher auf der Reise wie zu Hause mehr an Zerstreuung und Lustbarkeiten, als an die unglückliche Lage von Frankreich. Er verweilte zuerst einige Zeit in Wien und begab sich dann nach Venedig, welches bis in das 18. Jahrhundert hinein der Lieblingsort großer Herren war, weil man nirgends sonst höher spielte, lockerer lebte und bessere Bälle und Opern hatte. Von Venedig reiste Heinrich nach Turin, wo der Herzog und die Herzogin von Savoyen sich vergebens Mühe gaben, ihn eines Theils dem Einflusse der tollen und lockeren Junker zu entziehen, die ihn überall umgaben und leiteten, und ihn anderes Theils vor der Herrschsucht seiner Mutter zu warnen

und zur Annäherung an die Partei Montmorency zu bewegen. Auch der milde und duldsame Kaiser, Maximilian II., hatte in Wien Alles versucht, um den neuen König von Frankreich den Fanatikern seines Volkes zu entziehen und ihn dazu zu bewegen, daß er den seit dem Fastnachts-Aufstande überall wieder ausgebrochenen Krieg freundlich beilege. Am 5. September 1574 wurde Heinrich an der französischen Grenze empfangen, am folgenden Tag fand er zu Burgoin seine Mutter und reiste mit ihr nach Lyon, wo er den Kardinal von Lothringen und den Herzog von Guise fand; hier wurde sogleich die Erneuerung des Krieges gegen die Reformirten berathen.

Die Partei der Katholiken war, als Heinrich nach Frankreich zurückkam, in zwei Theile gespalten, von welchen die eine den Winken der Guisen folgte, die andere sich den Protestanten freundlicher zeigte. Die Letztere, zu welcher auch die gefangenen Marschälle Cossé und Montmorency gehörten, nannte man, wie wir wissen, die der Politiker oder Neutralen oder auch die der Malcontenten. Diese Partei rechnete auf den Herzog von Alençon, welcher gleich dem Könige von Navarra immer noch unter polizeilicher Aufsicht gehalten wurde. Sie bestand aus Katholiken und war durch den Umstand gefährlicher, daß sie vorerst keine offenen Feindseligkeiten übte. Sehr viele Mitglieder dieser Partei waren Statthalter in Provinzen oder Commandanten in den Städten, hielten auf ihren Gütern Soldaten und schalteten als Statthalter wie Fürsten. Man hörte daher allenthalben von Ueberfällen fester Plätze, von Friedensverhandlungen und von besonderen Friedensschlüssen der Parteihäupter. Dadurch wurde von Zeit zu Zeit hier und da augenblickliche Ruhe geschafft, während man an anderen Orten sich unablässig befehdete. Ganz arg ward es, als bald darauf, wie wir unten sehen werden, der Herzog von Alençon aus der Gewalt seiner Mutter entfloh und sich öffentlich einen Schützer der Protestanten nannte.

Der neue König brachte sich nach seiner Rückkehr durch Feigheit und nichtswürdige Ausschweifungen, durch Kindereien und durch schmähliche Lieblinge (mignons) um alle Achtung. Er verbrachte ganze Stunden im Spiel mit Affen und Papageien, besonders aber mit kleinen Hunden, die er selbst abrichtete; dieses läppische Treiben nahm immer mehr überhand, so daß er in seinen letzten Jahren solche Thiere in einer umgehängten Tasche mit sich trug. Je mehr seine Untüchtigkeit bekannt wurde, desto höher stieg das Ansehen der lothringischen Prinzen. Der älteste dieser Prinzen, Heinrich von Guise, glich wegen seiner vielen glänzenden Eigenschaften in nicht wenigen Rücksichten seinem Vater Franz und ward wegen seines heftigen Eifers für die päpstliche Lehre dem Könige und seinem Bruder, welche lau waren, sowie den nach

diesen zum Throne berechtigten Prinzen der Linie Bourbon, welche Protestanten waren, entgegengesetzt.

Der Prinz von Condé verweilte, als Heinrich III. in Frankreich erschien, noch in Deutschland, wo er in Verbindung mit Johann Kasimir von der Pfalz ein Heer zu erhalten hoffte, an dessen Spitze er dann nach der Loire ziehen wollte. Seine Glaubensgenossen hielten unterdessen im Juli und August 1574 einen General-Convent zu Millaud in Rouergue. Sie erkannten auf demselben, weil Heinrich von Navarra noch am Hofe war, den Prinzen von Condé als Oberhaupt der Protestanten an und beschlossen, eine Summe Geldes aufzubringen, um das von ihm herbeizuführende deutsche Heer zu bezahlen. Die Bundes-Acte, welche die Protestanten in Millaud unter sich ausmachten, wurde bald nachher auch von dem zweiten Sohne des Connetable von Montmorency, dem Herzog und Marschall Damville, unterschrieben, weil dieser durch den neuen König, der ihn hätte gewinnen können, auf leichtsinnige Weise zur Verbindung mit den Protestanten getrieben wurde. Damville hatte sich früher, weil Katharina ihn wie seinen Bruder verhaften wollte, vom Hofe entfernt und war damals in seine Statthalterschaft Languedoc gegangen, wo er, wie bis auf Ludwig's XIV. Zeit fast alle Statthalter der Provinzen, beinahe unabhängig war. Von dort hatten der Herzog und die Herzogin von Savoyen, als Heinrich III. auf seiner Rückkehr aus Polen bei ihnen verweilte, den Marschall Damville zu sich nach Turin gerufen, um ihn mit dem König auszusöhnen. Des Königs Günstlinge jedoch, besonders sein früherer Kanzler Cheverny, den ihm Katharina nach Turin geschickt hatte, hintertrieben diese Aussöhnung, und der Marschall war nach Languedoc zurückgekehrt, wo er dann die protestantische Bundes-Acte von Millaud unterschrieb.

Seit dieser Zeit schien alle Ordnung in Frankreich sich aufzulösen und die Mitglieder der verschiedenen Bündnisse bekriegten einander in den einzelnen Provinzen. Das Ansehen des Königs oder der Gerichte ward nur soweit geachtet, als dasselbe sich mit den Waffen geltend machte. Die verschiedenen Bündnisse ernannten, ohne den König zu fragen, welchen sie gleichwohl als Souverain anerkannten, Officiere und Beamten, erhoben Auflagen, entschieden über deren Verwendung und machten Verordnungen über die Rechts- und Gerichts-Verwaltung, über das Kriegswesen, über Handelsfreiheit und besonders über Alles, was die äußere Uebung der reformirten Religion anging.

Heinrich III. war kaum am Hofe, als er seinen kleinlichen, weiblich reizbaren Bruder, den Herzog von Alençon, durch seine elenden, mit Kinderpossen beschäftigten Lieblinge kränken ließ und ihn, wie vorher den Marschall Damville, ganz gegen sich aufbrachte, so daß ein gegen-

seitiger Haß es seiner Umgebung leicht machte, beide Brüder zu den unzähligen Kabalen und Intriguen zu mißbrauchen, von welchen alle Denkwürdigkeiten voll sind, deren Erwähnung wir aber den französischen Geschichtschreibern überlassen. Den Herzog von Alençon entzweite Hautemer, Herr von Fervaques, dadurch völlig mit seinem Bruder, daß er einen Anschlag erdichtete, den der Herzog auf das Leben seines Bruders gemacht haben sollte. Der König war in Folge davon Willens, seinem Bruder den Proceß machen zu lassen, weil derselbe Meuchelmörder gegen seinen König gedungen habe. Die Königin Mutter versöhnte zwar beide Brüder wieder; allein der Haß derselben ward damals unversöhnlich, da der Herzog von Alençon, als er befragt wurde, erwiderte, er habe allerdings von einem Complot gehört, jedoch keine weitere Notiz davon genommen. Nach der Verbindung Damville's mit den Reformirten (August 1574) ward es den Deputirten der Letzteren, welche nach dem Frieden von La Rochelle am Hofe als Geißel lebten, nicht schwer, den leichtsinnigen Prinzen zur Flucht vom Hofe zu bewegen.

Diese Deputirten spielten überhaupt eine sonderbare Rolle; denn während sie im Auftrage des Königs nach Deutschland reisten, um Condé auf andere Gedanken zu bringen, unterhandelten sie zugleich mit dem Pfalzgrafen Johann Kasimir über ein deutsches Heer, welches den Prinzen von Condé nach Frankreich geleiten sollte. Johann Kasimir verkaufte sich den Franzosen um so theurer, je geringer seine militärischen Talente waren. Er machte die Bedingung, daß ohne ihn nicht über den Krieg und Frieden verhandelt werden sollte und daß er wegen der Bezahlung seiner Truppen ganz gesichert werde. Dies war wenigstens nicht übertrieben. Sehr kühn dagegen, obgleich deutsch-patriotisch war es, daß er bei dem französischen Religions-Kriege seinem Vaterlande dasjenige wieder verschaffen wollte, was dasselbe beim deutschen verloren hatte. Er verlangte nämlich, daß im Fall einer Aussöhnung der beiden Parteien der König ihm die Statthalterschaft von Metz, Toul und Verdun überlassen sollte. Die Verbündeten gingen darauf ein und Condé nahm den Titel eines Stellvertreters des Herzogs von Alençon an, welcher Letztere um dieselbe Zeit (15. September 1575) heimlich den Hof verließ. Der Herzog von Alençon begab sich damals zuerst nach Dreux, welches zu seiner Apanage gehörte, und dann nach Poitou zum Heere. Er erließ ein Manifest, worin er versprach, das Volk zu erleichtern, Adel und Geistlichkeit in ihren Rechten zu erhalten und die Bekenner beider Religionen in freier Ausübung derselben zu schützen, den Einfluß der Fremden aber durch Berufung einer freien Versammlung der drei Stände zu vernichten. Der König fand die Forderungen, welche die Reformirten im April 1577 an ihn stellten, ganz unmäßig; freilich gingen sie so weit, Bestrafung für die

Mordthaten der Bartholomäusnacht zu begehren. Der Krieg nahm demnach seinen Fortgang und Heinrich überließ die Führung desselben im Jahre 1575 den Guisen. Die Reformirten erhielten einen trefflichen Feldherrn an dem jungen Franz von Lesdiguieres, den Condé zum Statthalter der Dauphiné machte; auch schloß sich ihnen der Vicomte von Turenne um diese Zeit an. Eine deutsche Reiterschaar, welche Thoré dem Herzog von Alençon zuführen wollte, wurde vom Herzog von Guise, seinem Bruder Mayenne und Anderen bei Dormans in der Nähe von Chateau-Thierry völlig geschlagen; der Herzog erhielt in diesem Gefecht eine schwere Schußwunde im Gesicht. Inzwischen war Katharina von Medicis darauf bedacht, den Herzog von Alençon wieder von den Reformirten zu trennen. Sie entließ zu dieser Absicht die Marschälle von Cossé und von Montmorency aus der Haft und ersuchte sie um ihre Vermittelung bei den Friedensunterhandlungen, die sie beginnen wollte. Man glaubte damals allgemein, die Königin und ihr Sohn Heinrich III. seien nicht weniger besorgt, daß die Ultrakatholiken, welche unter Heinrich von Guise an der Spitze ihres eigenen Heeres standen, obsiegen würden, als daß die Reformirten und Politiker den Sieg erlangten. Man behauptete sogar, der Hof habe den Heinrich von Guise nur darum nicht in den Stand gesetzt, seinen Sieg über Thoré zu verfolgen, weil der König den Kriegsruhm des Herzogs und seine Popularität bei den Katholiken fürchtete. Die Absicht der Königin, ihren Sohn und die Reformirten zu täuschen, gelang nicht; es ward nur ein Waffenstillstand auf sieben Monate (vom 22. November 1575 bis zum 25. Juni 1576) geschlossen und zwar unter Bedingungen, welche den Ultrakatholiken großen Argwohn gegen den Hof einflößen mußten. Der König versprach nämlich eine bedeutende Summe, nicht blos um des Pfalzgrafen Truppen zu bezahlen, sondern auch um denselben abzukaufen, daß er nicht in Frankreich einrücke. Er gab ferner das Versprechen, den Politikern und Reformirten sechs Sicherheits-Plätze, nämlich Angouleme, Niort, La Charité, Bourges, Saumur und Mezieres, einzuräumen und die Besatzungen zu bezahlen, welche der Prinz von Condé und der Herzog von Alençon in dieselben legen würden. Auch verpflichtete er sich, seinem Bruder die nöthigen Summen zu geben, um eine Garde von Schweizern, Armbrustschützen und Schwergepanzerten (gensdarmes) zu unterhalten. Die Reformirten sollten freie Religionsübung in den Plätzen, die sie besetzt hielten, und in einigen anderen haben.

Zu derselben Zeit, als Heinrich III. auf diese Weise von seinen Verwandten, Marschällen und Beamten zu einem schimpflichen Waffenstillstande gezwungen ward, forderten die Polen ihn als einen Landflüchtigen zur Rückkehr auf und setzten ihn, da er nicht erschien, schimpf-

lich ab, um einen anderen König zu wählen. Die Sitten des Königs und seiner Lieblinge waren von der Art, daß Alle, die am Hofe lebten, verdorben wurden, was besonders auch von Heinrich von Navarra und von seiner Gemahlin, der Schwester des Königs, gilt. Die Letztere war unverschämt genug, einen Liebling des Königs (Dugnast), welcher diesen ganz unbedingt beherrschte, in ihr Schlafzimmer zu locken und dort durch einen gedungenen Meuchelmörder fast unter den Augen des Königs ermorden zu lassen. Ihr Gemahl tröstete sich über ihren ärgerlichen Wandel durch unzählige Liebschaften, deren Geschichte den Franzosen reichen Stoff zu romanhaften Erzählungen und Declamationen gegeben hat. Heinrich III. selbst hatte sich im Februar 1575, zwei Tage nach seiner Krönung in Reims, mit Luise von Vaudemont, einer Nichte des Herzogs von Lothringen, also einer Verwandten der Guisen, vermählt; diese aber galt für ebenso bescheiden als liebenswürdig.

Der Waffenstillstand ward von beiden Theilen nicht beobachtet. Zwar hatte der König Bourges und Angouleme den Protestanten einräumen wollen; allein die Commandanten gehorchten seinem Befehle nicht. Die Protestanten erhielten dafür St. Jean d'Angely und Cognac. Von der Uebergabe der Festung Mezieres, eines der gefährlichsten Grenze nahe liegenden Platzes, an Condé konnte gar nicht die Rede sein. Beide Theile nahmen deutsche Truppen in Sold, der König katholische, die Protestanten und Politiker protestantische. Ende Januar 1576 rückten Condé und der Pfalzgraf Johann Kasimir mit Truppen in die Champagne ein, durchzogen Burgund, gingen über die Loire und den Allier, vereinigten sich am 1. März in der Gegend von Moulins mit dem verbündeten Heere und erklärten den Herzog von Alençon zum Generalissimus. Nun war es freilich Zeit, daß auch Heinrich von Navarra unter den Seinigen erschien. Seine Genossen d'Aubigny, Armagnac und Fervaques waren ihm dazu behülflich. Er mußte zuerst, um die beobachtende Hof-Polizei sicher zu machen, oft auf die Hirschjagd gehen und wieder heimkehren, dann aber (3. Februar) plötzlich davon eilen, um sich der Provinz Guyenne, deren Statthalter er war, eher zu bemächtigen, als man erfahre, daß er nur als Flüchtling gekommen sei. Er erreichte diesen Zweck gegen Ende des Monats, nahm, weil man nicht wußte, ob er nicht mit Bewilligung des Königs gekommen sei, Besitz von der Provinz und trat öffentlich zum reformirten Glauben zurück. Er vereinigte sich jedoch nicht mit dem Heere des neuen Generalissimus. Dagegen schickte auch er seine Deputirten auf den Congreß von Moulins, wo man sich über die dem Könige vorzuschreibenden Bedingungen verständigen wollte.

Diese Bedingungen konnte der König unmöglich annehmen, ohne

das monarchische Ansehen im Reiche dem Ehrgeize einiger wenigen Herren preiszugeben, und es geht aus denselben deutlich hervor, daß eben so wenig die Häupter der Reformirten, als die der sogenannten Malcontenten an Vaterland und Religion dachten. Jeder wollte nur die augenblickliche Verlegenheit des Königs zu seinem Vortheile benutzen. Der König seinerseits suchte sich durch Versprechungen eine Frist zu verschaffen, nachdem die Königin Mutter zuerst ihren schwachen Sohn, den Herzog von Alençon, abgefunden hatte. Alençon erhielt außer seiner bisherigen Apanage noch die drei Provinzen Touraine, Berry und Anjou mit allen Ehrenrechten und voller Regierungsgewalt in bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten, der Ertheilung aller königlichen Pfründen und einem Jahrgeld von 100,000 Thalern. Von dieser Zeit an nannte er sich Herzog von Anjou. Nachdem der Hauptführer abgefunden war, vertröstete man die anderen Herren durch das Versprechen ähnlicher Vortheile. Dem Prinzen von Condé ward die Statthalterschaft der Picardie und das feste Peronne als Aufenthaltsort zugesagt, Johann Kasimir aber erhielt eine Summe Geld und das Versprechen von weiteren vier Millionen.

Während bei den Unterhandlungen über den fünften Religionsfrieden, dem ein viertes Toleranz-Edict folgen sollte, alle großen Herren sich blos Geld, Ehren und Provinzen zu erwerben suchten, strebte allein Gilbert de Levi, Graf von Ventadour, nach einem höheren Ziele und nach einem dauerhaften Frieden, welcher, auf constitutionellem Wege zu Stande gebracht, allen Uebeln abhelfe. Er forderte für die Religions-Streitigkeiten ein Nationalconcilium, für die Verwirrungen im Staate die Versammlung der allgemeinen Stände, sowie das Gesetz, daß diese künftig alle zwei Jahre berufen werden sollten. Er schlug vor, daß Jedermann gehalten werden solle, sich eine Religion zu wählen und bei derselben zu beharren. Ferner sollte die Käuflichkeit der Aemter aufhören, indem fortan jede Provinz dem Könige für alle höheren Aemter je drei Candidaten vorschlage, aus welchem dieser einen zu wählen habe. Endlich sollte von den geistlichen Gütern in jeder Provinz der vierte Theil für Schulen und Hospitäler verwendet werden. Dies waren freilich nur fromme Wünsche, die wir blos aus dem Grunde anführen, um zu beweisen, daß man auch damals ganz gut wußte, wie dem elenden Zustande des Volkes abzuhelfen sei, daß aber diejenigen, denen das Schlechte nützte, nicht helfen wollten.

Am 14. Mai 1576 wurde das vierte Religions-Edict durch Heinrich III. selbst dem Parlament zum Einregistriren vorgelegt. Es war dem Könige und seiner Mutter mit der in demselben ausgesprochenen Toleranz keineswegs Ernst. Nichts desto weniger regte dieses Edict den Fanatismus der Jesuiten und der wüthenden Feinde des Prote-

stantismus im höchsten Grade auf, und derjenige Artikel desselben, welcher dem Prinzen Condé die Statthalterschaft der Picardie gewährte, rief einen solchen Widerstand hervor, daß von diesem Augenblicke an die vorher unbedeutende katholische Ligue eine furchtbare, von Spanien unterstützte Verbindung ward. Wir wollen von den 63 Artikeln des Edicts nur einige wenige anführen. Es soll, heißt es in demselben, die Religions-Uebung ohne Beschränkung des Ortes und der Zeit völlig frei sein, nur nicht in Paris und an dem Ort, wo der Hof sich aufhalte, und zwei Meilen in der Runde. Verheirathete Weltgeistliche, sowie Mönche und Nonnen, sollen weder bestraft noch beunruhigt werden, jedoch ihre Kinder nur ein beschränktes Erbrecht genießen. Die Protestanten sollen zu allen Aemtern zugelassen werden. In jedem Parlament soll eine halb aus Protestanten, halb aus Katholiken bestehende Kammer (chambre mi-partie) eingerichtet werden. Alle gegen protestantische Große ergangenen Rechtserkenntnisse sollen null und nichtig sein. Der König spricht seine Mißbilligung der Unordnungen vom 24. August 1572 aus und bewilligt den Wittwen und Kindern der damals Ermordeten Steuerfreiheit auf sechs Jahre. Acht Sicherheits-Plätze sollen als Bürgschaft des Friedens dem Könige von Navarra, dem Herzoge von Anjou, dem Prinzen von Condé und dem Marschall von Damville für die Protestanten eingeräumt und binnen sechs Monaten die Reichsstände nach Blois einberufen werden. Beiden Parteien war es allerdings mit dem Frieden nicht Ernst. Auch wurden die Bedingungen des Edicts nie und nirgends erfüllt; doch machte man dem Könige ein Verbrechen daraus, daß er sie gewährt hatte.

Was der König verlor, gewannen die Guisen, und bei der in dieser Zeit gebildeten, durch die geistlichen Brüderschaften überall verbreiteten Ligue lag unstreitig der Gedanke zum Grunde, den Herzog Heinrich von Guise an die Spitze zu bringen. Heinrich III. war weniger verhaßt, als verachtet und verächtlich; sein Bruder, der Herzog von Alençon, hatte sich damals für einen Schützer der Protestanten erklärt: Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé aber, welche nach dem Letzteren das nächste Recht an den Thron hatten, waren Protestanten. Es wurden somit Alle, welche die katholische Religion im Reiche erhalten wollten, besorgt und schlossen sich an einander an. Außer den Jesuiten entwickelten dabei die Kapuziner, die seit 1574 in Frankreich einheimisch wurden, eine große Thätigkeit. Heinrich III. selbst hatte seit langer Zeit die katholischen Verbindungen der Brüderschaften in Paris und in allen Theilen des Reiches gefördert; dadurch wurde die um jene Zeit gebildete Ligue nachher eben so furchtbar, als die Leiter der Revolution seit 1791 durch die Klubs wurden. Die sogenannten geistlichen Brüderschaften beherrschten bald durch eine Art geistlicher

Mummerei und durch die Ostentation ihres Kirchenbesuches und ihrer Bußübungen wie durch die Kraft der Mode den Hof und den Adel, während sie den Pöbel durch den Müßiggang und das Schaugepränge der Processionen fesselten.

Ueber diese sogenannte heilige Ligue oder über den Bund zur Erhaltung der alten Lehre, welche der König nicht mehr zu schützen im Stande war, müssen wir etwas ausführlicher reden, weil die Wirkung der Idee, welche ihr zu Grunde lag, dem gesunden Menschenverstande fast eben so unbegreiflich ist, als die des sogenannten Socialismus unserer Tage. Die Erhaltung des Katholicismus war der Vorwand, unter welchem diese kühne, von Spanien, vom Papste, von den Mönchen und von dem Parlamente schlau benutzte Verbindung fast alle Katholiken gegen den König in Bewegung brachte, und der Herzog von Guise, welcher freilich ein ganz anderer Mann war, als Philipp Egalité, spielte gegen Heinrich III. dieselbe Rolle, die der Herzog von Orleans in der Revolution von 1789 übernahm. Das eigentliche Ziel, nach welchem man strebte, war: den rechtmäßigen Erben vom Throne auszuschließen; vorerst aber wollte man nur dessen Vetter Condé nicht als Statthalter der Picardie dulden und die Festung Peronne ihm nicht anvertraut wissen. Falsch ist übrigens die Annahme, daß der Kardinal von Lothringen nach der Schlacht bei Dreux zu Trident den Plan ersonnen habe, seinen Einfluß auf die Katholiken zu benutzen, um von Stadt zu Stadt eine Kette katholischer Klubs zu bilden und vermittelst derselben seine Familie auf den Thron zu bringen. Daran dachte damals noch Niemand.

Man leitet die Entstehung der Ligue, als deren erwähltes Oberhaupt Heinrich von Guise nachher so mächtig ward, gewöhnlich von dem persönlichen Verhältnisse des Statthalters von Peronne, Montdidier und la Roye, Jakob von Hümieres, zu dem Prinzen von Condé und den Montmorency's her. Für Hümieres war es nämlich wegen seiner Feindschaft mit Condé unerträglich, daß diesem Prinzen im letzten Frieden die Picardie angewiesen worden war und er benutzte daher die vielen zum Schutze der Religion gemachten Entwürfe von Verbindungen, um eine Bundes-Acte aufzustellen. Diese Acte, welche gleich einem förmlichen Vertrage mit der Formel: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit" begann, theilte er den ihm und der katholischen Religion eifrig anhängenden Adeligen zur Unterschrift mit; ein Herr von Haplincourt aber unternahm es, die Urkunden überall umherzutragen. Den Inhalt der Acte findet man bei de Thou und Davila.*)

*) In den Mémoires de Nevers I. p. 627 der Ausgabe in der Collection universelle des mémoires und in den Mémoires de Victor Palma Cayet ou

Wir wollen nur hervorheben, daß schon in dieser Acte einem, freilich nicht genannten, Oberhaupte unbedingter Gehorsam für den Zweck der Ausrottung der protestantischen Religion versprochen wird. Auch sollten die Beschlüsse des Bundesrathes geheim gehalten werden und jeder sich verpflichtet erachten, so viele Theilnehmer als möglich für die Ligue zu gewinnen. Die Acte war anfangs nur auf die Picardie berechnet und wies darauf hin, daß Condé die Stadt Peronne zum Mittelpunkte des Protestantismus machen und in seiner Statthalterschaft die Katholiken verhaften wolle. Nachher wurde eine Erklärung, die allgemeiner gefaßt war, zum Unterzeichnen durch alle Provinzen gesandt. Schon im August 1576 hatten sich in der Bretagne und Poitou Vereine gebildet, die Waffen und Pferde zusammenbrachten; in Guyenne beschlossen 600 Adelige, den letzten Religionsfrieden nicht anzuerkennen. Gleichzeitig begann man in Flugschriften darauf hinzuweisen, daß die Guisen von einer Tochter jenes Karl von Lothringen abstammten, der ein Oheim des letzten regierenden Karolingers, Ludwig V., war und der von Hugo Capet, dem Usurpator, bis zu seinem Tode (991) in Haft gehalten wurde (s. Bd. IV., S. 499). Heinrich von Guise gehörte demnach zum Stamme Karl's des Großen, die Capetinger aber waren theils kinderlos, wie der König und sein Bruder, theils Ketzer, wie Condé und Heinrich von Navarra. Die Reformirten ließen eine angeblich bei einem verstorbenen Parlaments-Mitgliede gefundene Denkschrift veröffentlichen, in welcher diese Ansichten näher entwickelt waren; sie wollten dadurch den Hof und das Land von der Gefährlichkeit der Ligue überzeugen.

Der König wurde von dieser Verbindung für verborgene Zwecke nicht eher in Kenntniß gesetzt, als bis schon viele Ritter, Geistliche, Bürger und Rechtsgelehrte, sowie bedeutende Städte und ganze Provinzen sich zur Theilnahme an derselben verbindlich gemacht hatten. Der Zeitpunkt war sehr passend gewählt, weil die allgemeinen Stände auf den Monat December nach Blois berufen worden waren und man fürchten mußte, daß dort den Protestanten günstige Anträge gemacht werden möchten. Als die Versammlung begann (am 6. December) waren schon in allen 16 Quartieren von Paris durch die Brüderschaften Werbungen für die Ligue gemacht worden. Anfangs hatte man in der Hauptstadt selbst noch gezögert und der Parlamentspräsident de Thou rieth vielen Bürgern vom Beitritt ab; doch änderte sich dies, nachdem auch Städte in Poitou und Touraine unterschrieben hatten. Der König ward gleich nach dem Zusammentritt der Stände von diesen auf eine solche Weise bestürmt, daß man glaubte, Herzog

chronique novennaire vol. 55. pag. 34 findet man das Actenstück selbst und seine Erklärung.

Heinrich von Guise bediene sich ihres Religionseifers für seine Zwecke. Der König suchte zuerst den ihm gemachten Forderungen auszuweichen. Als dies ihm nicht gelang, war er so schwach, die offenbar gegen ihn geschlossene Ligue förmlich anzuerkennen und sich für das Oberhaupt derselben zu erklären. Dieser Schritt brachte ihn um alles Ansehen, weil derselbe als Feigheit gedeutet wurde; denn die Stände hatten die Subsidien, welche der König forderte, verweigert, und wollten nicht einmal die Veräußerung von Kron-Domänen bewilligen, bestanden aber dabei auf der Ausrottung des Protestantismus. Doch scheint es, als wenn das unerwartete Verfahren des Königs, der sich gegen alle Vernunft zu einem Parteihaupte machte, die Guisen und ihren Anhang anfangs außer Fassung gebracht habe. Diese glaubten, ihnen bliebe jetzt nichts Anderes übrig, als daß sie, während sie selbst in großer Mehrzahl gekommen, die Protestanten aber und ihre Freunde abwesend waren, das Verlangen stellten, den Protestanten solle erklärt werden, daß sie entweder ihrer Religion entsagen oder sich auf Krieg gefaßt machen müßten. Sie drangen durch; am 19. December beschloß der Adel und die Geistlichkeit und eine Woche später auch der dritte Stand, den König zu bitten, daß er die katholische Religion für die einzige erkläre, die in Frankreich ausgeübt werden dürfe.

Diese Botschaft ließ der schwache König den Protestanten verkündigen. Die Letzteren lagen damals noch im Felde und von ihnen hatten nicht nur der König von Navarra und der Prinz von Condé trotz des Friedens sehr viele Städte und Plätze in Guyenne, Poitou und den benachbarten Provinzen erobert und ihre verstärkten Truppen in denselben vertheilt, sondern auch der Marschall Damville, welcher in Languedoc das Heer der Politiker commandirte, hatte in dieser Provinz das Gleiche gethan. Die Gesandtschaft der Stände hatte bei den genannten drei Parteihäuptern um so weniger Gewicht, als alle drei schon längst erklärt hatten, daß die in Blois versammelten Herren nicht Stände, sondern nur eine Versammlung ihrer Feinde wären. Condé gab daher den Abgeordneten die dürre Antwort: „Wir wollen nur Frieden; wenn man uns das gegebene Wort hält, dann wird Alles ruhig bleiben. Uebrigens erkennen wir eure Stände nicht an und protestiren gegen alle Beschlüsse, welche sie zu unserem Nachtheile etwa fassen könnten." Damville betheuerte seine katholische Gesinnung, erklärte aber, es könnten zwei Religionen gar wohl neben einander bestehen und die Absicht, eine derselben zu unterdrücken, werde nur Unglück über Frankreich bringen. Der König von Navarra ertheilte eine milde Antwort und ließ sich auf die Forderung der Religions-Veränderung ein. „Sagen Sie," waren seine Worte, „der Versammlung, daß ich stets zum Herrn gebetet habe und daß ich ihn noch aus dem

Innersten meines Herzens bitte, mich zur Erkenntniß der Wahrheit zu leiten. Ich bete, daß, wenn ich auf dem rechten Wege bin, Gott mich auf demselben erhalten möge, wenn aber nicht, daß er mir die Augen öffne; und ich bin bereit, nicht allein ohne alle Rücksicht auf Menschen den Irrthum abzuschwören, sondern auch mein Gut und mein Leben daranzusetzen, daß die Ketzerei aus dem Königreiche und wo möglich auch aus der Welt vertrieben werde." Zudem rieth er den Ständen in einem dringenden Schreiben, für Erhaltung des Friedens zu sorgen.

Als nun diese Antworten nach Blois an die Stände gelangten, verlangten dieselben, daß der König den Krieg beginnen solle; da er ihnen aber hierauf erklärte, daß sie dann bedeutende Summen votiren müßten, gingen sie nicht darauf ein. Die Staatsschulden waren seit 1559 von 11,000,000 Livres auf 100,000,000 angestiegen. Man leitete neue Unterhandlungen ein, während man zugleich dem Herzoge von Anjou ein Heer anvertraute und neben diesem noch ein anderes unter Mayenne aufstellte. Der Herzog von Anjou, dessen Anstellung unter solchen Umständen ganz den Charakter der Zeit an sich trug, richtete, wie vorauszusehen gewesen war, wenig aus und brauchte sehr viel Geld. Sein Abfall schadete aber doch den Protestanten, weil auch der zweite Anführer der Politiker, der Herzog und Marschall Damville, sich von ihnen abziehen ließ. Der Marschall, eine militärische Natur, war längst höchst unzufrieden gewesen, daß er den Beschlüssen stürmischer Versammlungen gehorchen mußte und mit einer Art von demokratisch-hierarchischer Republik, wie die der Protestanten war, in inniger Verbindung stand; er ließ sich also, wie jedes Partei-Haupt jener Zeit, durch besondere Vortheile leicht gewinnen und erklärte, daß er lieber Einem Könige, als einer Menge unruhiger Köpfe gehorchen wolle. Trotz des Abfalles des Herzogs von Anjou und des Marschalls Damville blieb Heinrich von Navarra standhaft, und Biron und Villeroi, welche an ihn geschickt waren, mußten viele Reisen hin und her machen, ehe sie ihn dahin brachten, daß er manche im letzten Frieden gewährte Vortheile aufgab. Das Resultat der Unterhandlungen war das neue, im September 1577 erlassene Pacifications-Edict von Poitiers, begleitet von geheimen Artikeln, welche dem Könige von Navarra zu Bergerac in Perigord zugestanden wurden.

Dieses Edict hatte 64, der geheime Vertrag 48 Artikel, und der König machte in denselben Verordnungen, wie wenn er volle Gewalt im Reiche habe. Da jedoch von allem diesem sehr wenig in Erfüllung ging, so heben wir nur dasjenige aus, was die Besorgniß und den Argwohn der Katholiken gegen den König neu weckte, lautes Geschrei der Fanatiker veranlaßte und die Guisen allmächtig machte. Der

reformirten Kirche wird freie Religionsübung da, wo dieselbe schon bestand, zugestanden, wenn gleich die römisch-katholische förmlich zur herrschenden erklärt wird. Der König spricht aus, daß die Bekenner der neuen Lehre wieder in alle ihre bürgerlichen Rechte eintreten sollten, also wieder alle Stellen, auch die im Parlamente, bekleiden dürften. Er erklärt, daß sie nicht mit Unrecht zu den Waffen gegriffen, und daß, was sie gethan hätten, dem Staate nützlich gewesen sei. Er gewährt ihnen ferner eigene Richter in den Gerichten, jedoch mit der Ausnahme, daß in den Parlamenten von Paris, Dijon, Rouen und Rennes (Bretagne) keine halb protestantische, halb katholische Kammern (chambres mi-parties) mehr sein sollten. Es werden außerdem den Reformirten acht Sicherheits-Plätze zugestanden, aber nur auf sechs Jahre und unter der Bedingung, daß sie die Zehnten bezahlten, die Kirchengüter, deren sie sich bemächtigt hatten, herausgäben, sich den Eheverboten der alten Kirche fügten, die katholischen Feiertage durch Enthaltung von der Arbeit ehrten und auf keine Weise den Katholiken Anstoß gäben. Endlich wird das den Reformirten ertheilte Verbot, mit Ausländern zu unterhandeln oder Bündnisse und geheime Verständnisse zu unterhalten, dazu benutzt, um das bisherige Treiben der mit den Spaniern conspirirenden Papisten und ganz besonders die Ligue förmlich zu verbieten und zu cassiren*). In den geheimen Artikeln wurden unter Anderen die Privilegien von La Rochelle bestätigt und dem Prinzen von Condé, statt Peronne, Saint Jean d'Angely zum Aufenthalt angewiesen.

4. England zur Zeit Eduard's VI.

Wir haben nicht die Absicht, die Geschichte der klassischen Zeit des englischen Volkes, dessen Industrie, Handel, Seemacht und Litteratur damals einen unerhörten Aufschwung nahmen, ausführlich zu erzählen; denn dies würde ein eigenes Werk erfordern. Wir wollen vielmehr nur durch einen kurzen Ueberblick die Einsicht in den Zusammenhang der Geschichte Englands mit der des übrigen Europa erleichtern.

Als König Heinrich VIII. 1547 starb und sein damals erst neun Jahre alter Sohn, Eduard VI., ihm auf dem Throne nachfolgte, erhob sich eine Reaction von Seiten der durch Heinrich eingeschreckt gewesenen lutherisch gesinnten Herren gegen die von ihm neuerdings günstiger

*) Im 56. Artikel des Edicts heißt es: Seront toutes ligues et associations et confrairies faites et à faire, sous quelques prétexte que ce soit, au préjudice de notre présent édit cassées et annullées, comme nous les cassons et annullons, défendant expressement à tous nos sujets de faire dorénavant aucunes cotisations ou levées de deniers, fortifications, enrôlemens d'hommes, congrégations et assemblées, sous peine d'être punis rigoureusement comme contempteurs et infracteurs de nos ordonnances.

behandelten Katholiken. Dies offenbarte sich gleich anfangs, als man die im königlichen Testamente verordnete Regentschaft änderte. Heinrich hatte die Volljährigkeit seines Sohnes auf das 18. Jahr bestimmt und 16 Personen zu Executoren seines Testamentes ernannt, welche entweder insgesammt oder doch theilweise die vormundschaftliche Regierung während der Minderjährigkeit Eduard's führen sollten. Außerdem waren im Testamente noch 12 Personen genannt, welche, wenn man es nöthig finde, als Rathgeber zugezogen werden sollten. Eduard Seymour, der Bruder von Eduard's VI. Mutter, welchen Heinrich von einer Würde zur anderen erhoben und zuletzt zum Grafen von Hertfort gemacht hatte, und Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterbury, waren die Haupt-Personen unter den 16 Regenten und hatten Beide einen oft unzeitigen Eifer für eine weitere Kirchen-Reform; ihnen stand der Lord-Kanzler Wriothesley als eifriger Katholik entgegen. Dieser ward zum Grafen von Southampton gemacht, als Eduard Seymour Herzog von Somerset wurde; er widersetzte sich aber dem Vorschlage, daß der Letztere zum Protector des Reiches ausgerufen werden solle, was gleichwohl bereits am 1. Februar geschah. Da von dem Lord Kanzler Widerspruch gegen die von Cranmer und Eduard Seymour beabsichtigte weitere Reformation zu befürchten war, so begann man die neue Regierung damit, daß er von seinem Amte und also auch von seinem Platze unter den 16 entfernt wurde. Man benutzte nämlich einen unbedeutenden Formfehler, welchen Wriothesley in der Ausübung seines Amtes begangen hatte, um sich von den Richtern ein Gutachten geben zu lassen, auf das seine Entfernung gegründet werden konnte. Dies wurde dem Protector übel gedeutet, welcher das Politische leitete, während Cranmer sich auf das Kirchliche beschränkte. Außerdem sahen aber auch die Großen mit Eifersucht, daß die Familie Seymour so sehr begünstigt ward. Eduard Seymour selbst war Herzog, und hatte sich die durch die Hinrichtung des Herzogs von Norfolk erledigten Kron-Aemter eines Groß-Schatzmeisters und Groß-Marschalls ertheilen lassen; sein Bruder Thomas aber war Groß-Admiral geworden. Dies Alles war noch vor der feierlichen Beerdigung des Königs, die zu Windsor am 16. Februar stattfand, geschehen, und doch war Thomas über seinen Bruder, den Protector, sehr unwillig, weil er sich zurückgesetzt glaubte. Schon bei der Krönung des jungen Eduard hielt Cranmer eine kurze Anrede an denselben, worin er ihn daran erinnerte, daß er nicht nur vom römischen Bischof unabhängig, sondern sogar verpflichtet sei, die Abgötterei zu vernichten. Nach Vollzug der Krönung ließ des Königs Oheim, Somerset, sich ein förmliches Patent über die Regentschaft aussertigen, und von dieser Zeit an behandelte er seine bisherigen Collegen als untergeordnete Räthe. Gleich darauf unter-

nahm er einen Kriegszug nach Schottland, dessen wir hier erwähnen müssen, weil später die ganze Politik Englands bis zum Tode der Königin Elisabeth sich fast ausschließlich auf Schottland und auf die unglückliche Königin dieses Reiches bezog. Wir müssen daher, um den Zusammenhang deutlich zu machen, noch einmal auf die schon früher (s. Bd. X., S. 84 und weiter) erzählten Geschichten zurückkommen.

Heinrich VIII. war mit seinem Neffen, dem schottischen König Jakob V., welcher zuerst eine französische Prinzessin und dann eine Schwester des Herzogs von Guise geheirathet hatte, in steter Feindschaft, weil die Schotten seit langer Zeit dem Bündnisse mit Frankreich den Vorzug vor dem mit England gaben. Nachdem Heinrich im November 1542 bei Solway Moß über die Schotten einen glänzenden Sieg erfochten hatte und wenige Wochen darauf Jakob V. gestorben war, suchte der englische König Schottland mit seinem Reiche zu vereinigen, ohne es mit den Waffen erobert zu haben. Er bot nämlich billige Friedensbedingungen an, wenn die Schotten die sieben Tage nach Jakob's Tode geborene Tochter desselben, **Maria Stuart**, mit seinem damals noch nicht fünf Jahre alten Prinzen Eduard verlobten und ihm zur Erziehung übergäben. Dem widerstrebte nicht nur die verwittwete Königin, sondern auch zwei Männer, von welchen der eine an der Spitze des katholischen, der andere an der Spitze des protestantischen Theiles der Schotten stand. Diese Männer waren der der Königin Wittwe von ihren Brüdern, dem Herzog Franz von Guise und dem Kardinal von Lothringen, zur Seite gegebene Kardinal **von Bethune** (Beaton), welcher die Regierung an sich gerissen hatte, und **Jakob Hamilton, Graf von Arran**, welcher, wenn die Prinzessin Maria ohne Erben starb, den nächsten Anspruch an den Thron hatte. Der Letztere war ein schwacher Mann und konnte erst als **Archibald Douglas**, Graf von Angus, und dessen Bruder **Wilhelm Douglas** nach fünfzehnjähriger Verbannung von England zurückkamen, durchsetzen, daß ihm vom Parlament die Regentschaft übertragen ward. Als Regent schloß er nachher einen Vertrag wegen der Heirath, wie Heinrich VIII. ihn gefordert hatte. Diesem Vertrage widersetzte sich aber der Kardinal von Bethune an der Spitze der französisch-katholischen Partei, welche mächtig genug war, um zu bewirken, daß derselbe nicht bestätigt und die Prinzessin nicht ausgeliefert wurde. Dadurch ward ein neuer verheerender Einfall der Engländer in Schottland herbeigeführt.

Die Königin Wittwe, Bethune und ihr katholischer Anhang waren nicht im Stande, zugleich mit den Engländern und mit dem Regenten zu kämpfen; sie beriefen daher einen Mann, welchen sie dem Letzteren als Nebenbuhler entgegenstellen wollten. Dieser Mann war **Matthias Stuart, Graf von Lennox**, welcher seit langer Zeit in Frankreich

lebte und ein Todfeind der Hamilton's war, weil dieselben seinen Vater erschlagen hatten. Der Graf von Lennox kam, nachdem er sich der Hülfe des französischen Königs versichert hatte, nach Schottland, und setzte hier vermittelst seines Anhanges durch, daß die junge Erbin des Reiches nicht den Engländern überlassen, sondern auf das feste Schloß Stirling gebracht wurde. Allein da er durch überwiegenden Einfluß auf die Protestanten dem Regenten seine Hauptstütze raubte, so beschloß dieser, durch Verleugnung seines bisherigen Glaubens die Unterstützung des Kardinals von Bethune und der verwittweten Königin zu erkaufen. Arran entsagte am 8. August 1543 zu Stirling dem Protestantismus, und nun gaben Bethune und der König von Frankreich den Grafen Lennox, der ihnen als Protestant verhaßt sein mußte, auf und machten es demselben unmöglich, sich in Süd-Schottland zu behaupten. Lennox ging nach Nord-Schottland, wo der Commandant der wichtigen Festung Dumbarton und viele bedeutende Männer ihm ganz ergeben waren.

Auf diese Weise hatten die katholische Partei und der Kardinal von Bethune sich der Regierung wieder ganz bemächtigt, als König Heinrich VIII. im Jahre 1544 ein Heer unter dem Grafen von Hertford und dem Groß-Admiral Johann Dudley nach Schottland schickte, um eine Erneuerung des Verlobungs-Vertrages zu erzwingen. Die englischen Truppen übten schreckliche Gräuel und Verheerungen. Sie zerstörten die Städte Edinburg und Leith gänzlich, verweilten aber nicht lange genug, um die Burg der ersteren Stadt zu erobern, sondern zogen sich vielmehr so schnell vom schottischen Boden zurück, daß sie schon am 18. Mai 1544 wieder bei Berwick in England gelagert waren. Von hier aus wurden dann Unterhandlungen mit dem Grafen von Lennox angeknüpft, welcher den Befehlshaber des festen Dumbarton dazu bewegen zu können glaubte, daß er diesen Platz derjenigen Partei übergebe, an die er sich anschließen werde. Lennox machte in Verbindung mit dem Grafen von Glencairne dem König Heinrich den Antrag, ihn vermöge seines Einflusses auf die Reformirten zu unterstützen, und der König ließ hierauf zu Carlisle einen förmlichen Vertrag mit den Gegnern des Regenten von Schottland abschließen. Von den sechs Zusagen, welche in diesem Vertrage dem Grafen von Lennox gemacht wurden, wollen wir, da aus der ganzen Sache nichts ward, nur die eine anführen, daß der König versprach, ihm die Regentschaft unter der Bedingung zu verschaffen, daß Lennox nichts ohne den Willen desselben unternehme. Die Partei des Grafen Lennox dagegen gab folgende Versprechungen: dafür zu sorgen, daß das reine Wort Gottes überall gepredigt werde; nicht allein aus allen Kräften zu verhindern, daß die junge Königin von den Gegnern außer Landes gebracht werde, sondern auch zu bewirken, daß man sie dem Könige von England anvertraue; diesem mit

aller ihrer Macht beizustehen, damit er die Leitung der Regierung von Schottland und den Titel eines Protectors dieses Reiches erhalte; zwei Bischöfe als Bürgen der Erfüllung des Vertrages in Heinrich's Hände zu liefern und endlich eine englische Besatzung in Dumbarton aufzunehmen. Diese Festung vermochte jedoch Lennox den Engländern nicht zu überliefern, weil er sich in dem Commandanten geirrt hatte. Der Krieg begann daher sogleich wieder. Er führte aber keine Entscheidung herbei, weil, wie wir wissen, Heinrich VIII. sich von Kaiser Karl V. zu einem Kriege mit Frankreich hatte verleiten lassen und also sein gegen Schottland bestimmtes Heer sehr schwächen mußte. Später schickte der französische König den Grafen von Montgomery mit einer Anzahl Franzosen den Schotten zu Hülfe. Dessenungeachtet wurde bis zum Ende des Jahres 1545 der Krieg ganz auf die alte Weise, d. h. nach Art der Kosaken und Türken, geführt. Die Schotten hatten dabei den doppelten Vortheil, daß vorerst ihre Königin nicht in die Gewalt des englischen Tyrannen kam und daß der König von Frankreich, als er im folgenden Jahre (1546) Frieden mit Heinrich machte, die Schotten in denselben einschließen konnte. Dies wollte der König von England lange nicht zugeben und es geschah erst dann, als die beiden Könige in gleichem Grade des Krieges müde geworden waren. Heinrich erhielt dafür das Versprechen von Zahlungen, welche nachher nicht geleistet wurden. Auch setzte er noch nach dem Friedensschlusse mit Frankreich den Krieg mit Schottland fort und zog zuletzt seine Truppen zurück, ohne daß man über irgend etwas übereingekommen wäre.

Nach dem Frieden reizte John Knox, der Calvin der Schotten, das Volk zum wilden Fanatismus für seine demokratische Kirchen-Reform auf; der Kardinal Bethune dagegen verfolgte die Protestanten aufs Grausamste und erklärte ihren Anhängern, daß für Gottes Sache Alles erlaubt sei. Er veranstaltete eine Visitationsreise, auf der er viele Reformirte hinrichten ließ; hernach hielt er zu Edinburgh eine Provinzialsynode ab, von welcher der angesehenste Prediger der neuen Lehre, Georg Wishart, ein noch junger Mann, zum Scheiterhaufen verurtheilt und wirklich in Bethune's Gegenwart verbrannt wurde (1. März 1546). Knox predigte Rache; einige von Wishart's Anhängern drangen in das Schloß zu St. Andrews ein, ermordeten den Kardinal und hängten seinen Leichnam an einem Fenster auf. Nachdem dies geschehen war, besetzte die wilde reformatorische Partei das Schloß und Knox hielt in demselben die Abendmahlsfeier nach calvinischem Ritus. Hierauf (März 1547) schlossen die Häupter, welche wegen des an Bethune verübten Mordes verfolgt wurden, zwei Verträge mit Somerset. In dem ersten versprachen sie, die Ehe ihrer jungen Königin mit Eduard VI. auf jede Weise zu betreiben und die Burg von St. Andrews, deren sie

sich nach der Ermordung des Kardinals bemächtigt hatten, keinem Schotten zu übergeben, bis sie einen schriftlichen Befehl dazu von Eduard und Somerset erhalten hätten. In dem zweiten Vertrage übernahmen sie die Verpflichtung, dem englischen Heere, wenn es zur Abholung der Königin nach Schottland komme, kräftige Hülfe zu leisten und den englischen Commissären jene Burg zu übergeben. Die Sache wurde jedoch dem Statthalter Arran verrathen, noch ehe Somerset Anstalten zum Kriegszuge gemacht hatte. Arran belagerte mit französischer Hülfe St. Andrews; die Besatzung ergab sich am 30. Juli und die meisten Gefangenen, darunter Knox, wurden nach Frankreich auf die Galeeren gebracht (der Letztere kehrte 1549 als Prediger nach England zurück). Als Somerset endlich im August 1547 über die schottische Grenze zog, fand er die ganze Nation zum Widerstande aufgeboten.*) Dieses Aufgebot ward freilich, als allzu zahlreich, wieder entlassen; aber auch das Heer, welches man aus demselben zurückhielt, war den Engländern an Zahl weit überlegen. Nichtsdestoweniger erlitten die Schotten, als sie am 10. September 1547 bei Pinkencleugh oder Musselburgh ein Treffen lieferten, eine solche Niederlage, daß sich im ganzen Lande Schrecken verbreitete, obgleich wir unmöglich glauben können, daß 14,000 oder auch nur, wie Andere sagen, 8000 Schotten erschlagen und 1500 gefangen wurden. Niemand zweifelte, daß, wenn Somerset gleich vom Schlachtfelde nach Stirling marschirt wäre, der Graf von Arran ihm die junge Königin als Braut seines Königs übergeben haben würde; Somerset that dies aber nicht, sondern trat vielmehr, ungeachtet seines Sieges und zu einer Zeit, als die Schotten an keinen Widerstand dachten, schon nach 14 Tagen den Rückmarsch an. Es zeigte sich bald, was ihm die Veranlassung dazu gegeben hat.

Sein eigener Bruder, der Groß-Admiral Thomas Seymour, hatte während seiner Abwesenheit den tollen Plan entworfen, sich auf irgend eine Weise der Regierung zu bemächtigen und durch seinen Neffen, den jungen König, dessen kindische Gunst er gewonnen hatte, den Protector zu entfernen. Thomas Seymour hatte schon wenige Wochen nach dem Tode des Königs Heinrich die letzte Gemahlin desselben, Katharina Parr, geheirathet, wollte sich aber jetzt von dieser trennen und Elisabeth, die Schwester des Königs, zur Gemahlin nehmen. Es war daher hohe Zeit, daß der Protector zurückkehrte, um seines Bruders Pläne zu vereiteln. Der Letztere ließ sich, als von Verhaftung im Tower die Rede war, einschrecken, und die Sache ward wieder ausgeglichen. Im folgenden Jahre (1548), als seine Gemahlin gestorben war, schien er

*) Wir finden bei dieser Gelegenheit noch die alterthümliche Sitte, daß das Feuerkreuz (fire-cross), d. h. ein brennendes Holzkreuz, an eine Lanze befestigt, von Clan zu Clan getragen wurde.

ernstlich die Vermählung mit der Schwester des Königs zu betreiben und that in dieser Beziehung bedenkliche Schritte. Er ward jedoch von einem Münzmeister in Bristol verrathen, welchen er gewonnen hatte, um, wenn er hervorträte, für ihn zu münzen; auch hatte er eine bedeutende Anzahl Leute an sich gezogen, die er als Soldaten gebrauchen wollte. Jetzt ward er des Hochverrathes angeklagt, am 16. oder 19. Januar 1549 in den Tower gebracht und dann verschiedene Male, theils vor dem ganzen Regentschafts-Rath, theils vor einer Commission desselben verhört. Heinrich VIII. hatte die Nation so sehr an Willkür und an Verurtheilungen ohne gerichtlichen Spruch gewöhnt, daß man auch in diesem wichtigen Processe ganz willkürlich verfuhr; denn es ward beschlossen, den Groß-Admiral durch ein Gesetz (eine bill of attainder), nicht durch ein Gericht verurtheilen zu lassen. Dagegen empörte sich sein Rechtsgefühl und er bewies in seinem Processe eine Festigkeit, die ihm Ehre macht. Er sollte einer zu ihm geschickten Commission über 33 Punkte Rechenschaft geben, bestand aber darauf, daß er nur, wenn er offenes Gehör vor seinen Pairs erhalte, sich rechtfertigen werde. Als nachher beide Häuser eine Commission an ihn schickten, wollte er sich auch mit dieser nicht einlassen, sondern verlangte, daß seine Ankläger ihm gegenüber gestellt würden. Auch eine schriftliche Rechtfertigung verweigerte er, und als man ihn endlich dahin gebracht hatte, die Feder zu ergreifen, legte er dieselbe, nachdem er drei Artikel beantwortet hatte, wieder nieder. Uebrigens zeigte bei Gelegenheit dieses Processes das Unterhaus doch mehr Abneigung, irgend Jemand ungehört zu verdammen, als das Oberhaus. Freilich war das Unterhaus, welches erst in der Mitte der Regierung der Königin Elisabeth aus seiner demüthigen und gehorsamen Haltung herauszutreten anfing, damals von dem Schrecken der vorigen Regierung noch sehr niedergedrückt; nichts destoweniger willigte es, als das Oberhaus das Verdammungs-Gesetz (die bill of attainder) dreimal gelesen hatte und dann in das Unterhaus bringen ließ, zwar in die zweimalige Lesung des Gesetzes, bestand aber aller Botschaften des Oberhauses ungeachtet darauf, daß es, ehe die Berathungen geschlossen würden, erst den Groß-Admiral selbst hören müsse. Dies wollte Somerset nicht; er ließ daher dem Parlamente durch eine Botschaft des jungen Königs erklären, es sei ganz unnöthig, den Admiral an den Schranken des Hauses zu vernehmen. Nun hörte der Widerspruch auf; die Bill erhielt am 14. März die Genehmigung, und am 20. März ward der Verurtheilte hingerichtet. Der Bruder desselben hatte bei dem ganzen Processe eine sonderbare Rolle gespielt. Er hatte allen Verhandlungen im Oberhause ununterbrochen beigewohnt, wollte aber nachher das Todesurtheil nicht allein unterschreiben, sondern verlangte, daß der ganze Regentschafts-Rath

dies mit ihm thun solle. Lingard behauptet dabei, unter allen den 33 Anklage-Artikeln sei keiner erheblich gewesen, da der Admiral offenbar nicht gegen den König, sondern nur gegen seinen Bruder conspirirt habe. Auch tadelt er, daß Cranmer und Somerset das Urtheil mitunterschrieben, weil dies von Seiten des Letzteren unanständig und überflüssig, von Seiten des Ersteren aber unerlaubt gewesen sei, indem ein Geistlicher in einem Blutgerichte nicht mitstimmen durfte.

Der eigentliche Urheber der ganzen Kabale gegen den Admiral war der boshafte Dudley, Graf von Warwick. Dieser hoffte den Protector dadurch zu verderben, daß er ihn mit seinem Bruder entzweite, welcher mehr Character hatte, als er. Sobald Warwick ihn der Stütze seines Bruders beraubt hatte und ein allgemeiner Unwille gegen den Protector erwacht war, richtete er sich gegen diesen selbst. Niemand war mit dem Protector zufrieden. Den Regentschafts-Rath und die Großen hatte er durch Stolz und Uebermuth beleidigt. Die Errichtung des umfassenden und großartigen Gebäudes, das noch jetzt nach ihm Somersethouse heißt, reizte bei dem allgemeinen Nothstand die Bürger gegen ihn auf. Die Katholiken waren unzufrieden, weil er die Reformation allzu schnell durchsetzen wollte, wie denn auch Cranmer sie etwas gar zu eifrig zu betreiben schien. Außerdem war diese Partei noch darüber aufgebracht, daß Somerset den jungen König zu einem fanatischen Eiferer gegen den Papismus bilden ließ; und es ist allerdings zu verwundern, daß ein Knabe, wie der König war, so lebhaften Antheil an den religiösen Streitigkeiten nehmen konnte, als Eduard that. Das Volk endlich war wegen der Theurung, der erhöhten Pachtzinse, der schlechten Münze und der Vernachläßigung des Armenwesens, auch wegen Abschaffung des alten Gottesdienstes so unzufrieden, daß man fast überall in den Grafschaften zu den Waffen griff. Ueberdies kam nicht nur kein Friede mit Schottland zu Stande, sondern auch Heinrich II. erklärte den Krieg; seine Truppen eroberten Sellacques und Montalembert und umschlossen Boulogne. Die Unruhen im Lande waren großentheils durch die von Cranmer und Somerset betriebenen Aenderungen in der Liturgie veranlaßt worden, da das Volk die Religion stets nur im Aeußerlichen sucht und findet; allein Warwick erbitterte auch die Ritterschaft gegen Somerset, indem er die Aufstände im Reiche dem Protector zuschrieb, der sich des Volkes gegen die Ritterschaft bedienen wolle. Ein Zufall begünstigte Warwick's Anschlag, sich einen Anhang zu verschaffen, die Ritterschaft von Somerset abzuziehen und auf diese Weise den Protector zu stürzen. Somerset hatte nämlich anfangs selbst an der Spitze eines Heeres gegen die Rebellen der Grafschaft Norfolk ziehen wollen; das Commando war aber nachher dem Grafen von Warwick übertragen worden und dieser

gewann, nachdem er die Empörung niedergeschlagen hatte, den Theil der Ritterschaft, den er zum Siege geführt hatte. Auch ein Theil des Regentschafts-Rathes war von der dem Protector vorgeworfenen Begünstigung der Volksaufstände so sehr überzeugt, daß die unzufriedenen Räthe sich im September 1549 um Warwick sammelten und die Regentschaft sich öffentlich in zwei feindliche Parteien spaltete. Somerset, der Erzbischof von Canterbury und Sir William Paget hielten am 6. October mit dem Könige Rath in Hamptoncourt, ein großer Theil der übrigen Regentschafts-Räthe dagegen mit Warwick und vielen Leuten, welche geheime Waffen trugen, zu Ely-Place. Die Ersteren boten das Land auf, Leute zum Schutze des Königs zu stellen; die Anderen erließen Circularbriefe voll gehässiger und unerwiesener Anklagen gegen den Protector. Dieser flüchtete sich nach Windsor, trat mit seinen Gegnern in Unterhandlung und lud sie endlich ein, selbst nach Windsor zu kommen, was am 12. October geschah. Wäre der schwache Mann nicht verzagt gewesen und hätte sich selbst aufgegeben, so würden die großen Herren, welche an der Spitze des ganzen Treibens standen, nicht das Aeußerste gewagt haben, weil gerade das, was die Junker ihm zum Verbrechen machten, die Bauern für ihn gewann. Er hatte sich nämlich der Armen, welche von den Reichen in Betreff der Gemeinde-Weiden und der Verwandlung des Gemeinde-Landes in Privateigenthum (enclosures) beeinträchtigt wurden, kräftig angenommen. Allein er zeigte sich verzagt, seine Freunde Cranmer und Paget waren nicht im Stande, ihm kräftige Rathschläge zu geben, und von der Ritterschaft, die er durch eine Proclamation zu sich entbot, fand sich Niemand ein. Er mußte sich also das gefallen lassen, was ihm seine Gegner vorschrieben, zu denen der ganze Regentschafts-Rath gehörte. Die Herren entzogen schon am 13. October den König gewaltsam der Aufsicht Somerset's, ließen den Letzteren, gegen welchen eine aus 29 Artikeln bestehende Anklage auf Hochverrath vorgebracht wurde, unter großem Aufsehen, mit einer Escorte von 300 Reitern, in den Tower bringen, und schienen ihn auf dieselbe Art behandeln zu wollen, wie er selbst seinen Bruder behandelt hatte. Gleichwohl bedurfte es auch dann noch einer tückischen List, um ihn ganz zu verderben.

Die Leitung der ganzen Kabale gegen Somerset war dem Grafen von Warwick anheim gefallen. Dieser glaubte jedoch auf das Volk und auch auf den jungen König, welcher sehr an der Reformation hing, während Warwick dieselbe weder billigte noch geradezu mißbilligte, Rücksicht nehmen zu müssen. Er trieb also die Sache nicht auf das Aeußerste, sondern er und sein Anhang begnügten sich damit, daß sie den Mann, dessen Hochmuth sie beleidigt hatte, völlig demüthigten. Somerset war kleinmüthig genug, sich dazu zu verstehen, im Rathe ein

demüthiges Bekenntniß seiner Anmaaßung, Nachlässigkeit und Unfähigkeit knieend vorzulesen, die gegen ihn vorgebrachten Anklage-Artikel als begründet anzuerkennen und um Gnade zu bitten. Als nachher das Parlament einberufen ward und sich einigermaaßen günstig gegen ihn zeigte, glaubte er gegen die Strafe an Geld und Gut, welche ihm auferlegt werden sollte, protestiren zu dürfen; er erhielt aber dafür vom Rathe so heftige Verweise, daß er eine noch ärgere Demüthigung als vorher über sich ergehen ließ; er sprach seinen Dank dafür aus, daß man ihn nur am Vermögen bestrafe, während man ihm das Leben absprechen könne. Er hatte jedoch so viele Freunde, daß er schon im Februar 1550 gegen eine bedeutende Summe, die er niederlegen mußte, aus der Haft entlassen wurde und gleich darauf auch seine Güter wieder erhielt.

Während dieser inneren Unruhen ging erst unter Somerset und dann unter Warwick das Uebergewicht über die Franzosen und über die Schotten, welches bisher wenigstens dem Schein nach behauptet worden war, gänzlich verloren. Der Krieg mit Schottland wurde immer noch unter dem Vorwande geführt, die junge Königin Maria mit Eduard von England zu vermählen; allein schon im Jahre 1548 wurde Maria auf Beschluß der Stände von Schottland auf französischen Schiffen von Dunbarton nach Brest und von da nach St. Germain en Laye gebracht. In Frankreich nahm sie eine Lebensweise und einen Ton an, der sie nachher den strengen Calvinisten in Schottland ebenso verhaßt machte, als sie in Frankreich beliebt gewesen war. Die Schotten bereueten übrigens schon 1548, daß sie sich ganz in die Arme der Franzosen geworfen hatten; denn die Generale der Truppen, welche Frankreich ihnen schickte, betrugen sich sehr übermüthig und man wollte den Schotten sogar den ehrgeizigen Bischof von Valence, welcher damals nach Constantinopel gesandt worden war und später die Erwählung Heinrich's III. in Polen durchsetzte, zum Kanzler aufdrängen. Die Unruhen in England, welche mit den Waffen bekämpft werden mußten weil die Veränderungen im Kirchenwesen mit bedeutenden Verwirrungen im Inneren und mit Aufständen verbunden waren, hinderten schon den Herzog von Somerset, den Krieg gegen Frankreich und Schottland mit Nachdruck zu führen. Warwick, welcher ihn verdrängte, war nicht glücklicher. Er hatte zuerst, wie schon früher Somerset gethan, dem Kaiser Karl V. angeboten, Boulogne in seine Obhut zu nehmen; ja er wollte es ihm als dauernden Besitz abtreten. Als dies zu nichts führte, mußte Warwick nicht nur dem französischen Könige, Heinrich II., Zugeständnisse machen, welche in ruhigeren Zeiten diesem nie gewährt worden wären, sondern er hatte auch, was die Engländer ihm sehr übel nahmen, sich eines Florentinischen Kaufmanns, Antonio Guidotti, welcher nachher, wie die Actenstücke bei Rymer beweisen, dafür mit

einer Pension für sich und seinen Sohn belohnt ward, bedienen müssen, um den König Heinrich nur zur Anknüpfung von Unterhandlungen zu bewegen. Die Engländer erboten sich, den Franzosen Boulogne zu überlassen, und forderten dagegen, daß Maria von Schottland mit ihrem Könige vermählt werde; Heinrich II. erklärte ihnen aber mit dürren Worten, daß er die Königin von Schottland bereits mit seinem Sohne Franz verlobt habe. Als die Rede von Zahlung der Pension war, welche Franz I. dem Könige von England versprochen hatte, wies man diese Zumuthung mit Unwillen zurück. Der Friede wurde also unter Bedingungen geschlossen, welche für England sehr nachtheilig waren. Boulogne sollte mit Artillerie, Munition und allen Vorräthen den Franzosen zurückgegeben werden. Dafür sollte Heinrich an England 200,000 Kronen bei der Uebergabe und noch 200,000 nach fünf Monaten zahlen, unter der Bedingung, daß die Festen Dunglas und Lauder den Schotten übergeben oder, falls diese nicht mehr in den Händen der Engländer wären, Roxburgh und Aymouth gänzlich geschleift würden. Außerdem sollte das schottische Reich in diesen Vertrag einbegriffen sein, falls die Königin denselben binnen 40 Tagen annehme, und die Engländer sollten mit demselben nicht weiter Krieg führen, wenn ihnen nicht eine neue Ursache dazu gegeben würde.

In dieser ganzen Zeit suchte Cranmer, um politische Dinge völlig unbekümmert, die Lehre und den Cultus von den Resten des papistischen Systems gänzlich zu reinigen. Warwick mischte sich in diese Angelegenheiten wenig, welche Cranmer zu besorgen hatte. Der Letztere gab einen Katechismus für die Jugend heraus und ließ eine englische Liturgie, das sogenannte Kirchengebetbuch, ausarbeiten; doch war er genöthigt, Alles, was den Cultus und die Lehre anging, durch Verordnungen oder Parlaments-Beschlüsse festzusetzen, weil der Klerus und das Volk noch weit zurück waren. Er nahm freilich auch die aus Deutschland, Italien und Frankreich vertriebenen Freunde des Alterthums und der Aufklärung in England auf und versorgte sie. Sogar der demokratisch radikale John Knox ward nach seiner Rückkehr aus Frankreich (1549) Prediger zu Berwick und dann königlicher Capellan; reisende Prediger, Peter Martyr Vermiglio und Ochino, auch Bucer erhielten Professoren-Stellen; Bucer, Faggius, Tremellio, Lasco, Cavalier, Valerandus Pollanus und Angelo Florio wurden versorgt. Allein der Samen, welchen diese Männer ausstreuten, konnte unter den an Autoritäts-Glauben gewöhnten englischen Naturen nur langsam Wurzeln schlagen. Cultus und Glauben, Liturgie und Dogmatik wurden daher unter Eduard VI. ebenso, wie unter dessen Vater, durch Verordnungen vorgeschrieben, und wer sich nicht fügte, ward verfolgt. Gardiner, Bischof von Winchester, und Bonner, Bischof von London, die angesehensten

Geistlichen aus Heinrich's VIII. Zeit (s. Bd. X., S. 62, 77), wurden nebst den Bischöfen Day und Heath als Altgläubige abgesetzt und verhaftet, des Königs Stiefschwester Maria ihres Glaubens wegen hart bedrängt, einige fremde Gelehrte, darunter ein holländischer Wundarzt, Namens Parris, und sogar eine Frau als Irrgläubige hingerichtet. Die letztere, Johanna Bocher aus Kent, beharrte bis zum Flammentod auf ihrer schwärmerischen Ansicht über die Natur Christi. Der König nahm zwar ungeachtet seiner jungen Jahre lebhaften Antheil an der Verbreitung der rein evangelischen Lehre, war aber der Verfolgung sehr entgegen, und man brachte ihn z. B. nur mit Mühe und nach Verlauf eines vollen Jahres dahin, das Todesurtheil der Johanna Bocher zu unterschreiben. Von übler Vorbedeutung für die durch Cranmer und den jungen König heftig betriebene Reinigung der Kirche von den Formen des Mittelalters war der Widerwillen, welchen die Prinzessin Maria, die Tochter Heinrichs VIII. und der Katharina von Aragonien, gegen die Reformation bewies. Sie blieb dem streng spanischen Glauben, in welchem sie durch ihre Mutter erzogen worden war, steif getreu und ließ sich weder durch Drohungen, noch durch freundliche Bitten bewegen, irgend einem Lehrer der neuen Lehre Gehör zu schenken. Sie berief sich sogar auf den Schutz ihres Vetters, Karls V., und die sehr entschiedene Verwendung des kaiserlichen Botschafters blieb nicht ohne Wirkung. Wir gehen auf die unter Eduard VI. gemachten Veränderungen in geistlichen Dingen hier nicht genauer ein, weil sie keinen Bestand hatten. Dagegen erwähnen wir die Umstände, welche dazu beitrugen, daß die von Warwick entworfenen Pläne zur Ausschließung der Maria von der Nachfolge vereitelt wurden.

Warwick hatte es dahin gebracht, daß die übrigen Mitglieder des Regentschafts-Rathes die Leitung der Geschäfte fast ganz ihm allein überließen und ihn als eine Art Protector anerkannten, obgleich er keine Urkunde aufweisen konnte, durch welche ihm ein größerer Antheil an der Regierung zugesichert worden wäre, als den Uebrigen zustand. Der Einzige, der ihm gefährlich schien, war der Herzog von Somerset, welcher schon im Februar 1550 volle Verzeihung und die Erlaubniß zur Rückkehr an den Hof erhalten hatte und Ende März sogar wieder in den geheimen Rath aufgenommen und zum Kammerherrn (Lord of the bed chamber) ernannt worden war. Als der junge König diesem seinem Oheim und früheren Vormund seine ganze Gunst wieder schenkte, ließ sich voraussehen, daß Somerset's Ehrgeiz und also auch Warwick's Eifersucht wieder erwachen würden. Dies erfolgte in der That, und es werden uns ausführlicher, als wir nacherzählen mögen, die Pläne, Entwürfe und Vorsichtsmaaßregeln berichtet, welche von den beiden Nebenbuhlern gemacht wurden. Zu den Entwürfen gehört auch

der einer Vermählung des jungen Königs Eduard mit der französischen Prinzessin Isabella, derselben, die später Philipp II. dritte Gemahlin wurde. Das Ende aller Intriguen war, daß der Entschlossenere und Kräftigere von Beiden das Feld behauptete.

Der junge König würde nicht ungern gesehen haben, daß Somerset seinen ganzen früheren Einfluß wieder erhielte; dies war aber dem Regentschafts-Rathe eben so sehr zuwider, als dem Grafen Warwick. Der Letztere nahm daher eine neue Anklage Somerset's als begründet an und leitete im October 1551 einen zweiten Proceß gegen ihn ein. Man beschuldigte den Herzog, er habe die Absicht gehabt, vermittelst der Bewaffneten, die ihn in dem schon erwähnten, noch jetzt nach ihm benannten, Palaste zu London bewachten, den Grafen Warwick erschlagen zu lassen und sich der Person des Königs zu bemächtigen. Es ward ein Verhaftsbefehl gegen ihn ausgefertigt und er nebst Lord Grey in den Tower gesetzt. In demselben Augenblick, als Warwick diese Verhaftung bewirkte, ließ er sich vom Könige die außerordentliche Würde eines Hüters (warden) der schottischen Grenzen und den Titel eines Herzogs von Northumberland geben, machte zugleich den Marquis von Dorset zum Herzog von Suffolk, und ernannte eine große Zahl seiner Creaturen zu solchen Würden, die ihnen vermehrten Einfluß verschafften. Dies war offenbar auf das Verderben des Herzogs von Somerset berechnet, welcher unmittelbar nachher des Hochverraths angeklagt wurde, weil er den König habe entführen und in den Norden von England bringen wollen. Die Entführung des Königs, hieß es, sei nur durch die Ernennung Northumberland's zum Grenzhüter gehindert worden. Der Proceß ward ganz auf die Weise geführt, wie die meisten Processe dieser Art unter den beiden letzten Regierungen geführt worden waren. Eine Anklage auf Hochverrath konnte gar nicht herausgebracht werden; Somerset's feindliche Anschläge gegen Northumberland und einige andere Herren sollten daher als Todesverbrechen gelten. Man ließ sogar die Gemahlin Somerset's und sechs seiner Freunde als Mitschuldige gleich ihm in den Tower bringen und erregte plötzlich die Bürgerschaft von London auf ähnliche Weise, wie die Bewohner von Paris zur Schreckenszeit durch die vorgebliche Conspiration der Gefängnisse erhitzt wurden. Es ward nämlich unter dem Namen des Königs den Zünften von London amtlich kundgethan, die Gefangenen im Tower hätten, durch ihre Freunde befreit, das große Siegel, und der König selbst aber geraubt und nach der Insel Wight gebracht werden sollen. Die Anklage war lächerlich und der Anschlag, auch wenn man ihn wirklich gemacht hätte kein Todesverbrechen; allein man sorgte für Richter, welche im Voraus entschlossen waren, den Herzog von Somerset zu verdammen. Es wurden nämlich 27 Pairs,

unter denen sich der Herzog von Northumberland und drei andere Todfeinde Somerset's befanden, zu dessen Richtern bestellt. Der Proceß begann am 1. December 1551, ohne daß dem Angeklagten sein Ankläger gegenüber gestellt und sein Untergebener, Crane, welcher gegen ihn zeugte, mit ihm zusammengebracht wurde. Seine Verurtheilung war unvermeidlich, da er eingestand, daß er gegen Northumberland und dessen Freunde wirklich einen Anschlag gemacht habe. Das Benehmen des Verurtheilten, sein Niederknieen und sein Flehen um Vergebung, zeigten ein böses Gewissen. Er gedachte seines Betragens gegen seinen eigenen Bruder und hoffte doch dem Tode zu entgehen. Er betrog sich. Sein Todes-Urtheil ward sechs Wochen nach seiner Verurtheilung unterschrieben, und er wurde am 22. Januar 1552, einen Tag vor dem Zusammentritt des noch von ihm berufenen Parlaments, auf Towerhill hingerichtet. Vom Schaffot herunter betheuerte er noch seine Anhänglichkeit an die unter ihm eingeführte Religionsform.

Das Volk war mit dem ganzen Verfahren gegen Somerset um so mehr unzufrieden, als noch vier seiner vorgeblichen Mitschuldigen ebenfalls hingerichtet wurden. Auch das Parlament, welches unter Somerset's Leitung berufen worden war, also viele Freunde desselben zu Mitgliedern hatte, gab seine Unzufriedenheit laut zu erkennen. Es ward nämlich jetzt zum ersten Male das bisherige Verfahren in Hochverraths-Processen für unzulässig erklärt, indem das Parlament verordnete, daß künftig Niemand mehr wegen Hochverraths vor Gericht gestellt, angeklagt, verurtheilt und für schuldig erklärt (attainted) werden solle, wenn nicht zwei ihm gegenüber gestellte rechtschaffene Zeugen eine eidliche Aussage abgelegt und vor Gericht ihre Anklagen gegen ihn behauptet hätten. Dies scheint Northumberland um so mehr als einen öffentlichen Tadel betrachtet zu haben, da das Parlament alsbald in einem bestimmten Fall, nämlich in einem Proceß gegen den Bischof Tunstal, die vortreffliche neue Anordnung vollzogen sehen wollte; er löste darum sogleich das Parlament in großer Ungnade auf. Die Folge davon war, daß das letzte Parlament unter Eduard's VI. Regierung (1553) auf dieselbe Weise zusammengebracht wurde, wie die Kammern vieler deutschen Staaten in unsern Tagen und der gesetzgebende Körper Frankreichs im Jahre 1852. Es wurde nämlich ebenso an die englischen Sheriffs, wie neuerdings an die deutschen Oberbeamten und an die französischen Präfecten der Befehl geschickt, nur ernste und geschickte (grave and able) Leute wählen zu lassen und dabei auf die Empfehlungen der geheimen Räthe in ihrer Nachbarschaft Rücksicht zu nehmen. Ja, der König selbst ernannte, vermittelst Schreiben an die Sheriffs von acht Grafschaften, 16 Personen, lauter bei Hofe an-

gestellte Leute, welche des vollen Vertrauens des Ministers genossen, zu Parlaments-Gliedern.

Wenn König Eduard länger gelebt hätte, so würde mit einem solchen Parlamente viel anzufangen gewesen sein. Vorerst erlangte man wenigstens, daß Cranmer's Verordnungen keinen Widerstand fanden, durch welche nachher unter Elisabeth eine halb katholische, halb protestantische, von Autoritäten, nicht von der durch die Schrift erleuchteten Vernunft abhängige, anglikanische Kirche gegründet ward. Cranmer hatte die Liturgie (Prayer-book) in Ordnung gebracht; nun setzte er mit Vorsicht und Bedachtsamkeit, alle gemachten Einwürfe erwägend, eine Zusammenstellung der Glaubenspunkte auf, die auf Befehl des Königs in lateinischer und englischer Sprache gedruckt und von allen Geistlichen und Kirchenbeamten unterschrieben wurde. Cranmer gab also für eine Art von Kirche Gesetze, und setzte das durch, was die Verfasser der deutschen sogenannten symbolischen Bücher durch Lärmen, Streiten und Verfolgen in 50 Jahren nicht allgemein durchsetzen konnten — eine Alle verpflichtende Glaubens-Norm neben der Bibel. 42 Artikel wurden als Inbegriff des neuen Glaubens allen Engländern vorgeschrieben. Zugleich wurde ein neues geistliches Gesetzbuch statt des päpstlichen kanonischen Rechtes ausgearbeitet, und zwar durch einen Ausschuß von acht Mitgliedern unter Cranmer's Vorsitz; die Veröffentlichung dieser „reformatio legum ecclesiasticarum" kam aber bei Eduard's frühem Tode nicht zu Stande.

Northumberland erkannte bald, daß Alles, was er, der ohnedies im Volke sehr verhaßt war, und was Cranmer gebaut hatten, zusammenstürzen werde, wenn der König, dessen Constitution von Kindheit an schwach gewesen war, sterben sollte. Als Eduard daher im Frühling 1553 ernstlich zu kränkeln begann, suchte Northumberland sich gegen das ihm von der Nachfolgerin desselben, der katholischen Prinzessin Maria, unfehlbar drohende Schicksal zu sichern. Man behauptet sogar, schon seine frühere Verbindung mit dem Marquis von Dorset, den er zum Herzog von Suffolk erheben ließ, sei darauf berechnet gewesen, Eduard's Schwester Maria durch eine Kabale von der Nachfolge auszuschließen. Dies scheint jedoch, weil damals noch Niemand wissen konnte, daß Eduard kinderlos sterben werde, sehr zweifelhaft. Dagegen nahm Northumberland bei der Begünstigung des Marquis von Dorset unstreitig auf die Abstammung der Gemahlin desselben Rücksicht*). Diese Gemahlin, Franziska Brandon, war eine Tochter der jüngeren Schwester Heinrich's VIII., Maria, welche nach dem Tode ihres ersten Gemahles, Ludwig's XII. von Frankreich, durch ihre Mißheirath mit Charles

*) Der Marquis von Dorset, Henry Grey, war ein Urenkel der Königin Elisabeth Woodville, Gemahlin Eduard's IV., aus ihrer ersten Ehe mit John Grey.

Brandon ihren Anspruch an die Nachfolge verloren hatte. Ihr Bruder, Heinrich VIII., erhob jedoch diesen ihren zweiten Gemahl zum Herzog von Suffolk (s. Bd. IX., S. 259) und behielt in seinem Testamente ihren Nachkommen das Recht an den Thron vor, während er in diesem Testamente der Rechte seiner älteren Schwester, Margaretha, der Gemahlin Jakob's IV. von Schottland, nicht ausdrücklich erwähnte. Die Tochter jener Herzogin von Suffolk, Franziska, war mit dem Marquis von Dorset oder früherem Grafen Grey vermählt, welcher seiner Gemahlin wegen von Northumberland zum Herzoge von Suffolk erhoben worden war, weil die beiden Brüder der Franziska, welche diesen Titel trugen, schnell hinter einander gestorben waren. Die Kinder der Franziska aber waren drei Töchter, von welchen die älteste, Jane oder Johanna Grey, den Plänen des Herzogs von Northumberland dienen sollte*). Als nämlich die Krankheit Eduard's IV. gefährlich wurde, kam Northumberland auf den unglücklichen Gedanken, die Zuneigung des Königs zu Johanna Grey und die Besorgniß desselben, daß Maria, die fanatisch-ultramontane Tochter der Katharina von Aragonien, den Protestantismus wieder ausrotten möchte, zu benutzen, um die Letztere von der Nachfolge auszuschließen, die ihr durch ihres Vaters Testament zugesichert worden war. Die Herzogin von Suffolk mußte deshalb ihre vorgeblichen Rechte, welche höchstens erst nach dem Tode der beiden Schwestern Eduard's, Maria und Elisabeth, Geltung haben konnten, an ihre älteste Tochter, Johanna Grey, abtreten. Diese ward hierauf dem vierten Sohne des Herzogs von Northumberland, Guilford Dudley, zur Gemahlin versprochen und im Mai 1553, als des Königs Befinden vorübergehend eine Besserung zeigte, mit ihm vermählt. Schöner und unschuldiger, als diese Beiden, war in ganz England kein Paar. Johanna Grey war, obschon sie erst 16 Jahre hatte, der alten Sprachen und der Theologie ganz mächtig und in der Bibel und im Plato belesen, wie wenige Gelehrte ihrer Zeit und wie nur hier und da einer in unserer, den materiellen Studien ergebenen

---

*) Stammtafel der beiden Schwestern Heinrich's VIII.

Margaretha, Gemahlin Jakob's IV. von Schottland.
Jakob V., vermählt 1. mit Magdalene von Frankreich;
2. mit Maria Guise.
Maria Stuart.

Maria, vermählt 1. mit Ludwig XII. von Frankreich;
2. mit Brandon, erstem Herzog von Suffolk.
Franziska, verm. m. d. Grafen Grey, Herzog v. Suffolk.
Johanna, Katharina, Maria.

Zeit sein mag. Sie correspondirte lateinisch mit den Schweizer Reformatoren, so daß man in Zürich ihre Briefe als Merkwürdigkeit zeigt.

König Eduard, welcher sie nicht ihrer Schönheit, sondern ihrer Frömmigkeit und Unschuld wegen ehrte und achtete, ließ sich, als seine Krankheit im Laufe des Jahres 1553 unheilbar ward, von Northumberland bereden, daß er über das Reich, wie über ein Privateigenthum verfügte. Heinrich VIII. hatte zwar ebenfalls die Thronfolge durch sein Testament geordnet; allein ihn hatte das Parlament ausdrücklich zu dem, was er that, bevollmächtigt, und außerdem war seine Erbfolge-Ordnung nachher durch dasselbe zum Statut erhoben worden. Eduard's Verordnung dagegen wurde blos von seinem geheimen Rathe bewilligt und selbst dieser verstand sich höchst ungern und unter Widersprüchen dazu, obwohl der König den Entwurf eigenhändig aufgesetzt und die Abschrift an sechs Stellen mit seiner Unterschrift versehen hatte. Mehrere der geheimen Räthe sträubten sich lange, Eduard's Testament, in welchem der Johanna Grey der Thron zugesichert wurde, zu unterschreiben, und die Oberrichter England's erklärten sogar, daß sie, wenn sie eine statutarische Verfügung antasteten, sich des Hochverraths schuldig machen würden; sie entschlossen sich aber endlich doch, halb gezwungen, zur Unterschrift. 24 geheime Räthe und die Oberrichter erkannten das von Eduard dictirte Testament an. Nur der Oberrichter Hales, welchem Kent als Gerichtsbezirk angewiesen war, weigerte sich standhaft, die Rechte der Prinzessin Marie verletzen zu helfen. Er war nachher eines der ersten Opfer ihres mörderischen Fanatismus. Außer den geheimen Räthen, den 12 Oberrichtern, mit Ausnahme von Hales, dem Lordmayor und den Rathsherren von London hatten auch viele der ersten Herren des Reiches die Ausschließung der rechtmäßigen Erbin gebilligt.

5. England unter Maria.

Eduard VI. war am 6. Juli 1553 kaum verschieden, als es sich zeigte, daß die vielen Feinde Northumberland's sich für Maria erklären würden. Diese Prinzessin war ihr ganzes Leben hindurch wegen ihrer Mutter und wegen ihrer fanatischen Anhänglichkeit an die römische Religion bald wie eine Gefangene gehalten, bald auf jede Weise geplagt und gepeinigt worden; sie betrachtete daher die Protestanten als ihre persönlichen Feinde. Man hatte sie vor dem Tode des Königs nach London beschieden; sie war aber unterwegs durch den Grafen Arundel gewarnt worden und auf die Burg Kenninghall in der Grafschaft Norfolk, wo sie bis dahin gelebt hatte, zurückgekehrt. Arundel half ihr auch, unterstützt von Lord Paget, Northumberland's Pläne vereiteln. Johanna Grey war mit den Kabalen zu ihren Gunsten ganz unbekannt geblieben; sie befand sich, als Eduard starb, schon seit einiger Zeit zu Chelsea

Nachrichten erhielt. Er suchte zuerst die Gunst der Maria dadurch zu gewinnen, daß auch er sie als Königin ausrufen ließ und dabei eine große Freude affectirte; dann flehte er den Herzog von Arundel, der zu seiner Verhaftung abgeschickt worden war, knieend um seine Verwendung. Er, seine Söhne, Johanna Grey und ihr Gemahl nebst einer Anzahl ihrer Freunde wurden in den Tower gebracht. Der Herzog von Suffolk war ebenfalls verhaftet worden, ward jedoch wieder in Freiheit gesetzt.

Maria zog, von ihrer Schwester Elisabeth begleitet, schon am 31. Juli in London ein. Als sie im Tower anlangte, wurde sie von Gardiner, der dort noch als Staatsgefangener lebte, mit Glückwünschen empfangen; er verrichtete auch die Krönung, die erst am 8. October stattfand und mit einer Amnestie, von der jedoch 60 Personen ausgenommen waren, gefeiert wurde. Die neue Königin legte Werth darauf, am Hofe bunte Stoffe und glänzenden Schmuck einzuführen, was zu dem strengen reformatorischen Wesen der vorangegangenen Jahre im Gegensatze stand und der Bürgerschaft nicht übel gefiel. Ihre Regierung war jedoch in vieler Beziehung sehr unglücklich für England, weil sie durchaus theologisch und in keiner Beziehung politisch war. Zwei unter der vorigen Regierung verfolgte, der päpstlichen Religion eifrig ergebene Bischöfe, Gardiner und Bonner, waren Rathgeber der Königin; sie selbst konnte den Augenblick nicht erwarten, in welchem England mit Rom werde ausgesöhnt sein; ihre nachherige Vermählung mit Philipp II. endlich knüpfte sie an das spanische Interesse. Maria mußte folglich eine völlige Reaktion begünstigen und dem Zeitgeist entgegenhandeln, statt denselben zum Vortheile Englands zu benutzen. Wir dürfen übrigens nicht bei den einzelnen Ereignissen von Maria's Regierung verweilen, weil England bis zur Zeit der Elisabeth nur eine Nebenrolle spielte und daher fast Alles, was die allgemeine Geschichte von Europa angeht, schon früher berührt worden ist. Wir wollen nur einige Punkte erwähnen, welche die inneren Zustände und die Verwaltung betreffen.

Der erste dieser Punkte ist die Reaktion in religiöser Beziehung, welche mit ebenderselben furchtbaren Consequenz und ebenso ohne alle Rücksicht auf die Richtung und die Bedürfnisse die Zeit durchgeführt wurde, wie die politische Reaction um die Mitte unseres Jahrhunderts, vielleicht jedoch etwas roher und grausamer. Maria wollte mit weiblichem Eigensinn ganz England wieder in den Schoß der römischen Kirche zurückführen und ließ dies gleich anfangs dem Papst Julius III. durch seinen Geheimboten, den Kämmerer Commendone, melden, doch mit dem Zusatze, daß Behutsamkeit nöthig sei. Sie überließ, ohne

Papstes in Gegenwart der Königin Maria und ihres Gemahls, König Philipp,*) die Absolution aus. Cranmer's Absetzung fand im Jahr 1555 statt; Pole wurde hierauf zum Erzbischof von Canterbury ernannt; die förmliche Weihe erhielt er erst am Tage nach der Hinrichtung seines Vorgängers (März 1556). Aber schon sehr bald nach jener feierlichen Aussöhnung hatte man angefangen, alle die furchtbaren Statuten, welche Richard II., Heinrich IV. und Heinrich V. gegen die Ketzer ihrer Zeit (die Lollarden) erlassen hatten, auf die Protestanten anzuwenden. Da ein großer Theil des Volkes zu diesen gehörte und viele heftige Gegner des katholischen Cultus sich öffentlich auf grobe und ungemäßigte Weise gegen den zur herrschenden Religion gemachten Papismus aussprachen, so kam es endlich dahin, daß man es für Hochverrath erklärte, wenn Jemand bete, Gott möge das Herz der Königin rühren und sie vom Götzendienste ablenken. Die Verfolgungen wurden nach und nach so heftig, daß die englischen Protestanten sich zu Hunderten in die protestantischen Städte Deutschlands und der Schweiz flüchteten, wo sie eigene Kirchen einrichteten, leider aber auch durch ihren Secten-Geist vielen Zwist veranlaßten.

Die Geschichte der englischen Märtyrer des Evangeliums und der Grausamkeiten, welche gegen sie begangen wurden, wollen wir nicht schreiben, weil wir zu tief in Einzelheiten eingehen müßten; doch dürfen wir das traurige Schicksal der drei gelehrtesten und würdigsten Prälaten, Latimer, Bischof von Worcester, Ridley, Bischof von London, und Cranmer, welche man zuerst des Hochverraths beschuldigt und dann begnadigt hatte, nachher aber wegen ihres Glaubens verfolgte, nicht mit Stillschweigen übergehen. Alle drei waren als politisch verdächtig in den Tower gesetzt worden. Sie wurden von dort im März 1554 nach Oxford gebracht, um mit den Deputirten der Universitäten und der Versammlung des Klerus (convocation) über die streitigen Punkte des neuen und alten Glaubens zu disputiren. Latimer entschuldigte sich mit seinem hohen Alter; Ridley bewies seine gewöhnlichen Talente; Cranmer ließ sich auf die Kirchenväter ein und war folglich, da blos vom Evangelium die Rede sein konnte, im Nachtheile. Alle drei wurden gleich darauf, weil sie sich nicht besiegt bekannten, für verstockte Ketzer erklärt. Es verflossen jedoch 18 Monate, ehe man gegen sie zum Aeußersten schritt. Im September 1555 wurden sie endlich zu Oxford durch einen päpstlichen und zwei königliche Commissäre zum Widerrufe aufgefordert. Latimer und Ridley blieben stand-

*) Er war Titularkönig von England; zudem aber hatte ihm sein Vater, Karl V., damit er an Stand und Würde seiner Gemahlin einigermaaßen gleichkomme, die Krone von Neapel nebst dem Herzogthum Mailand überlassen.

haft und wurden deshalb schon im October als Ketzer verbrannt.*) Cranmer dagegen erlitt erst später den Tod. Er hatte, weil er noch nach altem Ritus geweiht war, dem kanonischen Recht gemäß eine Frist von 80 Tagen erhalten, um sich bei dem Papst verantworten zu können. Zudem hoffte man über ihn, den Gründer der anglikanischen Kirche, einen glänzenden Triumph zu feiern; er war daher blos eingeschreckt worden und ließ sich dahin bringen, daß er nicht nur seine früheren Behauptungen widerrief, sondern auch nach einander fünf schriftliche Erklärungen, wie seine Gegner sie verlangten, gab und die letzte derselben sogar öffentlich vorzulesen sich anheischig machte. Hätten die Fanatiker ihm ebenso, wie seinen beiden Mitbrüdern Ridley und Latimer, ernstlich Vergebung versprochen und ihm dann auch Wort gehalten, so hätten sie einen Triumph gefeiert und Cranmer bei der Nachwelt verächtlich gemacht; ihre Rachsucht verhalf aber dem guten, wenn gleich schwachen Manne zu großem Ruhme und beschämte sie selbst vor ganz England. Sie gaben nämlich deutlich zu verstehen, daß sie trotz aller Demüthigungen, welche Cranmer sich hatte gefallen lassen, seines Lebens nicht schonen würden, und er schrieb daher die vorzulesende Erklärung so, daß die Einleitung einen neuen Widerruf zu verkündigen schien, der Schluß aber gerade das Entgegengesetzte aussprach. Er bestieg hierauf (am 21. März 1556) den Scheiterhaufen und streckte die rechte Hand zuerst in die Flammen, weil diese durch Unterzeichnung der Widerrufe gesündigt habe; so zeigte er im Tode eine edle und würdige Standhaftigkeit, über die man seine frühere Schwäche gern vergaß.

Der zweite Punkt, welcher aus der Geschichte von Maria's Regierung hervorzuheben ist, betrifft die Vermählung der Königin. Den gewöhnlichen Angaben nach hätte Maria zwar stets Rath und Hülfe von Kaiser Karl V. gesucht und erhalten; in Betreff ihrer Vermählung aber sei sie, heißt es, zuerst nicht unbedingt dem Rathe desselben gefolgt, als er ihr seinen Sohn Philipp II. zum Gemahle empfohlen habe. Man sagt, sie habe gewünscht, durch ihre Hand einen der beiden noch übrigen Sprößlinge des Hauses York, Eduard Courtenay oder Reginald Pole (s. Bd. X., S. 76) für die erduldeten Verfolgungen zu entschädigen. Der Erstere ward von ihr aus dem Tower, in welchem er als Staatsgefangener saß, befreit und dann zum Grafen von Devonshire gemacht. Er war jung und schön, jedoch ein roher und wüster Geselle und es zeigte sich bald, daß mit ihm nichts anzufangen sei. Was den anderen Sprößling des Hauses York, den Kardinal Reginald Pole, betrifft, so scheint Karl V. ernstlich gefürchtet zu haben, dieser möge von der Königin seinem Sohne vorgezogen werden. Er

*) Man hatte ihnen, zur Verkürzung ihrer Leiden, mit Pulver gefüllte Würste um den Hals gebunden.

hinderte dessen Reise nach England, bis der Vertrag wegen der Vermählung mit seinem Sohne abgeschlossen war. Lingard behauptet freilich, Maria habe nicht daran denken können, Pole zu heirathen und gibt als Grund nicht an, daß derselbe Kardinal, sondern daß er zu alt und kränklich gewesen sei; dieser Grund scheint uns aber nicht haltbar. Pole war nämlich etwa 54 Jahre alt, während Maria nahe an 40 Jahre hatte; und was die Kränklichkeit angeht, so machte Pole ja gerade damals die in jener Zeit höchst anstrengenden Reisen von Rom über die Apeninnen und Alpen, im südlichen und nördlichen Deutschland und in den Niederlanden.

Der Vertrag über die Vermählung mit Karl's V. Sohn, Philipp II., welcher damals von seinem Vater den Titel eines Königs von Neapel und die Verwaltung von Mailand erhalten hatte, wurde von den Engländern mit großer Behutsamkeit abgeschlossen, weil ihnen alles Spanische tödtlich verhaßt war. Selbst die Katholiken waren nicht ohne Mißtrauen, und der Kanzler Gardiner, der die Verhandlungen mit dem berühmten Grafen Egmont und drei anderen Botschaftern führte, wahrte streng die Interessen des Staats. Obgleich dem Gemahle der Maria der Titel eines Königs von England ertheilt wurde, so war doch im Heiraths-Vertrage festgesetzt, daß jedes der Vermählten nur den Titel seiner eigenen Staaten und Gebiete führen dürfe. Philipp solle, heißt es weiter, der Königin bei der Regierung ihrer Reiche zwar beistehen, aber mit Vorbehalt aller Gesetze, Rechte, Privilegien und Herkommen der Nation. Ferner solle die Königin allein über Pfründen, Stellen, Ländereien, Einkünfte und Anderes schalten, und diese sollten nur Eingeborenen ertheilt werden. Philipp solle schwören, daß er allen Ständen ihre Rechte und Privilegien wahren, die Fremden von Hofämtern ausschließen, und die Königin, nur wenn sie selbst vorher darum nachgesucht, sowie ihre Kinder nur nach vorhergegangener Einwilligung der Ritterschaft außer Landes führen, auch England nicht in den Krieg seines Vaters mit Frankreich verwickeln wolle. Mehrere andere Punkte des Vertrages übergehen wir.

So ungünstig man auch in England die Spanier beurtheilte, so billigten doch beide Häuser des Parlaments die einmal beschlossene Heirath ohne Widerspruch; sie fügten aber noch ausdrücklich hinzu, daß nach der Vollziehung der Ehe Maria die Souveränetät als Königin allein ausüben und nicht einmal aus Höflichkeit irgend ein Recht oder einen Anspruch an Philipp übertragen dürfe. In der That verweigerte nachher das Parlament, das sich doch sonst Alles gefallen ließ, seine Einwilligung zur Krönung Philipp's, sowie die Annahme des Antrages, demselben gegen Frankreich Hülfe zu leisten. Uebrigens benahm sich Philipp, als er am 19. Juli 1554 von Corugna nach Southampton

kam, gegen die englischen Großen viel artiger, als früher gegen die deutschen und niederländischen. Er redete sie nicht spanisch, sondern lateinisch an, befahl seinen Hofleuten, die englischen Sitten und Gebräuche zu schonen und anzunehmen, und trank sogar auf die Gesundheit der anwesenden Engländer zum ersten Male in seinem Leben einen großen Becher Ale (Bier); allein bald fühlte er sich doch zu unbehaglich in England, um dort lange zu verweilen. Sogar die übertriebene Zärtlichkeit der Maria war ihm lästig; denn Lingard hat uns nicht überzeugt, wenn er Philipp zu einem zärtlichen Gatten macht. Die kirchliche Trauung wurde am 25. Juli in der Kathedrale von Westminster begangen; Philipp wohnte noch der oben erzählten Absolution des englischen Volkes bei und nahm die Beschlüsse des Parlaments über seine Vormundschaftsrechte für den Fall entgegen, daß die Königin mit Hinterlassung eines Kindes sterben sollte. Im folgenden Jahr verweilte er, weil sie einer Entbindung entgegenzusehen glaubte, länger als seine Absicht gewesen, in England; da aber die Hoffnung Maria's sich als trügerisch herausstellte, verließ er endlich seine Gemahlin, fuhr zunächst nach Flandern und blieb, trotz ihrer dringenden Bitten, Jahre lang von ihr getrennt. Maria dagegen war ihrem Gemahle so sehr ergeben, daß sie im Jahre 1557, als er endlich wieder zu ihr kam, um die Engländer zur Theilnahme an seinem Kriege mit Frankreich zu bewegen, ihm das, was das Parlament früher verweigert hatte, gewährte. Sie schickte ihm 7000 Engländer, welche zu dem Siege bei St. Quentin nicht wenig beitrugen. Die Einmischung in den Krieg der Spanier und Franzosen führte den bereits erwähnten Ueberfall von Calais herbei, sowie in Folge desselben den Verlust dieser seit mehreren Jahrhunderten dem englischen Reiche einverleibten Festung, einen Verlust, welcher von den Engländern bitterer empfunden und mehr beklagt wurde, als die zahlreichen Opfer der unerhört mörderischen Religions-Verfolgung unter Maria, deren Zahl man auf 5- bis 800 anschlägt.

Das Dritte, was wir von der Regierung Maria's erwähnen wollen, ist das politische Verfahren und die Willkür der Justiz. Selbst Karl V., welchen Maria fortwährend zu Rathe zog, ermahnte sie anfangs zur Milde bei politischen Verbrechen, und Philipp verhinderte, als sie später ihre Halbschwester Elisabeth hatte verhaften lassen und Willens zu sein schien, dieselbe zu verurtheilen, seine Gemahlin an der Ausführung dieses Entschlusses. Freilich glaubte er dabei seinen Vortheil zu sichern; denn wenn Maria kinderlos starb und Elisabeth aus dem Wege geräumt war, so gewann Maria Stuart, damals Dauphine von Frankreich, Ansprüche an die englische Krone. Die Königin setzte im Anfange ihrer Regierung den Herzog von Suffolk, den Vater der Johanna Grey, den sie nebst dem ganzen Anhange Northumberland's hatte verhaf-

ten lassen, bald wieder in Freiheit. Ebenso ließ sie von den 27 Personen, welche mit Northumberland in den Tower gebracht worden waren, nur elf zurückbehalten. Bald nachher bewies sie sich aber ebenso blutgierig, wie einst ihr Vater, und gebrauchte das drakonisch grausame, erst seit einigen Jahrzehnten gemilderte Kriminal-Recht Englands auf eine ebenso furchtbare Weise, wie dieser. Von den elf Männern, welche Maria vom Throne hatten ausschließen wollen, wurden zuerst der Herzog von Northumberland und zwei seiner Freunde hingerichtet. Die Schönheit, Unschuld und Jugend der Johanna Grey und ihres Gemahles (sie hatte noch nicht ganz das zur Hinrichtung erforderliche Alter von 17 Jahren) rührten selbst das bereits verstockte Herz Maria's, und Beide blieben anfangs verschont. Als jedoch die Kunde von Philipp's bevorstehender Verbindung mit der Königin in verschiedenen Theilen des Reiches Verschwörungen und Unruhen veranlaßte, wurde das längst gefällte Urtheil an Johanna Grey und Guilford Dudley vollzogen (13. Februar 1554). Dudley ward öffentlich außerhalb des Tower hingerichtet, Johanna dagegen innerhalb desselben in Anwesenheit weniger Leute, weil sie, wenn auch entfernt, der königlichen Familie angehörte.

Auch der Herzog von Suffolk mußte den Tod erleiden. Er hatte die Volksbewegung zu einem Kriegsunternehmen auf seinen Gütern in der Grafschaft Warwick benutzen wollen und, als er zu diesem Zwecke den Hof verließ, eine Anzahl Leute um sich gesammelt, fing aber seine Sache sehr ungeschickt an. Er wurde, noch ehe er in jene Grafschaft gelangte, eingeholt und, nachdem seine Leute auseinander getrieben waren, verhaftet. Da er mit den Waffen in der Hand gefangen worden war, so fiel die tumultuarische Justiz, welche an ihm geübt ward, weniger auf. Er und sein Bruder Thomas Grey wurden am 23. Februar 1554 hingerichtet, und das Parlament billigte nach Weise von Heinrich VIII. Zeiten das Verfahren durch ein Gesetz, welches ihn nach der Vollziehung des Urtheiles für schuldig erklärte. Auffallender und in Hinsicht auf den im Anfange des folgenden Jahrhunderts laut ausgesprochenen Wunsch, daß die Constitution auf ihre ursprüngliche Form zurückgebracht werden möge, bedeutender, war der Proceß des Nikolaus Throckmorton. Dieser bewies den Geschworenen, daß für seinen Antheil am Aufstande kein Beweis vorliege, und sie sprachen ihn frei, was dann eine höchst ärgerliche öffentliche Scene zwischen den Richtern und den Geschworenen veranlaßte, die man ausführlich in den englischen Staats-Processen (state trials) findet. Die Richter erhielten einen derben Verweis, weil sie nicht bessere Beweise gegen den Angeklagten gefunden hätten. Den Geschworenen erging es noch schlimmer. Sie wurden zuerst von den Richtern tüchtig gescholten und dann ungeachtet ihrer demüthigen Bitten eingekerkert, nachher aber vor die Sternkammer ge-

fordert. Vier von ihnen, die sich demüthigten, kamen dort leiblich davon; die anderen acht dagegen mußten eine Geldstrafe, die sie kaum aufzubringen vermochten, bezahlen und blieben trotzdem noch einige Zeit in Haft. Deshalb ward denn auch, als nachher Johann Throckmorton des nämlichen Verbrechens angeklagt worden war, wie Nikolaus, derselbe von den Geschworenen, welche über ihn zu entscheiden hatten, schuldig gefunden.

Auch den Grafen Courtenay verfolgte die Königin. Ebenso ließ sie ihre Schwester Elisabeth gefangen halten, weil Maria mit vielen Verschwörungen und Aufständen zu kämpfen hatte, seitdem sie nach der grausamen und harten Weise ihres Vaters alle Diejenigen verfolgte, welche nicht wie sie einen finsteren, spanischen Glauben hatten. Nach jedem unterdrückten Aufstande ward sie grausamer. Wir wollen nur drei jener Aufstände erwähnen, von welchen blos ein einziger gefährlich war. Der erste war das kurz zuvor erwähnte Unternehmen des Herzogs von Suffolk. Der zweite, welchen Carew in Devonshire erregen wollte, kam ebenso, wie jener, nicht recht zu Stande, weil das Volk der Stadt Exeter den Anreizungen Carew's kein Gehör schenkte. Der dritte war gefährlicher. Thomas Wyat nämlich, ein tüchtiger Landjunker aus Kent, drang, nachdem ein Hauptmann mit 500 Bewaffneten zu ihm übergetreten war, an der Spitze einer Volksmasse in London ein und erregte dort furchtbaren Schrecken; allein er unterlag bald, weil Suffolk und Carew, auf welche er gerechnet hatte, nicht eintrafen, weil in der Hauptstadt alle Befehlshaber ihre Pflicht thaten und weil die Königin selbst großen Muth und große Geistesgegenwart zeigte.

Maria schrieb Alles den Protestanten zu. Es war daher für diese ein Glück, daß die Königin, gerade als ihre Erbitterung gegen den Protestantismus mit jedem Tage mehr zunahm und Verfolgungen und Hinrichtungen England zu entvölkern drohten, unheilbar erkrankte und in Folge davon am 17. November 1558 starb. Sie hatte noch in ihrer letzten Lebenszeit den Verdruß, die wachsende Abneigung der Engländer wahrzunehmen und dabei noch mit dem Papst wegen der von diesem beschlossenen Abberufung des Kardinals Pole in Streit zu gerathen. Auch ihr kalter Gemahl zeigte durch seine baldige (dritte) Verlobung mit der vorher seinem Sohne bestimmten französischen Prinzessin Elisabeth, daß er durch ihren Tod nicht gerade tief betrübt worden sei. Politisch war ihm Maria's Tod vortheilhaft, weil derselbe den Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und Spanien sehr erleichterte. Da durch Heinrich's VIII. Testament die Thronfolge geordnet war, so hätte nur der Zweifel darüber, ob Elisabeth, die Schwester der verstorbenen Königin, die sich vor dieser zu dem römisch-katholischen Glauben bekannt hatte, dies aufrichtig gethan habe, die Nachfolge derselben unge-

wiß machen können. Elisabeth hatte sich aber während der Krankheit ihrer Schwester Mühe gegeben, jeden solchen Zweifel zu entfernen; doch weigerte sie sich, den Herzog Philibert von Savoyen zu heirathen, den die Katholiken mit ihr vermählt zu sehen wünschten. Maria betrachtete auch auf ihrem Todbette Elisabeth als ihre Nachfolgerin und ließ ihr sogar noch vor ihrem Ende die Reichs-Kleinodien zustellen. Elisabeth wurde daher schon am Todestage ihrer Schwester vom Rath in Hatfield, ihrem Aufenthaltsorte, als Königin begrüßt, obgleich Jedermann über ihren Glauben in Zweifel war. Soviel wir urtheilen können, neigte sich Elisabeth, aus monarchischen Gründen und aus Furcht vor dem in Schottland herrschenden Puritanismus oder demokratischen Calvinismus, gleich vielen Fürsten unserer Zeit, mehr zu dem ganz positiven, jedes Vernünfteln und Denken ausschließenden römischen Glauben, als zum Protestantismus; die Päpste Paul IV. und Pius V. trugen aber sehr viel dazu bei, sie auf die halb protestantischen Kirchen-Formen ihres Vaters zurückzubringen und bei denselben zu erhalten. *)

6. Die Königin Elisabeth von England bis zum Jahre 1570.

Elisabeth, die mit 25 Jahren den englischen Thron bestieg, war nicht allein der gelehrten Sprachen und der ganzen Bildung ihrer Zeit mächtig, sondern sie hatte auch durch ihre Schicksale unter der Regierung ihres Vaters und durch ihre Verfolgung unter Maria eine Reife des Charakters und des Urtheils erlangt, welche angehenden Regenten gewöhnlich nicht eigen zu sein pflegt. Ihr standen außerdem Minister zur Seite, welche Erfahrung mit Uneigennützigkeit vereinigten, namentlich William Cecil, nachher Lord Burleigh genannt, Nikolaus Bacon und seit 1573 Sir Francis Walsingham, der uneigennützigste Mann, der je im Lande der Plutokraten unter den Ministern gesessen hat. Elisabeth hat daher die für England sehr günstigen Zeiten ihrer Regierung meisterhaft benutzt.

Daß sie anfangs weder mit der päpstlichen Kirche brechen, noch den König von Spanien beleidigen oder reizen wollte, beweisen die ersten Schritte ihrer Regierung hinreichend. Kaiser Ferdinand und König Philipp erhielten die Zusicherung, daß sie die Verbindung der englischen Krone mit dem Haus Oestreich aufrecht halten werde. Ferner ließ sie auf der einen Seite dem dänischen Könige, dem Herzoge von Holstein und den protestantischen Fürsten Deutschlands die Versicherung geben, daß sie bei der protestantischen Lehre beharren werde; auf der

*) Unter Maria wurden die ersten Handelsverbindungen zwischen England und Rußland angeknüpft, nachdem Chancellor im Jahr 1553 die Bucht von Archangel entdeckt hatte. Zu den Verdiensten ihrer Regierung rechnen die Engländer auch, daß sie die Privilegien der Hansa (Oesterlinge, Kaufleute vom Stahlhof) wesentlich einschränkte, so daß später der Stahlhof (steelyard) ganz einging.

anderen Seite aber machte sie auch den Versuch, sich mit dem Papste in Einverständniß zu setzen, da sie keineswegs gesonnen war, eine republikanische Kirche und einen nicht durch Gesetze wörtlich vorgeschriebenen Glauben zu dulden. Carne, welcher schon unter der vorigen Regierung die Geschäfte der englischen Regierung in Rom besorgt hatte, erhielt den Auftrag, dem Papste anzuzeigen, daß sie ihrer Schwester in der Regierung gefolgt sei und daß sie keinen ihrer Unterthanen wegen seines Glaubens zu beunruhigen gedenke. Paul IV. benahm sich aber gegen Elisabeth, wie er sich zu derselben Zeit gegen Kaiser Ferdinand benommen hatte. Er machte Ansprüche geltend, welche anzuerkennen eine offenbare Thorheit gewesen wäre. Er erklärte nämlich dem englischen Bevollmächtigten, daß nach seiner Meinung Elisabeth keine eheliche Tochter Heinrichs VIII. sei und daß der Königin Maria Stuart von Schottland die Nachfolge gebühre; doch rathe er, ihn als Schiedsrichter in der Sache anzuerkennen, er werde die größte Billigkeit üben. Von diesem Augenblicke an konnte f[illegible] Elisabeth nicht mehr geneigt sein, in derjenigen Kirche zu beharren, welcher sie während der Regierung ihrer Schwester gewesen war, nachdem sie zur Zeit ihres Bruders und ihres Vaters der protestantischen Lehre gehuldigt hatte. Der Papst brachte außerdem durch seine Erklärung die englischen Katholiken in ein ungünstiges Verhältniß zu ihrer Königin und veranlaßte mittelbar die Verfolgungen der unglücklichen Königin von Schottland durch Elisabeth, welche endlich mit der Hinrichtung der Ersteren endeten. Da Alles, was wir in diesem Paragraphen zu berichten haben, sich mehr oder weniger auf das Verhältniß der römischen Religion zu den evangelischen Kirchen, denen auch die anglikanische angehört, bezieht, so müssen wir hier einen Ueberblick des Verfahrens der Königin einrücken.

Elisabeth war eigentlich mit den äußeren Formen eines nackten Protestantismus nie zufrieden; ihr schlauer Minister Cecil aber, welcher unter Eduard VI. eine Rolle in den Reformations-Angelegenheiten gespielt und sich, als wenig compromittirter und daher begnadigter Mitschuldiger des Herzogs von Northumberland, durch Maria's Regierung durchgewunden hatte, wünschte die neue Herrscherin bei der reformirten Lehre zu erhalten, und bewies ihr, daß ihre Politik dies erfordere. Die Katholiken Englands dachten wie der Papst und waren geneigt, für Maria Stuart zu conspiriren. Auf die Protestanten dagegen konnte Elisabeth rechnen; sie war aber gegen die heftigen Reformirten oder die Puritaner noch weit feindlicher gesinnt, als gegen die Katholiken. Sie verfuhr daher mit großer Behutsamkeit. Sie wohnte anfangs noch der Messe bei und ließ für Kaiser Karl V. ein feierliches Todtenamt abhalten. Sie erließ im Jahre 1558 eine Verordnung, durch welche

alle Veränderungen im äußeren Gottesdienste verboten wurden, bis parlamentarische Bestimmungen über diese Angelegenheit getroffen seien. Bei ihrer Krönung am 2. Januar 1559 hatte sich jedoch schon das Mißtrauen der katholischen Prälaten durch ihr Ausbleiben kundgegeben. Im Laufe dieses Jahres ließ sie vom Parlamente eine Reihe Gesetze geben, welche den heftigeren Calvinisten oder Puritanern ebenso sehr mißfielen, als den Anhängern des Papstes. Eines derselben ordnete den Gottesdienst in englischer Sprache an. Ein zweites erneuerte Heinrich's VIII. Verordnung, daß der jedesmalige Regent von England auch das Haupt der englischen Kirche sei. Ein drittes stellte alle Verordnungen, welche unter Eduard VI. in Religions-Sachen erlassen worden waren (lauter reformatorische), wieder her. In einem vierten wurde der Königin das Recht, die Bisthümer zu besetzen, ertheilt. Ein fünftes schrieb eine und dieselbe Form des Gottesdienstes für das ganze Land vor. Eine Anzahl anderer endlich ordnete viele andere Cultus-Angelegenheiten ganz im despotischen Sinne Heinrich's VIII. Alle Geistlichen, welche das, was vorgeschrieben worden war, nicht annehmen wollten, mußten ihre Stellen aufgeben. Dies thaten nach der geringsten Angabe 14 Bischöfe, zwölf Archidiakonen, 50 Domherren und 15 Vorsteher von Collegien. Die Pfarrer halfen sich so gut sie konnten; nur 80 derselben dankten ab. Es war daher fortan in England leicht, den Glauben obrigkeitlich zu ordnen, obgleich die Gemeinden großes Mißtrauen gegen ihre Pfarrer hatten und die Fanatiker, welche gegen die Regierungs-Kirche und ihre Diener predigten, trotz der furchtbaren Justiz, die man gegen sie übte, überall Anhang fanden. Elisabeth behielt nämlich einen so großen Einfluß auf den Klerus, daß sie sogar den Glauben durch ein Gesetz bestimmen konnte. Wir meinen die 39 **Artikel**, welche bis auf den heutigen Tag das Grundgesetz des englischen Kirchenglaubens sind, während wir den Männern, welche jetzt die deutschen symbolischen Bücher und den Heidelberger Katechismus wieder als Glaubens-Vorschrift für Lutheraner und Reformirte geltend machen, das Gleiche nicht zugestehen möchten. Die Königin hielt nämlich 1562 ein geistliches Parlament (the convocation), welches nach dem Range der Geistlichen, aus denen es bestand, gleich dem weltlichen in ein Oberhaus und ein Unterhaus getheilt war (s. Bd. X., S. 63). Diesem Parlamente oder dieser Synode ward am 23. Januar 1562 vorgeschlagen, die Artikel, welche unter Eduard VI. als Norm des Glaubens der anglikanischen Kirche bekannt gemacht worden waren, mit geringer Veränderung für ein Kirchengesetz zu erklären, und schon am 29. Januar wurden, statt der damals aufgestellten 42 Glaubenspunkte, jene 39 Artikel aufgestellt, welche bis auf den heutigen Tag als der Inbegriff englischer Rechtgläubigkeit gelten. Die Geistlichen wollten

noch eine Nachfuge hinzusetzen, in welcher gegen jeden, der diese Artikel verkleinere, herabsetze oder verachte, harte Strafen, beim dritten Wiederholungsfalle sogar Einziehung des Vermögens und lebenslängliche Haft ausgesprochen wurden. Die Annahme derselben würde eine neue endlose Verfolgung veranlaßt haben; der geheime Rath ließ sie aber nicht zu.

Elisabeth war mit ihren Vorzügen und Fehlern so ganz Engländerin, sie war so haushälterisch, so durchaus reell und praktisch, daß das englische Volk in ihr sein eigenes Bild sehen mußte; allein wenn sie auch von der Mehrzahl angebetet wurde, so war sie doch den Katholiken, wie andererseits den Presbyterianern und den Puritanern tödtlich verhaßt. Auf den englischen Thron glaubte Jakob's V. von Schottland Tochter, **Maria Stuart**, Anspruch zu haben, deren Religion und Schönheit ihr viele Anhänger verschaffte und welche auf die Unterstützung der in Frankreich allmächtigen Guisen rechnen konnte. Dies verwickelte die Königin Elisabeth tief in die schottischen Angelegenheiten, weshalb denn auch der Streit der beiden Königinnen in vielen englischen, französischen und deutschen Geschichtswerken einen weit größeren Raum einnimmt, als wir ihm widmen dürfen. Wir wollen nur die Hauptpunkte berühren, ohne dabei, wie Dramatiker, Romantiker und Sentimentalisten gethan haben, das Schicksal der Maria Stuart mit rhetorischer Kunst tragisch auszumalen, aber auch ohne Elisabeth's Betragen gegen dieselbe rechtfertigen oder auch nur das Eine beschönigen zu wollen, daß sie dem Sohne der Maria behülflich war, den englischen Thron zu besteigen, nachdem sie seine Mutter hatte hinrichten lassen.

Die Mutter der Maria Stuart, eine Schwester der Guisen, behauptete, wie wir wissen, nach dem Tode ihres Gemahles mit Hülfe der von Frankreich gesendeten Truppen die Regentschaft Schottland's, und Maria selbst, die Erbin des schottischen Thrones, war nach Frankreich gebracht worden, wo sie als künftige Gemahlin des Königs Franz II. erzogen ward. Schon vor der Vermählung mit diesem bildete sich zwischen ihr und den Schotten eine unversöhnliche Feindschaft. Der schottische Reformator und radikale Demagog, **John Knox**, der mit seiner heftigen und erschütternden Volksberedsamkeit in England Calvin's finstere und grausame Strenge, die Lehre von der Sündhaftigkeit jedes sinnlichen Genusses und jeder Freude gepredigt hatte, war nach dem Tode Eduard's VI. zum zweiten Male nach Schottland gekommen und hatte dort einen wilden Fanatismus gegen jedes Zeichen des von der Regentin begünstigten römischen Gottesdienstes angefacht. Viele seiner englischen Schüler begaben sich, durch Eduard's Erbin verfolgt, nach Schottland, und machten in einem Lande, in welchem seit Fingal's und Ossian's Zeiten das Klima und die Nebel melancholischen Lehren Eingang verschafften und sogar Dichter gegen die Lebenslust eiferten,

unzählige Proselyten. Knox predigte wie Calvin republikanische Grundsätze; er brachte einen Bund von Gleichgesinnten zusammen, welche sich zu Mearns durch Unterschrift verpflichteten, für das wahre Evangelium zu wirken. Er mußte zwar wieder aus dem Lande fliehen und lebte eine zeitlang in Frankfurt am Main als Prediger der dorthin ausgewanderten englischen Protestanten (1554); bald aber begab er sich nach Genf und unterhielt von dort aus durch Briefe den fanatischen Geist seiner Anhänger. Diese fuhren fort, in biblischen, wider den Götzendienst gerichteten furchtbaren Ausdrücken gegen alle römischen Ceremonieen, gegen Heilige und Heiligendienst zu predigen, und vertrieben da, wo sie die Mehrzahl bildeten, die Geistlichen, zerstörten die Klöster und verbrannten allen Kirchenschmuck, sowie oft auch die Kirchen selbst.

Die junge Königin von Schottland lebte unterdessen in Frankreich, wo man damals nur an Zerstreuung und Lustbarkeiten dachte, am Hofe der Katharina von Medicis, und brachte ihre Tage im Taumel erlaubter und unerlaubter Vergnügungen unter ganz leichtfertigen französischen Hofleuten zu. Sie hatte eine Religion des Glanzes lieben und üben gelernt, welche demjenigen, der die von der Kirche vorgeschriebenen Handlungen vollbringt und den Papst für unfehlbar hält, eine leichte Sühne für alle fleischlichen Sünden verspricht; wie hätte sie sich je mit der strengen schottischen Lehre und mit dem derselben angepaßten schottischen Leben aussöhnen können? Ihre Mutter, die Regentin, hatte es durch Nachgiebigkeit dahin gebracht, daß die Schotten, Katholiken und Protestanten, ihre Einwilligung zur Vermählung ihrer Königin mit dem Dauphin Franz gegeben hatten und sogar eine Deputation ernannten, welche am 24. April 1558 der Trauung in Paris beiwohnte. Aber schon im December des vorhergehenden Jahres hatten die Grafen von Argyle, Morton und Glencairne einen Bund (Covenant) gegen die katholische Kirche geschlossen, welche sie die Teufelskirche (the congregation of Satan) nannten. Das Treiben der demokratischen Puritaner weckte daher den Verfolgungsgeist der Regentin. Einer der wüthenden Prediger derselben, der ehemalige Mönch Walter Milne, wurde verbrannt und drei andere, die sich nicht vor Gericht stellten, nach schottischem Brauche für rechtlos (outlaws) erklärt. Ganz Schottland gerieth in Bewegung. Unter diesen Umständen erschien (Mai 1559) Knox zum dritten Male in Schottland; er befand sich eben in Perth, wo der neue Cultus eingeführt war, als die Nachricht von der Verurtheilung der drei Prediger dort ankam. Knox erregte jetzt einen förmlichen Bürgerkrieg. Die Karthause zu Perth wurde eingerissen, die verbündeten Puritaner besetzten einen großen Theil von Schottland und zuletzt sogar die Stadt Edinburg; sie wurden jedoch,

sobald die Regentin und der Graf von Arran, welchem von den Franzosen der Titel eines Herzogs von Chatellerault ertheilt worden war, die französischen Verstärkungen an sich gezogen hatten, in das Gebirge getrieben und auch Edinburg kam wieder in die Gewalt ihrer Gegner.

Elisabeth's schlauer Minister, Cecil, welcher weit protestantischer war, als seine Königin, beredete diese, den schottischen Puritanern oder den sogenannten Congregationisten ihre Unterstützung zu gewähren. Elisabeth gab ungern ihre Zustimmung, obgleich Maria Stuart und ihr Gemahl sie dadurch beleidigt hatten, daß dieselben gleich dem Papste Paul IV. die Rechtmäßigkeit der Ehe ihrer Mutter nicht anerkannten und daß sie, seit dem Tode der Königin Maria, England als ihr Erbe ansahen und Titel und Wappen dieses Reiches angenommen hatten. Im October 1559 ließ die Congregation, nunmehr geleitet von Knox und dem Herzog von Chatellerault, die Absetzung der Regentin unter Trompetenschall verkünden. Elisabeth unterstützte anfangs, um nicht den Frieden mit Frankreich zu brechen, die schottischen Rebellen nur ganz insgeheim durch Geld, nachher aber öffentlich mit einer Flotte und mit Truppen. Als endlich die Franzosen ein Heer und eine Flotte nach Schottland sandten, trat auch Elisabeth mit den Reformirten Frankreichs in Verbindung, und gebrauchte sogar den Anstifter der bekannten Verschwörung von Amboise, La Renaudie, auf eine das Völkerrecht verletzende Weise. La Renaudie, dessen sehr zweideutigen Character wir in der Geschichte der französischen Religions-Kriege geschildert haben, ging selbst nach England und erhielt dort Versprechungen für den Fall, daß sein Anschlag gegen den Hof gelingen würde. Um dieselbe Zeit ward der Herzog von Norfolk beauftragt, mit den protestantischen Adelsherren (lairds) von Schottland einen Vertrag zu schließen. Dieser Vertrag ward im Februar 1560 zu Berwick geschlossen; weil aber das verbundene englische und schottische Heer den Krieg nicht mit Glück führte, so bestand Elisabeth darauf, daß ihr Minister schon im Juni mit den französischen Gesandten in Newcastle zusammenkam, wo ein vorläufiger Friedensvertrag unterzeichnet wurde.

Drei Tage vor Abschluß dieses Vertrages war die Regentin von Schottland gestorben (11. Juni 1560) und das schottische Reich kam dadurch in eine sehr bedenkliche Lage. Die Regierung fiel an die mit dem französischen Könige vermählte eifrig katholische Maria; das ganze Land aber befand sich in der Gewalt der fanatisch eifernden Protestanten. Als daher die Engländer und Franzosen, nachdem sie im Juni den Vertrag von Newcastle abgeschlossen hatten, auch einen Vertrag zwischen den Schotten und ihrer Königin vermittelten, ward in dem Letzteren die königliche Macht beschränkt und dagegen die der Landherren, welche an der Spitze der Protestanten standen, vermehrt. Durch

diesen Vertrag wurde eigentlich statt der bisherigen monarchischen und katholischen Regierung eine aristokratische und puritanische in Schottland errichtet. Nach derselben sollten die französischen Truppen bis auf eine Besatzung in Dunbar und eine in Inchkeith abziehen. Es sollten ferner durch eine Versammlung (convention) der drei Stände 24 Personen ernannt und aus diesen von der Königin sieben, von der Versammlung fünf Regenten ausgewählt werden, denen dann die Verwaltung des Reiches zu überlassen wäre. Nur Eingeborene endlich sollten zu den hohen Kronämtern ernannt werden dürfen und der König und die Königin ohne die Einwilligung der Stände kein Recht haben, Krieg zu erklären oder Frieden zu schließen. Die Puritaner gingen sogar soweit, daß sie verlangten, die neue Lehre solle im ganzen Reiche eingeführt werden; allein die Leute, welche dies forderten, waren der halb katholischen Königin Elisabeth zu sehr verhaßt, als daß ihr Minister es hätte wagen dürfen, auf einer solchen Bedingung zu bestehen. Gleichzeitig wurden Verhandlungen geführt, um den vorläufigen Vertrag von Newcastle in einen definitiven zu verwandeln, der unter manchen Hindernissen endlich am 6. Juli zwischen England und Frankreich geschlossen ward. Derselbe enthielt einen Artikel, dessen Beobachtung der Feindseligkeit der beiden Königinnen ein Ende gemacht haben würde, wenn Maria Stuart ihn ebenso bereitwillig unterschrieben hätte, als Elisabeth that. Franz II. und Maria Stuart versprachen nämlich, die Titel und Wappen von Irland und England nicht länger zu führen und Elisabeth als rechtmäßige Regentin dieser Reiche anzuerkennen. Beide verweigerten aber die Ratification dieses Vertrages, indem sie den eiteln Grund anführten, daß ihre Unterhändler keine Vollmacht gehabt hätten, die Bedingung wegen der englischen Thronfolge einzugehen. Die fanatisch-heftigen Schotten gaben ihnen bald einen besseren Grund an die Hand. Die Regierungsherren (lords of the Congregation) beriefen nämlich, ohne die Königin zu fragen, eine Ständeversammlung, schafften im Widerspruch mit dem Inhalte des geschlossenen Vertrages den katholischen Cultus im ganzen Reiche ab, gaben den dadurch Beeinträchtigten keine Entschädigung und verwandelten also die königliche Regierung in eine pietistisch-revolutionäre.

Gerade um diese Zeit (am 5. December 1560), starb König Franz II., und Maria kam in die sehr bedenkliche Stellung zwischen den verschiedenen Parteien Frankreichs, deren früher gedacht worden ist und die ihr nicht erlaubte, länger in Frankreich zu verweilen. Wir wollen ihren Lebenswandel während der Zeit, da sie in Lothringen auf die Berichtigung ihrer Witthums-Angelegenheit harrte, nicht ans Licht ziehen, weil Maria, mit Recht oder mit Unrecht, eine tragische, oft beklagte und noch öfters zur Heldin von Romanen gemachte Person geworden

ist. Wir können dies um so mehr thun, weil ihre Liebschaften in Frankreich, an denen es ungeachtet der von ihr in Lothringen gedichteten Elegieen auf ihren Gemahl nicht mangelte, nicht gleich ihren nachherigen Verbrechen in Schottland mit der Staatsgeschichte in Verbindung standen, sondern nur zu den Sitten der großen Welt gehörten. Da Elisabeth fortfuhr, in die Königin zu dringen, daß sie den kurz zuvor erwähnten Vertrag ratificiere, und da beide Frauen sich dabei mit weiblicher Heftigkeit unüberlegt ausgesprochene Ausdrücke erlaubten, so wurde bald offenbar, daß sie einander persönlich haßten. Maria sagte in Frankreich dem englischen Gesandten Throckmorton, sie wolle nicht mit den Unzufriedenen in England intrigiren, wie Elisabeth mit den Unzufriedenen in Schottland thue. Diese Beschuldigung war keineswegs unbegründet. Elisabeth verweigerte nicht allein der schottischen Königin, als diese, von drei Oheimen und von anderen Franzosen begleitet, nach Schottland zurückkehren wollte, die Durchreise durch ihr Land, sondern sie schickte auch Schiffe aus, um sie unterwegs aufzufangen. Durch einen Zufall entging Maria, die am 15. August von Calais abfuhr, dem englischen Admiral; nachdem der Anschlag mißlungen war, wurde vorgegeben, die englischen Schiffe seien nur in den Kanal ausgefahren, um Piraten aufzubringen. Sie kam am 19. August 1561 glücklich in Schottland an, wo bei der daselbst eingerichteten Oligarchie und Hierarchie Elisabeth weit mehr Einfluß hatte, als sie.

Maria Stuart ward übrigens, wie das zu geschehen pflegt, in Schottland anfangs mit großem Jubel aufgenommen; bald aber brachte ihre Schönheit und ihr jede Schranke verachtender Leichtsinn sie in größere Gefahr, als alle englischen Kabalen. Elisabeth unterstützte nicht blos die unruhigen und unzufriedenen Schotten gegen Maria, sondern sie arbeitete auch den Guisen, welche die einzige Stütze der schottischen Königin waren, in Frankreich entgegen. Die Königin Elisabeth oder vielmehr ihr getreuer, aber diplomatisch gewissenloser Minister Cecil spielte im Jahre 1562 eine unwürdige Rolle in dem damaligen Kriege der französischen Protestanten mit dem Hofe und den Guisen. Auf der einen Seite ließ er durch den englischen Minister in Frankreich, Throckmorton, die Reformirten und ihr Haupt, den Prinzen von Condé, fortwährend zum Kriege reizen, versprach ihnen Geld und Truppen und sandte sogar etwa 6000 Mann wirklich ab, wofür ihm Havre übergeben wurde; auf der andern aber wollte Elisabeth den Vertrag von Chateau Cambresis aufrecht erhalten und betheuerte ihre friedliche Gesinnung. Die Franzosen und Spanier vergalten Gleiches mit Gleichem, und suchten die englischen Katholiken, besonders die zahlreichen Vertheidiger der Rechte der Maria Stuart an den Thron, zu kühnen Unternehmungen zu bewegen. Sie waren

jedoch weniger glücklich in England, als die Engländer in Schottland und in Frankreich, und bewirkten durch ihre Kabalen nur, daß harte Strafgesetze gegen die Katholiken erlassen wurden und daß Elisabeth den Eid in Betreff der Anerkennung ihres geistlichen Supremats bei schwerer Strafe einschärfen ließ.

Während dieser ganzen Zeit hielten die Engländer Havre de Grace besetzt, welches ihnen von den französischen Reformirten als Unterpfand für die Kosten der empfangenen Unterstützung eingeräumt worden war, sowie als eine Sicherheit dafür, daß ihnen seiner Zeit Calais wiedergegeben oder eine andere Entschädigung gewährt werden sollte. Der englische Beistand war nicht kräftig genug, um Rouen halten zu können, das im October 1562 von den Franzosen erobert und acht Tage lang geplündert wurde. Man wagte nicht, der Königin von England dieses unangenehme Ereigniß mitzutheilen, bis endlich ihr Günstling, Robert Dudley, später Graf von Leicester, das verdrießliche Geschäft übernahm. Die Sachlage änderte sich ganz und gar, als im Februar 1563 Franz von Guise meuchelmörderisch getödtet wurde. Die Führer der Protestanten söhnten sich nämlich mit dem Hofe aus, und als die Engländer die Stadt Havre nur dann räumen wollten, wenn zuvor die ihnen gemachten Versprechungen erfüllt würden, konnten die Protestanten sich nicht weigern, ihre Truppen mit den königlichen zu vereinigen, um Havre wieder zu erobern. Nach langen Unterhandlungen ward die Belagerung von den Franzosen eifrig betrieben und gegen Ende Juli mußte der englische Befehlshaber in Havre, Ambrose Dudley, Graf von Warwick, den Platz unter der Bedingung, daß er nach England zurückkehren dürfe, den Franzosen übergeben. Nachdem die Parteien der Franzosen sich ausgesöhnt hatten, war für England keine Ursache der Feindschaft mehr vorhanden; Elisabeth mußte also suchen, den erlittenen Verlust zu verschmerzen und sich mit Katharina von Medicis zu verständigen. Da jedoch beide Theile nicht mehr gegen einander im Felde waren, so lag ihnen an dem Abschlusse eines Friedens wenig und dieser kam erst im April 1564 zu Stande.

In Schottland blieb Elisabeth's Einfluß und ihre Verbindung mit den Ständen bestehen, während sie zugleich Freundschaft mit Maria Stuart unterhielt und sogar das Nachfolge-Recht derselben in England anerkannte und schützte. Das Letztere gab ihr Gelegenheit, eine Art Vormundschaft über Maria in Anspruch zu nehmen und allerlei unwürdige Kabalen anspinnen zu lassen, welche den Charakter der Königin von England durchaus nicht in einem liebenswürdigen Lichte zeigen. Wir lassen es ganz unentschieden, wie vielen Antheil Elisabeth's Eifersucht wegen der vielen Liebhaber und der Schönheit Maria's oder ihre weibliche Erbitterung über den anstößigen Wandel derselben an der

grausamen Verfolgung hatte, welche seit dieser Zeit begann; sowie wir auch vermeiden, von den Männern, welche durch Elisabeth aus persönlicher Zuneigung begünstigt wurden, ausführlicher zu reden, als unser Plan einer Uebersicht des Zusammenhanges der Hauptereignisse der neueren Geschichte nothwendig erfordert.

Die schottische Königin, von Frankreich verlassen, hatte ihren natürlichen Bruder, Jakob Stuart, und den ehemaligen Staatssecretär Maitland, welche bei der Oligarchie der Congregationisten viel vermochten, zu ihren Vertrauten gemacht und sich ganz unterwürfig gegen Elisabeth gestellt. Ihre Vertrauten standen mit dem englischen Minister Cecil und mit dem oben genannten Liebhaber der Königin Elisabeth, Robert Dudley*), in Correspondenz und fragten bei jeder Gelegenheit die Königin von England um ihren Rath. Dies geschah auch, als Maria durch eine in Innsbruck angesponnene Kabale den Erzherzog Karl, Sohn des Kaisers Ferdinand, bewogen hatte, um ihre Hand anzuhalten. Elisabeth mißbilligte die Sache und ließ durch ihren Gesandten zu verstehen geben, daß sie, weil sie Maria als ihre Nachfolgerin in England anerkannt habe, die Vermählung derselben mit einem Habsburgischen Prinzen nicht zugeben könne. Maria stand also von dieser Heirath ab; Cecil aber war, da er die Fortdauer der Freundschaft der beiden Königinnen nicht wünschte, boshaft genug, der Maria durch seine Königin einen englischen Großen zum Gemahl vorzuschlagen, welcher dadurch in eben so große Verlegenheit gebracht wurde, als Maria. Dieser war kein anderer als eben Robert Dudley, Graf von Leicester, welchen Elisabeth unmöglich ernstlich vorschlagen konnte. Allgemein vermuthete man, daß derselbe nur darum von Cecil vorgeschoben sei, weil der Letztere ihn auf diese Weise mit Elisabeth zu entzweien hoffte. Maria lehnte nicht ausdrücklich ab, wählte aber doch lieber einen schottischen Großen, der mit Erlaubniß der Königin Elisabeth nach langer Verbannung nach Schottland zurückkehrte. Dieser von Maria selbst gewählte Gemahl war Heinrich Darnley**). Da

*) Er und der Graf von Warwick waren Söhne des hingerichteten Herzogs von Northumberland und ältere Brüder des Gemahls der Johanna Grey, Guilford Dudley. Als Robert Dudley's Gemahlin, Anny Robsart, starb, erzählte man sich, er habe sie aus dem Wege räumen lassen, um sich mit der Königin vermählen zu können.

**) Zur Genealogie: Heinrich's VIII. ältere Schwester war vermählt:

1. mit Jakob VI. von Schottland; ihr Sohn aus dieser Ehe war Jakob V., Vater der Maria Stuart. Jakob V. hatte von einer Tochter des Lord Erskine einen natürlichen Sohn, Lord James (Jakob) Stuart, den seine Halbschwester, die Königin, zum Grafen Murray erhob.
2. mit dem Grafen Angus; eine Tochter aus dieser Ehe wurde mit Matthias Stuart, Grafen von Lennox, vermählt, und ihr ältester

derselbe der protestantischen Kirche angehörte, so war man bis dahin in England, wo er während seiner Verbannung sich aufhielt, zweifelhaft gewesen, ob man nicht das weniger begründete Recht seiner Nachfolge auf dem Throne dem der Katholikin Maria Stuart vorziehen solle; durch die Vermählung Beider wurde aller Zweifel gehoben und der Anspruch ihrer Nachkommen an den englischen Thron unbestreitbar. Da Elisabeth von der Absicht Maria's unterrichtet war und dessen ungeachtet Darnley's Vater aus England nach Schottland reisen ließ, so kann es ihr mit dem Vorschlage, ihren Liebling Leicester mit Maria zu vermählen, unmöglich recht Ernst gewesen sein. Sie behauptete freilich, sie habe nur die Rückkehr des Vaters begünstigt, weil Maria ihm seine Güter habe wiedergeben wollen, vom Sohne aber habe sie nichts gewußt.

Das ganze Benehmen der englischen Königin war für Maria beleidigend und darauf berechnet, dieselbe zu reizen, sowie anderseits die Aufführung der Letzteren sowohl vor als nach ihrer Vermählung höchst anstößig war; wir dürfen jedoch weder auf die englischen, noch auf die schottischen Hof-Kabalen, Liebes-Abenteuer und Scandale näher eingehen. Elisabeth bot Alles auf, um die Vermählung mit dem Zweige des Hauses Stuart zu hindern, und wurde darin von Maria's natürlichem Bruder, Jakob Stuart, Grafen von Murray, unterstützt, der seit ihrer Rückkehr nach Schottland alle Staatsangelegenheiten geleitet hatte. Dieser brachte es dahin, daß die fanatisch-protestantischen Barone (Lairds), an deren Spitze neben ihm der Graf von Argyle stand, eine Art heiligen Bundes unter sich schlossen und feierlich beschworen. Sie sollen sogar, was wir jedoch nicht glauben, den Plan einer Entführung der Königin gemacht haben, um die Vermählung derselben mit Darnley zu verhindern; allerdings erschienen sie nach schottischer Art mit ihren Vasallen im Felde. Die von der Maria aufgebotene Volksmacht war ihnen jedoch vorerst überlegen und einige von ihnen hielten es für das Beste, nach England zu entfliehen, wo Elisabeth alle unzufriedenen Schotten mit offenen Armen aufnahm; Murray mußte jedoch, als er in England eintraf, in ihrer Gegenwart erklären, daß sie ihn nicht zum Ungehorsam gegen Maria aufgereizt habe, worauf ihm ein Aufenthalt in Berwick angewiesen wurde. Maria war rasch vorwärts gegangen und achtete aller Kabalen des englischen Hofes nicht, obgleich sie sich anfangs große Mühe gegeben hatte, die Zustimmung der Königin von England zu ihrer Heirath zu erlangen. Auch Darnley betrieb die Sache sehr eifrig und bediente sich eines Günstlinges der Maria, um die Königin zur Beschleunigung ihrer Vermählung

Sohn war Heinrich Darnley. Dieser hatte also, wie Maria Stuart, die Schwester Heinrich's VIII. zur Großmutter.

mit ihm zu bewegen. Dieser Günstling, welcher schon damals auf Maria's Entschlüsse großen Einfluß hatte, war der Urheber des nachherigen Unglücks derselben, David Riccio (Rizio) aus Turin. Riccio, der einen ganz ausgezeichneten Baß sang, hatte den Gesandten seines Herrn, des Herzogs von Savoyen, nach Schottland begleitet und war dort zuerst als Page und dann als Secretär für die französische Correspondenz in die Dienste der Königin Maria getreten, welche ihn mit einer zwar an sich durchaus unverdächtigen, den steifen Schotten aber anstößigen Vertraulichkeit behandelte und in den wichtigsten Dingen zu Rathe zog. Die Vermählung mit Darnley, welchen Maria schon früher zum Grafen von Roß gemacht hatte und 1565 zum Herzoge von Albany ernannte, wurde endlich wirklich vollzogen, indem Maria am 29. Juli 1565 sich in der Kapelle ihres Palastes (Holyrood-House) nach römischem Gebrauche mit Darnley trauen ließ. Schon vor der Hochzeit hatte die Königin durch eine Proclamation verordnet, daß ihr Gemahl den Titel König führen und daß alle Rescripte im Namen Heinrich's und Maria's, des Königs und der Königin von Schottland, erlassen werden sollten.

Elisabeth ihrerseits wurde zwar in der ganzen Zeit von 1562 bis 1567 von ihrem Lieblinge Leicester auf dieselbe Weise beherrscht, wie schwache Fürsten von ihren Maitressen beherrscht zu werden pflegen; sie konnte sich aber doch nicht entschließen, ihm ihre Hand zu geben. Leicester mußte die Launen seiner durchaus nicht reizenden und sehr langweiligen Königin empfinden; dafür ließ diese in vielen Fällen sich von ihm leiten, obgleich sie sehr gut einsah, daß sie ihren Ruhm als Regentin ganz allein ihren ausgezeichneten Ministern, wie einem Cecil (Lord Burleigh) und später einem Walsingham, verdanke. Elisabeth knüpfte bald mit diesem, bald mit jenem Fürsten Unterhandlungen wegen ihrer Vermählung an; am längsten dauerten die Verhandlungen mit dem Erzherzog Karl; es zeigte sich aber jedes Mal, daß es nicht ihr Ernst war, oder man nahm auch Anstoß an der Rolle, welche Leicester an ihrem Hofe spielte. Dort ging indessen äußerlich Alles sehr sittsam und anständig zu. Am schottischen Hofe dagegen wurde alle Moral, alle Würde und aller Anstand völlig aus den Augen gesetzt. Der Gemahl der Maria war roh, heftig und dem Trunke ergeben, wie die Schotten und ein großer Theil des englischen hohen Adels jener Zeit überhaupt; er war überdies furchtbar eigensinnig. Maria, welche in Frankreich sich an den italienischen Hofton, an litterarische und künstlerische Bildung, an Schmeichelei und Anbetung gewöhnt hatte, verkehrte daher lieber mit Riccio, als mit ihrem Gemahle. Dies mußte natürlich den Letzteren erbittern. Sie hatte ihn zuerst leidenschaftlich gefördert und sogar als König ausrufen, wenn auch nicht

förmlich krönen lassen; auf einmal änderte sie aber ihr Verfahren und wollte die Herrschaft nicht mehr mit ihm theilen. Besonders aufgebracht ward Darnley darüber, daß Maria, als sie Alle, welche vorher gegen sie in den Waffen gewesen waren, ächten ließ, seine Feinde, namentlich die Angehörigen des Hauses Hamilton, nicht mit einschließen wollte. Dies war politisch; Darnley hatte aber für dergleichen keinen Sinn und schrieb Alles dem Einflusse Riccio's zu, den er immer im Kabinet der Königin antraf, deren vertrauteste Correspondenz derselbe zu führen hatte. Unglücklicher Weise war Riccio bei der Vermählung der Königin auch der Schatzmeister für ihre und ihres Gemahles Schatulle geworden; er mag also oft angestanden haben, Anweisungen des Königs anzuerkennen, wenn er nicht zuvor mit der Königin Rücksprache genommen hatte. Da nun Riccio überdies als Fremder, als Katholik und als Eiferer für eine persönliche, rein monarchische Regierung der Königin dem schottischen Volke und den Lairds, besonders denen, welche aus Schottland vertrieben worden waren und an der Grenze lauerten, ebenso sehr verhaßt war, als dem Könige, so fand dieser an den Großen eine Stütze. Darnley ließ sich mit den verwegensten und verzweifeltsten Gegnern seiner Gemahlin, mit Argyle, Rothes und Anderen, in einen Bund ein, und unterzeichnete mit ihnen zwei Vertrags-Urkunden, in welchen er und seine Genossen sich nicht blos zu Aufrechthaltung seiner Kron- und Erbfolgerechte, sondern gleich Räubern zu Mordthaten und Freveln verbanden. Diese allgemeine Angabe mag hier genügen, weil wir uns nicht tiefer in die schottische Geschichte wagen dürfen. Die schauderhafte That, welche wir zu berichten haben, zeigt hinreichend, welcher Gräuelthaten der König und seine rohen Genossen fähig waren; daraus wird man leicht auf den Inhalt ihrer Verträge schließen können.

Ende Februar und am 1. März 1566 war zwischen dem Könige und den Häuptern der Protestanten der Bund abgeschlossen worden, welcher nicht blos gegen Riccio's Leben, sondern auch gegen alle Freunde und Schützer der Königin und sogar gegen die Freiheit der Letzteren selbst gerichtet war. Am 9. März 1566 überfielen darauf ritterliche Räuber, wie diejenigen sind, welche Walter Scott preist, ein Morton, ein Ruthven, ein Douglas, ein Ballentyne und ein Kerr, die Königin in ihrem Palaste Holyrood. Maria saß gerade mit einem Halbbruder und einer Halbschwester an einem Tische ihres Kabinets, und auch Riccio, sowie der Garde-Hauptmann und der Haushofmeister der Königin befanden sich im Zimmer, als plötzlich Morton mit 80 seiner Genossen den Palast besetzte und die rohen Freunde des Königs in das Zimmer der Königin stürzten. Auch der König selbst trat in diesem Augenblicke ein, setzte sich neben seine Gemahlin und hielt sie um-

schlungen. Nun erklärte Ruthven, welcher nebst anderen Verschworenen unmittelbar nach ihm erschienen war, Riccio müsse sterben. Dieser rettete sich unter dem Rufe „Justitia!" hinter den Stuhl der Königin und vergebens beschwor Maria die rohen Gesellen mit Bitten und Geberden, ihren Secretär zu verschonen, den wir zwar ebenso wenig wie die Königin von allerlei Schuld freihalten, den aber die hochmüthigen Pietisten kein Recht hatten, zu ermorden. Ballentyne drohte der Königin mit seinem Dolche, Kerr setzte ihr sein Pistol auf die Brust, Douglas riß den Dolch (dirk) des Königs von dessen Seite und stieß ihn über die Schulter der Königin hin dem Riccio, welcher neben derselben lag, in den Rücken. Der Tisch, an welchem Maria gesessen, ward umgeworfen, Riccio aus dem Kabinet in ein anstoßendes Zimmer geschleift und dort mit 56 Stichen gemordet. Während dies geschah, befanden sich Huntley, Bothwell, Maitland und Balfour, Anhänger der Königin, in anderen Zimmern des Schlosses. Sie eilten der Königin zu Hülfe und es erfolgte ein heftiges Gefecht; die Vertheidiger der Königin mußten aber zuletzt den Mördern weichen. Darnley löste am folgenden Tage das Parlament auf; die Verschworenen riefen den Grafen Murray und seine Freunde von der Grenze in die Hauptstadt und faßten den Beschluß, die Königin nach Stirling zu bringen und dort so lange in Haft zu halten, bis sie alles Geschehene gebilligt, alle den Katholiken gewährten Rechte zurückgenommen, die Kirche nach den von Knox gepredigten strengen Grundsätzen eingerichtet und ihrem Gemahle gleiches Recht und gleiche Ehre mit sich selbst (the matrimonial crown) gewährt habe. Dieses Vorhaben gelang jedoch nicht, weil Darnley sich eines Besseren besann und Murray, der Stiefbruder der Königin, sich freundlich bewies, so daß auch die Anstalten, welche Huntley und Bothwell zur Befreiung der Königin getroffen hatten, unnöthig wurden. Maria fand Mittel, bereits am 12. März in der Nacht mit Darnley und wenigen Begleitern Schloß Holyrood zu verlassen und in die Festung Dunbar zu gelangen. Hier sammelte sich die von ihr aufgebotene Ritterschaft nebst ungefähr 8000 Mann um sie. Diese zogen dann gegen Edinburg und nöthigten die von den Gegnern der Königin herbeigerufenen Freunde der Verschworenen, wieder nach England zurückzugehen, wo sie sich an den Grenzen lagerten.

Die Königin von England hatte sich in Bezug auf diese Begebenheiten gerade so, wie vorher bei der Unterstützung der französischen Reformirten, zwar sehr politisch und diplomatisch klug, aber wenig edelmüthig benommen. Sie hatte auf der einen Seite den Schein angenommen, als wenn sie für Maria besorgt gewesen wäre; auf der anderen aber hatte sie dem Grafen Murray und seinen Freunden eine Summe Geld schicken lassen, und der Graf von Bedford, welcher in

Cecil's Auftrag zu Berwick verweilte, hatte, wie wir aus Chalmers sehen, am Abend der Mord-Unternehmung dem Minister geschrieben, „daß jetzt Alles gut gehen werde." So weit glauben wir den Berichten der der Elisabeth abgeneigten Schriftsteller folgen zu dürfen; was dagegen neuerdings nach den in unseren Tagen aus dem Archiv von Simancas nach Paris gebrachten Papieren hinzugefügt wird, glauben wir nicht, bis bessere Beweise beigebracht werden. Unter diesen Papieren befindet sich nämlich auch ein Schreiben des spanischen Gesandten, Guzman de Silva, in welchem behauptet wird, Riccio's Tod sei zu London angezettelt, es seien den Verschworenen 8000 Kronen ausgezahlt worden und der englische Minister habe die Sache als eine Gelegenheit betrachtet, seiner Königin die schottische Krone zu verschaffen. Der ganze Character der großen englischen Königin erscheint, wie der fast aller großen Regenten und Staatsmänner, im Lichte bürgerlicher Moral betrachtet, durchaus unwürdig. Nachdem nämlich Elisabeth, wenn sie auch nicht Alles, was gegen Maria geschehen war, angestiftet hatte, doch von Allem, was ihr Minister gethan hatte, unterrichtet gewesen war, ließ sie der schottischen Königin doch Glück dazu wünschen, daß der Anschlag so glücklich vereitelt worden sei, und auf Ansuchen derselben den Mördern anbefehlen, ihr Gebiet zu verlassen; zugleich gab sie aber diesen den Wink, England sei groß und es genüge schon, daß sie sich von der Grenze entfernten und vorerst nicht öffentlich zeigten. Auch nachher, in der Zeit von der Wiederherstellung des Ansehens der Maria an, bis zur Geburt ihres Sohnes Jakob I., unterstützte Elisabeth fortwährend die unzufriedenen Schotten insgeheim auf eine nur des Königs Philipp II. von Spanien würdige Weise.

Maria betrug sich mit einem unbegreiflichen Leichtsinn. Sie begegnete ihrem Gemahle, auch nachdem Beide sich wieder ausgesöhnt hatten, mit schnöder Geringschätzung, behandelte ihn wie ihren Unterthan und kränkte ihn absichtlich. Man muß jedoch die Angaben Buchanan's, welcher in Hinsicht auf das Betragen der Maria gegen ihren Gemahl unerschöpflich ist, nur mit großer Vorsicht lesen, und darf nicht vergessen, daß Darnley sich nicht blos bei der Ermordung Riccio's thätig bewiesen hatte, sondern auch ein ganz roher Mensch war und in seiner Trunkenheit oft die ärgerlichsten Scenen veranlaßte. Am 19. Juni 1566, drei Monate und zehn Tage nach Riccio's Ermordung, wurde Maria zu Edinburg von einem Sohn entbunden, der dazu bestimmt war, erst unter dem Namen Jacob VI. den schottischen Thron zu besteigen und später unter dem Namen Jacob I. König von England zu werden. Elisabeth war auf einen Ball in Greenwich, als Cecil ihr leise von dieser Entbindung Nachricht gab; sie faßte sich rasch, versprach bei dem Prinzen Pathin zu sein und ernannte die Gräfin

von Argyle und den Grafen von Bedford zu ihren Vertretern bei der Taufe. Maria dagegen benahm sich auch nachher unvorsichtig; sie würdigte den Grafen Bothwell einer Vertraulichkeit, welche den streng calvinistischen Schotten, sowie den Engländern sehr anstößig war. Dies läßt sich nicht läugnen. Lingard und Chalmers wollen freilich nicht zugeben, daß Maria's Verhältniß zu Bothwell ein unmoralisches gewesen sei; aber wenn auch über diesen delicaten Punkt schwer zu entscheiden ist, so kann dagegen gar nicht bezweifelt werden, daß Maria dem Bothwell, welcher Erb-Admiral von Schottland war, Reichsangelegenheiten anvertraute, von denen ihr Gemahl entfernt ward. Bothwell leitete nämlich, obgleich er und Murray bisher persönliche Feinde gewesen, in Gemeinschaft mit diesem, mit Huntley und mit Murray's Schwager, dem Grafen von Argyle, die Verwaltung des Reiches. Der König war über seine Ausschließung so erbittert, daß er nach seiner brutalen Weise erklärte, er werde den Grafen Murray todtschlagen. Dies führte er zwar nicht aus; er verließ aber den Hof und erklärte, daß er nicht zurückkehren werde, als bis drei von ihm genannte Männer aus dem Staatsrath entfernt seien. Er begab sich hierauf nach Stirling, und würde sogar Schottland ganz verlassen haben, wenn nicht sein Vater, der Graf von Lennox, die Königin bewogen hätte, ihm zu schreiben und ihn nach Edinburg einzuladen. Die in Folge davon statt gehabte Zusammenkunft Darnley's mit Maria führte zu keinem Ziele und die Königin blieb mit ihrem Gemahle auch dann noch öffentlich entzweit, als sie vor dem versammelten Rathe sich erboten hatte, ihm, wenn er eine gerechte Beschwerde habe, alle mögliche Genugthuung zu gewähren; er ging nach Stirling zurück.

Wir geben in dieser anstößigen Periode von Maria's Leben blos die Thatsachen an, weil der eine Theil der Geschichtschreiber nur auf die Rechtfertigung der schottischen Königin bedacht ist, um den tragischen Effect ihrer Geschichte nicht zu schwächen oder auch um eine standhafte und eifrige Bekennerin der römischen Lehre gegen die Protestanten in Schutz zu nehmen, der andere dagegen alle Art von Schuld auf Maria häuft, um Elisabeth zu rechtfertigen und das Unglück der schottischen Königin als eine wohlverdiente Strafe des Himmels darzustellen. Wir sehen soviel deutlich ein, daß Maria, wenn sie auch nicht, nachdem sie über anderthalb Jahre lang mit ihrem Gemahle in offenem und ärgerlichen Zwiste gelebt hatte, an dem Anschlage Theil nahm, welcher zu Ende des Jahres 1566 gegen sein Leben beschlossen wurde, doch ganz gewiß wußte, daß ihr Halbbruder Murray und die jeder Frevelthat fähigen Genossen desselben entschlossen waren, ihn aus der Welt zu schaffen. Auch bei dieser Gelegenheit ward, wie bei der Ermordung Riccio's, nur von anderen Personen, eine förmliche Urkunde

(bond) aufgesetzt und unterzeichnet. Die Unterzeichner derselben, Huntley, Argyle, Bothwell, Maitland und Balfour, machten sich verbindlich, den König als einen Narren und Tyrannen aus dem Wege zu räumen und mit demjenigen, der die Ausführung übernehme, jede Verantwortlichkeit zu theilen. Murray blieb, wie es scheint, auch damals seiner Sitte treu, sich nie zu sehr blos zu stellen, sondern sich fern vom Schuß zu halten. Er unterschrieb nicht. Bothwell dagegen erbot sich zur Vollziehung des Mordes.

Am 17. December wurde Jakob VI. zu Stirling getauft; Darnley wohnte im Schlosse, wo die Feierlichkeit vollzogen wurde, erschien aber nicht bei derselben. Von dieser Zeit an erscheint das Benehmen der Königin Maria höchst verdächtig, und die von ihr im Januar und Februar 1567 gethanen Schritte, sowie das Zusammentreffen der damals bewirkten Isolirung ihres Gemahles mit dem Mordplane der Verschworenen stellen Maria, von welcher auch ihre Bewunderer und Lobredner einräumen müssen, daß sie leichtsinnig lebte und über bürgerliche Begriffe von Schicklichkeit und Moral weit hinaus war, in kein günstiges Licht. Nachdem nämlich Maria ihrem Gemahle anderthalb Jahre lang alles mögliche Herzeleid angethan hatte und kaum mit ihm zusammen gewesen war, ward sie auf einmal zärtlich, als Darnley zu Ende des Jahres 1566 in seines Vaters Hause zu Glasgow an den Blattern erkrankte. Sie schickte ihm zuerst ihren Arzt, kam dann selbst nach Glasgow und nahm in den letzten Tagen des Januar 1567 ihn sogar mit sich nach Edinburg, so daß Beide damals wieder ganz einig zu sein schienen. Unmittelbar darauf wurde vorgegeben, Darnley werde in einem Hause außerhalb der Stadt, welches jedoch ganz nahe an den Mauern stand, einem Geistlichen gehörte und auch einen geistlichen Namen trug (the kirk o' field), gesundere Luft genießen und, wie die Königin sagte, dem Lärm ihres Palastes nicht ausgesetzt sein. In dieses Haus wurde Darnley am 31. Januar gebracht. Er war kaum dort eingezogen, als Bothwell's Helfershelfer sich viel in diesem Hause zu thun machten und es hieß später, sie hätten dasselbe unterminirt und sowohl in die Minen, als auch in den Keller Pulver gelegt. Die Königin, die sich gerade damals gegen ihren Gemahl sehr zärtlich benahm, ließ sogar ihr Bett in einem Zimmer unter dem seinigen aufschlagen. Am Abend des 9. Februar verabschiedete sie sich von ihm, indem sie ihn küßte und ihm einen Ring ansteckte; sie begab sich nach ihrem Palaste in der Stadt, um die Hochzeit einer ihrer Damen glänzend zu feiern. Am frühen Morgen des folgenden Tages verkündigte ein furchtbares Krachen der ganzen Stadt, daß das Haus, in welchem ihr Gemahl sich befand, in die Luft gesprengt sei. Die Leiche des Königs und die eines Pagen wurden in dem Garten eines benachbarten Hauses

gefunden und zwar ohne Brandspuren und so, daß es schien, als wenn sie sorgsam hingelegt worden wären; sogar die Pantoffeln lagen neben dem todten König. Dagegen fanden sich die Leiber dreier Männer und eines Knaben unter dem Schutte des Gebäudes. Maria zeigte große Betrübniß über den Mord ihres Gemahles; sie ließ ihr Zimmer verhängen und schwarz ausschlagen; wir werden aber, wenn wir mit den leider jetzt in England, Frankreich und Deutschland so oft öffentlich verhandelten Geschichten gräßlicher Mordstiftungen und entarteter weiblicher Naturen bekannt sind, daraus keinen Beweis ihrer Unschuld hernehmen. Ein großer Theil ihrer Unterthanen schloß aus den angeführten Umständen, daß der König nebst seinem Pagen erdrosselt und herausgetragen und dann erst das Haus gesprengt worden sei.

Eine förmliche Anklage erfolgte, als gleich die ersten Untersuchungen ans Licht brachten, daß Bothwell der unmittelbare Urheber der Mordthat sei. Graf Lennox nämlich, der Vater des Ermordeten, klagte vor dem Parlament, zu dessen Berufung er die Königin gedrängt hatte, den Grafen Bothwell und einige Andere förmlich des Mordes an (24. März 1567). Er erschien jedoch an dem zum Gericht festgesetzten Tage, dem 12. April, nicht, weil die Mitglieder des Mordbundes einige 1000 Mann aufgeboten hatten. Er bat vielmehr durch einen Brief, den er am 11. April von Stirling aus schrieb, um einen Aufschub von 40 Tagen und um ein Gericht, von welchem er nicht durch den Anblick gerüsteter Streiter zurückgeschreckt werde. Sein Gesuch ward verworfen und die Gerichtssitzung trotz seiner Abwesenheit an dem bestimmten Tage gehalten. Schon vorher hatte Lennox die englische Königin um ihre Verwendung ersucht und Elisabeth hatte sogleich einen Boten mit einem Briefe voll verständiger Vorstellungen an Maria abgeschickt. Selbst Lingard erklärt, dieser Brief mache ebensowohl dem Herzen der Königin, als ihrem Geist Ehre. Aber der Propst von Berwick, der ihn überbrachte und gerade am 12. April, also an demselben Tage, an welchem das Gericht gehalten wurde, in Edinburg ankam, wurde nicht einmal bei Maria vorgelassen und auf das Schreiben erfolgte keine Antwort. Den Vorsitz bei der Sitzung vom 12. April führte ein Genosse der Angeklagten, der Graf von Argyle (hereditary justiciary of Scotland); der Ausgang war daher vorauszusehen. Das Ansuchen des Grafen von Lennox um einen Aufschub, wurde abgeschlagen und, als kein Ankläger auftrat, Bothwell, der mit 4000 Begleitern erschienen war, freigesprochen. Schon damals war ein bürgerlicher Krieg zu befürchten; denn das Volk war heftig erbittert, weil die Königin anfangs gar keine gerichtliche Untersuchung über den Mord ihres Gemahles hatte anstellen lassen, und es ward noch mehr erbittert, als sie nachher diese mitten in ihrem Laufe hemmte und den Grafen Bothwell nach wie

vor, auffallend begünstigte. Maria forderte damals ihrer Sicherheit wegen vom Grafen Marr die Uebergabe der Burg von Edinburg, welche demselben von den Ständen anvertraut worden war. Marr erfüllte zwar das Verlangen der Königin; diese mußte ihm aber dafür ihren Prinzen als Pfand geben und er nahm denselben hierauf mit sich nach Stirling.

Man wird es den Zeitgenossen und dem strengeren Theile der Nachwelt nicht verargen, wenn sie Maria's Betragen in dieser Sache verbrecherisch nannten und ihr ohne Scheu die Anstiftung des Mordes zuschrieben. Die nachher folgenden Begebenheiten zeigten die Königin in einem noch gehässigeren Lichte. Das zwei Tage nach jener gerichtlichen Verhandlung eröffnete Parlament faßte einen Beschluß über die zahlreichen Krongüter, welche Maria unbedachter Weise an die Mitglieder des Raths und ihre Anhänger verschenkt hatte. Darnley hatte lebhaft gewünscht, daß sie diese Schenkungen widerrufe; das Recht zu diesem Widerruf hatte der Monarch bis zum Ablaufe seines 25. Lebensjahres, also Maria bis zum 8. December des laufenden Jahres. Nun aber sprach sich das Parlament dahin aus, daß Huntley seine eingezogenen Güter wieder erhalten solle und daß auch die anderen Vergabungen ihren Inhabern verbleiben sollten. So behielten denn Murray, Bothwell, Morton, Crawford, Caithneß, Rothes, Semple, Herries und Maitland nicht allein die unrechtmäßiger Weise erworbenen Krongüter, sondern es ward auch der Königin und ihren Nachfolgern das Recht abgesprochen, die diesen Herren gemachten Verleihungen jemals zu schmälern. Gleich darauf, am 20. April, nachdem das Parlament aufgelöst worden war, gaben die meisten Mitglieder des Oberhauses ihren Landsleuten, den furchtbar strengen Puritanern, ein unerhörtes Aergerniß. Es unterzeichneten nämlich alle Bischöfe bis auf einen, alle Grafen bis auf zwei und alle Barone bis auf fünf, im Ganzen 24 Pairs, ein Actenstück, in welchem sie Bothwell's Unschuld behaupteten und die Verpflichtung übernahmen, ihn gegen alle Verleumder zu vertheidigen und zugleich seine Vermählung mit der Königin auf jede Weise zu befördern. Diese Verbindung ward durch das, was am 24. April geschah, noch schmählicher. Drei Tage vorher war die Königin unter dem Vorgeben, sie wolle ihren Sohn besuchen, nach Stirling gereist; auf dem Rückweg, da sie wenige Stunden von Holyrood-House entfernt war, wurde sie von Bothwell, der ihr mit 1000 Reitern den Weg verlegte, gefangen genommen. Bothwell brachte sie nebst ihrem Gefolge nach Dunbar. Er entließ dort die zugleich mit ihr fortgeführten beiden Herren Huntley und Maitland, hielt aber die Königin zehn Tage lang in Haft und gab sie nicht eher wieder frei, als bis sie in die Vermählung mit ihm gewilligt hatte. Es war daher eine natürliche Vermuthung, daß die ganze Sache verabredet gewesen sei

und daß die Ermordung des Königs in unmittelbarem Zusammenhange mit der Entführung der Königin stehe. Maria und ihre Vertheidiger und Bewunderer haben dies zwar stets geleugnet und dagegen behauptet, daß Bothwell in Dunbar Gewalt an ihr geübt und sie dann auch als seine Gefangene nach Edinburg gebracht habe; allein da Bothwell noch erst von seiner Frau geschieden werden mußte, ehe an eine Vermählung mit Maria gedacht werden konnte, so scheint es uns um so weniger möglich, die Königin von einem verbrecherischen Antheile an Bothwell's Frevelthaten freizusprechen, als auch der englische und der französische Gesandte die dringendsten Vorstellungen gegen eine Heirath machten, welche der ganzen Welt Aergerniß gab. Bothwell's Scheidungsproceß dauerte vier Tage; seine Frau, Johanna Gordon, gab ebenfalls ihre Trennungsklage ein; das reformirte Consistorium und gleichzeitig der katholische Erzbischof von St. Andrews bewilligten das Gesuch am 3. Mai. Am 12., gerade einen Monat, nachdem Bothwell als Mörder vor Gericht gestanden, erschien derselbe mit der Königin vor den versammelten schottischen Richtern (court of session) und erhielt von Maria gerichtlich Verzeihung wegen ihrer gewaltsamen Entführung und Behandlung, indem die Königin dabei noch die Erklärung hinzufügte, daß sie jetzt ganz frei sei. Am folgenden Tage (13. Mai) ernannte sie ihn zum Herzoge von Orkney, wobei sie ihm eigenhändig die Herzogskrone aufs Haupt setzte, und gewährte allen den Herren, die sich früher mit ihm gegen sie verbunden hatten, Verzeihung; schon am 15. Mai 1567 ließ sie sich in Holyrood-House mit dem „edlen und mächtigen Prinzen" trauen, nach einigen blos durch einen reformirten, nach anderen auch durch einen katholischen Geistlichen. Sie ward auch nach ihrer Vermählung noch strenge bewacht und von dem Räuberhauptmann, dem sie sich hingegeben hatte, brutal behandelt.

Die folgenden schottischen Ereignisse dürfen wir nur summarisch berühren, weil wir sonst in ein Labyrinth von Kabalen und frevelnder Frechheit und Treulosigkeit der gepriesenen schottischen Ritterschaft eingehen müßten, was unserem Zwecke, nur die Hauptpunkte der Geschichte Elisabeth's und die Jugendgeschichte ihres Nachfolgers Jakob I. zu erzählen, ganz fremd sein würde. Die Bundesgenossen Bothwell's erschraken, als sie inne wurden, daß dieser darauf ausgehe, die Königin und vermöge derselben, die Schotten zu tyrannisiren. Sie verbanden sich deshalb schon im Juni gegen ihren bisherigen Freund und Genossen, mit dem sie Raub und Frevel geübt hatten, und Murray, der sich, obwohl er sonst mit ihnen ganz einig gewesen war, in der letzten Zeit im Dunkel gehalten hatte, trat plötzlich als Rächer hervor. Der Letztere hatte von Anfang an eine Hauptrolle in den Unruhen gespielt, sich aber immer zur rechten Zeit aus dem Spiele

gezogen; er war nach Frankreich gegangen und hoffte jetzt, daß ihm die Regentschaft und die Aufsicht über den jungen Prinzen werde übertragen werden. Die Verbündeten*) hatten zuerst die Absicht, Maria und ihren Gemahl in Edinburg, wo sie auf die Einwohner rechnen konnten, zu überfallen. Dies konnte aber nicht geschehen, weil Bothwell sich mit der Königin, welche er mitschleppte, nach Borthwick rettete und, als er von den Verbündeten auch dahin verfolgt wurde, nach Dunbar eilte. Die Empörer zogen hierauf (11. Juni) in Edinburg ein und erließen von dort aus Proclamationen an die Nation, in welchen sie Bothwell beschuldigten, daß er Darnley gemordet, sich der Königin hochverrätherisch bemächtigt, sie zur Ehe gezwungen habe und jetzt im Begriffe sei, sich auch des Prinzen zu bemächtigen, um, wie sie mit harten Worten sagten, ebenso den Thronerben zu morden, wie er dessen Vater gemordet habe. Die Königin schloß sich damals offenbar ganz freiwillig an Bothwell an; denn er hatte, als er auf seiner Flucht nach Dunbar Morgens von Borthwick abreiste, die Königin mit ihren Dienern in Borthwick ganz allein zurückgelassen und sie kam am Abend freiwillig zu ihm nach Dunbar. An dem letzteren Orte vereinigte Bothwell eine bedeutende Anzahl von seinen und der Königin Vasallen und zog dann gegen Edinburg, wo die Verschworenen eine Regentschaft zu errichten wünschten, von welcher sowohl Bothwell als Maria ausgeschlossen werden sollten. Vor den Truppen ließ Maria eine Proclamation verlesen, worin sie erklärte, Niemand wünsche mehr als sie, den Tod Darnley's zu rächen; die Unschuld Bothwell's sei von den Führern des Aufruhrs ausdrücklich anerkannt worden und das Gerede von ihrer Unfreiheit sei erlogen. Die Verschworenen zogen ihr mit den Leuten, die sie um sich gesammelt hatte, bis zu den Höhen von Carbery, nahe bei Edinburg, entgegen, und am 15. Juni standen beide Heere vom frühesten Morgen an bis um 9 Uhr Abends einander gegenüber. Auf der Fahne der Königin sah man den schottischen Löwen, auf der Fahne der Verbündeten den Leichnam Darnley's, unter einem Baume liegend, daneben einen knieenden Knaben und die Worte: „Gott, räche meine Sache!“ Zum Kampfe kam es nicht; ein Vermittlungs-Versuch des französischen Gesandten blieb ohne Erfolg und ein Zweikampf, zu welchem Bothwell sich bereit erklärte, kam nicht zur Ausführung; während der Besprechungen löste das Heer der Königin sich auf und sie fügte sich einer Uebereinkunft, gemäß deren Bothwell gehen konnte, wohin er wollte, die Königin aber mit den Verschworenen, welche Ehrfurcht

*) Genannt werden die Grafen Morton, Marr und Athol, die Barone Home, Semple und Lindsay und die Lairds von Tullibardine und Grange, zu denen nachher noch Montrose, Glencairne, Ruthven und Sinclair sich gesellten.

und Ergebenheit heuchelten, nach Edinburg ziehen mußte. Die beiden Vermählten sahen sich nicht wieder.

Morton, dem Maria übergeben ward, erwies ihr allerdings zuerst die einer Königin gebührende Ehre; sie ward aber, schon als sie gegen 10 Uhr Abends in die Stadt kam, inne, was ihrer warte. Das Volk empfing sie mit tobendem Schreien und man trug die Fahne mit dem Bild ihres todten Gemahls vor ihr her. Auch ward Maria nicht in ihren Palast, sondern in das Haus des Stadt-Profoßen gebracht und hier durfte Niemand, selbst keine ihrer Mägde, zu ihr gelassen werden. Nachdem sie 22 Stunden im Todesschrecken dieser Einsamkeit weinend und klagend zugebracht hatte, ward sie unter starkem militärischem Geleite nach Holyrood-House gebracht; sie ging zu Fuße. Die hartnäckige Vorliebe für Bothwell, die sie immer noch kundgab, gereichte ihr zu großem Unheil. Wenigstens gehörte sie zu den Gründen, welche die Lords anführten, als sie beschlossen, die Königin solle nach der Burg Lochlevin geführt werden, welche dem William Douglas, einem Halbbruder Murray's, des natürlichen Bruders der Maria, gehörte. Hier kam sie am 17. Juni an und stand unter der Aufsicht ihrer Todfeindin Margaretha Erskine, der Mutter Murray's. Bald wurde in einem Kästchen, das ihr einst von ihrem ersten Gemahl, dem König von Frankreich, geschenkt worden war, ihr Briefwechsel mit Bothwell gefunden, der sie in einem höchst ungünstigen Lichte zeigte. Auch traf Knox wieder in Edinburg ein, trat in den engsten Bund mit dem rebellischen Adel und berief sich in seinen Predigten auf das alte Testament, um die Absetzung ruchloser Könige zu rechtfertigen. Am 25. Juli erschien Lindsay, das Haupt der Frommen, von denen dies Alles ausging, zu Lochlevin; Maria wurde beredet und eingeschüchtert, bis sie sich endlich durch die Unterschreibung dreier Actenstücke verpflichtete, die Regierung niederzulegen, den Grafen von Murray als Reichsverwalter anzuerkennen und die Erziehung ihres Sohnes ganz den puritanischen, das heißt pietistischen, Schotten zu überlassen.

In dieser Zeit war wieder Elisabeth für Maria gegen die Rebellen, ihr Minister Cecil aber für die Letzteren und gegen die schottische Königin thätig; denn jene haßte, nicht blos so lange John Knox Volks-Papst der Schotten war, sondern auch später, als nach dessen Tode (1572) minder wüthende Demokraten das große Wort führten, alles Puritanische und besonders jedes Auflehnen gegen einen legitimen Herrscher; Cecil aber wollte den Katholicismus und folglich auch die Königin Maria am liebsten ganz unterdrücken. Wir berühren hierbei viele Geschichten, über welche seit Robertson und Hume unzählige Bände von Actenstücken und Forschungen bekannt gemacht worden sind, lieber gar

nicht, als daß wir sie oberflächlich behandeln sollten*). Murray spielte eine ähnliche Rolle, wie Elisabeth, welche ihren Zorn gegen die frommen Schotten wiederholt aussprach und Alles aufzubieten schien, um der Königin Maria zu helfen, während sie eigentlich nichts that. Murray blieb in Frankreich, bis nach seiner Ernennung zum Regenten und nach der Krönung des damals erst 13 Monate alten Königs Jakob VI. seine Stunde kam. Diese Krönung wurde am 29. Juli zu Stirling vorgenommen; Morton leistete den Eid im Namen des Kindes, die Lords schwuren Treue auf das Haupt desselben und Knox hielt die Festpredigt. Nun erst eilte Murray über London nach Schottland und besuchte, ehe er die Regierung übernahm, am 15. August 1567, die Königin, seine Halbschwester, in ihrer harten Gefangenschaft zu Lochlevin. Dieser Besuch dauerte eine Nacht und einen Tag. Der Bericht des englischen Gesandten Throckmorton über denselben zeigt uns in Murray den vollendeten Diplomaten, dem die Herrschaft jedes Opfer werth ist, und zugleich den Bibelfesten, der aus lauter Liebe zu Gott alle Liebe zu seinen Verwandten und Nebenmenschen ganz aus dem Herzen ausgerottet hat. Wir müssen jedoch gestehen, daß wir auch Maria's Betragen in dieser Zeit höchst unwürdig finden. Wir wollen das Klagen, Weinen und Jammern dem schwachen Weibe nicht anrechnen, wohl aber, daß Maria, während sie in der Gewalt ihrer Feinde war, aus Edinburg einen überzärtlichen Brief an Bothwell schrieb, der mit ihren anderen Briefen an diesen Bösewicht an das Licht kam. Murray behauptete sogar gegen fremde Mächte, daß nur die Thränen und Bitten, mit welchen Maria ihn zu Lochlevin bestürmt habe, ihn bewogen hätten, die Regentschaft zu übernehmen. Die schottischen Frommen bewiesen durch den Eid, den sie durch Murray leisten ließen, daß sie gleich den Pietisten unserer Tage für Calvin's Lehre nicht weniger unduldsam und fanatisch waren, als die Jesuiten für die päpstliche. Während nämlich Maria duldsam gewesen war, mußte Murray versprechen, nicht nur dahin zu arbeiten, daß die wahre Kirche, das heißt die Lehre, welche Knox verkündigt hatte, allein herrschend werde, sondern auch alle Ketzer und Ketzereien auszurotten**)

Murray's Mutter, einst die Geliebte Jakob's V., ward von ihm als Kerkermeisterin seiner in Lochlevin gefangen gehaltenen Halbschwester Maria gebraucht. Murray's Bruder aber, Georg Douglas, verliebte sich in diese und verhalf ihr am 25. März 1568 zur Flucht. Schon war Maria, als Wäscherin verkleidet, außerhalb der Burg und hatte ein Boot

*) Sehr anziehend und zuverlässig sind diese Forschungen und ihre Ergebnisse zusammengestellt von Mignet in „Histoire de Maria Stuart“, Paris 1851.

**) And out of this realme of Scotland and impyre thairof i sall be caire to ruite out all hereticks and enemies to the trew worship of God.

bestiegen, als die Schiffleute, welche sie über den Fluß setzten, Verdacht schöpften und sie zurückbrachten. Georg Douglas, welcher hierauf die Flucht ergriff, verschaffte am 2. Mai der Königin die Freiheit vermittelst eines jungen Menschen von 16 Jahren, welchen man in der Gegend den kleinen Douglas nannte. Dieser rettete Maria glücklich aus Lochlevin zu Georg Douglas, der sie dann auf die Burg Hamilton brachte, wo der Erzbischof von St. Andrews mit anderen Anhängern sie empfing. Sobald die Königin in Sicherheit war, sandte sie einen Boten an Bothwell, der sich damals in Dänemark befand; dann widerrief sie die Thron-Entsagung, welche, wie sie sagte, mit Gewalt von ihr erpreßt worden sei. Jetzt boten ihr acht Grafen, neun Bischöfe, 18 Lords und über 100 Barone Hülfe an, und es sammelten sich viele Getreue um sie. Mit diesen zog sie von Hamilton aus, um nach Dumbarton zu gehen, als plötzlich unterwegs Murray, den ein Theil des Adels und die Städte Dunbar, Glasgow, Edinburg unterstützten, mit einer auserwählten Schaar sich auf einem Hügel zeigte. Maria's Begleiter, auf ihre Zahl vertrauend, stürzten sogleich auf den kleinen Haufen des Regenten; sie wurden aber geschlagen und zerstreut. Man nennt dieses Gefecht die Schlacht von Langside. Die Königin entfloh; sie wußte jedoch nicht, wohin sie sich wenden solle, weil der Weg in das Hochland gesperrt war. In Schottland gab es keinen Zufluchtsort mehr für sie. Sie faßte daher den Entschluß, sich der Königin von England in die Arme zu werfen. Am 16. Mai setzte sie in einem Fischerboot über den Solway-Busen und landete an der Küste von Cumberland.

Elisabeth benahm sich auch bei dieser Gelegenheit ihrer gepriesenen diplomatischen und politischen Weisheit gemäß. Sie gewährte der schottischen Königin einen Aufenthalt zu Carlisle, nahe der schottischen Grenze, wodurch Murray und seine Schotten in solche Verlegenheit gebracht wurden, daß dieselben sich die Beherrscherin von England als Schiedsrichterin in ihrem Streite mit ihrer Königin gefallen lassen mußten. Elisabeth bewies sich ferner freundlich und höflich gegen Maria, ließ dieselbe aber in Carlisle genau beobachten und erklärte, daß, ehe sie sich ihrer annehmen könne, Maria sich in Betreff der Ermordung ihres Gemahles rechtfertigen müsse. Dies verschaffte der englischen Königin die Möglichkeit, jeden Augenblick ihre Nebenbuhlerin zu verderben. Auch jetzt war Cecil (Lord Burleigh) im Geheimen thätig. Dieser Feind der Maria und ihrer Religion hatte von jeher ihr stets entgegengearbeitet, indem er theils seine Königin gegen sie aufreizte, theils selbst oder durch seine Creaturen, denen die Unterhandlungen überlassen waren, die Sachen in eine von seiner Königin nicht vorhergesehene Lage brachte. Auch das ganze Jahr 1568 hindurch hielt er

Maria und die Schotten in Schrecken und verschaffte seiner Königin den Triumph, daß der schottische Regent Murray, durch Unruhen in seinem Lande geschreckt, sich nach England begab, um vor Elisabeth's Ministern als Ankläger seiner Schwester und Königin aufzutreten, und daß Maria sich dazu verstand, die Engländer als Richter in ihrer Sache anzuerkennen. Dabei verweigerte Elisabeth standhaft die von Maria inständig begehrte persönliche Zusammenkunft, da die Königin von Schottland sich erst von der Anschuldigung, am Tod ihres Gemahls mitschuldig zu sein, vollständig gereinigt haben müsse. Bald wurde Maria von Carlisle weg, mehr in das Innere des Landes, nach dem Schloß Botton in Yorkshire, gebracht.

Die Versammlungen, welche in Betreff der schottischen Königin zu York und zu Hamptoncourt gehalten wurden, endigten ohne eigentliches Resultat. Dagegen benutzte Murray den Ehrgeiz des protestantischen Herzogs von Norfolk und dessen Freundschaft mit den Grafen von Arundel und Pembroke, sowie mit den Herzogen von Northumberland und Westmoreland, mit Derby, Sussex und Cumberland, welche im geheimen Rathe saßen, um durch diesen eine Heirath zwischen Maria und Norfolk in Vorschlag zu bringen, gab aber nach seiner diplomatischen Weise, ehe er nach Schottland zurückging, der Königin Elisabeth einen Wink von dem Project. Diese ward darüber heftig erbittert und ließ die schottische Königin auf die Burg Tutbury in der Grafschaft Strafford bringen, wo sie am 3. Februar 1569 ankam und fortan durch den Grafen von Shrewsbury, später aber, als dieser sich zu nachsichtig erwies, durch ihren Feind, den Grafen von Huntingdon als Gefangene bewacht wurde. Im Mai ward jener Vorschlag, welchen Norfolk zuerst abgelehnt hatte, erneut und auch der Günstling der englischen Königin, der Graf von Leicester, für denselben gewonnen. Norfolk, Arundel und Pembroke unterzeichneten einen Brief, in welchem sie unter vier Bedingungen versprachen, die Wiedereinsetzung Maria's in die Regierung durch Elisabeth und durch Murray zu bewirken. Im Juni und Juli 1569 wurde dann mit Maria unterhandelt. Die Herren, welche Mitglieder des geheimen Rathes waren, theilten sogar der Königin von England die drei ersten der vier Bedingungen mit, unter welchen Maria durch Elisabeth und durch Murray wieder eingesetzt werden sollte; sie verschwiegen aber die vierte, nach welcher Maria sich mit dem Herzoge von Norfolk vermählen sollte. Elisabeth hatte jedoch durch Murray Kenntniß davon erhalten und die argwöhnische Königin mußte um so heftiger erbittert werden, da sie bald erfuhr, daß man, ohne sie zu fragen, bereits alle Einleitungen zu jener Vermählung getroffen habe. Schon hatte Bothwell, welcher zuerst auf den Orkney-Inseln Seeräuberei getrieben hatte, dann in Dänemark eingekerkert worden war und

dort ein höchst elendes Leben führte,*) schriftlich seine Einwilligung in eine Ehescheidung gegeben, und die Könige von Frankreich und Spanien waren durch ihre Gesandten um ihre Zustimmung zu jener Heirath gebeten worden, als Murray, welcher die Sache in Vorschlag gebracht hatte, Alles durch eine neue Intrigue vereitelte. Er verhinderte nämlich die erforderliche Einwilligung des schottischen Parlaments in die Scheidung, anstatt dieselbe zu fördern. Elisabeth erhielt von ihrem Grafen von Leicester das Geständniß, daß auch er mitgewirkt habe, um Norfolk mit Maria zu vermählen. Auf den Letzteren fiel dann der ganze Zorn der Königin, welche dagegen dem Grafen von Leicester bald verzieh. Sie gebot dem Herzoge von Norfolk, niemals an diese Vermählung zu denken, und forderte ihn, als er sich nach Norfolk begeben hatte und in mehreren Grafschaften unruhige Bewegungen ausbrachen, entschieden auf, nach der Hauptstadt zu kommen. Da er Krankheit vorschützte, ließ sie ihm sagen, er möge sich in einer Säufte herbeitragen lassen. Nun erschien er und wurde sogleich in den Tower gesetzt. Im Jahre 1571 wurde er um der Maria willen in einen Proceß verwickelt, der für ihn, Northumberland, Westmoreland und Andere verderblich war. Den Ausgang der Geschichte der Königin Maria werden wir theils gelegentlich in den folgenden Paragraphen, theils wenn von Jakob I. Regierungsantritt die Rede ist, berichten können.

7. England unter Elisabeth in der nächsten Zeit nach 1570.

In dem Augenblicke, als einerseits in England und Schottland viele Großen für Maria Stuart conspirirten, andererseits aber der Papst, Philipp II., und die fanatische Partei in Frankreich die Unzufriedenheit der Schotten und Engländer nährten und dieselben durch geheime Agenten, durch Geld und sogar durch Truppen unterstützten, begann auch Elisabeth, ihren auswärtigen Feinden Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Dieses Verfahren der englischen Königin und die Streitigkeiten, in welche sie dadurch mit den Franzosen und mit Philipp II. gerieth, sind bereits früher dargestellt worden; hier wollen wir nur in der Kürze darauf zurückkommen.

Elisabeth hatte nicht nur schon längst den französischen Protestanten Geld und Truppen geliehen, sondern auch 1568 genuesisches Geld, welches auf spanischen Schiffen nach den Niederlanden zu Alba gebracht werden sollte, aber in englische Häfen gelangte, mit Beschlag belegt. Der spanische Gesandte hatte hierauf heftige Schmähschriften in London verbreiten lassen, wofür ihn die Königin einige Tage lang in seinem

*) König Friedrich II. lieferte ihn zwar weder an die Schotten noch an Elisabeth aus, hielt ihn aber bis an seinen Tod, der 1576 erfolgte, zu Malmö in Schonen eingeschlossen.

Hause polizeilich bewachen ließ. Von dieser Zeit an neckten Spanien und England einander unaufhörlich; der Vortheil aber war ganz auf Seiten der Engländer, welche nicht blos die Colonieen der Spanier plünderten, sondern auch vermittelst der aus Frankreich und den Niederlanden vertriebenen protestantischen Handelsleute und Fabrikanten die Gewerbe und den Handel Europas an sich zogen. Wenn Philipp II. nicht in Hinsicht auf England dieselbe vorsichtige und arglistige Politik befolgt hätte, die er gegen Frankreich anwandte, so hätte er 1570 der Königin Elisabeth sehr schaden können. In Schottland war nämlich im Januar dieses Jahres der Regent Murray als Opfer einer Privatrache in der kleinen Stadt Linlithgow meuchlerisch erschossen worden, und eine mächtige Partei hatte in Verbindung mit den reichen katholischen Grafen von Northumberland, Westmoreland und Anderen den Plan gemacht, Maria zu befreien und wieder in Schottland einzusetzen. Die Verbündeten hatten ihr Vorhaben dem Herzoge von Alba mitgetheilt; dieser ließ jedoch, anstatt alte Truppen nach Schottland zu schicken, nur den Oberst Vitello, welcher freilich selbst ein sehr geschickter Officier war, hinüberreisen. Die Rebellen selbst hatten zwar einige 1000 Mann Fußvolk und Reiter zusammengebracht; Vitello konnte aber mit diesen nichts anfangen. Ihre Schaaren zerstreuten sich, sobald der Graf von Sussex von Norden und der Graf von Warwick von Süden her mit regelmäßigen Truppen gegen sie anrückten. Westmoreland flüchtete sich in die Niederlande, wo er starb. Northumberland floh zu den Schotten, wurde aber von ihnen ausgeliefert und in York enthauptet; sein Bruder ward in den Tower gesetzt, wo er 1584 sich selbst das Leben nahm. An die Spitze der Gegner Maria's trat nun Darnley's Vater, der Graf Lennox; dieser wurde im Juli 1570 zum Regenten für den jungen König Jakob ernannt.

Die grausamen Strafen, welche im Norden vollzogen wurden, sowie die vielen Güter-Einziehungen und Hinrichtungen vermehrten die Macht der englischen Regierung und vernichteten dagegen die fürstliche Gewalt der großen Vasallen, während diese gerade damals in Frankreich wieder sehr vermehrt ward. Mit welcher Grausamkeit die Bevollmächtigten der Königin Elisabeth, ohne daß diese von der Sache Notiz nahm, in den Jahren 1570 bis 1572 nach den bestehenden Gesetzen verfuhren, kann man daraus abnehmen, daß alle Reichen und Begüterten im Norden und Westen in die Sache verwickelt wurden, um den Fiscus zu bereichern, sowie daß die Zahl der hingerichteten Katholiken mehr als 800 betragen haben soll und daß in dem 60 englische Meilen langen und 40 breiten District zwischen Newcastle und Wetherby es keinen einzigen Ort gab, in welchem nicht einige Einwohner gehängt wurden. Der schottischen Königin schadete der Auf-

stand nicht blos dadurch, daß man sie fortan, mit Recht oder mit Unrecht, des Zusammenhanges mit den inneren Feinden der Elisabeth und den auswärtigen katholischen Mächten beschuldigen konnte, sondern sie ward auch von Tutbury nach dem festen Coventry in Warwickshire gebracht und weit strenger als vorher beobachtet; später kam sie nach Chatsworth in Devonshire, wo neue Verhandlungen mit ihr gepflogen wurden. Auch der Herzog von Alba schadete der unglücklichen Königin durch die Unterstützung ihrer schottischen Anhänger und bewirkte, daß Schottland ganz von England abhängig ward. Um sich nämlich der Spanier und der Papisten zu erwehren, mußten die Presbyterianer und Puritaner in England Hülfe suchen. In Schottland hatte Graf Lennox dasselbe Schicksal wie sein Vorgänger Murray; er wurde im September 1571 von der Gegenpartei, welche man die „Lords der Königin" nannte, zu Stirling überfallen und getödtet. Ihm folgte als Regent der Graf von Marr, welcher noch in demselben Jahr starb, vielleicht ebenfalls ein Opfer des Partei-Kampfes. Der Nachfolger desselben, Morton, war schon ganz im Gehorsam der Engländer.

Ein lächerlicher Proceß, welcher in Rom gegen Elisabeth geführt wurde, und die Theilnahme des Herzogs von Alba an der Bekanntmachung einer in Folge desselben erlassenen päpstlichen Verdammungsbulle verschaffte der Königin Elisabeth eine größere Macht und ward den Katholiken verderblich. Papst Pius IV. hatte kluger Weise die englische Königin für katholisch gelten lassen; er hatte sie durch Botschaften und Briefe aufgefordert, auch öffentlich in den Schooß der Kirche zurückzutreten, und sie sogar eingeladen, ihre Bevollmächtigten auf das Tridentiner Concilium zu schicken. Sein Nachfolger, Pius V., dagegen dachte und handelte ganz anders. Er forderte die Könige von Frankreich und Spanien feierlich auf, sich der Königin von Schottland, als der Stütze des Katholicismus unter den Briten, kräftig anzunehmen; und sobald er erfuhr, daß Elisabeth die oben erwähnten Untersuchungs-Commissionen in York und Westminster gegen Maria bestellt habe, leitete er einen geistlichen Proceß gegen die Königin von England ein. Dieser Proceß endigte mit dem richterlichen Spruche, daß der Papst eine Bulle ausfertigen solle, in welcher, nach Aufzählung aller Vergehungen der englischen Königin, dieselbe des Verbrechens der Ketzerei für schuldig und ihres vorgeblichen Rechtes an die englische Krone für verlustig erklärt, auch ihre Unterthanen von dem geleisteten Eide der Treue entbunden würden. Der Papst ließ wirklich eine solche Bulle ausfertigen; er machte sie aber lange Zeit hindurch nicht bekannt. Dies geschah erst dann, als die Nachricht vom Scheitern des durch Northumberland und Westmoreland veranlaßten Aufstandes und von

den grausamen Strafen, welche in Folge desselben über die Katholiken verhängt wurden, nach Rom kam. Jetzt beschloß der Papst am 25. Februar 1570 die Bekanntmachung der Bulle. Er schickte Exemplare derselben an den Herzog von Alba. Dieser sandte einige derselben an den spanischen Gesandten in London, und am 15. Mai fand man die Bulle am Thore des bischöflichen Palastes von London angeschlagen. Mehrere Personen wurden dieser Sache wegen grausam gefoltert und ein gewisser Felton, welcher eingestand, daß er die Bulle angeschlagen habe, am 8. August als Hochverräther hingerichtet. Die päpstliche Bulle hatte keine andere Wirkung, als daß die Katholiken aufs Neue zu leiden hatten. Viele Unschuldige verloren der damaligen englischen Kriminal-Justiz gemäß, und bei der Leichtigkeit, falsche Zeugen zu erhalten, das Leben, und es wurden die grausamsten Gesetze gegen die Katholiken erlassen, weil die Nation es sehr übel aufnahm, daß der Papst die Rechtmäßigkeit der Geburt ihrer Königin und somit ihre Berechtigung zum Regieren hatte zweifelhaft machen wollen. Da ferner der Papst für Maria entschieden hatte, so mußten fortan Elisabeth und die Protestanten in dem Leben der schottischen Königin eine Gefahr für sich und ihre Religion finden, besonders nach demjenigen, was sie von den Tausenden französischer und niederländischer Emigranten über die Jesuiten und die Inquisition auf dem Festlande hörten. Von großer Bedeutung waren die zwei geistlichen Seminarien, welche im Ausland angelegt wurden, um eine Anzahl junger Engländer, die für die Herstellung des Katholicismus begeistert waren, heranzubilden und ihnen Anhaltspunkte zu gewähren. Das eine derselben wurde zu Douai errichtet und später (1575) nach Reims verlegt; aus diesem wurden Hunderte von jungen Priestern nach England gesandt, um ihre Grundsätze von Haus zu Haus zu verbreiten. Das andere wurde unter der Mitwirkung Gregor's XIII. in Rom selbst aus den Mitteln, die den englischen Hospizien zu Gebote standen, begründet. Später schickte auch der Jesuitengeneral zwei Mitglieder seines Ordens, Parsons und Campian, nach England, um für die Herstellung der alten Kirche und die Befreiung der Königin von Schottland zu wirken; Campian kam auf die Folter und wurde hingerichtet; Parsons wußte sich den Nachstellungen zu entziehen.

Eine neue Kabale, welche vom Papste, vom Großherzoge von Florenz und von Alba zu Gunsten der Maria angesponnen ward, kostete auch dem Herzog von Norfolk das Leben. Dieser übernahm es nämlich, nach Schottland eine Summe Geld zu befördern, welche für die dortigen Anhänger der Maria bestimmt und vermittelst eines Florentinischen Banquiers, Ridolfi, nach England geschickt worden war. Die Sache wurde verrathen, viele Leute gefoltert, viele angesehene Herren

verhaftet, und auch Norfolk, dem man eine bedingte Freiheit unter strenger Aufsicht gewährt hatte, am Ende des Jahres 1571 wieder in den Tower gebracht. Am 14. Januar 1572 stellte man ihn in Westminster vor ein Gericht, bei welchem der Graf von Shrewsbury den Vorsitz führte und das ihn nach zwei Tagen einstimmig zum Tod verurtheilte; Elisabeth aber nahm das ausgefertigte Urtheil mehrmals wieder zurück, so daß Norfolk's Hinrichtung erst am 2. Juni erfolgte.

Kurz vorher hatte die Königin einen Vertrag mit Frankreich geschlossen und glaubte nun die Angelegenheiten von Schottland nach ihrem Vortheil vermitteln zu können. Hiermit eifrig beschäftigt, erhielt sie die Nachricht von der Bartholomäusnacht. Sie ließ den französischen Gesandten, der Erläuterungen über das Ereigniß geben sollte, anfangs gar nicht vor sich und empfing ihn dann umgeben vom Staatsrath und von ihren Damen, die sämmtlich in tiefe Trauer gekleidet waren. Sie ließ die südwestlichen Häfen befestigen und war fester als vorher entschlossen, Maria Stuart nicht freizulassen. Die protestantische Gesetzgebung Englands und seines Parlaments, in welchem zum großen Verdruß der Königin immer mehr Puritaner (Pietisten) Sitz und Stimme erhielten, wurde ebenso furchtbar gegen die Katholiken, als die jesuitische überall gegen die Protestanten war. Noch im Jahr 1572 erklärte das Parlament es für Hochverrath, wenn einer die Königin eine Ketzerin nenne, wenn er sage, das Parlament habe kein Recht, die Nachfolge zu ordnen, wenn er eine Bulle oder irgend einen Auftrag vom Papste annehme. Ja, man drang bereits im Parlament darauf, daß gegen die Königin von Schottland eine bill of attainder erlassen werde. Der puritanische Fanatismus ging später so weit, daß die Strafe ewigen Gefängnisses darauf gesetzt wurde, wenn einer sich unterstehe, Rosenkränze oder Agnus Dei, welche in Rom geweiht worden waren, nach England zu bringen. Im November 1581 wurden acht Priester wegen ihres Zusammenhanges mit dem Papste und den Jesuiten verurtheilt und öffentlich hingerichtet. Freilich hatte im Anfang dieses Jahres das Ordenskapitel der Jesuiten zu Rom sich eingehend mit den schottischen Angelegenheiten beschäftigt. Morton, der Jahre lang mit Kraft und Glück die Regentschaft für Jacob VI. geführt hatte, war verdrängt und hingerichtet worden; der junge König hatte sein ganzes Vertrauen einem Günstlinge zugewandt, den er zum Grafen von Lennox erhob und der mit den Jesuiten, den Guisen und dem König von Spanien enge Verbindungen unterhielt. Im Jahre 1582 ward es in England für Hochverrath erklärt, wenn man Jemanden bekehre oder dem Uebertritte eines Protestanten zur katholischen Religion beiwohne. Zu gleicher Zeit wurde der Besuch der anglikanischen Kirchen auf eine Weise eingeschärft, welche die deutschen Zeloten der

neuesten Zeit zu empfehlen sehr geneigt sein würden. Wer nämlich einen Monat lang nicht in der Kirche gesehen ward, mußte 200 Mark Strafe bezahlen. Im Jahre 1584 wurden zwei Personen, blos um die Art ihres Zusammenhanges mit den Katholiken herauszubringen, grausam gefoltert, der spanische Gesandte aus dem Reiche gewiesen und 70 Priester zum Tode verurtheilt. Dieses Verfahren der theologischen Juristen war aber doch der Königin selbst zu arg; sie tadelte die Richter wegen der Anwendung der Folter und ließ jene Priester nicht hinrichten, sondern nur aus dem Reiche jagen. Dagegen erklärte das Parlament diejenigen Engländer, die auf den ausländischen Seminarien studirten, für des Hochverraths schuldig, wenn sie nicht innerhalb sechs Monaten heimkehren würden.

England blühte trotz dieser Verfolgungen und ward eine Hauptmacht; denn die Verwirrungen und Kriege in Frankreich und den Niederlanden trieben damals Handel, Industrie, Schiffahrt und Gewerbe nach England hinüber. Gelehrte und Dichter der ersten Größe verkündigten den Ruhm der diplomatischen und praktischen, dem Romantischen wie dem Sentimentalen abgeneigten Königin. Franz Drake umschiffte mit der Flotte derselben die Erde und nahm später den Spaniern in Westindien ungeheure Beuten ab; Frobisher suchte im Eismeer die nordöstliche Durchfahrt nach Indien; und der grausamste aller russischen Czaren, Iwan II. (VI.) Wasiljewitsch, der Schreckliche genannt, knüpfte mit Elisabeth Verbindungen an und begünstigte den englischen Handel in Rußland.

Inhalt des zehnten Bandes.

Geschichte der neueren Zeit.

Seite

V. Karl V. und das deutsche Reich vom Ende des Schmalkaldischen Krieges bis zum Augsburger Reichstag von 1555.

VI. Deutschland, Frankreich und Spanien bei Abschluß der Reformation und Beginn der Gegenreformation.

VII. Ergänzung der Notizen über Litteratur und Bildung der Italiener, Deutschen und Franzosen im 16. Jahrhundert.